

Carola Jäggi · Bernd Nicolai (Hrsg.)

Mittelalterliche Klosteranlagen

NEUE FORSCHUNGEN, NEUE THEMEN

SCHNELL + STEINER

MITTELALTERLICHE KLOSTERANLAGEN

- Neue Forschungen, neue Themen -



Organisation der
Vereinten Nationen für
Bildung, Wissenschaft
und Kultur



Benediktinerinnen-Kloster
St. Johann in Müstair
Welterbe seit 1983



Carola Jäggi · Bernd Nicolai (Hrsg.)

Mittelalterliche Klosteranlagen

NEUE FORSCHUNGEN, NEUE THEMEN

SCHNELL + STEINER









Umschlagabbildung: Müstair. Aufsicht auf Kloster und Dorf von Westen bzw. Südwesten, Aufnahme 2010.
(© luftbilder-der-schweiz.ch, VBS)

Umschlagsrückseite: St. Galler Klosterplan. (St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 1092)

Bildstrecke

Seite 4–5: Müstair, Aufsicht auf Kloster und Dorf von Osten bzw. Nordosten, Aufnahme von 2010.
(© luftbilder-der-schweiz.ch, VBS)

Seite 6–7: Müstair, Aufsicht auf Kloster und Dorf von Westen bzw. Südwesten, Aufnahme von 2010.
(© luftbilder-der-schweiz.ch, VBS)

Müstair Studien
Eine Schriftenreihe der Stiftung Pro Kloster St. Johann
www.muestair.ch

Wissenschaftlicher Beirat
Carola Jäggi, Silke Langenberg, Pierre-Alain Mariaux, Daniela Mondini, Caroline Raither-Schärli, Stefan Wuelfert

Mittelalterliche Klosteranlagen – Neue Forschungen, neue Themen
Carola Jäggi und Bernd Nicolai (Hg.)
Müstair Studien 3
Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2026
ISBN 978-3-7954-9098-0
ISBN 978-3-7954-9099-7 (Open Access)

Gestaltung: Martina Waldner
Satz: typegerecht berlin
Schriftleitung und Redaktion: Carola Jäggi

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es nicht gestattet,
dieses Buch oder Teile daraus auf fototechnischem oder elektronischem Weg zu vervielfältigen.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster,
Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG («Text und Data Mining») zu gewinnen, ist untersagt.

Weitere Informationen zum Verlagsprogramm erhalten Sie unter:
www.schnell-und-steiner.de

Publiziert mit der Unterstützung von:
Bundesamt für Kultur BAK
SWISSLOS/Kulturförderung, Kanton Graubünden
Verein Freunde des Klosters St. Johann in Müstair

Inhalt

Carola Jäggi · Bernd Nicolai	Vorwort	
Carola Jäggi	Zur Einführung: Mittelalterliche Klosteranlagen – Neue Forschungen, neue Themen	13
	I. Zurück zu den Wurzeln	
Georges Descœudres	Eremit und Coenobium	35
	II. Müstair – work in progress	
Christoph Baur · Patrick Cassitti · Marion Veith	Gottes Werk und Teufels Beitrag. Neueste Erkenntnisse zur Frühgeschichte des Klosters Müstair	57
Jürg Goll · Hans Neukom	Aktualisierte Erkenntnisse zum Baubestand der karolingischen Klosteranlage in Müstair und Merk-Würdiges zum Osttrakt	73
Bernd Nicolai	Müstair – Überlegungen zu Typologie und Herkunft der karolingischen Klosteranlage	89
Kristina Krüger	Die Lokalisierung des Frauenkonvents in der Klosteranlage von Müstair: Vergleich praktischer Notwendigkeiten und archäologischer Befunde	107
Vera Henkelmann	Klösterliche Lichtinszenierung im Mittelalter am Beispiel des Klosters Müstair	129
Sophie Hüglin	Mechanische Mörtelmischer – Die Befunde von Müstair im europäischen Kontext	151
	III. Mittelalterliche Klosteranlagen im Vergleich	
Guido Faccani · Martin P. Schindler	Archäologische Überlegungen zu Galluszelle und frühen Klosterbauten in St. Gallen	165
Moritz Foth · Olaf Goldstein	Unterregenbach – Neue Forschungen an einer klösterlichen Niederlassung des Früh- und Hochmittelalters	185

Sauro Gelichi — Nonantola. Un grande monastero dell'Europa altomedievale alla luce delle ricerche archeologiche 195

Lars Blöck — Die Goldene Kirche von Prüm: Die früh- und hochmittelalterliche Abteikirche im archäologischen und bauhistorischen Befund 211

Marlene Kleiner — Reichenau-Mittelzell: Vorstudien zu einem neuen Auswertungsprojekt 229

Sandra Kriszt — Reichenau-Niederzell – Die Baugeschichte der ehemaligen Stiftskirche St. Peter und Paul 237

Matthias Untermann — Wechselnde Prioritäten. Die Baugeschichte der Klausur des Zisterzienserklosters Maulbronn 253

Markus C. Blaich · Clemens Ludwig — Kloster Walkenried. Ausgrabungen, Bauuntersuchungen, Prospektionen 287

Elias Flatscher — «ecclesiam et mansiones sibi expedientes liceat edificare». Eine kurze Baugeschichte des Basler Barfüsserklosters 307

Justyna Kamińska — Notes on the Architecture of the Medieval Dominican Friary in Sandomierz 319

IV. Monastische Raumdispositionen

Viktoria Imhof — Doppelklöster in der architekturhistorischen Forschung: Assoziationen, Befunde, Deutungen 329

Gaby Lindenmann-Merz — Kranksein – ein Privileg? Anmerkungen zu baulichen Dispositionen von Infirmariegebäuden in Zisterzienserklöstern 341

Zu den Autorinnen und Autoren 365



Kircheninneres zum Zeitpunkt der Laudes an einem Sommertag 2018. *(© Foto: Carola Jäggi)*

CAROLA JÄGGI · BERND NICOLAI

Vorwort

Müstair gehört zu den ältesten Klöstern in Europa, die bis heute als solche in Funktion sind. Es wurde im späten 8. Jahrhundert wohl im Zusammenhang mit dem Ausgreifen der fränkischen Herrschaft nach Italien gegründet und beherbergte zunächst einen benediktinischen Männerkonvent, der spätestens im 12. Jahrhundert durch Benediktinerinnen ersetzt wurde. Heute bewohnt ein kleiner Konvent von Klosterfrauen die noch in grossen Teilen auf das Mittelalter zurückgehende Anlage. Ein äusserst geeigneter Ort also, um hier über die Genese mittelalterlicher Klosteranlagen auf dem aktuellsten Forschungsstand zu diskutieren, zumal die Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair mit der Chasa Selm vor wenigen Jahren ein schön gestaltetes und funktionales Tagungszentrum eingerichtet hat, das auch dem 2023 gegründeten Kompetenzzentrum für Mittelalterforschung, Denkmalpflege, Restaurierung und historische Handwerkstechniken SAVAIR für Veranstaltungen zur Verfügung stehen soll. Zur Eröffnung von SAVAIR wurde vom 3. bis 5. Mai 2024 unter Leitung von Bernd Nicolai (Uni Bern) und Carola Jäggi (Uni Zürich) eine internationale Tagung veranstaltet, deren Beiträge im vorliegenden Band versammelt sind. Auf Basis eines Call for Papers waren im Vorfeld 16 Vortragsthemen und sechs Posterbeiträge ausgewählt worden, die an der Tagung einem interessierten Publikum von über 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmern vorgestellt wurden.

Das Fachlektorat bzw. die Redaktion[1] der Beiträge oblagen der Herausgeberin bzw. dem Herausgeber, unterstützt von der studentischen Mitarbeiterin Simone Huber (Uni Zürich) sowie Daniela Hoesli, die als wissenschaftliche Zeichnerin am Lehrstuhl von Carola Jäggi die Bildbearbeitung übernommen hat. Das Layout folgt jenem der Reihe MÜSTAIR STUDIEN, welches im Vorfeld des 2019 erschienenen ersten Bandes der Reihe von der Grafikerin Martina Waldner (Müstair) entworfen worden war. Ihnen allen sei herzlich gedankt, ebenso wie der Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair sowie ihrem Geschäftsführer Uli Veith, die sowohl die Tagung als auch den hier vorliegenden Tagungsband grosszügig bezuschusst haben. Unser Dank gilt aber auch dem Bundesamt für Kultur (BAK), das mit seiner Anschubfinanzierung von SAVAIR ein bedeutender Movens für die Tagung war und diese auch finanziell ermöglicht hat, ebenso wie die Kulturförderung des Kantons Graubünden und die Graubündner Kantonalbank. Dass wir am Ende ein schön gestaltetes, gediegenes Buch in Händen halten können, verdanken wir dem Schnell & Steiner-Verlag, im Besonderen seinem Geschäftsführer Felix Weiland, dem Layouter Thomas König und der Lektorin Isabell Schott, aber auch zahlreichen Einzelpersonen, die durch die Zurverfügungstellung von Abbildungsvorlagen zum ansprechenden Erscheinungsbild beigetragen haben; stellvertretend für viele andere sei hier Hanspeter Jud, Leiter des Projekts «Luftbilder der Schweiz», genannt, der in unkomplizierter und kulanter Weise die atemberaubenden Luftbilder, die in diesem Band zu sehen sind, zur Verfügung gestellt hat. Ein grosses Dankeschön an ihn und alle anderen, die zum Gelingen dieses Bandes beigetragen haben, insbesondere auch an die Autorinnen und Autoren, dank derer hier ein repräsentativer Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu mittelalterlichen Klosteranlagen vorliegt.

[1] Die länderspezifische Schreibweise von ß (in den deutschen Beiträgen) bzw. ss (in den Beiträgen der Schweizer Autor*innen) wurde bewusst beibehalten.

CAROLA JÄGGI

Zur Einführung: Mittelalterliche Klosteranlagen – Neue Forschungen, neue Themen

Der für die Müstairer Tagung gewählte Untertitel – «neue Forschungen, neue Themen» – macht keinen Hehl daraus, dass die Veranstaltung als eine Art Bilanz über den aktuellen Forschungsstand zu mittelalterlichen Klosteranlagen angelegt war und damit einerseits an Symposien anknüpft, die bereits in früheren Jahren in Müstair stattgefunden haben, 1995 etwa zu *Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster* oder 2009 zu *Pfalz – Kloster – Klosterpfalz St. Johann in Müstair*, initiiert und durchgeführt jeweils von Hans Rudolf Sennhauser, dem Spiritus rector und langjährigen Leiter der archäologischen Forschungen in Müstair.[1] Die Müstairer Tagung von 2024 knüpft andererseits an eine Tagung an, die 2007 an der American Academy in Rom stattgefunden hat und unter dem Titel *Western Monasticism ante litteram. The Spaces of Monastic Observance in Late Antiquity and the Early Middle Ages* die Frühzeit klösterlicher Anlagen beleuchtet hat,[2] ausserdem an eine dreiteilige Serie von internationalen Seminaren zu *Monasteri nell'alto Medioevo*, die in den frühen 2000er-Jahren auf Einladung der Università degli studi di Venezia Ca' Foscari, der Forschungsstelle für Geschichte des Mittelalters der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien und der Università degli studi di Napoli Suor Orsola Benincasa in Venedig durchgeführt wurde und verschiedene Aspekte frühmittelalterlicher Klöster thematisierte. In unserem Kontext von Interesse ist vor allem das dritte dieser Seminare, dessen Beiträge 2008 unter dem Titel *Monasteri in Europa occidentale (secoli VIII–XI): topografia e strutture* publiziert wurde.[3] Neben zusammenfassenden Überblicken zu frühmittelalterlichen Klosteranlagen in einzelnen ‹Ländern› bzw. Regionen – etwa von Uwe Lobbedey zu Deutschland, von Christian Sapin zu Frankreich, von Rosemary Cramp zu England oder von Hans Rudolf Sennhauser zur Schweiz – finden sich darin vor allem zahlreiche Beiträge zu San Vincenzo al Volturno, das durch die seit 1980 bis heute zunächst von der British School in Rome und seit 2000 von der schon genannten Universität Suor Orsola Benincasa in Neapel durchgeführten Grabungen zu den am besten erforschten Klosteranlagen aus dem Frühmittelalter zählt.[4] Grossgrabungen wie jene in S. Vincenzo al Volturno, vor allem aber die systematisch publizierten Auswertungsbände[5] sowie die Einbindung einzelner Befunde und Funde in übergeordnete Diskurse,[6] haben der jüngeren Forschung zu frühmittelalterlichen Klöstern, ihrer materiellen Kultur und ihren baulichen Anlagen eine neue Dynamik verliehen. Die 2002 aufgenommene archäologische Erforschung des 752 gegründeten Klosters S. Silvestro in Nonantola etwa bezieht sich explizit auf die Arbeiten in S. Vincenzo als Volturno; 2018 erschien unter dem Titel *Monaci e contadini. Abati e re* der letzte der sechs Auswertungsbände zu den Klostergrabungen in Nonantola.[7] In Lorsch wiederum ist man seit einigen Jahren daran, die Ergebnisse der Altgrabungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu re-evaluieren und flankiert durch gezielte Nachsondierungen zu einem neuen Gesamtbild der Klostergeschichte zusammenzuführen.[8] Für die beiden Chiemseeklöster – das bereits im frühen 7. Jahrhundert gegründete Männerkloster auf der Herreninsel und das gut 150 Jahre jüngere Frauenkloster Frauenwörth – liegen

1 Sennhauser 1996a; Sennhauser 2010a.

2 Dey/Fentress 2011. Vgl. auch die entsprechenden Rezensionen in Speculum 88/3 (Juli 2013), S. 779–782, hier S. 780 (Carole Straw), in Early Medieval Europe 21/3, 2013, S. 343–345 (Alexander O'Hara) und in Archives de sciences sociales des religions 168, 2014 (Isabelle Jonveaux; URL: http://journals.openedition.org/assr/26368; DOI: https://doi.org/10.4000/assr.26368).

3 De Rubeis/Marazzi 2008.

4 Kim Bowes etwa nennt als Beleg für ihre Aussage, dass sich erst ab karolingischer Zeit eine distinkte Klosterkultur herausgebildet habe, die in S. Vincenzo al Volturno ergrabenen Strukturen: «It is only in the very late eighth century and above all in the first decades of the ninth century that the beginnings of a particularized 'monastic archaeology' appear. Its birthplace is almost certainly in the Carolingian north and the reforms spurred by Benedict of Aniane, while its most complete excavated expression remains the remarkable site of San Vincenzo al Volturno. Here one finally finds a distinctly monastic world – of distinct buildings for distinct functions, of careful partitioning of monastic from lay space through long corridors, of rigorous egalitarianism reinforced through communal spaces of refectory and dormitory»; Bowes 2011, S. 344.

5 Hodges 1993–1995; Mitchell/Hansen 2001; Bowes/Francis/Hodges 2006; Hodges/Leppard/Mitchell 2011; Marazzi 2013; Marazzi 2014; Marazzi/Luciano 2015; Marazzi 2018; Marazzi/Ferraiuolo 2020.

6 Siehe z. B. Marazzi 2011; Mitchell 2011; Christie/Hodges 2018; Hodges 2018; D'Angelo 2019; Dell'Acqua 2020, S. 168 ff. und 280 ff.; Pinchetti 2021; Marazzi/D'Angelo 2021; Hodges 2023.

7 Gelichi/Librenti/Cianciosi 2018. Auch andere mittelalterliche Klosteranlagen wurden in den letzten Jahrzehnten archäologisch erforscht, etwa Novalese im Piemont, Aniane in der Narbonensis oder Aurillac in der Auvergne; zu Novalese zuletzt Wataghin Cantino 2016 (mit älterer Lit.), zu Aniane Schneider 2016, zu Aurillac Clément 2016.

8 Ericsson/Sanke 2004; Platz 2005; Platz 2010; Ausst.-Kat. Lorsch 2011; Papajanni 2015; Lammers 2018–2019.

seit 2006 und 2022 umfangreiche Auswertungsbände vor – beide mehr als vier Jahrzehnte nach den jeweiligen Grabungen erschienen.[9] Alle diese Beispiele zeigen anschaulich, dass komplexe Klosterbefunde heute nur noch in interdisziplinären Teams bearbeitet werden können und neben den herkömmlichen bauanalytischen und -typologischen Ansätzen auch stets den Einbezug naturwissenschaftlicher Analysemethoden erfordern.[10]

Allerdings soll hier keineswegs der Eindruck erweckt werden, dass nur durch neue Grabungen bzw. die Auswertung von Altgrabungen neue Erkenntnisse in der Klosterforschung generiert werden können. Vielmehr müssen die entsprechenden Grabungsergebnisse in übergeordnete Diskurse und systematische Fragestellungen eingebracht werden, um sich nachhaltig auf die Forschung auszuwirken. Dass dies erfolgreich geleistet wird, zeigen unter anderem die beiden jüngsten Handbücher zum Thema.[11] Im Folgenden seien einige dieser systematischen Fragestellungen vorgestellt, die sich in der jüngeren Klosterforschung als Schwerpunktthemen[12] abzeichnen und dabei nicht nur auf das Frühmittelalter fokussieren, sondern – wie dies auch der vorliegende Band in seinem Titel verspricht – das ganze Mittelalter in den Blick nehmen.

Thema 1: Gründungen in der Einöde: Mythen zur Gründungs- und Frühgeschichte von Klöstern

Zu den Standardtopoi klösterlicher Gründungsgeschichten gehören die eremitischen Anfänge in der Einöde, weitab der Zivilisation. Dies kennen wir von den sogenannten Juravätern, die sich im mittleren 5. Jahrhundert als Eremiten in den Wäldern des Jura niederliessen, genauso wie von Columban und seinen Gefährten, die im späten 6. Jahrhundert von Irland aus zur Mission auf den europäischen Kontinent übersetzten und hier verschiedene Klöster *in eremo* gegründet haben sollen.[13] Für viele dieser Gründungen liegen inzwischen Grabungsergebnisse vor, die belegen, dass der Ort der jeweiligen Niederlassungen keineswegs so abgeschieden war, wie dies in den hagiographischen Berichten über die jeweiligen Klostergründer suggeriert wird. Romainmôtier etwa, eine Gründung der ‹Juraväter› des mittleren 5. Jahrhunderts, archäologisch aber erst seit dem 7. Jahrhundert sicher fassbar, liegt in der Nähe einer bedeutenden Fernstrasse und am Ort einer römischen Siedlung, die bei Ankunft der ersten ‹Eremiten› noch in Nutzung gewesen zu sein scheint.[14] Auch für Annegray, Luxueil und Bobbio, die drei wichtigsten festlandeuropäischen Klostergründungen Columbans, liegen Befunde zu römischen und/oder merowingischen Vorgängerstrukturen vor, die das gängige Narrativ von den frühen Klostergründungen in Weltabgeschiedenheit, ja Wildnis relativieren zugunsten eines bewussten Anknüpfens an bestehende Siedlungen und Verkehrswege.[15] Ebenso verliert die Einöde Buchonia, in der Sturmi anno 744 das Kloster Fulda gegründet hat («in heremo vastissimae solitudine, horrendum desertum»), angesichts der Lage des Bauplatzes «an mehreren Fernstraßen sowie an der nach Norden ins sächsische Gebiet

9 Dannheimer 2006; Dannheimer 2022. Die Grabungen in Frauenwörth hatten in den 1960er-Jahren stattgefunden, jene in Herrenchiemsee 1979 und 1982.

10 Vgl. etwa die Beiträge von Angelina Münster, Corina Knipper, Kurt W. Alt und Christine Lehn über die Isotopenanalysen zur Ermittlung der Herkunft sowie der Ernährung und Lebensumstände der frühen Mönche in Herrenchiemsee, ausserdem die Beiträge von Norbert Benecke und Ralf-Jürgen Prilloff über die ebenda gefundenen Tierknochen inkl. die dadurch gewonnenen Einblicke in Tierhaltung und Tiernutzung sowie Ernährung; in Dannheimer 2022, S. 233–278 und S. 279–325. Siehe auch Gelichi/Librenti/Cianciosi 2018.

11 Beach/Cochelin 2020; Kaczynski 2020.

12 Bezeichnend auch Beach/Cochelin 2020, wo die Beiträge nicht chronologisch aufgebaut sind, sondern einer thematischen Systematik folgen. Vgl. auch Untermann 2019.

13 Siehe dazu die Beiträge in De Rubeis/Marazzi 2008, Dey/Fentress 2011, Beach/Cochlin 2020 und Kaczynski 2020. Vgl. auch Flechner/Meeder 2015; Bully/Dubreucq/Bully 2018; O'Hara 2018. Zuletzt: Santschi 2020; Näf/Kraemer 2022.

14 Eggenberger et al. 2020, S. 22–47 und S. 265–279. Vgl. auch Bully 2009, S. 268–273; Bujard 2018; Eggenberger/Jaton/Schätti 2018; Ripart 2021, S. 322–325 (allerdings nicht ganz auf aktuellem Forschungsstand).

15 Bully/Bully/Causevic-Bully 2015; Bully/Marron 2018; Conversi/Destefanis/Zironi 2018; Bully/Destefanis/Marron 2020. Vgl. auch Novalese: Wataghin Cantino 2016; zu Lorsch: Untermann 2019, S. 367 f.

fließenden Fulda» etwas von ihrem in der Sturmi-Vita betonten Wildnis-Charakter.[16] All das heisst freilich nicht, dass der programmatische Rückzug in die Einöde nicht in vielen Fällen früher monastischer Niederlassungen auch tatsächlich umgesetzt wurde; gerade in jenen Fällen, wo – wie in vorkarolingischer Zeit häufig – Klöster auf Inseln gegründet wurden (Lérins etwa oder die beiden Chiemseeklöster, die Reichenau, das Gründungskloster in Lorsch, Säckingen auf einer Rheininsel oder das Frauenkloster auf der Lützelau im Zürichsee), dürfte die Lage in Abgeschiedenheit tatsächlich gewährleistet gewesen sein, zudem Schutz oder zumindest eine gute Kontrolle über externe Kontakte.[17]

Thema 2: Geregelte und ungeregelte Anlagen

Aus der Ex-post-Perspektive wirkt es so, als sei das vierseitige Klaustrum mit innen-liegendem Kreuzgang, wie es in vielen Klöstern seit dem Hochmittelalter Standard war und geradezu als Markenzeichen mittelalterlicher Klosteranlagen gilt, das Produkt einer jahrhundertelangen Suche nach der perfekten architektonischen Form für eine koinobitisch lebende Gemeinschaft. Der St. Galler Klosterplan (Abb. 1) spielt in diesem Narrativ verständlicherweise eine bedeutende Rolle, da er für die Zeit um 825 dieses Schema bis ins Detail ausformuliert. Seit Langem wird dieser Plan – und mit ihm auch die Durchsetzung des vierseitigen Klausurschemas – mit den zwischen 816 und 819 in Aachen kodifizierten monastischen Reformen und einer damit im Zusammenhang stehenden «Suche nach der geeigneten Form» für eine karolingische Klosteranlage zusammengebracht.[18] Nun scheint dieses Bauschema allerdings schon 50 Jahre vor St. Gallen in Müstair in voller Ausprägung realisiert worden zu sein (Abb. 2), von den in Holz ausgeführten Vor- und Frühformen aus dem 7. Jahrhundert und der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts auf den Chiemseeinseln und in Reichenau-Mittelzell ganz zu schweigen.[19] Sind diese Anlagen ein Spiegel jener bereits unter den Hausmeiern in den 740er-Jahren zu fassenden Bestrebungen, die Benediktsregel reichsweit als verbindliche Grundlage aller monastischen Gründungen zu etablieren, wie dies etwa im Concilium Germanicum von 742 fassbar wird?[20] Und lässt sich möglicherweise in der Aufgabe von lose um einen Hof herumgruppierten Einzelbauten zugunsten eines geschlossenen Baugevierts, wie sich dies auf den Chiemseeinseln für das frühe 9. Jahrhundert nachzeichnen lässt, ein Übergang von einer mehr eremitisch geprägten Lebensweise zu einer koinobitischen Gemeinschaft ablesen?[21] Zu Recht wird in der jüngeren Forschung immer wieder betont, dass das vierseitige Klausurschema zu allen Zeiten nur *eine* Bauform unter mehreren möglichen war, dass seine geradezu teleologisch erscheinende Erfolgsgeschichte nicht zuletzt die Frucht eines kunsthistorischen Narrativs ist, das nicht-regulierten Anlagen schlichtweg nicht dieselbe Aufmerksamkeit geschenkt hat, da diese sich einer linearen Entwicklungsgeschichte entziehen.[22] Gerade bei Anlagen, die an vorbestehende Bauten andockten, kam es naturgemäss zu Adaptionen und Irregularitäten; so lässt sich

16 Kind 2007, S. 368. Die drei opulenten Steinbauten, die 1941 unter dem Bauhorizont der Ratgar-Basilika von 791–830 ergraben und einer vorklösterlichen *curtis* aus dem 7. Jh. zugewiesen wurden (vgl. Vonderau 1946), werden heute allerdings in die Frühzeit des Klosters, also die Mitte des 8. Jh., datiert und nicht mehr für die Existenz eines vorbestehenden Königshofs in Anspruch genommen; Kind 2007, S. 401–403.

17 Codou/Lauwers 2009, bes. S. 229–362; Meier 2009; Signori 2019; Ripart 2021, bes. S. 7–271.

18 Zitat abgewandelt nach dem Titel von Descœudres 2016. Vgl. auch Schedl 2000; Picker 2008; Constable 2009; Schedl 2012; Schedl 2013; Lauwers 2014b, S. 64–74; Schedl 2014; Erhart 2016; Untermann 2019, S. 350–352.

19 Zu Müstair: Courvoisier/Sennhauser 1996, S. 16–33; Goll 2013, S. 58–60; Goll 2016, S. 343 f.; siehe auch die Literaturangaben in Anm. 24. Zu den Chiemseeklöstern Dannheimer 2006, S. 42–62 und 2011, S. 22–28; zu Reichenau-Mittelzell Zettler 1988, S. 156–174 sowie Zettler 1996, S. 271–278.

20 So etwa Zettler 1986/87, S. 117; vgl. auch Kaltenegger 1995, S. 85–90; Jäggi 2009, S. 376.

21 Dannheimer 2006, S. 42–62 und Dannheimer 2011, S. 22–28. Vgl. auch Kind 2007, S. 403, wo die «Ausprägung regulärer Kreuzgänge im Klosterbau» mit der «Durchsetzung einer vereinheitlichten Benediktinerregel» um 800 zusammengebracht wird.

22 So etwa Brenk 2003, S. 150–169; Bowes 2011, S. 333–337; Dey 2011; Lauwers 2014b, S. 45–63; Untermann 2017; Untermann 2019, S. 353–357; Lauwers 2020, S. 321–331. Vgl. auch bereits Zettler 1988, S. 263–281 und Legler 1996.

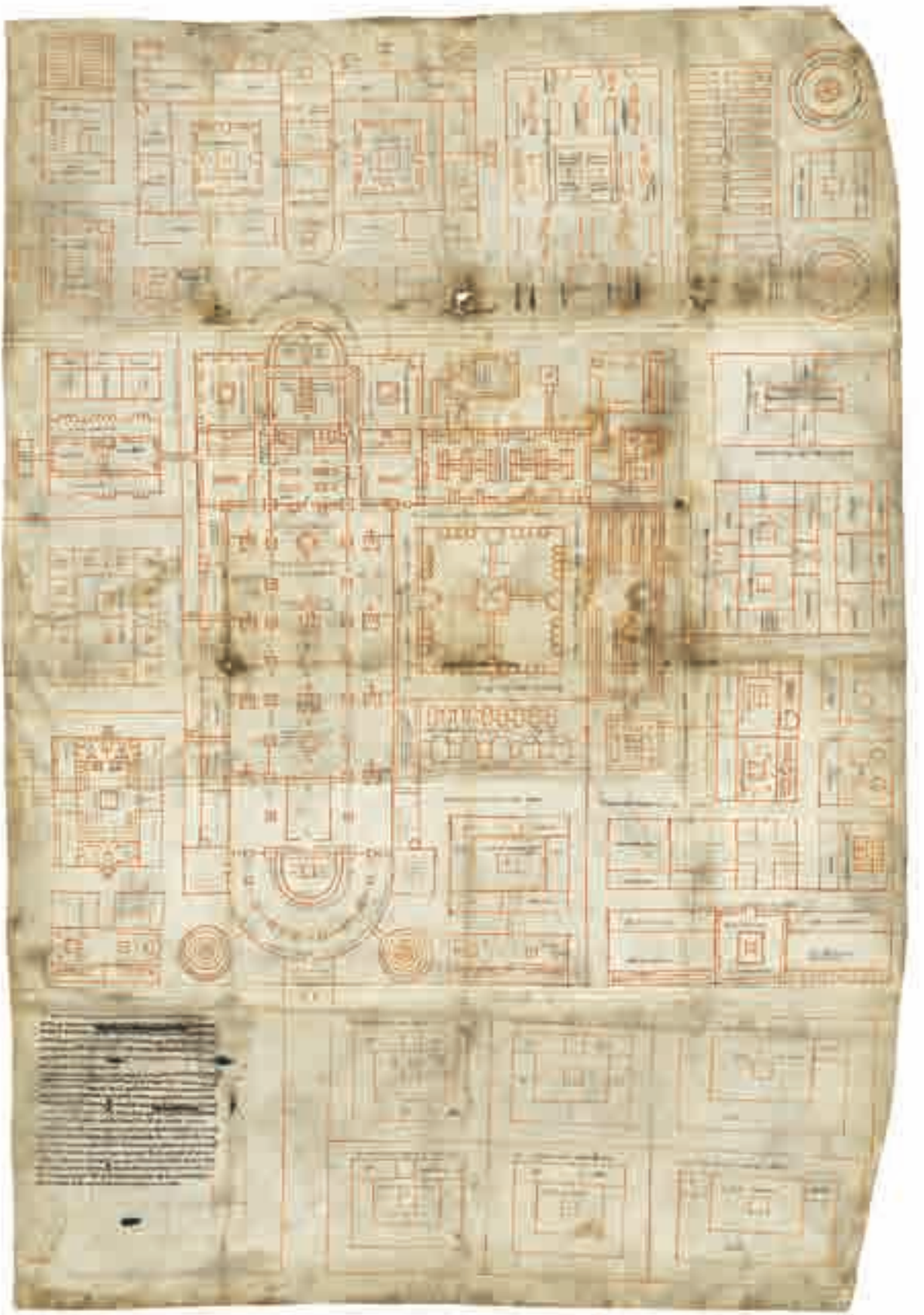


Abb. 1 St. Galler Klosterplan, um 825; Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod. Sang. 1092r. *(© Stiftsbibliothek St. Gallen)*

etwa bei den von Claudia Mohn untersuchten hoch- und spätmittelalterlichen Zisterzienserinnenklöstern in Mittel- und Norddeutschland nur in ganz wenigen Fällen ein geschlossenes rechteckiges Klaustrum nachweisen.[23] Dass auch grosse karolingische Klöster nicht zwingend dem St. Galler Schema entsprechen mussten, zeigt S. Vincenzo al Volturno, wo zumindest die bisher erfassten Strukturen keine symmetrischen Strukturen, sondern vielmehr eine ideale Berücksichtigung der lokalen Topographie und Orographie erkennen lassen.

Abb. 2 Müstair, Phasenplan der archäologisch erfassten Strukturen. Blau: karolingisch (dunkel: Räume, hell: Korridore). *(© Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair, nachbearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*



[23] Mohn 2006.

Thema 3: Baupraxis

In Müstair ist archäologisch belegbar, dass der Bau der karolingischen Klosteranlage mit der Kirche begonnen wurde und anschliessend im Gegenuhrzeigersinn die vier Trakte des Klaustrums hochgezogen wurden.[24] Wer aber baute? Waren es Baumönche, die während des Bauvorgangs in Pfostenbauten beim nachmaligen Osttrakt untergebracht waren?[25] Oder delegierte Karl der Grosse aus dem besiegten Langobardenreich professionelle Baumeister und Bauhandwerker nach Müstair, denen wir vielleicht auch den typisch ‹langobardischen› Dekor der liturgischen Kircheneinbauten und den gewählten Bautyp des Dreiapsidensaals verdanken? Baumönche wurden lange Zeit insbesondere im zisterziensischen Kontext angenommen, in jüngerer Zeit aber zunehmend als Teil einer retrospektiven Ordenspropaganda erkannt.[26] Das heisst nicht, dass nicht auch Klosterbrüder in den Bauprozess involviert waren, doch war der Bau mittelalterlicher Klöster genau wie jener ihrer nicht-monastischen Vergleichsbauten stets in ein komplexes Netz von Akteuren (Bischof, Landesherr, Stifter, Stadt etc.) eingebunden und gleicherweise abhängig von Auftraggeberwünschen wie von der nicht selten kontingenten Verfügbarkeit fähiger Bauleute und geeigneten Baumaterials.[27]

Thema 4: Räume und ihre Nutzung

Vermutlich als Folge des *spatial turn* scheinen heute Fragen nach formalen Aspekten mittelalterlicher Klöster und ihrer Kirchen weitgehend von solchen nach ihrer Nutzung und Konfiguration verdrängt worden zu sein. Klosterkirchen werden heute nicht mehr nur architekturhistorisch analysiert, sondern als Räume verstanden, die den Rahmen bildeten für die gottesdienstlichen Aufgaben einer monastischen Gemeinschaft, aber auch als Memorial- und Repräsentationsraum der Stifter dienten und insgesamt als Schnittstelle zwischen Innen und Aussen, zwischen Kloster und Welt.[28] Für die Funktionsbestimmung von Klosterräumen jenseits der Kirche liegen inzwischen erheblich mehr archäologische Informationen vor als noch vor wenigen Jahren.[29] Dort, wo dies nicht der Fall ist, stehen Deutungen noch allzu oft im Banne des St. Galler Klosterplans mit seinen detailreichen Beschriftungen sämtlicher Einzelräume, und auch der sogenannte zisterziensische Idealplan entfaltet weiterhin seine suggestive Geltungskraft, auch wenn er längst als Mythos entlarvt wurde. Müstair ist dafür keine Ausnahme, etwa dann, wenn der Kapitelsaal im Analogieschluss zum St. Galler Klosterplan in den Ostteil des Kirchennordannexes lokalisiert wird; insgesamt ist die Funktionsdeutung der vier Flügel des karolingischen Klaustrums in Müstair nach wie vor umstritten – hier wird nur eine minutiöse Vorlage der Befunde und Funde verhindern, in die typologische Falle zu tappen.[30] Dass auch in der jeweiligen Klostertradition überlieferte Raumbenennungen ihre Tücken haben können, hat bereits Matthias Untermann in einem Aufsatz von 2015 thematisiert und dabei zu Recht betont, dass Raumfunktionen sich ändern konnten und eine im Spätmittelalter oder der frühen Neuzeit bezeugte Raumnutzung keineswegs etwas aussagt über die in der früh- oder hochmittelalterlichen Planungsphase für den betreffenden Raum vorgesehene Funktion.[31]

[24] Sennhauser 1996b, S. 283–292; Sennhauser 2010b, S. 6f.; Sennhauser 2013b, S. 89f.

[25] So etwa Sennhauser 2013b, S. 85–88; Sennhauser 2014, S. 428f. Auch auf der Reichenau wird mit bauenden Mönchen gerechnet; Zettler 1988, S. 158.

[26] Zuletzt: Rüffer 2024.

[27] Vgl. dazu Jäggi 2008, Jäggi 2012.

[28] Ein Pionier für diese Fragestellung war und ist Clemens Kosch, auf dessen zahlreiche einschlägige Werke ich hier nur in globo verweisen kann. Vgl. auch Jäggi 2010 und Jäggi 2012 sowie – mehr aus historischer Perspektive – die Beiträge in Melville/Silberer/Schmies 2015 und Schlotheuber/Hirbodian 2022a.

[29] Vgl. etwa die Beiträge in Bärenfänger 2007; Mersch 2007; Dohmen/Heckner 2008.

[30] Explizit an den St. Galler Klosterplan angelehnte Ausdeutung der vier Klausurtrakte bei Sennhauser 1996b, S. 292–297 und Sennhauser 2008, S. 44f. mit Abb. 4f. auf S. 51. Anders, wenn auch nur implizit: Goll 2013, S. 58–60.

[31] Untermann 2015.

Thema 5: Klöster als Produktions- und Innovationszentren: Infrastruktur, Wirtschaft und Handwerk

Klöster waren nicht nur spirituelle Zentren, die dem Gotteslob und dem Stiftergedenken dienten, sondern auch Zentren des Wissenstransfers und der Kunstproduktion, zudem Wirtschaftsunternehmen und Orte technologischer Innovationen.[32] In der jüngeren Klosterforschung nehmen diese Aspekte breiten Raum ein, sei es in Form archäologischer Analysen klösterlicher Werkstätten – etwa in Fulda[33], in S. Vincenzo al Volturno[34] oder auch in Müstair[35] – oder aber mit Blick auf die Erzgewinnung[36] und den Mühlenbetrieb mittelalterlicher Klöster[37]. Nicht erst neuerdings, in jüngerer Zeit aber mit besonderer Intensität, werden auch klösterliche Infrastrukturen, allen voran die geradezu genialen Wasserleitungssysteme der Zisterzienser, beforscht – die jüngeren Studien zu Maulbronn sind dafür sicher der sprechendste Beleg.[38] Aktuelle Interessen an Klima- und Ressourcenfragen haben auch diese Aspekte vermehrt in die Diskussion eingeführt, haben nach klösterlichen Strategien der Güterbewirtschaftung fragen lassen und nach dem nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen.[39]

Thema 6: Das Umfeld von Klöstern: Lage, Netzwerke, Klosterlandschaften

Die Klosterforschung endet heute kaum je mehr an der Klostermauer, sondern schliesst auch Fragen nach der Anbindung der Klöster an regionale und überregionale Verkehrswege, nach ihrer Rolle im Landesausbau und ihrer Vernetzung mit anderen Klöstern sowie weltlichen Institutionen ein.[40] Klöster besassen in der Regel Grundeigentum in benachbarten oder auch entfernten Regionen, auf dem Güter produziert wurden, die entweder ins Kloster geliefert oder aber extern verkauft wurden. Klöster besassen Grangien auf dem Land und sogenannte Klosterhöfe in den Städten.[41] Dadurch hatten sie entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung der Kulturlandschaft, was sich in der Prägung des mittlerweile allgegenwärtigen Begriffs Klosterlandschaft «im Sinne eines geographischen Raumes, dessen Zusammenhang allein aufgrund des Wirkens eines Klosters oder eines Klösterverbandes zustande gekommen ist», niedergeschlagen hat.[42]

Thema 7: Norm und Wirklichkeit: Der klösterliche Alltag[43]

Ein Aspekt, der an Klöstern und Orden auch jenseits der historischen Wissenschaften interessiert, ist jener ihrer überzeitlichen und überregionalen Normierung, ihrer Unterordnung unter Regeln, die unabhängig von Zeit und Ort Gültigkeit hatten und noch haben.[44] Dies scheint sie immun gegenüber akuten Krisen zu machen und über Jahrhunderte eine gleichbleibende Verständigungsstruktur jenseits von Alter und Sprache garantiert zu haben. Aus genau diesem Grund

32 De Rubeis/Pohl 2003; Dell'Acqua 2011; Becker 2015. Vgl. Becker/Burkhardt 2021; Sonntag/Melville 2023.

33 Kind 2003; vgl. auch Kind 2007, S. 388–391 und S. 396 f.; Kind 2011, S. 98–102.

34 Dell'Acqua 1999; Dell'Acqua 2008; Hodges/Leppard/Mitchell 2011, S. 129–198; Marazzi/D'Angelo 2021.

35 Kessler/Wolf/Trümpler 2013; vgl. auch die bisher unpublizierte Innsbrucker Dissertation von Patrick Cassitti mit dem Titel *Die Buntmetall-, Knochen- und Geweihfunde aus Müstair c. 800– c. 1200* aus dem Jahr 2010.

36 Hägermann 2007; Stenzig 2021.

37 Kind 2007, S. 376–383 und S. 397–399; Kind 2011, S. 90–93.

38 Seidenspinner 1989; Damminger 2020; Knapp 2020.

39 Vgl. die Beiträge in Krätschmer/Thode/Vossler-Wolf 2018.

40 Für Fulda siehe etwa Kind 2011. Vgl. auch die Beiträge zum 9. Alzeyer Kolloquium «Frauen-Kloster-Landschaften» vom April 2004, abgedruckt in Felten/Müller/Ochs 2012, S. 193–405, ebenso die Beiträge in Eidloth 2018.

41 Untermann 2003; Schöneweis 2020.

42 Das Zitat stammt aus Melville 2012, S. 221. Vgl. Bergmann 2002; Czaja/Heimann/Wemhoff 2008; Meier 2010; Eidloth 2018 (div. Beiträge); Gunzelmann/Kastner 2019; Röckelein 2020.

43 Zu Aspekten des Klosteralltags siehe Kühnel/Appelt 1980; Peine 1993; Grimm 2005; Mente 2005; Knapp 2007; Schumann 2007; Kind 2011; Vossler-Wolf 2011; Steinegger 2018; Cochelin 2020; Knudsen 2020; Pasda 2021.

44 Breitenstein/Melville 2020.

hat sie beispielsweise die Organisationssoziologie vor nicht allzu langer Zeit als Forschungsgegenstand entdeckt, um klösterliche «Managementstrukturen» mit modernen Hyperorganisationen zu vergleichen und wenn möglich sogar Resilienzstrategien für diese abzuleiten.[45] Allerdings arbeiten all diese Studien mit normativen Quellen, mit den Regelwerken, die den verschiedenen Klöstern und Orden zugrunde lagen. Dass diese Normen aber vielfach an örtliche Verhältnisse adaptiert, bisweilen auch durchbrochen oder zumindest ausgesprochen frei ausgelegt wurden, konnte die Archäologie inzwischen vielfach nachweisen, etwa dort, wo ein sehr viel reicherer Speisezettel belegt werden kann, als in den Klosterregeln eigentlich vorgesehen ist. In Allerheiligen in Schaffhausen sowie in den ehemaligen Augustinerklöstern Freiburg im Breisgau und Basel hat die Analyse von Latrinenfüllungen Einblick gewährt in die Lebenswirklichkeit und Sachkultur der betreffenden Klöster.[46] Unter dem Boden des Nonnenchors des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Wienhausen wiederum wurden nebst kleinen Andachtsbildchen, Nietbrillen und einer anthropomorphen Alraune zahlreiche Nähnadeln, Spindeln und anderes Handarbeitsgerät gefunden, was davon zeugt, dass der Nonnenchor nicht nur zum Beten aufgesucht wurde.[47] Im ehemaligen Klarissenkloster Ribnitz wiederum wurden in derselben Fundlage Reste von Feigen und von Importgewürzen wie Kardamom, Kreuzkümmel und Pfeffer geborgen, die von einer guten Ausstattung der Klosterküche bzw. Klosterapotheke zeugen.[48]

Thema 8: Spezialfall Frauenklöster

Frauenklöster gehören wohl zu jenem Bereich innerhalb der Klosterforschung, wo in den letzten zwei bis drei Dezennien am meisten Erkenntniszuwachs generiert wurde.[49] Durch das kategorische Zulassungsverbot von Frauen zum Priesteramt stellen Frauenklöster schon rein organisatorisch einen Spezialfall dar, da mit dem Priester a priori mindestens eine andersgeschlechtliche Person Zugang zu ihren Räumlichkeiten haben musste. Ob und inwiefern dies aber vor der im späten 13. Jahrhundert erfolgten Ausweitung der strikten Klausur auf alle Frauenklöster architektonische Konsequenzen hatte, ist bisher erst punktuell beforscht, namentlich für die Klöster der Zisterzienserinnen, der Klarissen und Dominikanerinnen.[50] Unterschied sich beispielsweise ein frühmittelalterliches Benediktinerinnenkloster wie etwa das Fraumünster in Zürich in seiner baulichen Konfiguration und seiner Raumnutzung grundsätzlich von zeitgleichen Frauenstiftsanlagen, oder wirkte sich hier der hochadlige, ja kaiserliche Stiftungshintergrund stärker auf die letztlich realisierten Bauformen und Raumgefüge aus als die der Gemeinschaft zugrundeliegende Regel?[51] Müstair, das allem Anschein nach seit dem 12. Jahrhundert nicht mehr Benediktiner, sondern Benediktinerinnen beherbergt, könnte für Fragen dieser Art wichtige Informationen bereithalten.

45 «What can stock corporations learn from monasteries?» fragen etwa Katja Rost, Emil Inauen, Margit Osterloh und Bruno S. Frey im Untertitel ihres Aufsatzes *The corporate governance of Benedictine abbeys*, erschienen im Journal of Management History 16/1, 2010, S. 90–115. Vgl. auch von denselben Autor*innen: Rost et al. 2010.

46 Zu Schaffhausen: Bänteli/Gamper/Lehmann 1999, S. 159–195 und S. 213–230; zu Freiburg im Breisgau: Untermann 1995; zu Basel: Kamber 1995, S. 104–115. Im Basler Augustinerkloster gehören allerdings nur die Latrinen 3 und 4 in die Klosterzeit, die drei anderen wurden bereits mit dem Bau der Klosteranlage im späten 13./frühen 14. Jh. zugeschüttet; Kamber 1995, S. 12–21.

47 Appuhn 1973; Ausst.-Kat. Bonn/Essen 2005, S. 438–441, 506, 520. Ähnliche Funde wurden auch im «Nonnenstaub» von Ribnitz gemacht; Jöns 2005; Scherping 2007.

48 Wiethold 2005.

49 Einen gewissen Startschusscharakter hatte Gilchrist 1994. Weitere Meilensteine waren: Ausst.-Kat. Bonn/Essen 2005; Hamburger et al. 2007. Vgl. auch Melville/Müller 2011; Burton/Stöber 2015; Schlotheuber/Hirbodian 2022b; Baud/Rauwel 2023.

50 Jäggi 2000; Jäggi 2001; Mersch 2004; Jäggi 2006; Mohn 2006.

51 Beuckers/Bienert 2024; dazu demnächst auch Jäggi (im Druck).

Fazit

Insgesamt zieht sich – so könnte man den Forschungsstand resümieren – der Ruf nach einer stärkeren Berücksichtigung des Unkanonischen wie ein roter Faden durch die jüngere Klosterforschung, mithin die Forderung nach einer Diversifizierung des von der traditionellen Ordensgeschichtsschreibung geprägten Mainstream-Narrativs, nach mehr Achtsamkeit gegenüber dem bisher Übersehenen oder als untypisch Ausgeschiedenen. Dazu gehört eine Ausweitung des Blicks auch auf ‹periphere› geographische Räume wie etwa die Alpen[52] oder die Bretagne[53] sowie ein vermehrter Einbezug von Kongregationen und Ordensverbänden wie den Savignacs, den Tironensern, Fontevristen, Cauliten, Trinitariern, Grandmontensern, Coelestinern, des Arrouais-Ordens und der Viktoriner, die alle einen wichtigen Anteil hatten an der hochmittelalterlichen Klosterreform, im Gegensatz aber zu Cluniazensern und Zisterziensern nie überregionale Verbreitung erlangt haben und spätestens seit ihrer Aufhebung in der Französischen Revolution in Vergessenheit gerieten.[54] Gerade die jüngsten Publikationen zu mittelalterlichen Klosteranlagen wie etwa *Other Monasticisms. Studies in the History and Architecture of Religious Communities Outside the Canon, 11th–15th Centuries* von Sheila Bonde und Clark Maines thematisieren bewusst die Niederlassungen dieser ‹anderen› Kongregationen, um einem stromlinienförmigen Narrativ entgegenzutreten, das ihrer Ansicht nach nur einen Teil mittelalterlicher Klosterrealität abbildet.[55] Ganz programmatisch sprechen Bonde und Maines in diesem Zusammenhang auch von «monasticisms», also von ‹Mönchtümern› im Plural, genau wie auch Steven Vanderputten in seinem 2020 erschienenen Buch *Medieval Monasticisms*, um damit zum Ausdruck zu bringen, «that the monastic past should not be studied as a continuous chain of coordinated attempts to realize a single, ahistorical ideal, but rather as a situation in which there simultaneously existed many such ideals, and many different attempts to realize them».[56] Allerdings sieht Vanderputten auch keine Hinweise, «that the academic community is ready to substitute a new global narrative for the old one».[57] Insofern dürfte der Ansatz, mit Fallbeispielen und einzelnen thematischen Clustern zu arbeiten, wie wir dies in unserer Tagung zu Grunde gelegt haben, vorerst die beste Lösung sein – die hier versammelten Beiträge mögen davon Zeugnis ablegen.

52 Deflou-Leca/Demotz 2020.

53 Evans/Evans 2023.

54 Bonde/Maines 2022; vgl. auch die Rezension dazu in der Zeitschrift für Kunstgeschichte 87, 2024, S. 279–283 (Jäggi). Eine gute deutschsprachige Darstellung dieser komplexen Ordensvielfalt findet sich in Melville 2012a.

55 Vgl. Anm. 54.

56 Vanderputten 2020, S. 3. Siehe auch bereits Dey 2011, S. 24.

57 Vanderputten 2020, S. 4: «Meanwhile, research has also shifted from a chronological focus to a thematic one, a development many experts see as placing a new overarching narrative even further out of reach. Nonetheless, somehow we still need to integrate these recent approaches and findings into a chronological discussion that will give readers a first impression of the current state of knowledge on the subject.»

Literatur

Appuhn 1973: Horst Appuhn, Der Fund vom Nonnenchor. Kloster Wienhausen 4 (Hamburg 1973).

Ausst.-Kat. Bonn/Essen 2005: Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Ausst.-Kat. Bonn/Essen 2005, hrsg. von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, und dem Ruhrlandmuseum Essen (München 2005).

Ausst.-Kat. Lorsch 2011: Vom Reichskloster Karls des Großen zum Weltkulturerbe der Menschheit. Ausst.-Kat. Lorsch 2011–2012 (Petersberg 2011).

Bänteli/Gamper/Lehmann 1999: Kurt Bänteli/Rudolf Gamper/Peter Lehmann, Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen. Schaffhauser Archäologie 4 (Schaffhausen 1999).

Bärenfänger 2007: Rolf Bärenfänger (Hrsg.), Zisterzienser im Norden. Neue Forschungen zur Klosterarchäologie. Symposium bei der Ostfriesischen Landschaft in Aurich vom 19.–20. Okt. 2006 (Rahden/Westfalen 2007).

Baud/Rauwel 2023: Anne Baud/Alain Rauwel (Hrsg.), Espaces monastiques au féminin (Avignon 2023).

Beach/Cochelin 2020: Alison I. Beach/Isabelle Cochelin (Hrsg.), The Cambridge History of Medieval Monasticism in the Latin West, 2 Bde. (Cambridge 2020).

Becker 2015: Julia Becker (Hrsg.), Karolingische Klöster. Wissenstransfer und kulturelle Innovation. Materiale Textkulturen 4 (Berlin 2015).

Becker/Burkhardt 2021: Julia Becker/Julia Burkhardt (Hrsg.), Kreative Impulse. Innovations- und Transferleistungen religiöser Gemeinschaften im mittelalterlichen Europa. Klöster als Innovationslabore 9 (Regensburg 2021).

Bergmann 2002: Rudolf Bergmann, Die Einflussnahme von Klöstern auf die Kulturlandschaftsentwicklung in Westfalen. In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 20, 2002, S. 117–132.

Beuckers/Bienert 2024: Klaus Gereon Beuckers/Vivien Bienert, Frauenstifte – Männerstifte. Zur Frage einer architektonischen Spezifik von Frauenkonventskirchen im Früh- und Hochmittelalter. In: Oliver Auge/Sigrid Hirbodian/Fredericke Maria Schnack (Hrsg.), Frauenstifte – Männerstifte. Handlungsspielräume und Lebensweisen im Südwesten (Ostfildern 2024), S. 219–248.

Bonde/Maines 2022: Sheila Bonde/Clark Maines (Hrsg.), Other Monasticisms. Studies in the History and Architecture of Religious Communities Outside the Canon, 11th–15th Centuries (Turnhout 2022).

Bowes 2011: Kim Bowes, Inventing Ascetic Houses: Monasteries and the ‹Archaeology of Monasticism›. In: Dey/Fentress 2011, S. 315–351.

Bowes/Francis/Hodges 2006: Kim Bowes/Karen Francis/Richard Hodges (Hrsg.), Between Text and Territory: Survey and Excavation in the Terra of San Vincenzo al Volturno (London 2006).

Breitenstein/Melville 2020: Mirko Breitenstein/Gert Melville (Hrsg.), Die Wirkmacht klösterlichen Lebens. Modelle – Ordnungen – Kompetenzen – Konzepte. Klöster als Innovationslabore 6 (Regensburg 2020).

Brenk 2003: Beat Brenk, Die Christianisierung der spätrömischen Welt. Stadt, Land, Haus, Kirche und Kloster in frühchristlicher Zeit (Wiesbaden 2003).

Bujard 2018: Jacques Bujard, Les monastères du Jura suisse au haut Moyen Âge. In: Bully/Dubreucq/ Bully 2018, S. 353–360.

Bully 2009: Sébastien Bully, Archéologie des monastères du premier millénaire dans le Centre-Est de la France. Conditions d'implantation et de diffusion, topographie historique et organisation. In: BUCEMA 13, 2009, S. 257–290.

Bully/Bully/Causevic-Bully 2015: Sébastien Bully/Aurélia Bully/Morana Causevic-Bully, Die Anfänge des Klosters Luxeuil im Licht der jüngsten archäologischen Untersuchungen (6.–9. Jahrhundert). In: Franziska Schnoor et al. (Hrsg.), Gallus und seine Zeit: Leben, Wirken, Nachleben, Monasterium Sancti Galli (St. Gallen 2015), S. 127–160.

Bully/Destefanis/Marron 2020: Sébastien Bully/Eleonora Destefanis/Emmet Marron, The Archaeology of the Earliest Monasteries in Italy and France (Second Half of the Fourth Century to the Eighth Century). In: Beach/Cochelin 2020, Bd. 1, S. 232–257.

Bully/Dubreucq/Bully 2018: Sébastien Bully/Alain Dubreucq/Aurélia Bully (Hrsg.), Colomban et son influence. Moines et monastères du haut moyen âge en Europe (Rennes 2018).

Bully/Marron 2018: Sébastien Bully/Emmet Marron, L'«instant Colomban». Conditions de fondation et premiers éléments de topographie des monastères d'Annegray et de Luxeuil. In: Bully/Dubreucq/Bully 2018, S. 139–163.

Burton/Stöber 2015: Janet Burton/Karen Stöber, Women in the medieval monastic world (Turnhout 2015).

Christie/Hodges 2018: Neil Christie/Richard Hodges, Anxious Abbots? Questions of Monastic Security and Insecurity in Early Medieval Europe. In: Neil Christie/Hajnalka Herold (Hrsg.), Fortified Settlements in Early Medieval Europe. Defended Communities of the 8th–10th Centuries (Oxford 2018), S. 139–157.

Clément 2016: Nicolas Clément, Un riche context d'implantation pour l'abbaye Saint-Géraud d'Aurillac (Cantal): l'apport de l'archéologie preventive. In: BUCEMA. Horssérie n° 10, 2016, S. 269–281.

Cochelin 2020: Isabel Cochelin, Monastic Daily Life (c. 750–1100): A Tight Community Shielded by Outer Court. In: Beach/Cochelin 2020, Bd. 1, S. 542–560.

Codou/Lauwers 2009: Yann Codou/Michel Lauwers (Hrsg.), Lérins, une île sainte de l'antiquité au moyen âge. Collection d'études médiévales de Nice 9 (Turnhout 2009).

Constable 2009: Giles Constable, Carolingian Monasticism as seen in the Plan of St Gall. In: Wojciech Falkowski/Yves Sassier (Hrsg.), Le monde carolingien: bilan, perspectives, champs de recherches. Actes du colloque international de Poitiers, Centre d'études supérieures de civilisation médiévale, 18–20 novembre 2004 (Turnhout 2009), S. 199–217.

Conversi/Destefanis 2017: Roberta Conversi/Eleonora Destefanis, La chiesa di San Colombano a Bobbio (PC): Dati di scavo e considerazioni architettoniche per una prima ricostruzione dell'abbaziale in età medievale. In: Archeologia Medievale 44, 2017, S. 95–121.

Conversi/Destefanis/Zironi 2018: Roberta Conversi/Eleonora Destefanis/Alessandro Zironi, Bobbio e il suo contesto. Un monastero e il suo territorio in età altomedievale. In: Bully/Dubreucq/Bully 2018, S. 165–183.

Courvoisier/Sennhauser 1996: Hans Rudolf Courvoisier/Hans Rudolf Sennhauser, Zur Klosteranlage. Die Klosterbauten – eine Übersicht. In: Müstair, Kloster St. Johann 1: Zur Klosteranlage. Vorklösterliche Befunde. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege der ETH Zürich 16.1 (Zürich 1996), S. 15–65.

Czaja/Heimann/Wemhoff 2008: Roman Czaja/Heinz-Dieter Heimann/Matthias Wemhoff (Hrsg.), Klosterlandschaften: methodisch-exemplarische Annäherungen. MittelalterStudien 16 (München 2008).

D'Angelo 2019: Federica D'Angelo, Il cenobio di San Vincenzo al Volturno nella città di Benevento: I monasteri urbani. In: Maria Cristina Rossi/Veronica De Duonni (Hrsg.), Le diocesi dell'Italia meridionale nel medioevo. Ricerche di storia, archeologia, storia dell'arte (Cerro di Volturno 2019), S. 73–86.

Damminger 2020: Folke Damminger, Das historische Wassersystem des Zisterzienserklosters Maulbronn. In: Die konstruierte Landschaft. Befunde und Funde zu anthropogenen Geländeveränderungen in Mittelalter und früher Neuzeit. MittDGAMN 33 (Paderborn 2020), S. 275–286.

Dannheimer 2006: Hermann Dannheimer, Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften NF 126 (München 2006).

Dannheimer 2011: Hermann Dannheimer, Das Kloster im Frühen und Hohen Mittelalter. In: Walter Brugger/Heinz Dopsch/Joachim Wild (Hrsg.), Herrenchiemsee. Kloster – Chorherrenstift – Königsschloss (Regensburg 2011), S. 21–50.

Dannheimer 2022: Hermann Dannheimer (†) (Hrsg.), Kloster und Stift Herrenchiemsee – Archäologie und Geschichte (um 620–1803), Bd. 2: Historische und Naturwissenschaftliche Beiträge. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften NF 148 (München 2022).

Deflou-Leca/Demotz 2020: Noelle Deflou-Leca/François Demotz (Hrsg.), Etablissements monastiques et canoniaux dans les alpes du nord, Ve–XVe siècle. Actes du colloque international du Château de Ripaille, 5–6 nov. 2015 (Rennes 2020).

Dell'Acqua 1999: Francesca Dell'Acqua, Glasherstellung im Kloster San Vincenzo al Volturno. In: 799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn. Ausst.-Kat. Paderborn 1999, hrsg. von Christoph Stiegemann und Matthias Wemhoff (Mainz 1999), Bd. 1, S. 174–183.

Dell'Acqua 2008: Francesca Dell'Acqua, «Nisi ipse Daedalus (…) nisi Beseleel secundus»: l'attività artistica presso il monastero di San Vincenzo al Volturno in età carolingia. In: De Rubeis/Marazzi 2008, S. 289–308.

Dell'Acqua 2011: Francesca Dell'Acqua, Craft Production in Early Western Monasticism: Rules, Spaces, Products. In: Dey/Fentress 2011, S. 289–314.

Dell'Acqua 2020: Francesca Dell'Acqua, Iconophilia. Politics, Religion, Preaching, and the Use of Images in Rome, c. 680–880 (Abingdon/New York 2020).

De Rubeis/Marazzi 2008: Flavia De Rubeis/Federico Marazzi (Hrsg.), Monasteri in Europa occidentale (secoli VIII–XI): topografia e strutture (Rom 2008).

De Rubeis/Pohl 2003: Flavia De Rubeis/Walter Pohl (Hrsg.), Le scritture dai monasteri. Atti del IIº Seminario internazionale di studio «I monasteri nell'Alto Medioevo», Roma 9–10 maggio 2002 (Rom 2003).

Descœudres 2016: Georges Descœudres, Karolingische Klosteranlagen im archäologischen Befund, oder: Die Suche nach einer geeigneten Form. In: Jakobus Kaffanke (Hrsg.), Benedikt von Nursia und Benedikt von Aniane. Karl der Grosse und die Schaffung des «Karolingischen Mönchtums». Weisungen der Väter 26 (Beuron 2016), S. 82–107.

Dey 2011: Hendrik W. Dey, Bringing Chaos out of Order. New Approaches to the Study of Early Western Monasticism. In: Dey/Fentress 2011, S. 19–40.

Dey/Fentress 2011: Hendrik W. Dey/Elizabeth Fentress (Hrsg.), Western Monasticism *ante litteram*. The Spaces of Monastic Oberservance in Late Antiquity and the Early Middle Ages. Disciplina Monastica 7 (Turnhout 2011).

Dohmen/Heckner 2008: Kristin Dohmen/Ulrike Heckner (Red.), Graefenthal. Ein Kloster der Zisterzienserinnen am Niederrhein. Eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland, hrsg. von Landeskonservator Prof. Dr. U. Mainzer. Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege 72 (Worms 2008).

Eggenberger/Jaton/Schätti 2018: Peter Eggenberger/Philippe Jaton/Nicolas Schätti, La «refondation» de Romainmôtier au VIIe siècle. Les résultats ambigus des recherches historiques et archéologiques. In: Bully/Dubreucq/Bully 2018, S. 361–374.

Eggenberger et al. 2020: Peter Eggenberger et al., Romainmôtier: mille ans de monachisme. Résultats des recherches archéologiques entre 1971 et 2006. Cahiers d'archéologie romande 183 (Lausanne 2020).

Eidloth 2018: Volkmar Eidloth (Hrsg.), Kloster Maulbronn und sein landschaftliches Erbe. Kolloquium des damaligen Ministeriums für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg, des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und der Stadt Maulbronn, 5. November 2013. Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege 36 (Ostfildern 2018).

Erhart 2016: Peter Erhart, La pianta di San Gallo: un archivio di spazi monastici. In: Letizia Ermini Pani (Hrsg.), Gli spazi della vita comunitaria. Atti del Convegno internazionale di studio, Roma/Subiaco 8–10 giugno 2015. De re monastica 5 (Spoleto 2016), S. 1–35.

Ericsson/Atzbach 2005: Ingolf Ericsson/Rainer Atzbach (Hrsg.), Depotfunde aus Gebäuden in Zentraleuropa. Archäologische Quellen zum Mittelalter 2 (Berlin 2005).

Ericsson/Sanke 2004: Ingolf Ericsson/Markus Sanke (Hrsg.), Aktuelle Forschungen zum ehemaligen Reichs- und Königskloster Lorsch. Bamberger Beiträge zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 1 (Darmstadt 2004).

Evans/Evans 2023: Claude Lucette Evans/Kenneth Paul Evans (Hrsg.), Monastères, convergences, échanges et confrontations dans l'Ouest de l'Europe au Moyen Âge. Actes du Colloque Anciennes Abbayes de Bretagne, Toronto 5–6 mai 2016 (Turnhout 2023).

Felten 2012: Franz J. Felten, Klosterlandschaften. In: Felten/Müller/Ochs 2012, S. 157–191.

Felten/Müller/Ochs 2012: Franz J. Felten/Harald Müller/Heidrun Ochs (Hrsg.), Landschaft(en). Begriffe – Formen – Implikationen. Geschichtliche Landeskunde 68 (Stuttgart 2012).

Flechner/Meeder 2015: Roy Flechner/Sven Meeder (Hrsg.), The Irish in Early Medieval Europe. Identity, Culture and Religion (London 2015).

Gelichi/Librenti/Cianciosi 2018: Sauro Gelichi/Mauro Librenti/Alessandra Cianciosi (Hrsg.), Monaci e contadini. Abati e re. Il monastero di Nonantola attraverso l'archeologia (2002–2009). Nonantola 6 (Florenz 2018).

Gilchrist 1994: Roberta Gilchrist, Gender and Material Culture. The Archaeology of Religious Women (London 1994).

Goll 2013: Jürg Goll, Müstair. Architektur im Dienst von Glaube und Herrschaft. In: Riek/Goll/Descœudres 2013, S. 57–65.

Goll 2016: Jürg Goll, Müstair, St. Johann. In: Katarina Papajanni/Judith Ley (Hrsg.), Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz (Regensburg 2016), S. 342–359.

Grimm 2005: Jessica Grimm, Keine Lust zum Geschirrspülen? Auswertung der spätmittelalterlichen Tierknochen und der botanischen Reste aus der Remternische des Katharinenklosters in Stralsund. Mit einer baugeschichtlichen Einleitung von Manfred Schneider. In: Ericsson/Atzbach 2005, S. 173–179.

Gunzelmann/Kastner 2019: Thomas Gunzelmann/Birgit Kastner, Vielfalt in der Einheit – Zisterziensische Klosterlandschaften in Mitteleuropa: Fachtagung zum Europäischen Kulturerbejahr, 1.–3. Juni 2018 in Ebrach/Burgwindheim. Schriftenreihe des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 19 (Lindenberg 2019).

Hägermann 2007: Dieter Hägermann, Das Kloster als Innovationszentrum: Mühlenbetrieb, Salzproduktion und Bergbau. In: Claudia Dobrinski/Brunhilde Geddereth/Katrin Wipfler (Hrsg.), Kloster und Wirtschaftswelt im Mittelalter. MittelalterStudien 15 (München 2007), S. 13–23.

Hamburger et al. 2007: Jeffrey Hamburger et al. (Hrsg.), Frauen – Kloster – Kunst. Neue Forschungen zur Kulturgeschichte des Mittelalters (Turnhout 2007).

Hodges 1993–1995: Richard Hodges, San Vincenzo al Volturno 1–2: The 1980–86 Excavations, Part 1–2. Archaelogical Monographs of the BSR 7 und 9 (London 1993 und 1995).

Hodges 2018: Richard Hodges, Trade and Culture Process at a 9th-Century Mediterranean Monastic Statelet: San Vincenzo al Volturno. In: Danijel Dzino/Ante Milosevic/Trpimir Vedris (Hrsg.), Migration, Integration and Connectivity on the Southeastern Frontier of the Carolingian Empire. East Central and Eastern Europe in the Middle Ages 50 (Leiden/Boston 2018), S. 268–286.

Hodges 2023: Richard Hodges, La Pompei del medioevo. San Vincenzo al Volturno dalle origini al sacco dei Saraceni (Rom 2023).

Hodges/Leppard/Mitchell 2011: Richard Hodges/Sarah Leppard/John Mitchell, San Vincenzo Maggiore and its Workshops. Archaelogical Monographs of the BSR 17 (London 2011).

Jäggi 2000: Carola Jäggi, Architecture et disposition liturgique des couvents féminins dans le Rhin supérieur aux XIIIe et XIVe siècles. In: Les dominicaines d'Unterlinden. Ausst.-Kat. Colmar 2000/2001 (Paris 2000), S. 89–105.

Jäggi 2001: Carola Jäggi, Eastern Choir or Western Gallery? The Problem of the Place of the Nuns' Choir in Koenigsfelden and other Early Mendicant Nunneries. In: Gesta 40(1), 2001, S. 79–93.

Jäggi 2006: Carola Jäggi, Frauenklöster im Spätmittelalter. Die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen im 13. und 14. Jahrhundert (Petersberg 2006).

Jäggi 2008: Carola Jäggi, Architektur im Spannungsfeld zwischen Stiftern, Orden, Stadt und Bischof: Überlegungen zu den Bauformen der Klarissen- und Dominikanerinnenkirchen in Nürnberg und Umgebung. In: Eva Schlotheuber/Helmut Flachenecker/Ingrid Gardill (Hrsg.), Nonnen, Kanonissen und Mystikerinnen. Religiöse Frauengemeinschaften in Süddeutschland. Beiträge zur interdisziplinären Tagung vom 21. bis 23. September 2005 in Frauenchiemsee. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 235, Studien zur Germania Sacra 31 (Göttingen 2008), S. 223–238.

Jäggi 2009: Carola Jäggi, Orte des christlichen Kultes. Klöster, Bischofssitze, Kapellen und Pfarrkirchen. In: Bruno Reudenbach (Hrsg.), Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland, Bd. 1: Karolingische und ottonische Kunst (München etc. 2009), S. 370–433.

Jäggi 2010: Carola Jäggi, Klosterarchitektur und ihre Nutzer. Räumliche Partizipation im Spiegel monastischer Binnentopographien. In: Sabine Lepsky/Norbert Nussbaum (Hrsg.), 1259. Altenberg und die Baukultur im 13. Jahrhundert. Kolloquium 13.–15. Mai 2009 (Regensburg 2010), S. 49–67.

Jäggi 2012: Carola Jäggi, Ordensarchitektur als Kommunikation von Ordnung: Zisterziensische Baukunst zwischen Vielfalt und Einheit. In: Giancarlo Andenna/Klaus Herbers/Gert Melville (Hrsg.), Die Ordnung der Kommunikation und die Kommunikation der Ordnungen, Bd. 1: Netzwerke, Klöster und Orden im Europa des 12. und 13. Jahrhunderts. Aurora 1.1 (Stuttgart 2012), S. 203–221.

Jäggi (im Druck): Carola Jäggi, Kirche und Kloster. In: Christian Auf der Maur/Petra Ohnsorg/Andrea Rumo (Hrsg.), Das Zürcher Fraumünsterquartier, Entwicklung eines Stadtteils von der Urgeschichte bis ins Spätmittelalter, Bd. 3. Archäologie Stadt Zürich 3, Kap. E (im Druck).

Jöns 2005: Hauke Jöns, Neue Forschungen zum «Nonnenstaub» aus dem Klarissenkloster zu Ribnitz, Mecklenburg-Vorpommern. In: Ericsson/Atzbach 2005, S. 125–130.

Kaczynski 2020: Bernice M. Kaczynski (Hrsg.), The Oxford Handbook of Christian Monasticism (Oxford 2020).

Kaltenegger 1995: Marina Kaltenegger, Die Frühgeschichte des Klosters Mondsee. Historische Auswertungen zu den ältesten Baubefunden (Graz 1995).

Kamber 1995: Pia Kamber, Die Latrinen auf dem Areal des Augustinerklosters: Basel-Augustinergasse 2, Grabung 1968. Materialhefte zur Archäologie in Basel 10 (Basel 1995).

Kessler/Wolf/Trümpler 2013: Cordula Kessler/Sophie Wolf/Stefan Trümpler, Leuchtende Fenster. Glas als Werkstoff und seine Herstellung. In: Riek/Goll/Descœudres 2013, S. 224–227.

Kind 2003: Thomas Kind, Karolingerzeitliches Glas und verschiedene Handwerksindizien aus dem Kloster Fulda. Aufarbeitung der Altfunde Joseph Vonderaus von 1898–1899. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 31, 2003, S. 61–93.

Kind 2007: Thomas Kind, Das karolingerzeitliche Kloster Fulda. Ein «*monasterium in solitudine*». Seine Strukturen und Handwerksproduktion nach den seit 1898 gewonnenen archäologischen Daten. In: Joachim Henning (Hrsg.), Post-Roman Towns, Trade and Settlement in Europe and Byzantium, Bd. 1: The Heirs of the Roman West. Millennium-Studien 5.1 (Berlin/New York 2007), S. 367–409.

Kind 2011: Thomas Kind, Das Kloster Fulda im 9.–10. Jahrhundert in archäologischer Sicht. Siedlungsstruktur und Alltagskultur. In: Gregor Stasch/Frank Verse (Hrsg.), König Konrad I.: Herrschaft und Alltag. Begleitband zur Ausstellung *911 – Königswahl zwischen Karolingern und Ottonen. König Konrad der Erste – Herrschaft und Alltag*, Fulda 9. November 2011 bis 6. Februar 2012 (Petersberg 2011), S. 83–102.

Knapp 2007: Ulrich Knapp, Küchen im Kloster. Orte der Speisenzubereitung in Klöstern unter besonderer Berücksichtigung südwestdeutscher Beispiele. In: Küche – Kochen – Ernährung. MittDGAMN 19 (Paderborn 2007), S. 95–106.

Knapp 2020: Ulrich Knapp, Die Zisterzienser und das Wasser – unter besonderer Berücksichtigung der Abteien Bebenhausen, Maulbronn und Salem (Petersberg 2020).

Knudsen 2020: Christian D. Knudsen, Daily Life in Late Medieval Monasteries. In: Beach/Cochelin 2020, Bd. 2, S. 1109–1124.

Krätschmer/Thode/Vossler-Wolf 2018: Marco Krätschmer/Katja Thode/Christina Vossler-Wolf (Hrsg.), Klöster und ihre Ressourcen. Räume und Reformen monastischer Gemeinschaften im Mittelalter. RessourcenKulturen 7 (Tübingen 2018).

Kühnel/Appelt 1980: Harry Kühnel/Heinrich Appelt (Hrsg.), Klösterliche Sachkultur des Spätmittelalters. Internationaler Kongress Krems an der Donau 18. bis 21. September 1978 (Wien 1980).

Lammers 2018–2019: Dieter Lammers, Kloster Lorsch. Die archäologischen Untersuchungen der Jahre 2010–2016, 3 Bde. Schriften zum Kloster Lorsch 1–3 (Regensburg 2018–2019).

Lauwers 2014a: Michel Lauwers (Hrsg.), Monastères et espace social. Genèse et transformation d'un système de lieux dans l'Occident medieval. Collection d'études médiévales de Nice 15 (Turnhout 2014).

Lauwers 2014b: Michel Lauwers, *Circuitus* et *figura*. Exégèse, images et structuration des complexes monastiques dans l'Occident médiéval (IX^{e}– XII^{e} siècle). In: Lauwers 2014a, S. 43–109.

Lauwers 2020: Michel Lauwers, Constructing Monastic Space in the Early and Central Medieval West (Fifth to Twelfth Century). In: Beach/Cochelin 2020, Bd. 1, S. 317–339.

Legler 1996: Rolf Legler, Probleme mit einem Phantom oder: Seit wann gibt es einen Kreuzgang in der abendländischen Klosterarchitektur? In: Sennhauser 1996a, S. 85–89.

Marazzi 2011: Federico Marazzi, San Vincenzo al Volturno dal X al XII secolo: Le «molte vite» di un monastero fra poteri universali e trasformazioni geopolitiche del Mezzogiorno (Rom 2011).

Marazzi 2013: Federico Marazzi (Hrsg.), La cripta dell'abate Epifanio a San Vincenzo al Volturno: un secolo di studi (1896–2007) (Cerro al Volturno 2013).

Marazzi 2014: Federico Marazzi (Hrsg.): La «Basilica Maior» di San Vincenzo al Volturno (scavi 2000–2007) (Cerro di Volturno 2014).

Marazzi 2018: Federico Marazzi (Hrsg.), Molise medievale cristiano: Edilizia religiosa e territorio (secoli IV–XIII) (Cerro di Volturno 2018).

Marazzi/D'Angelo 2021: Federico Marazzi/Federica D'Angelo, Frangibili trasparenze. Una breve riflessione sulla produzione in vetro del monastero Volturnense. In: Adele Coscarella/Elisabetta Neri/Ghislaine Noyé (Hrsg.), Il vetro in transizione (IV–XII secolo). Produzione e commercio in Italia meridionale e nell'Adriatico (Bari 2021), S. 35–46.

Marazzi/Ferraiuolo 2020: Federico Marazzi/Daniele Ferraiuolo, San Vincenzo al Volturno, scavi 2013–2015: la scoperta della «torre monastica». In: Letizia Pani Ermini (Hrsg.), Il tempo delle comunità monastiche nell'alto medioevo. Atti del convegno internazionale di studio, Roma-Subiaco, 9–11 giugno 2017 (Spoleto 2020), S. 399–434.

Marazzi/Luciano 2015: Federico Marazzi/Alessandro Luciano (Hrsg.), *Iuxta flumen Vulturnum*. Gli scavi lungo il fronte fluviale di San Vincenzo al Volturno (Cerro al Volturno 2015).

Meier 2009: Thomas Meier, Das Kloster im See. Überlegungen zu einem mittelalterlichen Lagetyp. In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 27, 2009, S. 113–161.

Meier 2010: Johannes Meier (Hrsg.), Klöster und Landschaft. Das kulturräumliche Erbe der Orden (Münster 2010).

Melville 2012a: Gert Melville, Die Welt der mittelalterlichen Klöster. Geschichte und Lebensformen (München 2012).

Melville 2012b: Gert Melville, «Klosterlandschaft». Kritische Bemerkungen zum wissenschaftlichen Wert einer Wortschöpfung. In: Felten/Müller/Ochs 2012, S. 195–222.

Melville/Müller 2011: Gert Melville/Anne Müller (Hrsg.), Female «vita religiosa» between Late Antiquity and the High Middle Ages. Structures, Developments and Spatial Contexts. Vita regularis 47 (Wien/Berlin 2011).

Melville/Silberer/Schmies 2015: Gert Melville/Leonie Silberer/Bernd Schmies (Hrsg.), Die Klöster der Franziskaner im Mittelalter. Vita regularis 63 (Berlin 2015).

Mente 2005: Michael Mente, Essen, Alltag und Verwaltung im Kloster. Das «Kreuzlinger Küchenbuch» von 1716. Text, Kommentar und Auswertung (Zürich 2005).

Mersch 2004: Margit Mersch, Gehäuse der Frömmigkeit – Zuhause der Nonnen. Zur Geschichte der Klausurgebäude zisterziensischer Frauenklöster im 13. Jahrhundert. In: Falk Eisermann/Eva Schlotheuber/Volker Honemann (Hrsg.), Studien und Texte zur literarischen und materiellen Kultur der Frauenklöster im späten Mittelalter (Leiden/Boston 2004), S. 45–102.

Mersch 2007: Margit Mersch, Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Vallis Dei in Brenkhausen. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 45 (Mainz 2007).

Mitchell 2011: John Mitchell, *Giudizio sul Mille*: Rome, Montecassino, S. Vincenzo al Volturno, and the Beginnings of the Romanesque. In: Claudia Bolgia/Rosamund McKitterick/John Osborne (Hrsg.), Rome Across Time and Space. Cultural Transmission and Exchange of Ideas, c. 500–1400 (New York 2011), S. 167–180.

Mitchell/Hansen 2001: John Mitchell/Inge Lyse Hansen, San Vincenzo al Volturno 3: The Finds from the 1980–86 Excavations. 2 Bde. Studi e ricerche di archeologia e storia dell'arte 3.1–2 (Spoleto 2001).

Mohn 2006: Claudia Mohn, Mittelalterliche Klosteranlagen der Zisterzienserinnen: Architektur der Frauenklöster im Mitteldeutschen Raum (Petersberg 2006).

Näf/Kraemer 2022: Beat Näf/Charles Kraemer, Eremit im frühen Mittelalter. Amatus von Grenoble, Saint-Maurice d'Agaune, Luxeuil und Remiremont (ca. 570–ca. 629) (Regensburg 2022).

O'Hara 2018: Alexander O'Hara (Hrsg.), Columbanus and the People of Post-Roman Europe (Oxford 2018).

Papajanni 2015: Katarina Papajanni, Mit einem Eichenkeil und einer Walnussschale. Bauforschung an der sogenannten Tor- oder Königshalle im ehemaligen Kloster Lorsch als Grundlage für einen neuen Datierungsansatz. In: Architectura 45, 2015, S. 23–44.

Pasda 2021: Kerstin Pasda, Fische – der Beitrag zur Ernährung der Mönche im Kloster Lorsch und der archäozoologische Nachweis von Fischen im Fundmaterial. In: Laureshamensia: Forschungsberichte des Experimentalarchäologischen Freilichtlabors Karolingischer Herrenhof Lauresham 3, 2021, S. 58–71.

Peine 1993: Hans-Werner Peine, Vorwiegend Alltagssachen. Das Fundgut der Grabungen 1988 bis 1991 im Überblick. In: Bendix Trier (Hrsg.), Ausgrabungen in der Abtei Liesborn (Münster 1993), S. 135–251.

Picker 2008: Hanns-Christoph Picker, Der St. Galler Klosterplan als Konzept eines weltoffenen Mönchtums: Ist Walahfrid Strabo der Verfasser? In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 119, 2008, S. 1–29.

Pinchetti 2021: Luigi Pinchetti, Between Town and Monastery. Peasant Economy in the First Millennium AD (Sesto Fiorentino 2021).

Platz 2005: Kai Thomas Platz, Neue Grabungen im ehemaligen Reichskloster Lorsch 1998–2004. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 33, 2005, S. 199–206.

Platz 2010: Maxi Platz, Kloster Lorsch. Die Kirchenbauten Altenmünster und Seehof in Lorsch. Neubewertung der Altgrabungen. In: Befund und Rekonstruktion. Mitt-DGAMN 22 (Paderborn 2010), S. 93–100.

Riek/Goll/Descœudres 2013: Markus Riek/Jürg Goll/Georges Descœudres (Hrsg.), Die Zeit Karls des Grossen in der Schweiz (Sulgen 2013).

Ripart 2021: Laurent Ripart, Les déserts de l'Occident. Genèse des lieux monastiques dans le sud-est de la Gaule (fin IVe–milieu VIe siècles). Collection d'études médiévales de Nice 18 (Turnhout 2021).

Röckelein 2020: Hedwig Röckelein, Monastic Landscapes. In: Beach/Cochelin 2020, Bd. 2, S. 816–830.

Rost et al. 2010: Katja Rost et al., Monastic Governance: Forgotten Prospects for Public Institutions. In: The American Review of Public Administration 40(6), 2010, S. 631–653.

Rüffer 2024: Jens Rüffer, Die Zisterzienser und der ‹labor manuum›. Vom Mythos der Mönche als Baumeister und Bauarbeiter. In: Insitu. Zeitschrift für Architekturgeschichte 16(1), 2024, S. 45–56.

Santschi 2020: Catherine Santschi, L'érémitisme alpin entre solitude et communauté. In: Deflou-Leca/Demotz 2020, S. 45–59.

Schedl 2000: Barbara Schedl, Die Anfänge des hochmittelalterlichen Klosterbaues und der St. Galler Klosterplan. In: Elisabeth Vavra (Hrsg.), Die Suche nach dem verlorenen Paradies. Europäische Kultur im Spiegel der Klöster (St. Pölten 2000), S. 103–112.

Schedl 2012: Barbara Schedl, Der St. Galler Klosterplan – ein materialisierter Diskurs. In: Alfried Wieczorek (Hrsg.), Benedikt und die Welt der frühen Klöster. Begleitband zur Sonderausstellung «Benedikt und die Welt der frühen Klöster» in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim vom 13. Mai 2012 bis 13. Januar 2013 (Regensburg 2012), S. 93–105.

Schedl 2013: Barbara Schedl, Ein Ringen um Form und Inhalt. Der St. Galler Klosterplan. In: Riek/Goll/Descœudres 2013, S. 116–127.

Schedl 2014: Barbara Schedl, Der Plan von St. Gallen. Ein Modell europäischer Klosterkultur (Wien 2014).

Scherping 2007: Regina Scherping, Der «Nonnenstaub» aus dem Klarissenkloster zu Ribnitz, Mecklenburg-Vorpommern. In: Hamburger et al. 2007, S. 229–236.

Schlotheuber/Hirbodian 2022a: Eva Schlotheuber/Sigrid Hirbodian (Hrsg.), Zwischen Klausur und Welt. Vorträge und Forschungen 91 (Ostfildern 2022).

Schlotheuber/Hirbodian 2022b: Eva Schlotheuber/Sigrid Hirbodian: Zwischen Klausur und Welt. Forschungsfeld und Forschungsstand. In: Schlotheuber/Hirbodian 2022a, S. 9–21.

Schneider 2016: Laurent Schneider, Une fondation multiple, un monastère pluriel. Les contextes topographiques de la genèse du monastère d'Aniane d'après l'archéologie de la Vie de saint Benoît (fin VIIIe–IXe siècle). In: BUCEMA. Hors-série n° 10, 2016, S. 180–209.

Schöneweis 2020: Tobias Schöneweis, Die Architektur zisterziensischer Wirtschaftsbauten. Vita regularis 65 (Berlin/Münster 2020).

Schumann 2007: Dirk Schumann, Verloren und Vergessen. Befunde mittelalterlicher Küchen aus klösterlichem Kontext in Nordostdeutschland. In: Küche – Kochen – Ernährung. MittDGAMN 19 (Paderborn 2007) S. 107–128.

Seidenspinner 1989: Wolfgang Seidenspinner, Das Maulbronner Wassersystem – Relikte zisterziensischer Agrarwirtschaft und Wasserbautechnik im heutigen Landschaftsbild. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 18, 1989, S. 181–191.

Sennhauser 1996a: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster. Internationales Symposium, 26.9.–1.10.1995 in Zurzach und Müstair, im Zusammenhang mit den Untersuchungen im Kloster St. Johann zu Müstair. Acta 1 (Zürich 1996).

Sennhauser 1996b: Hans Rudolf Sennhauser, Funktionale Bestimmung von Trakten und Räumen der karolingischen Klosteranlage von Müstair. Skizze zum Stand der Überlegungen Februar 1996. In: Sennhauser 1996a, S. 283–300.

Sennhauser 2008: Hans Rudolf Sennhauser, Monasteri del primo millennio nelle Alpi Svizzere. In: De Rubeis/Marazzi 2008, S. 43–65.

Sennhauser 2010a: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Pfalz – Kloster – Klosterpfalz St. Johann in Müstair. Historische und archäologische Fragen. Tagung 20.–22. Sept. 2009 in Müstair. Berichte und Vorträge. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 2 (Zürich 2010).

Sennhauser 2010b: Hans Rudolf Sennhauser, St. Johann in Müstair als Klosterpfalz. In: Sennhauser 2010a, S. 3–28.

Sennhauser 2013a: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.) unter Mitarbeit von Katrin Roth Rubi und Eckart Kühne, Wandel und Konstanz zwischen Bodensee und Lombardei zur Zeit Karls des Grossen. Kloster St. Johann in Müstair und Churrätien. Tagung 13.–16. Juni 2012 in Müstair. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 3 (Zürich 2013).

Sennhauser 2013b: Hans Rudolf Sennhauser, Bemerkungen zur Gründung und zur Frühgeschichte des Klosters St. Johann in Müstair. In: Sennhauser 2013a, S. 83–110.

Sennhauser 2014: Hans Rudolf Sennhauser, *Nihil operi Dei praeponatur*. À propos des premières étapes de la construction des monastères bénédictins. In: Lauwers 2014a, S. 427–434.

Siart 2008: Olaf Siart, Kreuzgänge mittelalterlicher Frauenklöster. Bildprogramme und Funktionen (Petersberg 2008).

Signori 2019: Gabriela Signori (Hrsg.), Inselklöster – Klosterinseln. Topographie und Toponyme einer monastischen Formation. Studien zur Germania sacra NF 9 (Berlin etc. 2019).

Sonntag/Melville 2023: Jörg Sonntag/Gert Melville (Hrsg.), Mechanismen des Innovativen im klösterlichen Leben des hohen Mittelalters. Klöster als Innovationslabore 12 (Regensburg 2023).

Steinegger 2018: Astrid Steinegger, Die Küche der Neubergensis urbs sacra. Ergebnisse der archäologischen Untersuchung in der Klosterküche des ehemaligen Zisterzienserstifts Neuberg an der Mürz. In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 34, 2018, S. 7–74.

Stenzig 2021: Philipp Stenzig, Zur Montantätigkeit der Walkenrieder Zisterzienser im Westharz. In: Becker/Burkhardt 2021, S. 183–208.

Untermann 1995: Matthias Untermann, Die Latrine des Augustinereremiten-Klosters in Freiburg im Breisgau. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 31 (Stuttgart 1995).

Untermann 2003: Matthias Untermann, Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in Klöstern, Grangien und Stadthöfen. Forschungsbericht und kommentierte Bibliographie (Berlin 2003).

Untermann 2015: Matthias Untermann, Fehlbenennungen von Klosterräumen und ihr Effekt auf die Forschung, In: Melville/Silberer/Schmies 2015, S. 19–42.

Untermann 2017: Matthias Untermann, «Kloster» oder «Haus». Zu unterschiedlichen Klausurdispositionen von Benediktinerklöstern und Regularkanonikerstiften im Mittelalter. In: Elisabeth Rüber-Schütte (Hrsg.), Vom Leben in Kloster und Stift. Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Arbeitsberichte 13 (Halle 2017), S. 47–64.

Untermann 2019: Matthias Untermann, Das Kloster Lorsch im Kontext der Großklöster karolingischer Zeit. In: Lammers 2018–2019, Bd. 3 (2019), S. 341–368.

Vanderputten 2020: Steven Vanderputten, Medieval Monasticisms: Forms and Experiences of the Monastic Life in the Latin West (Berlin/Boston 2020).

Vonderau 1946: Joseph Vonderau, Die Ausgrabungen am Domplatz zu Fulda im Jahre 1941. Ein merowingischer Gutshof auf dem nachmaligen Klostergelände (Fulda 1946).

Vossler-Wolf 2011: Christina Vossler-Wolf, Leben und Sterben im Kloster. Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen in Klosterkirche und Klausur. In: Klaus Gereon Beuckers/Patrizia Peschel (Hrsg.), Kloster Bebenhausen – neue Forschungen. Wissenschaftliche Beiträge der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg 1 (Bruchsal 2011), S. 17–28.

Wataghin Cantino 2016: Gisella Wataghin Cantino, *Locus Novalicii*: avant l'abbaye benedictine de Novalaise. In: BUCEMA. Hors-série n° 10, 2016, S. 139–163.

Wiethold 2005: Julian Wiethold, Botanische Funde aus der Nonnenempore des Klarissenklosters von Ribnitz, Kr. Nordvorpommern, und aus dem Haus Mönchstr. 38, Hansestadt Stralsund – Zwei Beispiele für die Auswertung und Interpretation von botanischen Funden aus Gebäuden. In: Ericsson/Atzbach 2005, S. 131–146.

Zettler 1986/87: Alfons Zettler, Zum frühkarolingischen Klosterbau im östlichen Frankenreich: Das Beispiel Reichenau. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 14/15, 1986/87, S. 81–118.

Zettler 1988: Alfons Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen – Schriftquellen – St. Galler Klosterplan. Archäologie und Geschichte: Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 3 (Sigmaringen 1988).

Zettler 1996: Alfons Zettler, Die Konventbauten der klösterlichen Niederlassungen auf der Reichenau. In: Sennhauser 1996a, S. 269–280.

– I –

Zurück zu den Wurzeln

GEORGES DESCŒUDRES

Eremit und Coenobium

Die wissenschaftliche Forschung zum Mönchtum hat in jüngster Zeit enorme Fortschritte gemacht.[1] Damit hat sich unser Wissen zur Dichotomie «Eremit und Coenobium[2]» erheblich erweitert, teilweise auch verschoben.[3] So hat sich die Vorstellung von einem einsam in der Wüste lebenden Anachoreten weitgehend als Fiktion erwiesen. Selbst das Narrativ der Wüste wurde als literarischer Topos entlarvt. Beides sind Idealisierungen, welche bestimmte Ansprüche spiegeln, aber der Realität kaum gerecht werden.[4] Erweitert hat sich die Vorstellung von Gemeinschaftlichkeit beim Mönchtum, die nicht allein dem Coenobium eigen, sondern auch bei Eremiten zu finden ist.[5] Der vorliegende Beitrag befasst sich mit der Frühzeit des Mönchtums im Spannungsfeld von Eremit und Coenobium bis zur Etablierung eines weitherum akzeptierten Modells für den Klosterbau im lateinischen Westen.

Die ursprüngliche Form monastischen Daseins ist das Anachoretentum: die Nachfolge Christi in topographischer und sozialer Separierung einzelner Männer (und einiger weniger Frauen[6]) von der Gesellschaft. So sind die Anfänge des Mönchtums im östlichen Mittelmeerraum wesentlich durch das Eremitentum, durch das Leben in der Abgeschiedenheit, geprägt. Eremit, vom griechischen Begriff *eremos* (Wüste) abgeleitet, bedeutet wörtlich: Wüstenbewohner. In Ägypten ist seit dem frühen 5. Jahrhundert der Begriff ‹Wüstenväter› geläufig (Palladius, *Historia Lausiaca* 11,4).

Die neue Lebensform ‹Mönch›[7] ist mehr oder weniger gleichzeitig in Ägypten, in Syrien und in Kleinasien entstanden, doch findet sich nirgends eine solche Fülle an literarischen, dokumentarischen und archäologischen Quellen zu den Anfängen des Mönchtums wie in Ägypten.[8] In der Spätantike waren es monastische Schriften aus Ägypten, die im lateinischen Westen die Vorstellungen vom Mönchtum geprägt haben.[9]

Am neuen Bild des frühen Mönchtums hat die Archäologie einen gewichtigen Anteil. Die Anfänge des Mönchtums sind durch eine Vielfalt asketischer Lebensformen gekennzeichnet, was sich auch in der unterschiedlichen Art der Wohnstätten abbildete. Verbreitet waren Felshöhlen, Steinbrüche und antike Gräber.[10] Häufig scharten sich junge Männer um charismatische Persönlichkeiten wie den Mönchsvater Antonios. So entstanden erste Mönchsiedlungen. Statt vorgefundene Höhlen zu nutzen, begannen Mönche, sich eigene Wohnstätten zu bauen.

Die Eremitensiedlung Kellia

Die Kellia im weiteren Hinterland von Alexandria sind das am besten erforschte Beispiel einer frühen Eremitensiedlung. Deren Gründung ist literarisch überliefert und lässt sich auf das Jahr 338 datieren.[11] Die Siedlung steht somit am Anfang des sich formierenden Mönchtums. Der Begriff ‹Kellia› (Zellen) ist hier schon bald zum Toponym geworden. Franzosen, Ägypter und eine international zusammengesetzte Equipe der *Mission suisse d'archéologie copte* der Universität Genf haben von 1965 bis 1990 in den Kellia Ausgrabungen durchgeführt.[12]

1 Kaczynski 2020b, S. 1. – Einen allgemeinen Forschungsüberblick bieten zwei Handbücher zum Mönchtum, die beide 2020 erschienen sind: Beach/Cochelin 2020 und Kaczynski 2020a.

2 Zur Bezeichnung der Institution gemeinschaftlichen klösterlichen Zusammenlebens wird in diesem Beitrag die latinisierte Form des griechischen Klosterbegriffs «Koinobion» (gemeinschaftliches Leben) verwendet. Sowohl das lateinische *monasterium* (eigentlich Wohnstätte eines Einzelnen) als auch der deutsche Begriff «Kloster» (vom lat. *claustrum*, das Abgeschlossene) hatten ursprünglich eine spezifisch andere Bedeutung.

3 Diem/Rapp 2020.

4 Goehring 2013; Brakke 2020, S. 41 f.

5 Descœudres 2015, S. 32–43.

6 «Still, the evidence for female desert monastics remains sparse and often highly rhetorical in nature» (Brakke 2020, S. 44).

7 Der Begriff Mönch (*monachos*), der sich vom griechischen Adjektiv für «allein, einzig» ableitet, findet sich erstmals in einem ägyptischen Papyrus des Jahres 324 (Judge 1977) ohne nähere Umschreibung, was heisst: als bereits geläufige Bezeichnung.

8 Wipszycka 2018, S. 3–25.

9 Descœudres 2018.

10 Martin 1966; Godlewski 2015; Delattre/Lecuyot 2016.

11 Guillaumont 2007b, S. 12.

12 «Kellia» 1991.



Abb. 1 Mönchsiedlung Kellia (Ägypten). Einblick in eine frühe Eremitage (um 400). Rechts im Bild die mit Kalkputz ausgeschlagene Gebetsnische. *(© Georges Descœudres, 1985)*

Die Eremitagen bestanden anfänglich aus zwei bis vier Räumen, welche 60–80 cm in den gewachsenen Boden eingetieft und mit einem aus getrockneten Lehmziegeln gefertigten flachen Gewölbe überdeckt waren.[13] Während man Wände und Gewölbe mit einem Lehmverputz versehen hat, fand sich an der Ostwand des grössten Raumes jeweils eine Nische, die einen Kalkputz aufwies (Abb. 1). Es handelte sich dabei um die Gebetsnische, vor die sich der Mönch bei seinen täglichen Gebeten hinstellte,[14] denn seit frühchristlicher Zeit hat man sich beim Beten nach Osten ausgerichtet.[15] Anders als die Mönche in Palästina kannten die Eremiten in Ägypten nur zwei Stundengebete am Tag: eines vor Sonnenaufgang und eines vor Sonnenuntergang.[16] Ansonsten folgten die Mönche der Weisung des Apostels Paulus (1Thess 5,17), wonach man «ohne Unterlass» beten soll. Durch ständiges Rezitieren der Heiligen Schrift wurde dieser Weisung nachgelebt. Am Samstag und am Sonntag trafen sich die Mönche in der Kirche der Siedlung zum gemeinsamen Gottesdienst und zu einem brüderlichen Mahl. Antoine Guillaumont sah darin eine ausgewogene Lebensweise von Abgeschiedenheit und Gemeinschaftlichkeit.[17]

Unter den Eremiten in Ägypten wurde die Ortsbeständigkeit hochgehalten. «Bleib in deinem Kellion!» war eine wiederkehrende Ermahnung erfahrener Mönche.[18] Die Eremiten verdienten sich mit einem Handwerk ihren Lebensunterhalt. Weben sowie das Flechten von Seilen und Körben waren verbreitet, andere kopierten Manuskripte. Sogenannt benediktinische Tugenden wie *ora et labora* sowie die *stabilitas loci* waren also bereits in der Wüste Ägyptens vorgezeichnet.[19] Mönchsregeln kannten die Wüstenväter nicht – einzige Richtschnur für das Leben der Mönche war die Heilige Schrift.

13 Descœudres 1989.

14 Corboud 1986.

15 Wallraff 2000; Heid 2006.

16 Taft 1986, S. 57–73.

17 Guillaumont 2007b, S. 20.

18 Gemeinhardt 2015, S. 45–54.

19 Guillaumont 2007c

Die Anfänge im lateinischen Westen

Im lateinischen Westen, namentlich in Italien und Gallien, haben wir im 4. Jahrhundert Kenntnis von asketischen Gemeinschaften vielfach aristokratischen Hintergrundes. Diese Gruppen waren von unterschiedlicher Ausprägung und lebten in Stadthäusern oder in vorstädtischen Villen.[20] Bekannte Persönlichkeiten wie Augustinus[21], Hieronymus[22], Rufinus von Aquileia[23] sowie die beiden Melaniae aus senatorischem Hause[24] gehörten zeitweilig solchen suburbanen Gemeinschaften an. Die Mitglieder dieser Gruppen waren keine Mönche oder Nonnen, auch wird man diese Gemeinschaften nicht als Klöster bezeichnen können. Es waren aber just diese Kreise, welche auf die sich im 4. Jahrhundert verbreitende Kunde, dass im Orient eine neue Lebensform – das Mönchtum – entstanden sei, aufmerksam reagierten. Manche von ihnen machten sich auf die Reise nach Ägypten und Palästina, um diese neue Lebensform aus eigener Anschauung kennen zu lernen.[25] Nicht wenige von ihnen wurden dort selbst Mönch oder Nonne.

Einer unter ihnen war Johannes Cassian († um 435).[26] Er lebte zehn Jahre lang als Schüler des ersten Mönchstheoretikers Evagrios Pontikos († 399)[27] in den Kellia sowie in umliegenden Eremitensiedlungen, ehe er sich im frühen 5. Jahrhundert in Marseille niederliess. Um 420 verfasste Cassian zwei Schriften, welche im Westen die Vorstellungen von der neuartigen orientalischen Lebensform ‹Mönch› verbreiteten und verständlich machten. Die eine Schrift ist *Die Einrichtungen der Klöster* (*De institutionibus coenobiorum*), die andere die in drei Teilen erschienene *Unterredungen mit den [Wüsten]Vätern* (*Collationes Patrum*). Cassian übermittelte darin – um mit Klaus Zelzer zu sprechen – «dem westlichen Mönchtum die monastischen Bräuche des Orients und die asketische Weisheit der Wüstenväter».[28]

Johannes Cassian, einer der «bedeutendsten und wegweisenden Lehrmeister des abendländischen Mönchtums», wie ihn Karl Suso Frank charakterisierte,[29] verstand es, das eremitisch geprägte Mönchtum der ägyptischen Wüstenväter für das lateinische Coenobium fruchtbar zu machen. Aus dem Prolog zu den *Einrichtungen* geht hervor, dass er diese Schrift auf Bitten des Bischofs Castor von Apte verfasst hatte. «In einem Gebiet ohne Klöster», so adressiert sich Cassian direkt an den Auftraggeber, «willst du die Lebensweise der Orientalen und besonders der Ägypter einführen.» Weiter: «Freilich habe ich mir erlaubt, in mein Buch auch Änderungen aufzunehmen, um das, was mir von der Lebensweise der Ägypter wegen des rauen Klimas, der Schwierigkeit und Verschiedenheit der Lebensweise für unsere Gegend unmöglich oder zu hart und schwierig erscheint, […] etwas zu mässigen» (Cassian, *Einrichtungen*, Vorrede).

Cassians *Einrichtungen* befassen sich im ersten Buch mit dem Mönchsgewand, das sich im 4. Jahrhundert im Orient als sichtbares Bekenntnis zum Mönchtum ausgebildet und etabliert hatte,[30] weiter mit dem Umgang mit Novizen sowie in zwei Büchern mit der Gebets- und Psalmenordnung, denn darin waren bei der Übertragung vom Eremitentum zum Coenobium entscheidende Änderungen nötig.

Das Beten des Einsiedlers unterschied sich vom Beten einer Gruppe von Mönchen.[31] Der ägyptische Wüstenvater, der unter der Woche für sich allein betete, rezitierte bei seinem Offizium jeweils 12 aufeinanderfolgende Psalmen. Zwischen den Psalmen sprach er ein Gebet, das – wie es heisst – vom Heiligen Geist inspiriert war. Das Gebet war die Antwort des Mönchs auf den vorangegangenen Psalm, der als Wort Gottes verstanden wurde. Das Offizium des Eremiten war solcherart

20 Lorenz 1966.

21 Drecoll 2014.

22 Rebenich 1992, S. 42–51.

23 Thelamon 1978.

24 Chin/Schroeder 2017.

25 Frank 2000.

26 Stewart 1998.

27 Casiday 2006.

28 Zelzer 1998, S. 30f.

29 Karl Suso Frank in der Einleitung zu Cassians *Einrichtungen* (S. 109).

30 Zum Mönchsgewand in Ägypten: Mossakowska-Gaubert 2023.

31 Diem/Rapp 2020, S. 36.

32 Bunge 1987, S. 14.

ein Dialog zwischen dem Mönch und Gott.[32] Die Gebetsnische, vor die sich der Wüstenvater beim Offizium hinstellte, wurde im übertragenen Sinn zu einem Fenster[33] für diesen Dialog.

Eine solche Praxis des Offiziums mit geist-inspiriertem Beten ist in einer Gruppe nicht möglich. Ausgewählte Psalmen und feststehende Antiphonen transponieren das individuelle Beten in eine Liturgie der Mönchsgemeinschaft. Die unmittelbare Beziehung zu Gott wird durch das Aufgehobensein in der gemeinsamen Liturgie ersetzt. Mit der Übertragung des Psalmgebets des Wüstenvaters in das Coenobium im Westen wird das Rezitieren der Psalmen an sich zum Gebet,[34] das zusammen mit den Antiphonen den erwähnten Dialog des Eremiten mit Gott ersetzt. Zu diesem liturgischen Verständnis des Betens gehört, dass die Psalmen nun gesungen werden. Das private Oratorium mit einer Gebetsnische ist im Coenobium obsolet; doch fehlt die Gebetsnische im lateinischen Westen, soweit ersichtlich, auch bei den Eremiten.

Die ‹Wüste› im Westen

Die Juraväter: der Wald als Wüste

Eine Gruppe von Mönchen, die sich direkt von Cassians Schriften inspirieren liess, waren die sogenannten Juraväter. Davon berichtet deren *Vita*, die von einem anonymen Schüler um 520 verfasst wurde. Romanus († 463/64), der älteste der drei Juraväter, verliess mit 35 Jahren Mutter, Schwester und Bruder und ging in die Wälder des Jura, um dort als Einsiedler zu leben (*Juraväter,* 11–12). Es ist der klassische Anfang einer Mönchslaufbahn: Trennung von der Familie und Rückzug in die Einsamkeit. Statt der Wüste wie in Ägypten ist hier der Wald der Ort der Abgeschiedenheit. «Vor ihm gab es in dieser Provinz keinen Mönch, der sich dem klösterlichen Leben entweder als Eremit oder als Coenobit geweiht hätte», heisst es in der *Vita* (*Juraväter,* 5). Und weiter: Er nahm die Schriften Cassians mit in die Einsamkeit.

Der gute Ruf des Romanus zog bald andere Mönche an, die mit ihm in der Abgeschiedenheit leben wollten. In der *Vita* erwähnt werden Wohnungen aus Holz, einzelne Zellen, ein Haus für Gäste sowie ein gemeinsames Oratorium. Die Mönchsiedlung wurde von Lupicinus († um 480), dem leiblichen Bruder des Romanus, als zweitem Vorsteher weitergeführt. Es ist von Tochtergründungen die Rede, namentlich von einem Frauenkloster, das auf einem unzugänglichen Felsen lag, und dem Bau einer Basilika, worin die Nonnen und auch Romanus begraben wurden (*Juraväter,* 25).

Unter dem dritten Vorsteher, Eugendus († um 512/14), fand ein grosser Umbruch statt. Nachdem die Mönchsiedlung eines Nachts niedergebrannt war, nahm Eugendus den Wiederaufbau der Gebäude zum Anlass, ein Coenobium einzurichten (*Juraväter,* 161–162). Dazu gehörten Gemeinschaftsräume fürs Essen und Schlafen (*Juraväter,* 170). Die Mönche sollten fortan keinen eigenen Besitz haben: weder eine eigene Zelle noch einen Schrank, ja nicht einmal ein kleines Kästchen war ihnen gestattet.

Jeden Tag lesen wir Cassian, heisst es am Schluss der *Vita*. Seine Anweisungen versuchen wir unter Berücksichtigung der Ortsverhältnisse und Arbeitsbedingungen auf andere Weise als die Mönche im Orient zu erfüllen (*Juraväter,* 174). Archäologische Ausgrabungen im Bereich des einstigen Klosters Condat (heute Saint-Claude im französischen Jura) haben kaum Befunde zu den Anfängen der Siedlung und des Klosters erbracht.[35]

33 Vgl. Quecke 1986. S. 95f.

34 Emmenegger 2022, S. 136.

35 Bully 2010.

Lérins: die Insel als ‹Wüste›

Eine ähnliche Entwicklung hat eine Niederlassung auf der der Côte d'Azur vorgelagerten Insel Lérins genommen, die in nahem Kontakt zu Cassian stand und sich in der Spätantike zur wichtigsten monastischen Niederlassung im Südosten Galliens entwickelte. Honoratus von Arles († 430) liess sich im ersten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts als Eremit auf der Insel nieder. Aus der anfänglichen Einsiedelei wurde bald eine Mönchsiedlung, und noch zu Lebzeiten des Gründers, der in seinen letzten Lebensjahren zum Bischof von Arles berufen wurde, entstand auf Lérins ein Coenobium mit eigener Regel. Es wäre interessant, diese Entwicklungsschritte archäologisch nachvollziehen zu können. Von dieser frühen Phase konnte jedoch bisher nur eine Einsiedelei gefasst werden, die aus einem Oratorium mit einem Annex, wohl einer Zelle, bestand.[36] Während die Niederlassung im jurassischen Condat den Wald als Wüste begriff, so ist es in Lérins die isolierte Inselsituation, welche in der Folge auch in zahlreichen Alpenrandseen für klösterliche Einrichtungen genutzt wurde.[37]

Die monastischen Niederlassungen im Jura und auf Lérins zeigen eine für den lateinischen Westen bezeichnende Tendenz zur «Coenobitisierung»,[38] was sich auch am Bedeutungswandel des Begriffs *monasterium* zeigt.[39] Anders als in Ägypten, wo der Eremit als höchste Form monastischen Daseins gesehen wurde, galt der Einsiedler im Westen eher als Sonderling. Es verwundert deshalb nicht, dass in der Spätantike und im Frühmittelalter Einsiedeleien im lateinischen Westen weit weniger verbreitet waren als im Osten. Dazu ist festzuhalten, dass die frühe monastische Architektur – ob eremitsch oder coenobitisch – im archäologischen Befund von der zeitgenössischen Wohnarchitektur oft kaum zu unterscheiden ist, und wo nicht dokumentarische Quellen, etwa Inschriften, vorliegen, sich vielfach kaum als solche identifizieren lässt.[40]

Brageac

Dies gilt etwa für die in einer Schlucht in der französischen Auvergne gelegene Einsiedelei von Brageac, welche mit einem Til in Verbindung gebracht wird, der ein freigelassener Sklave gewesen sein soll (Abb. 2). Die in die Merowingerzeit datierende Eremitage zeigt insofern ein ungewöhnliches Modell, als sie in einem einzigen Raum Oratorium und Wohnstatt vereinigte – so zumindest deuten die Ausgräber die angebliche Präsenz eines Altares an der Ostwand und einer Herdstelle im Westen des betreffenden Raumes.[41]

Notre-Dame du Scex: der Fels als ‹Wüste›

Die Eremitage Notre-Dame du Scex oberhalb der Abtei Saint-Maurice im Wallis machte sich neben dem Wald oder der Insel eine weitere Form der Abgeschiedenheit zunutze: den unzugänglichen Fels.[42] Als Gründer dieser mit Unterbrüchen bis ins 20. Jahrhundert bewohnten Einsiedelei gilt ein Eremit namens Amatus, der gemäss seiner *Vita* 610–614 in einer hölzernen Zelle unter einem Felsüberhang lebte.[43] Grabungen im Jahr 1958 in der bestehenden neuzeitlichen Kapelle durch Louis Blondel förderten Reste von Steinbauten aus dem letzten Viertel des ersten Jahrtausends zutage, die den verbreiteten Typus ‹Zelle mit Oratorium› vertreten (Abb. 3).[44]

36 Codou 2014.

37 Meier 2009.

38 Der Begriff «cenobitization» (engl.) bei Helvétius 2020, S. 45.

39 *Monasterium*, in der Spätantike zur Bezeichnung der Wohnstätte eines einzelnen Mönchs verwendet, wird seit dem Frühmittelalter als Begriff für das Kloster gebraucht (vgl. Anm. 2).

40 Lauwers 2014, S. 46; Brooks Hedstrom 2017, S. 129; Davis 2020, S. 104.

41 Fournier 1996.

42 ‹Scex› leitet sich vom lateinischen *saxum* (Fels) ab.

43 Santschi 1988, S. 6–10; Näf/Kraemer 2022 (*Vita* c. 5–6).

44 Blondel 1960.

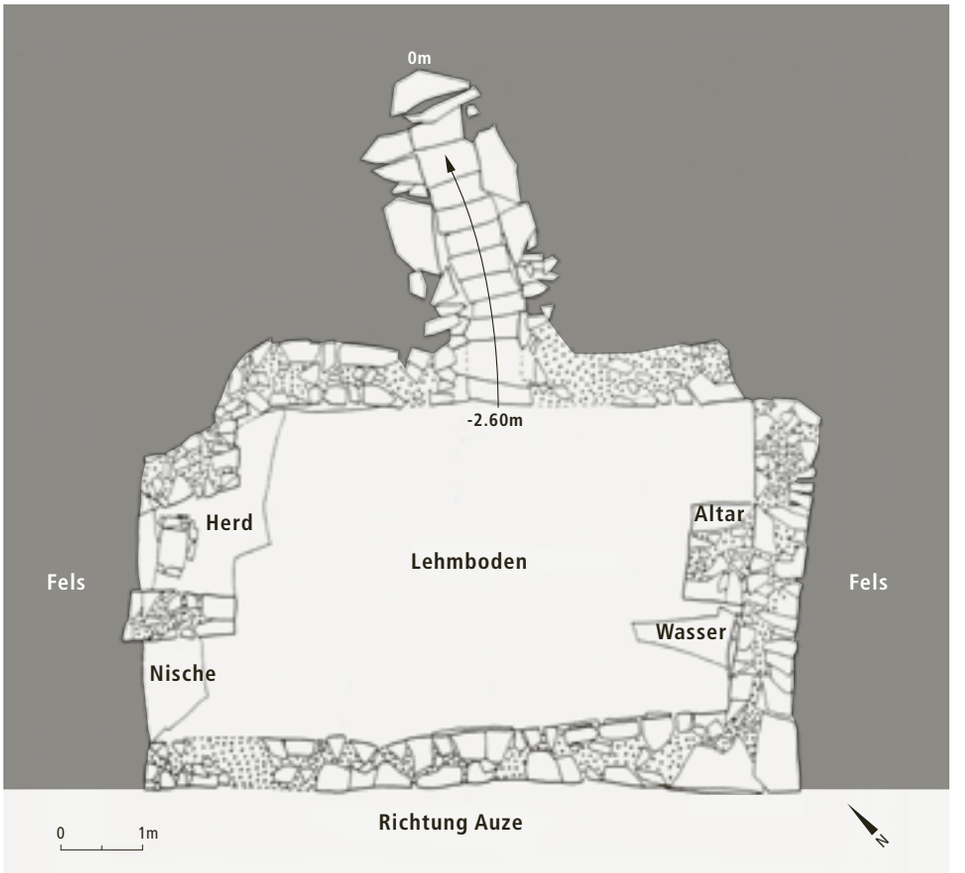


Abb. 2 Eremitage bei Brageac (Frankreich). Grundriss der merowingerzeitlichen Überreste.
(© Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich, nach Fournier 1996)

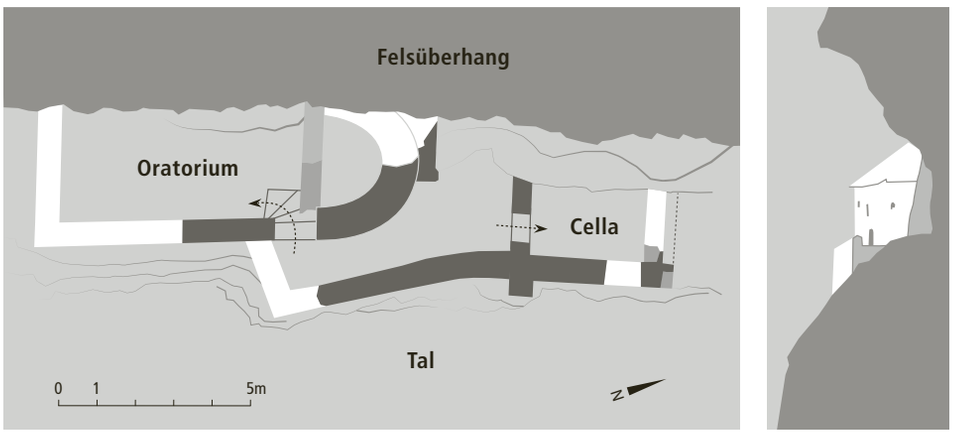


Abb. 3 Eremitage Notre-Dame du Scex im Wallis. Grundriss der frühmittelalterlichen Überreste sowie Vertikalschnitt mit Rekonstruktion. *(© Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich, nach Blondel 1960)*

Coenobium

Ob der Ägypter Pachom († 346) das gemeinschaftliche Zusammenleben von Mönchen und auch von Nonnen initiiert hat, wie die Tradition es will, ist fraglich.[45] Jedenfalls ist im Orient eine grosse Vielfalt an frühen Klosterbauten bekannt,[46] wohingegen der archäologische Nachweis? von pachomianischen Klosterbauten nach wie vor fehlt.[47] Bereits im 6. Jahrhundert hat sich ein Modell etabliert, das im byzantinischen Reich grosse Verbreitung fand.[48] Das von Kaiser Justinian erbaute Katharinenkloster auf dem Sinai, das einzige auf uns gekommene frühchristliche Kloster,[49] wurde nach dem Modell eines römischen Kastells angelegt und lieferte solcherart das Vorbild für spätere Klosterbauten (Abb. 4). Die Zellen der Mönche und die Gemeinschaftsräume lehnten sich an die Umfassungsmauern an. Die Klosterkirche – bei den Griechen als Katholikon bezeichnet – steht isoliert im Innenhof.[50] Das Kloster löste eine Eremitensiedlung ab, die mehrfach von Beduinen überfallen worden war. Von dieser Siedlung hat sich der Turm des Vorstehers

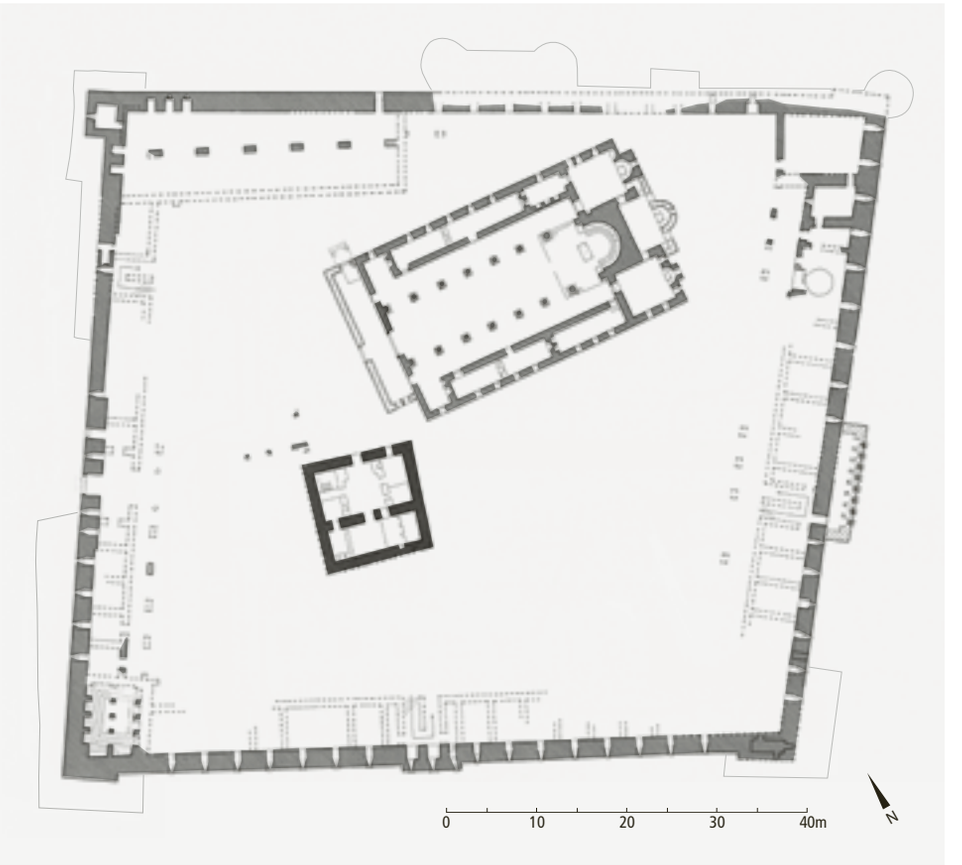


Abb. 4 Katharinenkloster auf der Halbinsel Sinai (Ägypten). Grundriss der nach dem Modell eines spätantiken Kastells errichteten Anlage aus dem 6. Jahrhundert, die zum Vorbild für zahlreiche byzantinische Klöster wurde. Der Turm im Innenhof stammt von einer vorgängigen Eremitensiedlung. *(Aus: Grossmann 1988; graphische Bearbeitung: Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

45 Brakke 2020, S. 37.

46 Brenk 2008.

47 Brooks Hedstrom/Dey 2020, S. 79.

48 Orlandos 1958, S. 7–16; Mylonas 2000, Textabb. 4.

49 Grossmann 2002, S. 567.

50 Grossmann 1988.

erhalten, welcher ins Kloster integriert wurde.[51] Von den ursprünglichen Bauten sind die Kirche und die Umfassungsmauern, die aus der Mitte des 6. Jahrhunderts stammen, grossenteils erhalten geblieben. Doch genauso wie das östliche Modell der Ermitage mit einem im Zellentrakt integrierten Oratorium mit Gebetsnische wurde auch das oströmische Klostermodell im lateinischen Westen kaum rezipiert.

Im lateinischen Westen war das Leben im Coenobium seit dem 5. und 6. Jahrhundert durch Regeln bestimmt.[52] Ältere Texte wie die *Praecepta* des Ägypters Pachom oder das *Asketikon* Basileios' des Grossen sind – obwohl im Westen immer wieder als solche angesprochen – keine Mönchsregeln im engeren Sinn, sondern Verhaltenshinweise und Orientierungen für ein asketisches Leben.[53] Als älteste lateinische Mönchsregel gilt der *Ordo monasterii* aus dem Jahr 397, der vielfach Augustinus zugeschrieben wird.[54] Tatsächlich dürfte er von Alypius, einem engen Vertrauten Augustins und späteren Bischof von Thagaste, nach der Rückkehr von einer Reise in den Orient verfasst worden sein. Der *Ordo* wurde auf der Basis des Tageslaufs eines Mönchs in den Kellia konzipiert.[55]

Die lateinischen Mönchsregeln stellen so etwas wie eine Hausordnung für das Zusammenleben einer Gruppe von Männern oder Frauen dar. Es sind klosterinterne Texte, vielfach nur in einer einzigen Handschrift überliefert.[56] Mönchsregeln waren anfänglich für ein bestimmtes Kloster, das heisst für eine bestimmte Gemeinschaft, konzipiert und beanspruchten keine Allgemeingültigkeit, weshalb sich darin kaum Hinweise auf die Gestaltung der Klosteranlage finden.[57]

Seit dem 7. Jahrhundert wurden Regeln auch auf andere Klöster übertragen; es entstanden sogenannte Mischregeln. Die von Benedikt von Nursia († 547) konzipierte *Regula Benedicti* wurde von Benedikt von Aniane († 821) überarbeitet und in dieser Fassung von den karolingischen Reformkonzilien 816/817 für die Klöster im fränkischen Reich als verbindlich festgelegt.[58]

Keiner weiss, wie ein Coenobium zu konfigurieren ist

Im Westen stellte sich die Frage: Wie gestaltet sich die sinnvolle Einrichtung eines coenobitischen Klosters? Es gibt kein antikes Vorbild, kein Modell für das Zusammenleben einer religiösen Gemeinschaft, worauf Klostergründer hätten zurückgreifen können. Für das Coenobium musste eine Architektur erst erfunden werden, und da ist bei den unterschiedlichen Aufgaben und Lebensformen vorerst eine Vielfalt an Lösungen wenig verwunderlich.[59] Bezeichnend für diesen Findungsprozess ist der Umstand, dass sich klosterspezifische Begriffe wie ‹Refektorium› und ‹Dormitorium› erst seit dem 7. Jahrhundert herausbildeten.[60]

Die im zweiten Buch der *Dialoge* Gregors des Grossen († 604) aufgezeichnete *Vita des hl. Benedikt von Nursia* gibt dazu ein aufschlussreiches Beispiel. Benedikt, so heisst es, wurde von einem frommen Mann gebeten, Mönche auf dessen Landgut in Terracina zu entsenden, um dort ein Kloster zu gründen. Benedikt entsprach der Bitte und stellte in Aussicht, er werde selbst vorbeikommen und zeigen, wie und wo die verschiedenen Räume «und alles sonst noch Notwendige» eingerichtet werden sollen. Zum Erstaunen der Brüder übermittelte Benedikt seine Anleitung zum Klosterbau dem Abt in einer Traumerscheinung, die im Text Gregors jedoch nicht näher ausgeführt wird (Gregor der Grosse, *Vita Benedicti*, 22). Wir erfahren lediglich, dass ein Oratorium, ein Speisesaal für die Brüder und eine Unterkunft für Gäste zum Raumprogramm gehörten. Was mit dem «sonst noch Notwendigen» gemeint war, bleibt unklar. Auffallend ist, dass hier, ebenso wie in

51 Descœudres 1998, S. 73 f.

52 Diem/Rousseau 2020; Stewart 2020, S. 86; vgl. de Vogüé 1985.

53 Bitton-Ashkelony 2020, S. 68.

54 Stewart 2020, S. 89 f.

55 de Vogüé 1995.

56 Diem/Rousseau 2020, S. 192.

57 Uggé 2014, S. 20.

58 Zelzer 1989.

59 Descœudres 2016.

60 Lauwers 2014, S. 47.

der *Regel des Benedikt* und in fast allen Mönchsregeln am Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter, nicht von einer Kirche, sondern von einem Oratorium die Rede ist. Das gemeinsame Beten stand bei den frühen Klöstern im Vordergrund. Die tägliche Messe wurde erst in karolingischer Zeit üblich.

Wie wenig Vorstellungen von der räumlichen Organisation und dem architektonischen Erscheinungsbild eines Klosters in der Zeit um 800 überhaupt existierten, zeigt das Beispiel der Erneuerung des bischöflichen Maximinus-Klosters bei Orléans, das im 6. Jahrhundert gegründet worden, inzwischen aber verfallen war. Bischof Theodulf von Orléans († 821),[61] ein enger Berater Karls des Grossen, der mit der Neueinrichtung des Klosters die *Regula Benedicti* einführen wollte, wandte sich in einem Schreiben an Benedikt von Aniane mit der Bitte, dieser möge zur Wiederbelebung des Klosters eine Abordnung von Mönchen schicken. Er bat zudem um Hinweise, wie die Klostergebäude im Einzelnen ausgestaltet werden sollten.[62] Leider hat sich das Antwortschreiben des Benedikt von Aniane nicht erhalten. Wenn jedoch ein Mann vom Rang und der Bedeutung eines Theodulf von Orléans keine genauen Vorstellungen davon hatte, wie ein Coenobium baulich zu gestalten war, so hat es damals offensichtlich keine allgemeingültigen Vorstellungen dazu gegeben.

Dementsprechend vielfältig und unterschiedlich fallen die Lösungen für den frühmittelalterlichen Klosterbau im lateinischen Westen aus, was mit der folgenden Auswahl von archäologisch gut fassbaren Bauten aus dem Gebiet der heutigen Schweiz nur andeutungsweise gezeigt werden kann.

Mistail

Am Rande der Albulaschlucht – am Anfahrtsweg zu mehreren Bündner Pässen – liegt das ehemalige Frauenkloster St. Peter in Mistail (Abb. 5). Der Platz war seit römischer Zeit besiedelt; der Name Mistail ist neuzeitlich und leitet sich vom Begriff *monasterium* ab. Archäologische Untersuchungen fanden 1943 sowie in den 1960er und 1980er-Jahren statt, doch steht eine ordentliche Auswertung bis heute aus.[63] Für das Jahr 831 ist ein diesem Kloster zugehöriges *xenodochium* – ein Hospiz für Reisende – überliefert. Dabei muss im Auge behalten werden, dass die Begriffe *xenodochium* und *monasterium* im Frühmittelalter oft synonym verwendet wurden.[64] Wie Guido Faccani anmerkte, könnten die Gebäude schon in vorkarolingischer Zeit eine Doppelfunktion als religiöses Zentrum und Herberge wahrgenommen haben.[65]

Im Frühmittelalter hat die Beherbergung von Pilgern und Reisenden in Klostereinrichtungen eine wichtige Rolle gespielt.[66] Auch bei den Wüstenvätern hatte die Gastfreundschaft eine herausragende Bedeutung.[67] Ein Haus für Gäste wird bei den Juravätern und in fast allen frühmittelalterlichen Berichten klösterlicher Einrichtungen erwähnt. Bei Benedikt und anderen Klosterregeln ist der Umgang mit Gästen als Selbstverständlichkeit vorgesehen: «Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus» (RB 53).

In Mistail war «das karolingische Kloster (…) von einer Mauer umgeben, die eine rechteckige Grundfläche ausschied.»[68] Ein längsrechteckiger, nord-süd-orientierter Bau dürfte als Konventshaus zu deuten sein, das man sich zweigeschossig vorstellen darf. Wie bei manchen frühmittelalterlichen Klöstern gehörten auch in Mistail mehrere Sakralbauten zum Kloster. Die Hauptkirche St. Peter war ein Dreiapsidensaal, der als Zeuge, der im 12. Jahrhundert aufgegebenen Klosteranlage noch heute existiert. Auf der Nordseite war ihm ein langgestreckter Annex mit eigenem Altar angegliedert. Eine Saalkirche mit Priesterbank und ein Mausoleum im Süden von St. Peter stammten von einer Vorgängeranlage, die bisher nicht näher gefasst werden konnte.

61 Schieffer 2009.

62 Kettemann 1999, S. 279–306.

63 Vorläufig Faccani 2013.

64 Erhart 2015, S. 420.

65 Faccani 2013, S. 70.

66 Descœudres 2013, S. 14f.

67 Regnault 1990, S. 153–163.

68 Faccani 2013, S. 66.



Abb. 5 St. Peter in Mistail (Graubünden). Frauenkloster am Rande der Albula-Schlucht mit mehreren kirchlichen Gebäuden. Grundriss der karolingischen und vorkarolingischen Überreste. *(Aus: Faccani 2013; graphische Bearbeitung: Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

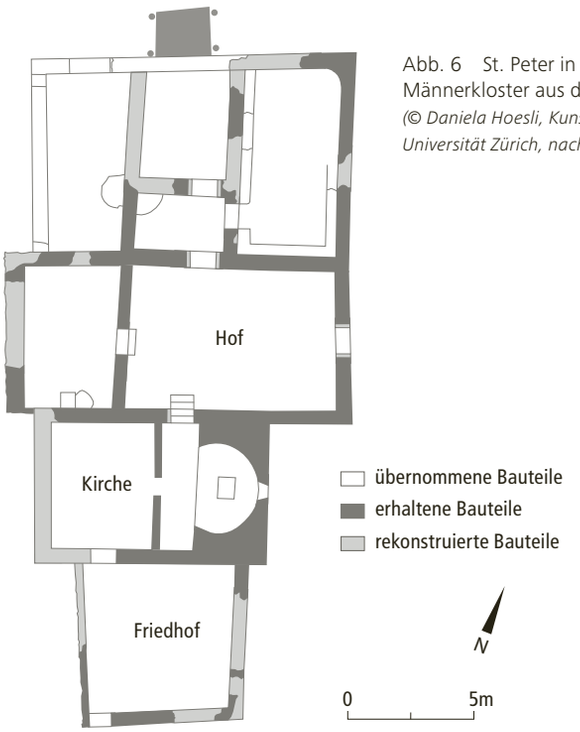


Abb. 6 St. Peter in Domat/Ems (Graubünden). Männerkloster aus der Zeit um 800. Grundriss. *(© Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich, nach Burkhardt 2020)*

Domat/Ems

Anstelle eines merowingischen Herrenhofes entstand um 800 im bündnerischen Domat/Ems ein Kloster, das im 13. Jahrhundert aufgegeben wurde (Abb. 6). Schriftquellen aus der Klosterzeit sind keine überliefert. Das Patrozinium der noch heute existierenden Kirche lautet auf Sankt Peter. Archäologische Untersuchungen der 1970er-Jahre durch das Büro Sennhauser und den Archäologischen Dienst Graubünden wurden jüngst von Lorena Burckhardt ausgewertet und publiziert.[69] Sie nennt das Kloster zurückhaltend einen Mönchshof; der deutliche Überhang an männlichen Bestattungen im angrenzenden Friedhof lässt auf eine Gemeinschaft von Mönchen schliessen.

Die zugehörige Saalkirche mit einer gerade hintermauerten hufeisenförmigen Apsis kann anhand von Münzfunden in die Zeit um 800 datiert werden, was auch für den gleichzeitig errichteten Klostertrakt gelten dürfte. Auf der Nordseite der Kirche befand sich ein offener Hof, der über eine Pforte auch von aussen zugänglich war. Von diesem Hof führte eine Treppe in die Kirche hinauf, wo man in den Raum auf der Ostseite der Chorschranken gelangte – offensichtlich der Zugang für die Mönche. Da sich die Westwand der frühmittelalterlichen Kirche nicht erhalten hat, fehlt ein Hinweis auf einen möglichen Westeingang.

Die Raumverhältnisse in der Kirche lassen für den Mönchschor zwei Lösungen zu: Wenn dieser auf der Ostseite der Chorschranke lokalisiert war, so müssten die Chorbänke in Nord-Süd ausgerichtet gewesen sein, so dass die wenigen Mönche des Klosters beim Chorgebet nach Osten blickten, wie dies im St. Galler Klosterplan angegeben und auch für Tomils zu vermuten ist (vgl. unten). In Domat/Ems würde man in diesem Fall in der Westwand ein Portal für die Laien annehmen wollen. Die alternative, weniger wahrscheinliche Lösung wäre, dass der Raumteil auf der Westseite der Chorschranke – das Kirchenschiff – als Chor der Mönche eingerichtet war. In diesem Fall wäre die Kirche für Laien nicht zugänglich gewesen.

Im Nordosten des Innenhofes lag ein rechteckiger Saal, welcher im Erdgeschoss umlaufende Sitzbänke sowie eine Feuerstelle aufwies, während im Obergeschoss das Dormitorium zu vermuten ist. Im Westen anstossende Nebenräume sind wohl als Küche und Backstube zu identifizieren, die den beheizbaren Hauptraum als Refektorium ausweisen. Die wenig später angefügten Räume im westlichen Teil der Anlage deutet Burckhardt als Lager- und Arbeitsräume.

Es ist denkbar, dass Küche und Backstube, die für die kleine Klosteranlage eher gross erscheinen, zusätzlich für die Versorgung von Pilgern und Reisenden eingerichtet waren. Dazu würde passen, dass 21 Graffiti – Fragmente von Zeichnungen und Inschriften – gefasst werden konnten, die hauptsächlich profanen Inhalts zu sein scheinen.[70]

Tomils

Die Anlage im unfern von Domat/Ems gelegenen Tomils wird von der Ausgräberin Ursina Jecklin-Tischhauser zurückhaltend als zu einer Klerikergemeinschaft gehörig angesprochen.[71] Dieser nach dem erst im 13. Jahrhundert überlieferten Kirchenpatron Sogn Murezi (St. Mauritius) benannte Komplex, der 1994–2011 durch den Archäologischen Dienst Graubünden nur unvollständig untersucht werden konnte, hat bis zu seiner Aufgabe im 10. Jahrhundert eine dynamische Entwicklung erfahren, wovon hier nur ein Ausschnitt gezeigt werden kann (Abb. 7). Auch für Tomils fehlen Schriftquellen aus der Klosterzeit.

Der Platz ist seit dem 5. Jahrhundert besiedelt. Mitte des 6. Jahrhunderts entstand ein Steingebäude mit Bodenheizung, was auf einen gehobenen Status hinweist. Um 650 wurde eine überraschend grosse und typologisch ungewöhn-

69 Burkhardt 2020.

70 Burkhardt 2020, S. 153–157.

71 Jecklin-Tischhauser 2019.

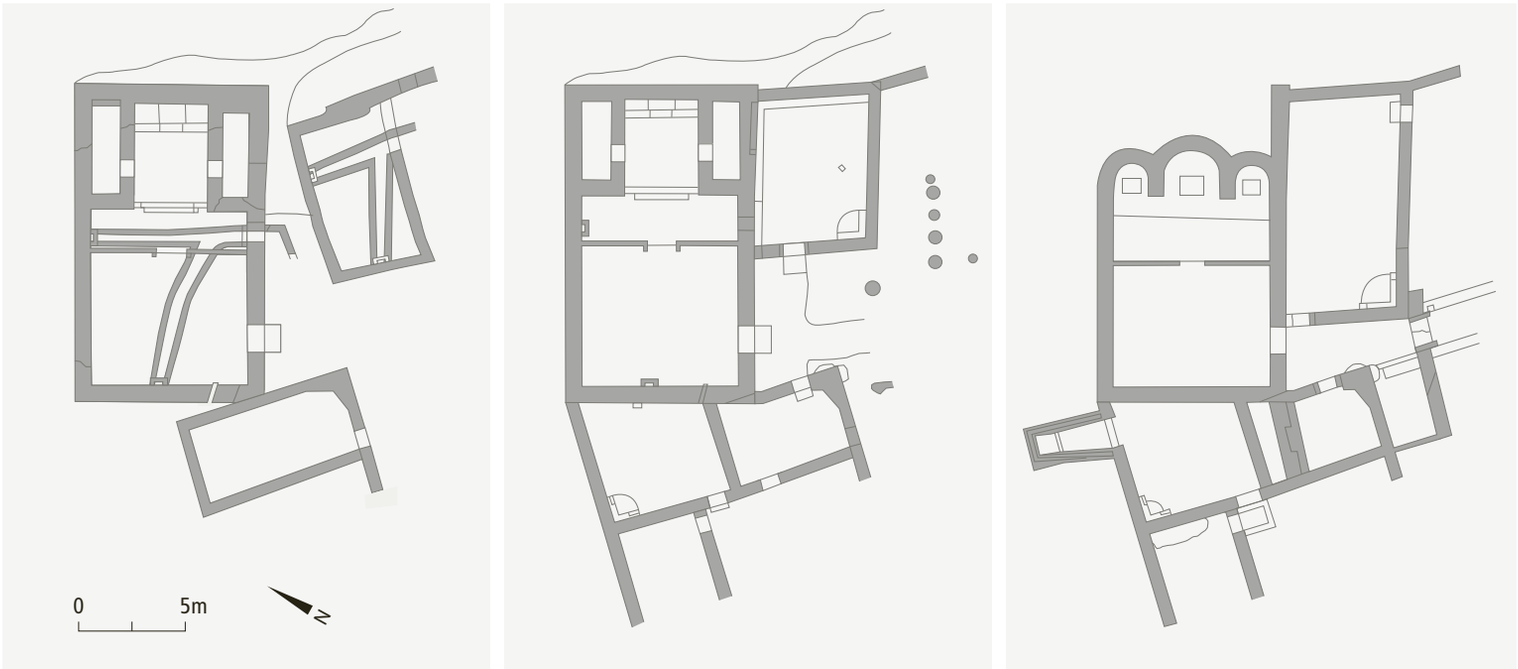


Abb. 7 St. Mauritius in Tomils (Graubünden). Männerkloster in mehreren Bauphasen. Grundrisse: Mitte 7. Jh. – Ende 7. Jh. – um 800. *(© Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich, nach Jecklin-Tischhauser 2019)*

liche Kirche errichtet, welche ein rechteckiges Presbyterium mit zwei Altarnebenräumen sowie eine Sitzbank mit zentralem Zelebrantensitz an der Ostwand aufwies. Im Schiff sowie östlich der Chorschranke vor dem Treppenaufgang zum Presbyterium sind Kanäle einer Fussbodenheizung nachgewiesen. Die Bodenheizung hinter der Schranke weist darauf hin, dass hier mit einer Bankreihe ein Chorbereich für Mönche installiert war, der nach Osten ausgerichtet war, wie dies analog vom St. Galler Klosterplan bekannt ist.[72]

Um 800 wurden grössere Umbauten vorgenommen. Die Kirche wurde verkürzt; als neuer Ostabschluss entstanden drei Apsiden, die mit je einem Altar ausgestattet waren, was auf die Präsenz von mehreren Priestern schliessen lässt. Gleichzeitig wurden die Nebenräume, die Klerikerbank hinter dem Altar sowie die Fussbodenheizung aufgegeben.

Während die Kirche umfangmässig schrumpfte, vermehrten und vergrösserten sich die Wohn- und Wirtschaftsräume. Bereits in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts war auf der Südseite der Kirche ein verputzter Raum mit den lichten Massen von 5,70 × 7,50 m entstanden, welcher einen mit Ziegelmehl rot eingefärbten Mörtelboden sowie Sitzbänke und eine stattliche Feuerstelle aufwies und solcherart an das ‹Refektorium› in Domat/Ems erinnert. In den Räumen westlich der Kirche konnten bei den Ausgrabungen eine weitere Feuerstelle sowie eine Latrine gefasst werden; ansonsten war die Funktion der Räume im Einzelnen nicht zu eruieren. Erkennbar ist die Pforte auf der Ostseite, die in einem offenen Innenhof führte, welcher Zugang zu den verschiedenen Gebäudeteilen der Anlage gewährte. Um 950 wurde die Anlage schliesslich bis auf die Kirche abgetragen; rundherum wurden Bestattungen angelegt,

[72] In der Frühzeit des Mönchtums scheinen die Chorbänke so aufgestellt gewesen zu sein, dass die Mönche beim Gebet nach Osten blickten (Descœudres 2021, S. 251–253).

bis Kirche und Friedhof im 15. Jahrhundert endgültig verschwanden.

Auch diese klösterliche Anlage scheint auf Pilger und Reisende ausgerichtet gewesen zu sein. Davon zeugen zahlreiche Verputzfragmente mit Graffiti lateinischer und griechischer Sprache.[73]

Tomils zeigt zusammen mit den zuvor erwähnten Anlagen eine Vielfalt klösterlicher Einrichtungen, die nicht nur für verschiedenartige Lebensweisen, sondern wohl auch für unterschiedlichen Aufgaben bestimmt waren.

Der Kreuzgang als entscheidendes Gestaltungselement

Ein entscheidender Schritt hin zu dem, was im lateinischen Westen unter einem Kloster verstanden wird, ist die «Erfindung» des Klaustrums in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts.[74] Dabei gruppieren sich die Konventsbauten um einen an die Kirche angrenzenden Innenhof mit einem gedeckten Umgang als verbindendem Verkehrsweg – was im deutschen Sprachraum etwas missverständlich als ‹Kreuzgang› bezeichnet wird. Dieser sollte fortan die Strukturierung der monastischen Raumverteilung bestimmen.[75] Das Klaustrum als innerster Bereich im Coenobium ist in der Regel als Klausur eingerichtet, wo Aussenstehende keinen Zutritt hatten und haben.

Auch nach der Einführung des Klaustrums ist bei der Verbindung von Kirche und Konventsbauten eine gewisse Vielfalt zu beobachten. Die einfachste, der profanen Wohnarchitektur am nächsten stehende Lösung war ein Hof ohne Umgang wie bei den Klosteranlagen in Domat/Ems und in Tomils (vgl. Abb. 6 und 7). In grösseren Klöstern wie Mittelzell auf der Reichenau war auf der Nordseite der Kirche ein Kreuzgang eingerichtet,[76] bei anderen – etwa in Lorsch – lag er auf der Südseite.[77] Eine weitere Lösung war der Kreuzgang im Westen der Kirche wie in Kornelimünster.[78] In Müstair[79] und in Disentis[80] lag der Kreuzganghof im Südwesten der Hauptkirche.

Bezeichnend für die Situation im ersten Viertel des 9. Jahrhunderts ist eine unter Abt Eigil in Fulda geführte Diskussion, an welcher Stelle beim geplanten Klosterneubau das Klaustrum zu platzieren sei. Zur Debatte standen die Südseite der Klosterkirche «wie bisher» oder die Westseite «nach römischem Brauch», wie es heisst.[81] Es war diese Lösung, die schliesslich obsiegte, nicht zuletzt um der Nähe zum Grab des Klostergründers Bonifatius willen. Modellhaft auf der Südseite der Kirche hat sich der Kreuzgang – von zumeist topographisch bedingten Ausnahmen abgesehen – erst bei den Cluniazensern im 11. Jahrhundert durchgesetzt.[82]

Der St. Galler Klosterplan als ‹zukunftsweisendes› Dokument

Der gegen 830 in einem dialogischen Prozess entstandene St. Galler Klosterplan hat in der historischen Entwicklung der Klosteranlage eine Scharnierfunktion, insofern er in manchen Belangen spätere Entwicklungen vorwegnahm (Abb. 8). Vor allem, was die räumliche Aufteilung eines Grossklosters betrifft, war der Plan ein wichtiger Ideengeber für den Bautypus ‹Kloster›, der damals im Entstehen begriffen war.[83]

Das Klaustrum befindet sich auf dem Plan nach späterer Gepflogenheit auf der Südseite. Die Funktion der verschiedenen Konventsräume teilt sich mit dem Wärme- und Arbeitsraum und dem Dormitorium im Osten, dem Refektorium auf der

73 Jecklin-Tischhauser 2019, S. 121–123.

74 Legler 1989; Jacobsen 2004.

75 Lauwers 2020, S. 326.

76 Zettler 1988, S. 156–183.

77 Platz 2011, Abb. 11.

78 Jacobsen 1991.

79 Sennhauser 2003, A71.

80 Sennhauser 2003, A30/A31.

81 Lauwers 2020, S. 328; vgl. Jacobsen 1996.

82 Lauwers 2020, S. 330.

83 Schedl 2013.

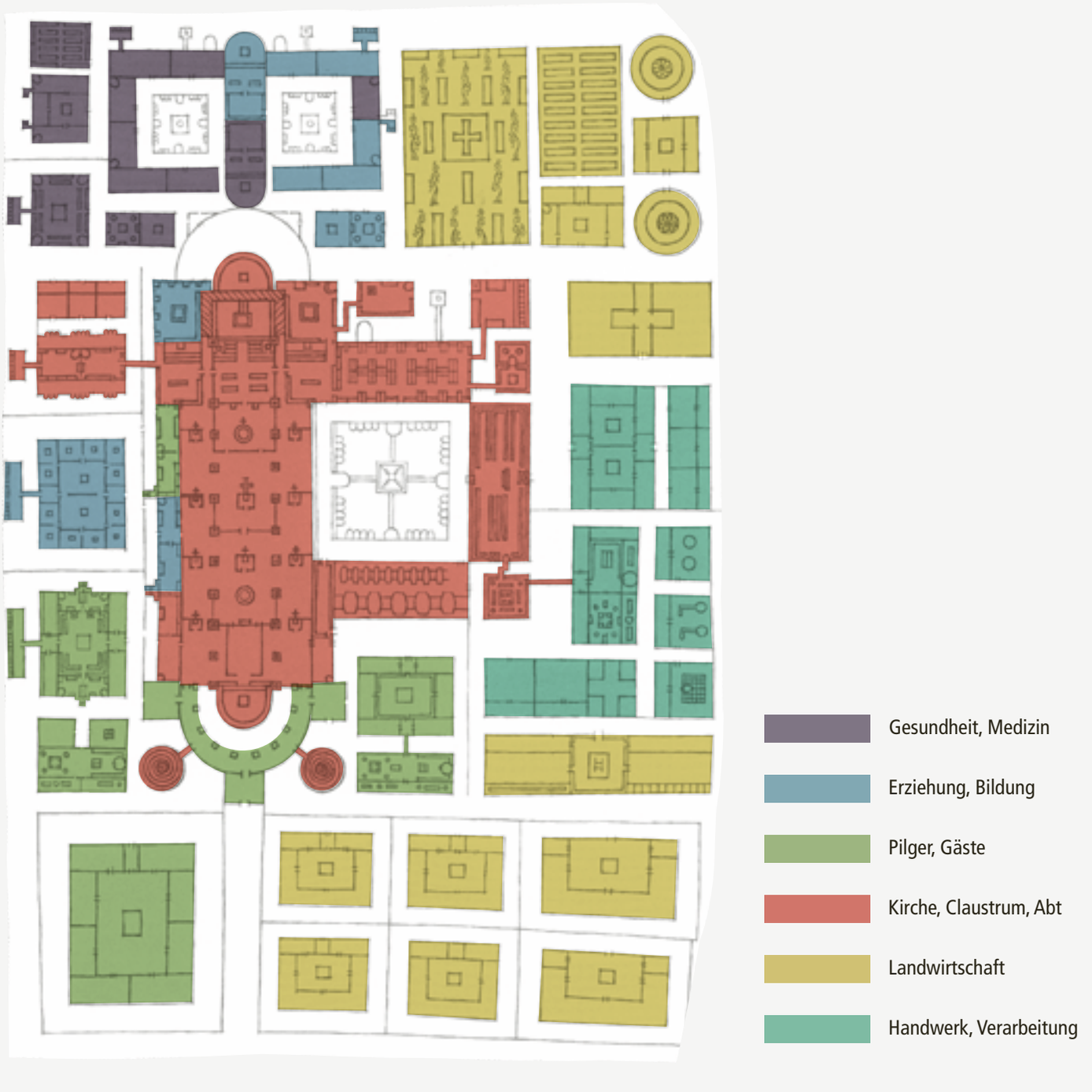


Abb. 8 St. Galler Klosterplan, gegen 830, nach Funktionsbereichen aufgegliedert.
(Aus: Price 1982; graphische Bearbeitung: Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)

Südseite und mit den Vorratsräumen im Westen in einer Art und Weise auf, wie dies solcherart bei den benediktinischen Reformklöstern der Cluniazenser und Zisterzienser im Hochmittelalter üblich wurde. Im Klosterplan ist die Residenz des Abtes von den Konventsbauten getrennt, was sich bereits bei Benedikt von Nursia abgezeichnet hatte, der als Vorsteher seines Klosters mit einem Diakon in einem Turm hauste (Gregor der Grosse, *Vita Benedicti*, 35).[84] Was beim St. Galler Klosterplan (noch) fehlt, ist der Kapitelsaal; gelegentliche Beratungen des Konvents fanden in dem an die Kirche angrenzenden Nordarm des Kreuzganges statt.[85] Das tägliche Kapitel ist erst im Hochmittelalter Usus geworden.[86]

Auch wenn der Plan in der vorliegenden Art nie umgesetzt wurde, wird dank der Beischriften exemplarisch ersichtlich, wozu sich grössere Klöster in karolingischer Zeit – abgesehen von der eigentlichen Bestimmung als Ort des *opus dei* – entwickelt haben:[87]

1) zu einer Einrichtung für Bildung und Erziehung,
2) zu einem landwirtschaftlichen und handwerklichen Grossunternehmen,
3) zu einem medizinischen Kompetenzzentrum und
4) zu einem Betrieb zur Beherbergung und Verköstigung von armen Pilgern und vornehmen Gästen.

All diese Funktionen waren mehr oder weniger stark nach aussen gerichtet oder hatten, wie etwa die landwirtschaftlichen Belange, einen nach aussen wirkenden Vorbildcharakter. Eine Öffnung ist auch an der Klosterkirche ablesbar, die für einen Pilgerbetrieb (Krypta) und eine Pfarreifunktion (Taufbecken) eingerichtet war.

Umgekehrt ist es erstaunlich, dass von den im Klosterplan vorgegebenen architektonischen Bautypen kein einziger je umgesetzt wurde. Das gilt für das Novizenkloster und für die Krankenstation, aber auch für die beiden Herbergen der Vornehmen und der Armen. Nicht einmal Kirche und Klaustrum wurden je so gebaut, wie sie hier in geradezu didaktischer Akribie aufgezeichnet sind.[88] Was deutlich wird: Es waren keine Baumeister, sondern gelehrte Mönche, die den St. Galler Klosterplan konzipierten.

Fazit: Vätерspruch versus Mönchsregel

Der Eremit im Osten und das Coenobium im Westen haben unterschiedliche Narrative. Der Eremit im Orient gilt nach Peter Brown als *the Holy Man* schlechthin,[89] während das Coenobium im lateinischen Westen seine Legitimation auf eine Klosterregel stützte.[90] Im Osten blieb die Stellung des Mönchs als charismatischer Mahner erhalten, wohingegen im Westen die Institution ‹Coenobium› sich in karolingischer Zeit zu einer tragenden Säule der gesamten politisch-sozialen Herrschaftsordnung entwickelte. Theologisch-literarisches, ökonomisches und medizinisches Wissen der Zeit konzentrierte sich in den Klöstern. Verbunden mit dieser Entwicklung war eine Klerikalisierung des Mönchtums, was sich in einer Vermehrung der Altarstellen manifestierte: Das Oratorium im frühen Coenobium ist zur Klosterkirche geworden. Damit einher ging eine Öffnung der Kirche für Aussenstehende, an manchen Orten (Disentis, St. Galler Klosterplan) gar mit der zusätzlichen Funktion als Pfarrkirche, ersichtlich an der Präsenz eines Taufbeckens.

Es ist ein Wesenszug des Eremitendaseins, dass es ohne institutionalisierte Nachfolge bleibt. Demgegenüber ist im Coenobium die Erziehung der Novizen eine gemeinschaftliche Aufgabe. An-

84 Bei den Juravätern war der Abt des unter Eugendus eingerichteten Coenobiums noch *primus inter pares* gewesen: Er schlief im Dormitorium der Mönche und beanspruchte keine eigene Tafel, wie es heisst (*Juraväter* 170).

85 Berschin 2002, Nr. 22.

86 Zur Institutionalisierung des Kapiteloffiziums vgl. Stein-Kecks 2004, S. 37–105.

87 Lauwers 2020, S. 326–328.

88 Vgl. die nicht unumstrittenen Rekonstruktionen von Walter Horn und Ernest Born bei Price 1982, S. 20–83.

89 Brown 1971, vgl. Brown 1998.

90 Diem/Rousseau 2020, S. 182.

stelle mündlich tradierter Erfahrungen im Osten traten im Westen Vorschriften: Väterspruch versus Mönchsregel – wie Ildefons Herwegen diesen Gegensatz knapp zusammenfasste.[91] Dabei wird klar, dass die geschriebene Regel den Verlust der charismatisch-geistlichen Vater-Sohnschaft bei den Eremiten bedeutete.[92] So ist es vielleicht nicht erstaunlich, dass bei der Unterrichtung der Novizen im lateinischen Coenobium bis heute den Wüstenvätern eine besondere Rolle als Vorbilder zukommt.[93]

Anders beim Beten. Das als geist-inspiriertes Gebet im Dialog mit dem Psalm als Wort Gottes gestaltete Offizium des Wüstenvaters wurde im Coenobium durch die Liturgie des gemeinsamen Stundengebets ersetzt. Das Psalmensingen selbst wurde zum Gebet. Die ausgewogene Balance von Abgeschiedenheit und Gemeinschaftlichkeit bei den Wüstenvätern wurde zu einem Leben «unter Regel und Abt» (RB 1).

Anhand des St. Galler Klosterplans wird ersichtlich, dass karolingische Grossklöster eine vielfältige Wirkung nach aussen entwickelten. Verschwunden ist die Selbstbezogenheit früher Coenobien, wie sie an verschiedenen Mönchsregeln abzulesen ist, was auch zeigt, dass die Überarbeitung der *Regula Benedicti* durch Benedikt von Aniane einen Prozess der Neugestaltung des Klosterlebens angestossen hat.

Quellen

Cassian, *Einrichtungen:* Jean Cassien, Institutions cénobitiques, hrsg. von Jean-Claude Guy. Sources chrétiennes 109 (Paris 2001).

Deutsche Übersetzung: Johannes Kassian, Das gemeinsame Leben im Kloster (Buch I–IV). In: Frühes Mönchtum im Abendland, Bd. 1: Lebensformen, eingeleitet, übersetzt und erklärt von Karl Suso Frank OFM (Zürich/München 1975), S. 114–193.

Gregor der Grosse, *Vita Benedicti:* Gregor der Grosse, Der hl. Benedikt. Buch II der Dialoge, lateinisch/deutsch, hrsg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonferenz (St. Ottilien 1995).

Palladius, *Historia Lausiaca:* Palladius, Historia Lausiaca. Geschichten aus dem frühen Mönchtum, griechisch/deutsch, übersetzt und kommentiert von Adelheid Hübner. Fontes Christiani 67 (Freiburg im Breisgau 2016).

Juraväter: Vie des pères du Jura. Introduction, texte critique, lexique, traduction et notes par François Martine. Sources chrétiennes 142 (Paris 1968).

Deutsche Übersetzung: Das Leben und die Regel der heiligen Väter Romanus, Lupizinus und Eugendus, Äbte der Juraklöster. In: Frühes Mönchtum im Abendland, Bd. 2: Lebensgeschichten, eingeleitet, übersetzt und erklärt von Karl Suso Frank OFM (Zürich, München 1975), S. 97–168.

RB (*Regula Benedicti*)*:* Regula Benedicti/Die Benediktusregel, lateinisch/deutsch, hrsg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonferenz (Beuron [4]2006).

Literatur

Beach/Cochelin 2020*:* Alison I. Beach/Isabelle Cochelin (Hrsg.), The Cambridge History of Medieval Monasticism in the Latin West. Origins to the Eleventh Century, Bd. 1 (Cambridge 2020).

Berschin 2002*:* Walter Berschin, Der St. Galler Klosterplan als Literaturdenkmal. In: Studien zum St. Galler Klosterplan II, hrsg. von Peter Ochsenbein und Karl Schmuki, Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte 52 (St. Gallen 2002), S. 107–150.

91 Herwegen 1937.

92 Bunge 1988.

93 Grün 2000.

Bitton-Ashkelony 2020: Brouria Bitton-Ashkelony, The Literature of Early Eastern Monasticism. In: Kaczynski 2020a, S. 66–84.

Blondel 1960: Louis Blondel, La chapelle Notre-Dame du Scex à Saint-Maurice. In: Vallesia 15, 1960, S. 145–153.

Brakke 2020: David Brakke, Holy Men and Women of the Desert. In: Kaczynski 2020a, S. 35–50.

Brenk 2008: Beat Brenk, La progettazione dei monasteri nel Vicino Oriente, ovvero quelle che i testi non dicono. In: Monasteri in Europa occidentale (secoli VIII–XI): topografie e strutture, a cura di Flavia De Rubeis e Federico Marazzi. Atti del Convegno Internazionale, Museo Archeologico di Castel San Vincenzo, 23–26 settembre 2004 (Rom 2008), S. 21–42.

Bridel 1986: Philippe Bridel, Le site monastique copte des Kellia: Sources historiques et explorations archéologiques. Actes du Colloque de Genève 13 au 15 août 1984, Genève: Mission suisse d'archéologie copte de l'Université de Genève (Genf 1986).

Brooks Hedstrom 2017: Darlene L. Brooks Hedstrom, The Monastic Landscape of Late Antique Egypt. An Archaeological Reconstruction (Cambridge 2017).

Brooks Hedstrom/Dey 2020: Darlene L. Brooks Hedstrom/Hendrik Dey, The Archaeology of the Earliest Monasteries. In: Beach/Cochelin 2020, S. 73–96.

Brown 1971: Peter Brown, The Rise and Function of the Holy Man in Late Antiquity. In: Journal of Roman Studies 61, 1971, S. 80–101.

Brown 1998: Peter Brown, The Rise and Function of the Holy Man in Late Antiquity, 1971-1997. In: Journal of Early Christian Studies 62, 1998, S. 353–376.

Bully 2010: Sébastien Bully, Famille d'églises et circulations. Le cas de l'Abbaye de Saint-Claude (Jura) du V^e^ au XVIII^e^ siècle. In: Espace ecclésial et liturgie au Moyen Age. Traveaux de la Maison de l'Orient et de la Méditerranée 53 (Lyon 2010), S. 75–89.

Bunge 1987: Gabriel Bunge OSB, Das Geistgebet. Studien zum Traktat *De Oratione* des Evagrios Pontikos. Koinonia 25 (Köln 1987).

Bunge 1988: Gabriel Bunge OSB, Geistliche Vaterschaft. Christliche Gnosis bei Evagrios Pontikos. Studia patristica et liturgica, Beiheft 23 (Regensburg 1988).

Burkhardt 2020: Lorena Burkhardt, Domat/Ems, Sogn Pieder. Vom frühmittelalterlichen Herrenhof zum neuzeitlichen Pestfriedhof. Archäologie Graubünden, Sonderhefte 9/1–2 (Chur 2020).

Casiday 2006: Augustine M. Casiday, Evagrius Ponticus. The Early Church Fathers (London/New York 2006).

Chin/Schroeder 2017: Catherine M. Chin/Caroline T. Schroeder (Hrsg.), Melania. Early Christianity through the Life of One Family. Christianity in Late Antiquity 2 (Oakland CA 2017).

Codou 2014: Yann Codou, Aux origines du monachisme: Le dossier de Saint-Honorat de Lérins. In: L'empreinte chrétienne en Gaule du IV^e^ au IX^e^ siècle. Etudes réunies par Michèle Gaillard. Culture et société médiévales (Turnhout 2014), S. 291–310.

Corboud 1986: Pierre Corboud, L'oratoire et les niches-oratoires: les lieux de la prière. In: Bridel 1986, S. 85–92.

Davis 2020: Stephen J. Davis, Archaeological Evidence for the Study of Early Monasticism. In: Kaczynski 2020a, S. 101–120.

Delattre/Lecuyot 2016: Alain Delattre/Guy Lecuyot, A qui et à quoi servaient des «ermitages» des vallées sud-ouest de la montagne thébaine? In: Paola Buzi/Alberto Camplani/Federico Contardi (Hrsg.), Coptic Society, Literature and Religion from Late Antiquity to Modern Times. Proceedings of the Tenth International Congress of Coptic Studies, Rome, September 17th–22th, 2012 and Plenary Reports of the Ninth Congress of Coptic Studies, Cairo, September 15th–19th, 2008. Orientalia Lovanensia Analecta 247 (Louvain/Paris/Bristol 2016), Bd. 1, S. 709–718.

Delouis/Mossakowska-Gaubert 2015/2019: Olivier Delouis/Maria Mossakowska-Gaubert (Hrsg.), La vie quotidienne des moines en Orient et en Occident (IV^e^–X^e^ siècle), Bd. 1: L'état des sources, Bd. 2: Questions transversales. Bibliothèque d'études 163/170 (Kairo/Athen 2015/2019).

Descœudres 1989: Georges Descœudres, L'architecture des ermitages et des sanctuaires. In: Les Kellia. Ermitages coptes en Basse-Egypte. Exposition au Musée d'art et d'histoire de Genève, 12 octobre 1989 – 7 janvier 1990 (Genf 1989), S. 33–55.

Descœudres 1998: Georges Descœudres, Wohntürme in Klöstern und Ermitagen Ägyptens. In: Martin Krause/Sofia Schaten (Hrsg.), Themelia. Spätantike und koptologische Studien Peter Grossmann zum 65. Geburtstag. Sprachen und Kulturen des christlichen Orients 3 (Wiesbaden 1998), S. 69–79.

Descœudres 2013: Georges Descœudres, Ein neues Zeitalter wird gebaut. Ein kulturhistorischer Überblick. In: Riek/Goll/Descœudres 2013, S. 12–17.

Descœudres 2015: Georges Descœudres, Gemeinschaft und Gedächtnis bei den Wüstenvätern. In: Johannes Cassian, Unterredungen mit den Vätern. Collationes Patrum, Teil 3: Collationes 18 bis 24, übersetzt und erläutert von Gabriele Ziegler. Quellen der Spiritualität 12 (Münsterschwarzach 2015), S. 27–54.

Descœudres 2016: Georges Descœudres, Karolingische Klosteranlagen im archäologischen Befund oder: Die Suche nach einer geeigneten Form. In: Jakobus Kaffanke OSB (Hrsg.), Benedikt von Nursia und Benedikt von Aniane. Karl der Grosse und die Schaffung des «Karolingischen Mönchtums». Weisungen der Väter 26 (Beuron 2016), S. 82–107.

Descœudres 2018: Georges Descœudres, Spiritualität aus der Wüste. Die Wüstenväter als Vorbild des lateinischen Mönchtums. In: Menschen, Bilder, Sprache, Dinge. Wege der Kommunikation zwischen Byzanz und dem Westen, Bd. 2: Menschen und Worte. Studien zur Ausstellung «Byzanz und der Westen. 1000 vergessene Jahre», hrsg. von Falko Daim, Christian Gastgeber, Dominik Heher und Claudia Rapp. Byzanz zwischen Orient und Okzident 9/2 (Mainz 2018), S. 41–50.

Descœudres 2021: Georges Descœudres, Querraumkirchen und die Anfänge des monastischen Chorgebets. In: *Imaginum orbis*. Bilderwelten zwischen Antike und Byzanz. Festschrift für Johannes G. Deckers, hrsg. von Markos Giannoulis, Markus Löx und Alex Oepen. Mitteilungen zur spätantiken Archäologie und byzantinischen Kunstgeschichte 8 (Wiesbaden 2021), S. 245–257.

de Vogüé 1985: Adalbert de Vogüé OSB, Les règles monastiques anciennes (400–700). Typologie des sources du moyen âge occidental 46 (Turnhout 1985).

de Vogüé 1995: Adalbert de Vogüé OSB, L'influence du monachisme des Kellia en Occident. In: The Spirituality of Ancient Monachism. Acts of the International Colloquium Cracow-Tyniec, 16.–19.11.1994, hrsg. von Marek Starowieyski. Pontificia Academia Theologica Cracoviensis, Facultas Theologica Studia 4/1 (Krakau 1995), S. 163–181.

Diem/Rapp 2020: Albrecht Diem/Claudia Rapp, The Monastic Laboratory: Perspectives of Research in Late Antique and Early Medieval Monasticism. In: Beach/Cochelin 2020, S. 19–39.

Diem/Rousseau 2020: Albrecht Diem/Philip Rousseau, Monastic Rules (Fourth to Ninth Century). In: Beach/Cochelin 2020, S. 162–194.

Drecoll 2014: Volker Henning Drecoll, Die «Bekehrung» in Mailand. In: Idem (Hrsg.), Augustin Handbuch. Uni-Taschenbücher 4187 (Tübingen 2014). S. 153–164.

Emmenegger 2022: Gregor Emmenegger, Der Streit um das immerwährende Gebet. «Beten ohne Unterlass» bei den Kirchenvätern und im frühen Mönchtum. In: Mariano Delgado/Volker Leppin (Hrsg.), *Homo orans*. Das Gebet im Christentum und in anderen Religionen. Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte 30 (Basel 2022), S. 119–139.

Erhart 2015: Peter Erhart, La vie quotidienne des moines en Italie du Nord jusqu'au IX^{e} siècle d'après des sources littéraires. In: Delouis/Mossakowska-Gaubert, 2015, Bd. 1, S. 413–427.

Faccani 2013: Guido Faccani, Das Frauenkloster St. Peter von Mistail. In: Riek/Goll/Descœudres 2013, S. 66–71.

Fournier 1996: Gabriel Fournier, Brageac. Ermitage Saint-Til. In: Les premiers monuments chrétiens de la France, Bd. 2: Sud-Ouest et Centre. Introduction de Louis Maurin. Atlas archéologique de la France (Paris 1996), S. 61–62.

Frank 2000: Georgia Frank, The Memory of the Eyes. Pilgrims to Living Saints in Christian Late Antiquity (Berkeley/Los Angeles/London 2000).

Gemeinhardt 2015: Peter Gemeinhardt, «Wie der Fisch ins Meer, so muss der Mönch ins Kellion eilen». Die Anfänge der Wüstenaskese im spätantiken Ägypten. In: Berliner Theologische Zeitschrift 32/1, 2015, S. 60–83.

Godlewski 2015: Wlodzimierz Godlewski, Monastic Architecture and its Adaption to Local Features (Egypt). In: Delouis/Mossakowska-Gaubert, 2015, Bd. 1, S. 3–21.

Goehring 2013: James E. Goehring, Remembering for Eternity. The Ascetic Landscape as Cultural Discourse in Early Christian Egypt. In: Ascetic Culture. Essays in Honor of Philip Rousseau, hrsg. von Blake Leyerle and Robin Darling Young (Notre Dame IN 2013), S. 201–228.

Grossmann 1988: Peter Grossmann, Neue baugeschichtliche Untersuchungen im Katharinenkloster im Sinai. In: Archäologischer Anzeiger 103, 1988, Sp. 543–558.

Grossmann 2002: Peter Grossmann, Christliche Architektur in Ägypten. Handbook of Oriental Studies, section one: The Near and Middle East 62 (Leiden 2002).

Grün 2000: Anselm Grün OSB, Geistliche Begleitung bei den Wüstenvätern. Münsterschwarzacher Kleinschriften 67 (Münsterschwarzach 2021).

Guillaumont 2007a: Antoine Guillaumont, An den Wurzeln des christlichen Mönchtums. Aufsätze. Weisungen der Väter 4 (Beuron 2007).

Guillaumont 2007b: Antoine Guillaumont, Geschichte der Mönche in den Kellien. In: Guillaumont 2007a, S. 11–30.

Guillaumont 2007c: Antoine Guillaumont, Die Handarbeit im Alten Mönchtum: Bestreitung und Wertung. In: Guillaumont 2007a, S. 142–153.

Heid 2006: Stefan Heid, Gebetshaltung und Ostung in frühchristlicher Zeit. In: Rivista di Archeologia Cristiana 82, 2006, S. 347–404.

Helvétius 2020: Anne-Marie Helvétius, Re-Reading Monastic Traditions: Monks and Nuns, East and West, from the Origins to ca. 750. In: Beach/Cochelin 2020, S. 40–72.

Herwegen 1937: Ildefons Herwegen OSB, Väterspruch und Mönchsregel (Münster 1937).

Jacobsen 1991: Werner Jacobsen, Art. «Kornelimünster». In: Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, Nachtragsband, hrsg. vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte, bearbeitet von Werner Jakobsen, Leo Schäfer und Hans Rudolf Sennhauser. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, 3/2 (München 1991), S. 232–233.

Jacobsen 1996: Werner Jacobsen, Die Abteikirche in Fulda von Sturmius bis Eigil – Kunstpolitische Positionen und deren Veränderungen. In: Kloster Fulda in der Welt der Karolinger und Ottonen, hrsg. von Gangolf Schrimpf. Fuldaer Studien 7 (Frankfurt am Main 1996), S. 105–127.

Jacobsen 2004: Werner Jacobsen, Die Anfänge des abendländischen Kreuzgangs. In: Peter K. Klein (Hrsg.), Der mittelalterliche Kreuzgang (Regensburg 2004), S. 37–56.

Jecklin-Tischhauser 2019: Ursina Jecklin-Tischhauser, Tomils, Sogn Murezi. Ein kirchliches Zentrum im frühmittelalterlichen Graubünden, mit Beiträgen von Simone Häberle, Florian Hitz, Christina Georgopoulou, Angela Schlumbaum und Patricia Vandorpe. Archäologie Graubünden, Sonderhefte 8/1–4 (Chur 2019).

Judge 1977: Edwin A. Judge, The Earliest Use of Monachos for Monk (Pl. Coll. Youtie 77) and the Origins of Monasticism. In: Jahrbuch für Antike und Christentum 20 (Münster 1977), S. 72–89.

Kaczynski 2020a: Bernice M. Kaczynski (Hrsg.), The Oxford Handbook of Christian Monasticism (Oxford 2020).

Kaczynski 2020b: Bernice M. Kaczynski, Introduction: Towards a New Monastic History. In: Kaczynski 2020, S. 1–16.

«Kellia» 1991: Verschiedene Autor*innen: Art. «Kellia». In: Coptic Encyclopedia, hrsg. von Aziz S. Atiya, (New York 1991), Bd. 5, S. 1396–1410.

Kettemann 1999: Walter Kettemann, Subsidia Anianensia. Überlieferungs- und textgeschichtliche Untersuchungen zur Geschichte Witiza-Benedikts, seines Klosters Aniane und zur sogenannten ‹anianischen Reform›. Phil.-Diss. Gerhard-Mercator-Universität Duisburg, 1999.

Lauwers 2014: Michel Lauwers, *Circuitus et figura*. Exégèse, images et structuration des complexes monastiques dans l'Occident médiéval (IXe–XIIe siècle). In: Monastères et espace social. Genèse et transformation d'un système de lieux dans l'Occident médiéval, études réunies par Michael Lauwers. Collection d'études médiévales de Nice 15 (Turnhout 2014), S. 43–109.

Lauwers 2020: Michael Lauwers, Constructing Monastic Space in the Early and Central Medieval West (Fifth to Twelfth Century). In: Beach/Cochelin 2020, S. 317–339.

Legler 1989: Rolf Legler, Der Kreuzgang. Ein Bautypus des Mittelalters (Frankfurt am Main 1989).

Lorenz 1966: Rolf Lorenz, Die Anfänge des abendländischen Mönchtums im 4. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte, vierte Folge XV, 77, 1966, S. 1–61.

Martin 1966: Maurice Martin SJ, Laures et ermitages du désert d'Egypte. In: Jean Maurice Fiey OP: Table des noms propres de la seconde partie de la Chronique de Séert. Mélanges de l'Université Saint-Joseph 42/4 (Beirut 1966), S. 183–198.

Meier 2009: Thomas Meier, Das Kloster im See. Überlegungen zu einem mittelalterlichen Lagetyp. In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 27, 2009, S. 113–161.

Mossakowska-Gaubert 2023: Maria Mossakowska-Gaubert, Le vêtement monastique en Egypte (IVe–VIIIe siècle). Bibliothèque d'études coptes 28 (Kairo 2023).

Mylonas 2000: Paul M. Mylonas, Atlas der zwanzig souveränen Klöster, Heft I: Topographie und historische Architektur. Bildlexikon des Heiligen Berges Athos, hrsg. vom Deutschen Archäologischen Institut Berlin (Berlin/Athen 2000).

Näf/Kraemer 2022: Beat Näf/Charles Kraemer, Eremit im frühen Mittelalter: Amatus von Grenoble, Saint-Maurice d'Agaune, Luxeuil und Remiremont (ca. 570– ca. 629) (Regensburg 2022).

Orlandos 1958: Anastasios K. Orlandos, Μοναστγρακὴ Αρχιτεκτονικὴ (Athen ²1958).

Platz 2011: Kai Thomas Platz, Archäologische Forschungen und ihre Ergebnisse im ehemaligen Reichskloster Lorsch. In: Kloster Lorsch. Vom Reichskloster Karls des Grossen zum Weltkulturerbe der Menschheit, Ausst.-Kat. Lorsch 2011–2012 (Petersberg 2011), S. 144–178.

Price 1982: Lorna Price, The Plan of St Gall in Brief, based on the Work by Walter Horn and Ernest Born (Berkeley/Los Angeles/London 1982).

Quecke 1986: Hans Quecke SJ, Gebet und Gottesdienst der Mönche nach den Texten. In: Bridel 1986, S. 93–103.

Rebenich 1992: Stefan Rebenich, Hieronymus und sein Kreis. Prosopographische und sozialgeschichtliche Untersuchungen. Historia, Einzelschriften, Heft 72 (Stuttgart 1992).

Regnault 1990: Lucien Regnault OSB, La vie quotidienne des Pères du Désert en Egypte au IV^{e} siècle (Paris 1990).

Riek/Goll/Descœudres 2013: Markus Riek/Jürg Goll/Georges Descœudres (Hrsg.), Die Zeit Karls des Grossen in der Schweiz (Sulgen 2013).

Rousseau 2010: Philip Rousseau, Ascetics, Authority, and the Church in the Age of Jerome and Cassian (Notre Dame IN ²2010).

Santschi 1988: Catherine Santschi, Les ermites du Valais. In: Vallesia 43, 1988, S. 1–103.

Schedl 2013: Barbara Schedl, Ein Ringen um Form und Inhalt. Der St. Galler Klosterplan. In: Riek/Goll/Descœudres 2013, S. 116–127.

Schieffer 2009: Rudolf Schieffer, Art «Theodulf von Orléans». In: Lexikon für Theologie und Kirche, 3. völlig neu bearbeitete Auflage, hrsg. von Walter Kasper (Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2009), Bd. 9, Sp. 1426–1427.

Sennhauser 2003: Hans Rudolf Sennhauser, Katalog der frühchristlichen und frühmittelalterlichen kirchlichen Bauten in der Diözese Chur und in den nördlich und südlich angrenzenden Landschaften (A1–A125). In: Idem (Hrsg.), Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet von der Spätantike bis in ottonische Zeit. Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Abhandlungen, NF 123 (München 2003), Bd. 2, S. 43–221.

Stein-Kecks 2004: Heidrun Stein-Kecks, Der Kapitelsaal in der mittelalterlichen Klosterbaukunst. Italienische Forschungen, 4. Folge, Bd. 4 (München/Berlin 2004).

Stewart 1998: Columba Stewart OP, Cassian the Monk. Oxford Studies in Historical Theology (New York, Oxford 1998), S. 85–100.

Stewart 2020: Columba Stewart OP, The Literature of Early Western Monasticism, In: Kaczynski 2020a, S. 85–100.

Taft 1986: Robert Taft SJ, The Liturgy of the Hours in East and West. The Origins of the Divine Office and its Meaning for Today (Collegeville MN 1986).

Thelamon 1978: Françoise Thelamon, Art. «Rufin d'Aquilée». In: Dictionnaire de spiritualité ascétique et mystique, doctrine et histoire 13 (Paris 1978), Sp. 1107–1118.

Uggé 2014: Sofia Uggé, Lieux, espaces et topographie des monastères de l'antiquité tardive et du haut moyen âge: réflexions à propos des règles monastiques. In: Lauwers 2014, S. 15–42.

Wallraff 2000: Martin Wallraff, Die Ursprünge der christlichen Gebetsostung. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 111, 2000, S. 169–184.

Wipszycka 2018: Ewa Wipszycka, The Second Gift of the Nile. Monks and Monasteries in Late Antique Egypt. The Journal of Juristic Papyrology, Supplements 33 (Warschau 2018).

Zelzer 1989: Klaus Zelzer, Von Benedikt zu Hildemar. Zu Textgestalt und Textgeschichte der Regula Benedicti auf ihrem Weg zur Alleingeltung. In: Frühmittelalterliche Studien 23, 1989, S. 112–130.

Zelzer 1998: Klaus Zelzer, Klöster und Regeln in den ersten Phasen des abendländischen Mönchtums. In: Il Monachesimo occidentale dalle origini alla Regula Magistri, XXVI Incontro di studiosi dell'antiquità cristinana, Roma, 8–10 maggio 1997. Studia Ephemeridis Augustinianum 62 (Rom 1998), S. 23–36.

Zettler 1988: Alfons Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen, Schriftquellen, St. Galler Klosterplan. Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 3 (Sigmaringen 1988).

– II –

Müstair – work in progress

CHRISTOPH BAUR · PATRICK CASSITTI · MARION VEITH

Gottes Werk und Teufels Beitrag. Neueste Erkenntnisse zur Frühgeschichte des Klosters Müstair

In den letzten Jahren fanden im Kloster St. Johann in Müstair bau- und bodenarchäologische Untersuchungen statt, die neues Licht auf die Frühzeit des Klosters werfen. Im vorliegenden Beitrag soll ein Überblick über die dadurch aufgeworfenen Fragen gegeben werden.

Mörteluntersuchungen

Im Rahmen des Projekts «Mörteltechnologie und Baugeschichte des Klosters Müstair», finanziert vom Schweizerischen Nationalfonds (im Folgenden als «Mörtelprojekt» bezeichnet), sind von 2017 bis 2020 die Baumethoden, -materialien und -prozesse im Kloster von den frühesten Bauphasen bis ins 16. Jahrhundert untersucht worden. Dabei konnten Variationen in der Mörtelzusammensetzung festgestellt und wertvolle Einblicke in die Bautechnik der verschiedenen Bauphasen ermöglicht werden.[1] Im Verlauf dieses Projekts hat eine Prüfung der archäologischen Dokumentation Unstimmigkeiten in Bezug auf die bisher postulierte Baugeschichte der karolingerzeitlichen Bauphasen aufgezeigt: Ganz offensichtlich stammen Fragmente bemalter Verputze aus archäologischen Schichten, die älter sind als die Fundamentgräben der ältesten Klostergebäude. Auch ist evident geworden, dass einige karolingerzeitliche Mauern aus mehr als einer Bauphase bestehen. Diese Beobachtungen deuten auf eine komplexere Baugeschichte hin als bisher angenommen. Die naturwissenschaftlichen Analysen der Mörtelproben haben diese Komplexität bestätigt, indem sich deutliche Unterschiede in der Zusammensetzung sowie weiteren morphologischen und optischen Eigenschaften der Verputze und Mörtel der verschiedenen karolingerzeitlichen Gebäude gezeigt haben,[2] was vermuten lässt, dass diese Strukturen entweder zu unterschiedlichen Zeiten und/oder von verschiedenen Handwerkergruppen errichtet worden waren.

Das Mörtelprojekt hat auch Radiokarbondatierungen an einer kleinen Anzahl von Mörteln aus verschiedenen Perioden umfasst.[3] Die meisten davon fügen sich gut in die bisher postulierte Baugeschichte des Klosters ein. Das ^{14}C-Alter einer Mörtelprobe von den Kirchenmauern stimmt mit der dendrochronologischen Datierung eines erhaltenen Ankerbalkens im Westgiebel der Kirche überein, der aus einem im Winter 775/776 gefällten Baum gefertigt wurde.[4] Auch die ^{14}C-Alter der romanischen Mörtel passen gut in die bestehende Chronologie. Es gibt jedoch auch Unstimmigkeiten zur etablierten Chronologie. So hat sich das ^{14}C-Alter zweier Mörtelproben aus den karolingerzeitlichen Konventsgebäuden als älter als jenes des Kirchenmörtels erwiesen.[5] Mit einem kalibrierten Datum von 660–769 n. Chr.[6] und 610–758 n. Chr.[7] widersprechen sie der bisher postulierten Chronologie, die den Bau der karolingischen Konventsgebäude in die Periode zwischen den Bau der Kirche (dendrochronologisches Datum 775/776) und der Heiligkreuzkapelle (dendrochronologisches Datum 787/788) setzt.[8]

Die stratigrafische Beziehung zwischen den Klosterstrukturen und der Kirche ist in vielen Fällen nicht eindeutig. Sie kann nur über die östliche Mauer des östlichen Klosterflügels hergestellt werden. Da diese aus zwei noch nicht klar datierbaren Bauphasen besteht, besitzen die neuen ^{14}C-Daten erhebliches Gewicht.

1 Caroselli et al. 2019.

2 Caroselli et al. 2019; Hüglin/Caroselli/Cassitti 2019.

3 Caroselli/Hajdas/Cassitti 2020.

4 Hurni/Orcel/Tercier 2007.

5 Caroselli/Hajdas/Cassitti 2020; Caroselli/Hajdas/Cassitti 2023.

6 ETH-88628, 1304±1 σ: 26 BP, 660–769 AD, cal. 2σ.

7 ETH-102876, 1367± 22 BP, 610–758 AD, cal. 2σ.

8 Sennhauser 2013, S. 91 f.

Ein bisher unbekanntes Gräberfeld östlich des Klosters

Zusätzlich zu den Ergebnissen des Mörtelprojekts gibt es weitere Hinweise, die eine Neubewertung der karolingischen Bauchronologie erforderlich machen. Im Jahr 2019 sind geophysikalische Untersuchungen in einem weitläufigen Gebiet südlich und östlich des Klosters durchgeführt worden, die zur Entdeckung eines bisher unbekannten Bestattungsplatzes östlich der heutigen Friedhofsmauer geführt haben (Abb. 1 und 2). Anordnung, Grösse und Tiefe der Gräber deuten auf eine vorkarolingische Zeitstellung hin.[9]

Um die Interpretationen der Bodenradarmessungen zu bestätigen und das Gräberfeld hinsichtlich Struktur, Grabbau und Datierung zu charakterisieren, ist 2023 vom Archäologischen Dienst des Kantons Graubünden in Zusammenarbeit mit der Stiftung Pro Kloster St. Johann eine weitere, rund 30 m² grosse Fläche östlich des aktuellen Friedhofs ausgegraben worden. Dabei sind insgesamt acht in vier Reihen angelegte, Südwest-Nordost orientierte Gräber zutage gekommen. Die westlichste Gräberreihe war durch die

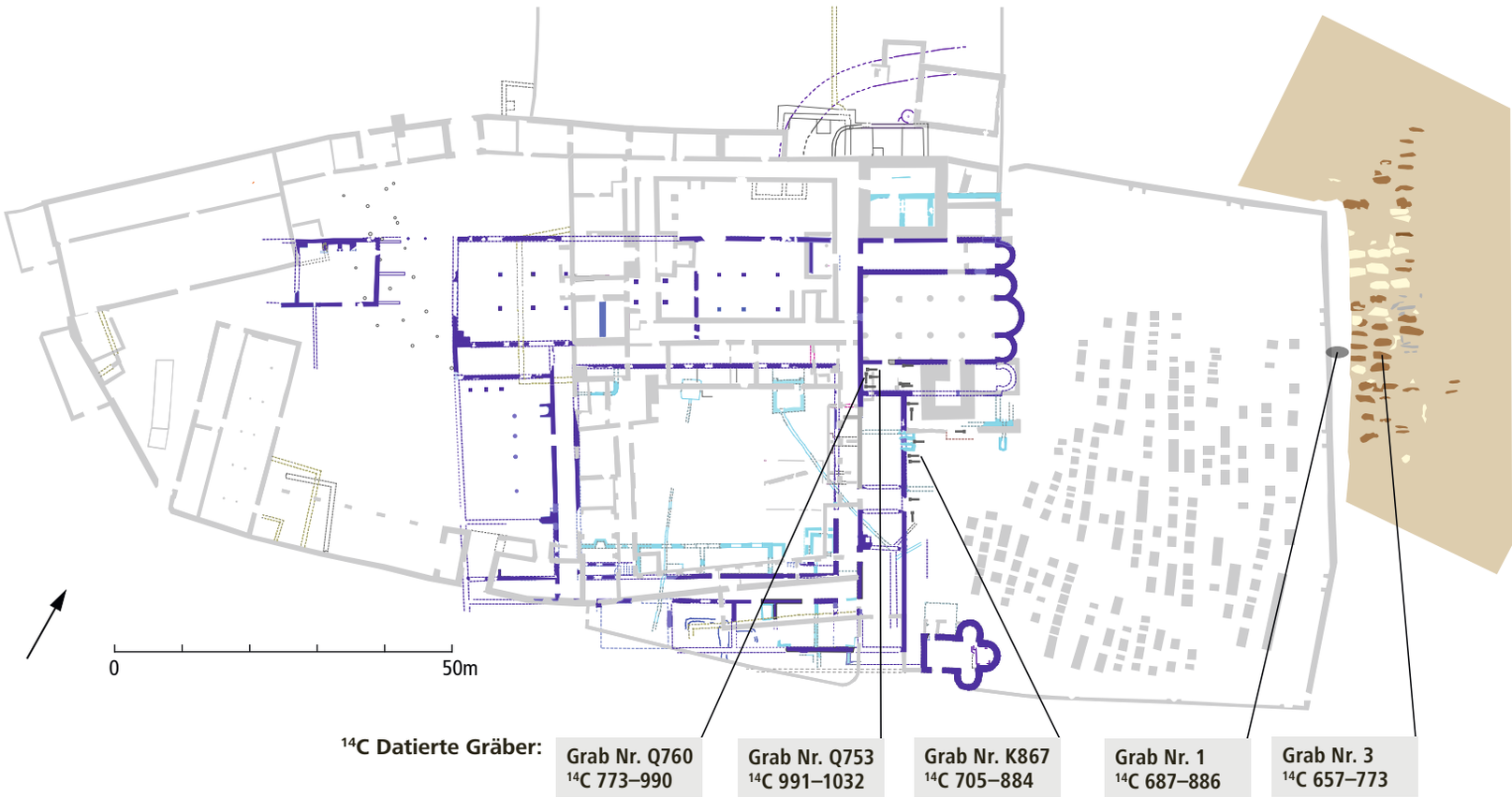


Abb. 1 Müstair, Kloster St. Johann, Plan der karolingischen Phase (blau), mit den Gräbern des 8.–10. Jahrhunderts südlich der Kirche und dem neu entdeckten Bestattungsplatz östlich des Klosters als Umzeichnung der Bodenradar-Messungen; Grab 1 befand sich ausserhalb der geophysikalisch untersuchten Fläche, die Position wurde nachgetragen. *(© Grafik: Patrick Cassitti, Archäologischer Dienst Graubünden, bearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich. Plangrundlagen: Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter, Zurzach, sowie Ludwig-Boltzmann-Institut für Archäologische Prospektion und virtuelle Archäologie, Wien)*

9 Schlegel et al. 2021.



Abb. 2 Müstair, Aufsicht von Südosten auf das Kloster, Zustand 2010; in Türkis die ungefähre Lage des neu entdeckten frühmittelalterlichen Bestattungsplatzes. *(© luftbilder-der-schweiz.ch, VBS, ergänzt durch Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

geophysikalischen Messungen 2019 nicht erfasst worden, da sie unter einer an die Friedhofsmauer geschütteten Böschung liegt.

Die Gräber waren von einem spätantik datierten Horizont[10] aus eingetieft worden. Die romanisch datierte östliche Friedhofmauer überlagert zum Teil die Gräber der 2023 neu entdeckten westlichsten Grabreihe. Zwei Bestattungen – Grab 1 und Grab 3 – sind im Zuge der Untersuchungen vollständig freigelegt worden (Abb. 3). Beide Grablegen sind beigabenlos, so dass ihre zeitliche Einordnung lediglich über naturwissenschaftliche Analysen möglich ist.

Grab 1 (Abb. 4), am Westrand der Untersuchungsfläche gelegen, ist stratigrafisch älter als die romanische Friedhofsmauer. Die Wände der Grabgrube wurden mit bis zu 30 cm grossen Steinen befestigt. Die Grabfüllung ist mit einer locker gelegten Steinpackung aus Bruch- und Rollsteinen abgedeckt gewesen, am Westende des Grabes und im Bereich des Beckens waren zudem grössere Steinplatten verbaut. Aus den Steinen des Steinkranzes ist das Fragment einer marmornen Säulenbasis mit tordiertem Schaft (Abb. 6) geborgen worden, auf das weiter unten noch eingegangen wird. Das Skelett gehört zu einem im Alter von 40–60 Jahren verstorbenen männlichen Individuum. Der Tote war in gestreckter Rückenlage Südwest-Nordost liegend mit Blick nach Nordosten beigesetzt worden, den Schädel auf eine rechteckige Schieferplatte gebettet. Zwei Proben des Knochenmaterials haben als ^{14}C-Daten 687–883 bzw. 693–886 n. Chr. ergeben.[11]

Grab 3 lag mittig in der Untersuchungsfläche in der zweiten Gräberreihe (von Osten nach Westen gezählt) (Abb. 5; vgl. Abb. 3). Die Grubenwände waren hier durch eine sorgfältig geschichtete, vier Steinlagen hoch erhaltene Trockenmauer aus Bruch- und Lesesteinen befestigt, die auf der Grabsohle gründete; an mehreren Steinen sind

10 ^{14}C-Daten: BE-21810.1.1, 1795 ± 27 BP, 209–341 AD, cal. 2σ; BE-21809.1.1, 1561 ± 27 BP, 429–569 AD, cal. 2σ.

11 Beprobt wurden der linke untere Weisheitszahn (BE-21814.1.1, 1229 ± 26 BP, 687–883 AD, cal. 2σ) sowie ein Fragment der linken Fibula (BE-21815.1.1, 1220 ± 26 BP, 693–886 AD, cal. 2σ). Zur Aussage dieser Daten in Bezug auf den



Abb. 3 Müstair, Kloster St. Johann; Grabung im Bereich des frühmittelalterlichen Gräberfeldes im Osten der heutigen Friedhofsmauer, Zustand August 2023; Blick von Westen auf das freigelegte Grab 3.
(© Foto: Carola Jäggi, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)

Anzeichen von Hitzeeinwirkung festgestellt worden, die jedoch nicht vor Ort passiert sein kann und den Schluss nahelegt, dass die Steine hier in Zweitverwendung zum Einsatz gekommen sind. In der Grabfüllung oberhalb des Kopfes hat sich ein grosser Lesestein befunden. Beim Bestatteten handelte es sich um ein männliches Individuum, das im Alter von 25–40 Jahren verstorben ist. Der Tote war in gestreckter Rückenlage Südwest-Nordost liegend mit Blick nach Nordosten beigesetzt worden. Auch hier hat über der Bestattung eine Steinpackung aus Lesesteinen gelegen, die vor allem Rumpf und Schädel und in geringerem Masse auch die unteren Extremitäten bedeckt hat. Die ^{14}C-Datierung des Knochenmaterials aus Grab 3 hat für die Bestattung eine Datierung von 660–773 bzw. 657–773 ergeben.[12]

[12] Beprobt wurden der zweite obere Molar rechts (BE-21816.1.1, 1305 ± 25 BP, 660–773 AD, cal. 2σ) sowie ein Fragment der linken Tibia (BE-21817.1.1, 1315 ± 25 BP, 657–773 AD, cal. 2σ).

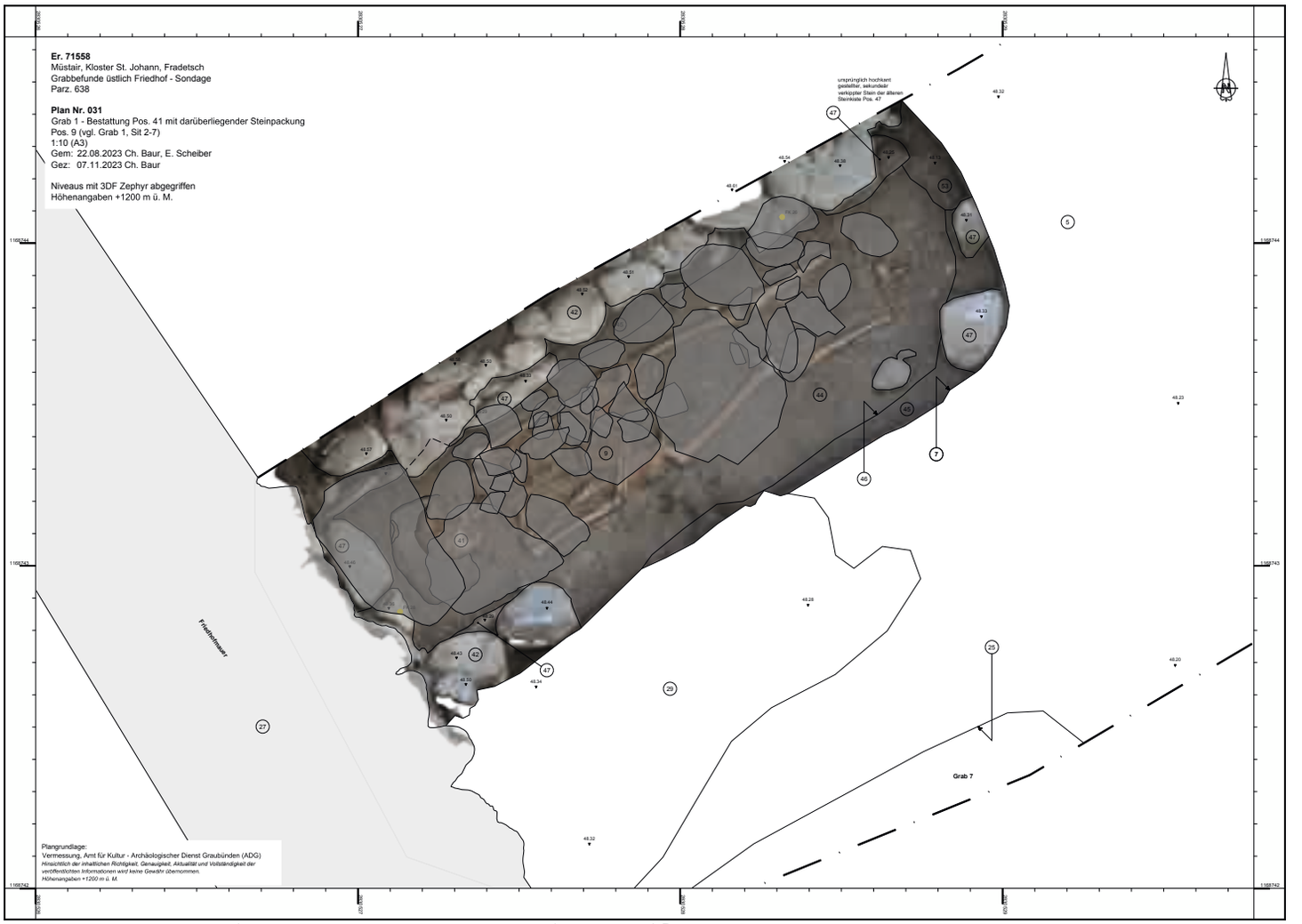


Abb. 4 Müstair, Kloster St. Johann, Gräberfeld im Osten der heutigen Friedhofsostmauer, Grab 1. Orthophoto mit Position der Decksteine und der östlichen Mauer des Klosterfriedhofs. *(Zeichnung: Christoph Baur, Archäologischer Dienst Graubünden)*

Neuuntersuchung von Gräbern südlich der Kirche

Um die gewonnenen Erkenntnisse zum neu entdeckten Bestattungsareal in Bezug zu den bisherigen Befunden im Inneren der Klosteranlage zu setzen, sind 2024 drei mutmasslich karolingerzeitliche Gräber im Bereich der Klosterkirche mittels ^{14}C-Analyse datiert worden. Es handelt sich hierbei um die Grabbefunde Q760, Q753 und K867 (vgl. Abb. 1).[13]

Das in der Nordwestecke des Südannexes aufgedeckte Grab Q760 ist die stratigrafisch älteste Grablege. Es war in Südwest-Nordost-Richtung angelegt worden und rechnet mit den karolingischen Fundamentmauern der südlichen (Q681) und westlichen Kirchenmauer (N270). Das bestattete Individuum unbestimmten Geschlechts war zum Todeszeitpunkt 51–67 Jahre alt und mit Kopf im Südwesten in gestreckter Rückenlage auf einer Steinpflästerung beigesetzt worden. In der Verfüllung der Grabgrube fanden sich neben Abbruchmörtel und Mörtelbodenfragmenten auch einige bearbeitete Marmorsteine, darunter Teile einer Säulenbasis mit tordiertem Schaft, deren Masse mit jenen des oben genannten Marmorfragments aus Grab 1 im östlichen Gräberfeld übereinstimmen (Abb. 6).[14]

Die Bestattung Q760 wird vom rechtwinklig (Nordwest-Südost) zu ihr orientierten Grab Q753 gestört. Auch diese Grablege rechnet mit den Fundamenten der Kirche. Der Tote, ein im Alter zwischen 47 und 56 Jahren verstorbenes männliches Individuum, war in gestreckter Rückenlage mit Kopf im Nordwesten niedergelegt worden. Die Grabverfüllung enthielt sehr viel Bauschutt, vornehmlich Abbruchmörtel, Mörtelbodenspolien mit roter Oberfläche und bearbeitete Marmorsteine, darunter Teile desselben Säulchens,



Abb. 5 Müstair, Kloster St. Johann, Gräberfeld im Osten der heutigen Friedhofsostmauer, Grab 3 nach Entfernen der Steinpackung und Freilegen des Skeletts. *(© Foto: Archäologischer Dienst Graubünden)*

13 Hotz 2007, S. 123 f. (Bestattungsgruppe A1).

14 Roth-Rubi 2015, Katalogband, S. 594 Kat. Nr. Va7.

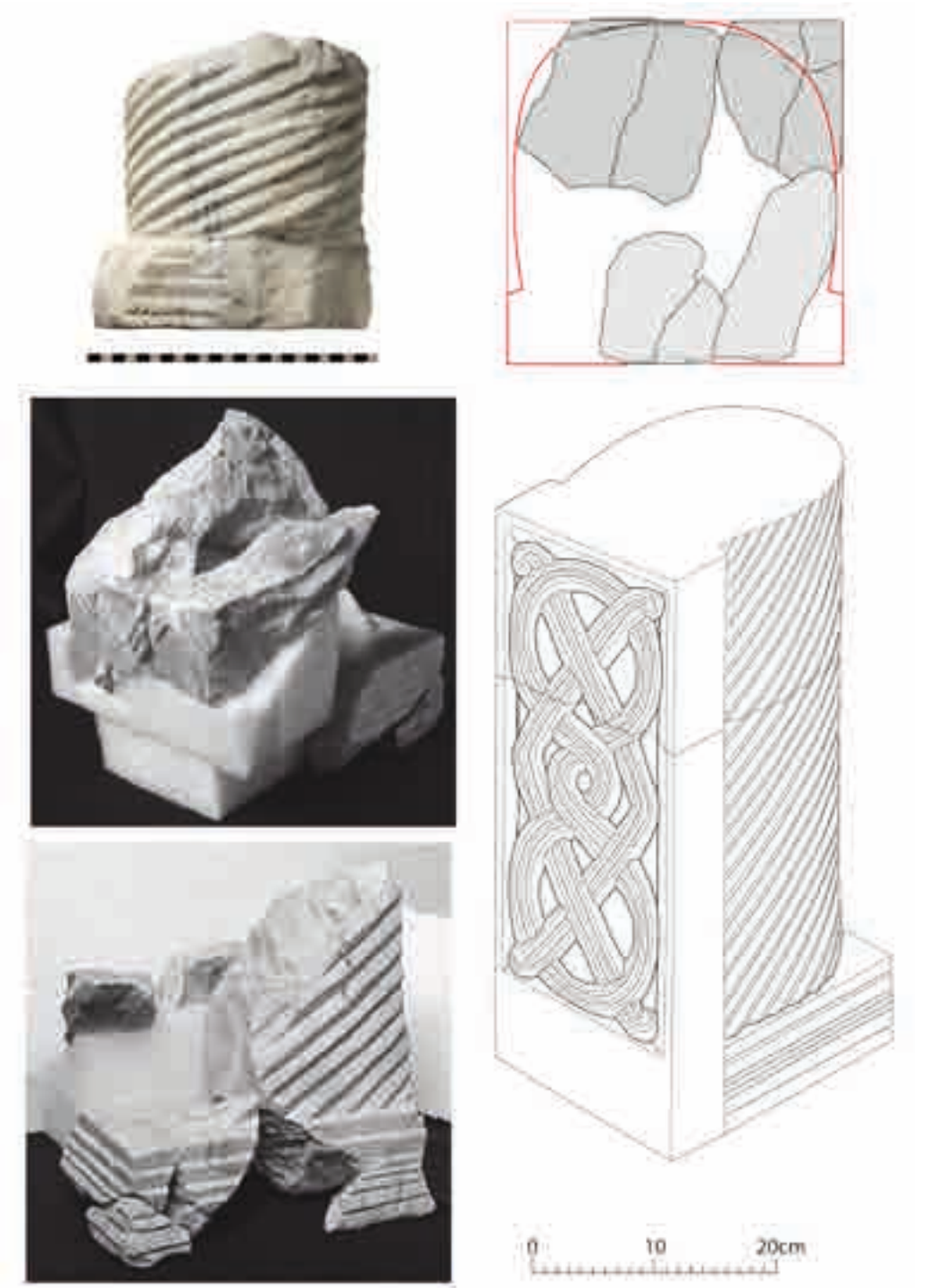


Abb. 6 Müstair, Kloster St. Johann: karolingische Bauskulpturfragmente, die sekundär in Grabkonstruktionen oder Grabverfüllungen gefunden wurden. Oben links: Marmorsäule, gefunden im Steinkranz von Grab 3. Übrige Ausschnitte: Tordierte Marmorsäule Kat. Va7 nach Roth-Rubi 2015. *(© Foto: Archäologischer Dienst Graubünden. Zeichnungen aus Roth-Rubi 2015, Abb. 3.112)*

von dem auch Fragmente in der Grabverfüllung von Q760 gefunden wurden; vermutlich sind sie in die Verfüllung von Grab Q753 gelangt, als bei dessen Anlage das ältere Grab Q760 durchstossen wurde.

Das Südwest-Nordost orientierte Grab K867 liegt südlich des Glockenturms und rechnet mit dem karolingerzeitlichen Osttrakt. Ein zum Todeszeitpunkt zwischen 21 und 24 Jahre altes männliches Individuum war darin in gestreckter Rückenlage bestattet worden. Im Beckenbereich des Toten lag neben nicht näher definierbaren organischen Resten eine vergoldete, stark profilierte Gürtelschnalle aus Bronze, die typologisch in das späte 8. bis frühe 9. Jahrhundert datiert werden kann.[15] Für die chronologische Einordnung des Grabes wichtig ist zudem der Umstand, dass das Grab älter ist als der karolingische Brand K778, der in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts Teile der Klosteranlage zerstörte.[16]

Von den genannten drei Grablegen sind jeweils zwei Knochenproben pro Skelett mit der ^{14}C-Methode datiert worden; diese haben für Grab Q760 eine Datierung zwischen 773 und 990[17], für Grab Q753 eine solche zwischen 991 und 1032 ergeben.[18] Für K867 wiederum ist ein ^{14}C-Datum zwischen 705 und 884 ermittelt worden.[19]

Interpretation der Bestattungen

Die Kombination aus ^{14}C-Datierung und anthropologischen Daten hat es ermöglicht, ein Sterbedatum für die Bestatteten zu modellieren. Knochenalter und Sterbedatum sind nicht identisch: Knochen wachsen langsam und nehmen nicht kontinuierlich neuen Kohlenstoff auf. Das Knochenalter kann um Jahrzehnte älter sein als der Todeszeitpunkt des Individuums. Anhand der zur Verfügung stehenden Daten hat die Modellierung für den in Grab 1 Bestatteten ein Sterbedatum zwischen 735 und 914, für jenen in Grab 3 ein Sterbedatum zwischen 679 und 794 ergeben.[20] Für die Bestatteten südlich der Kirche sind die folgenden Sterbezeiträume errechnet worden: für Q760 der Zeitraum 887–985, für Q753 1015–1045 und für K867 786–886.

Diese ^{14}C-Daten und die Funde aus den untersuchten Gräbern eröffnen neue Perspektiven auf die Frühzeit des Klosters und stellen einige etablierte Grundpfeiler seiner Chronologie infrage. Das mit dem ^{14}C-Verfahren ermittelte Sterbedatum des Individuums in Grab 3 liegt sehr nahe an der Bauzeit des Klosters, die durch das dendrochronologisch ermittelte Fälldatum des Baumstammes, aus dem der im Giebel der Kirche eingemauerte Holzbalken gefertigt wurde, auf die Jahre um 774/775 eingegrenzt werden kann.[21] Es ist nicht bekannt, wo der erste Nukleus des Gräberfelds gelegen hatte und in welche Richtung das Gräberfeld im Laufe der Zeit gewachsen war. Es erscheint allerdings unwahrscheinlich, dass mit Grab 3 just das älteste der über 70 geophysikalisch nachgewiesenen Gräber erfasst worden ist. Das überraschend frühe Datum der Bestattung deutet daher auf die Möglichkeit hin, dass das Gräberfeld beim Bau der Klosterkirche 774/775 bereits existiert und somit zu einer Vorgängersiedlung bzw. einer bereits bestehenden Mönchszelle gehört hatte.

Die ^{14}C-Daten der Gräber südlich der Kirche und jene der Gräber östlich des Friedhofs überlappen sich und zeigen somit, dass das östliche Gräberfeld gleichzeitig mit dem Bestattungsplatz in Kirchennähe (weiter?)genutzt wurde. Der Bestattungsplatz südlich der Kirche scheint jedoch insgesamt jünger zu sein als der östliche. In den Gräbern des neu entdeckten Gräberfelds sind keine Beigaben gefunden worden, während in zwei karolingerzeitlichen Gräbern südlich der Kirche Trachtbestandteile zum Vorschein gekommen sind: die bereits erwähnte vergoldete Gürtelschnalle in Grab K867 sowie ein Ohrringpaar aus

15 Cassitti 2018, S. 90.

16 Neukom 2019, S. 105–106.

17 Beprobt wurden zwei Rippen (BE-22639.1.2, 1145± 20 BP, 773–979 AD, cal. 2σ und BE-22640.1.2, 1137± 20 BP, 774–990 AD, cal. 2σ).

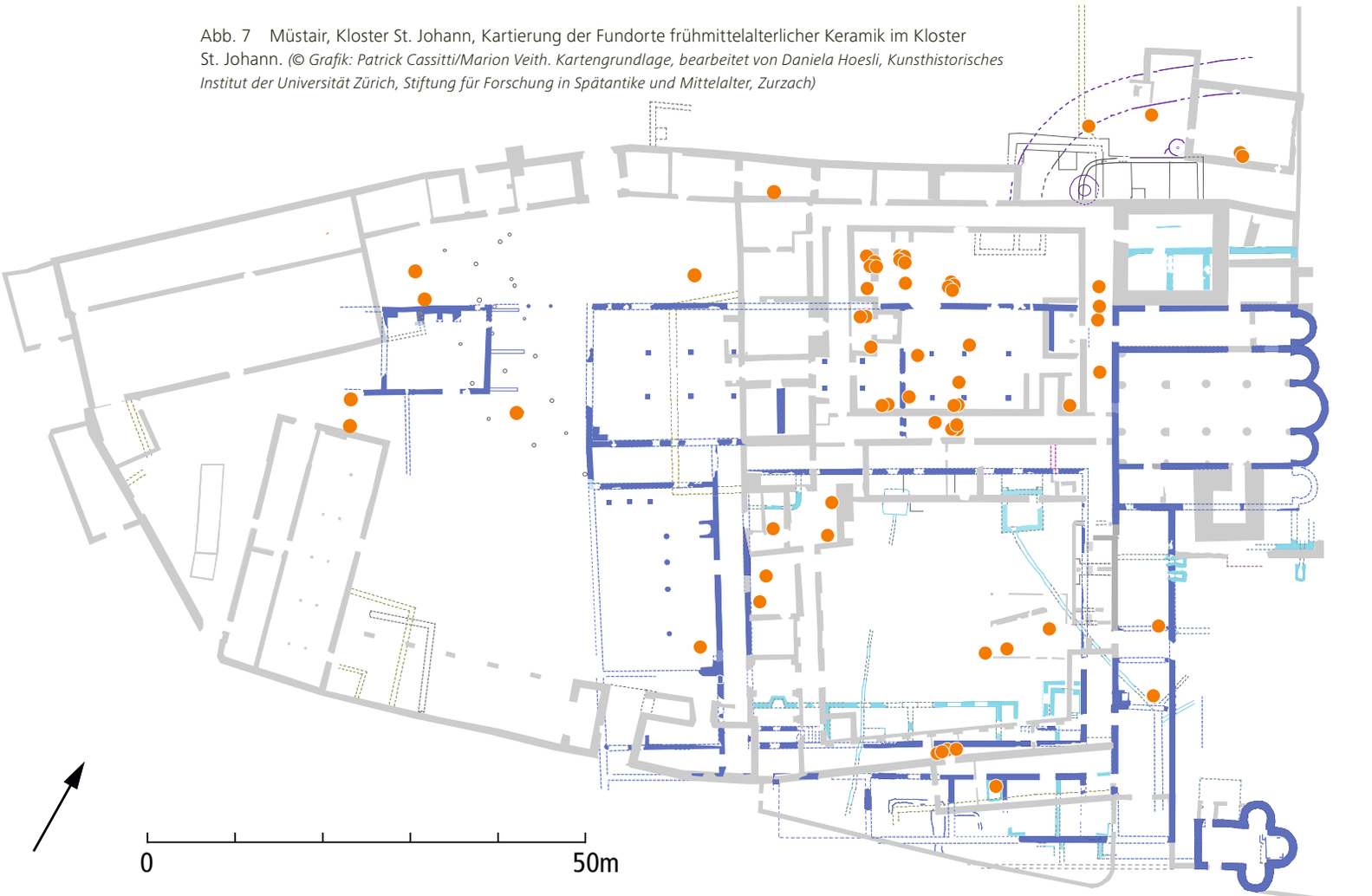
18 Beprobt wurden ein Zahn und eine Rippe (BE-22641.1.2, 1035± 20 BP 991–1031 AD, cal. 2σ und BE-22642.1.2 1027± 20 BP, 992–1032 AD, cal. 2σ).

19 Beprobt wurden ein Zahn und eine Rippe (BE-22643.1.2, 1226± 20 BP, 705–881 AD, cal. 2σ und BE-22644.1.2, 1214± 20 BP, 709–884 AD, cal. 2σ).

dem weiter unten zu besprechenden Grab F311. Dies deutet auf Unterschiede im Status der Bestatteten hin.

Die Gräber des östlichen Gräberfelds besitzen dieselbe Südwest-Nordost-Ausrichtung wie die Klosterkirche und die Gräber im näheren Klosterbereich. Sie sind als geostet zu betrachten, d. h. sie sind so angelegt, dass der Kopf des Bestatteten im Westen liegt mit Blickrichtung gegen Osten. Da der Kirchenbau möglicherweise jünger ist als das Gräberfeld, stellt sich die Frage nach einem eventuellen Vorgängerbau, der sowohl die Ausrichtung der Gräber als auch jene der karolingischen Kirche bedingte. In dieser Hinsicht gewinnt der von Hans Rudolf Sennhauser postulierte Vorgängerbau der Heiligkreuzkapelle, der dieselbe Ausrichtung wie die Heiligkreuzkapelle und die Klosterkirche besass, neue Relevanz.[22] Da in der Klosterkirche bisher noch keine archäologischen Ausgrabungen durchgeführt wurden, ist auch an ihrer Stelle ein Vorgängerbau nicht auszuschliessen.

Abb. 7 Müstair, Kloster St. Johann, Kartierung der Fundorte frühmittelalterlicher Keramik im Kloster St. Johann. *(© Grafik: Patrick Cassitti/Marion Veith. Kartengrundlage, bearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich, Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter, Zurzach)*



20 Die Daten wurden von Prof. Dr. Sönke Szidat, Forschungsgruppenleiter am Departement für Chemie, Biochemie und Pharmazie der Universität Bern modelliert.

21 Hurni/Orcel/Tercier 2007.

Frühmittelalterliche Funde aus dem Klosterareal

Die neuen ^{14}C-Daten und die sich daraus ergebenden Fragen haben Anlass geboten, einige ausgewählte Fundkategorien in Hinblick auf die frühe Chronologie des Klosters neu zu analysieren. Als chronologisch besonders relevante Objekte sind die frühmittelalterliche Keramik und die bemalten Putzfragmente untersucht worden.

Keramik

Die bereits 1996 von Paul Gleirscher publizierte frühmittelalterliche, das heisst potentiell vorklösterliche Keramik aus Müstair[23] ist zusammen mit dem seither geborgenen keramischen Fundmaterial aus der Frühzeit des Klosters für die vorliegende Studie nochmals stratigrafisch untersucht und kartiert worden (Abb. 7). Dabei hat sich gezeigt, dass alle frühmittelalterlichen Keramikfragmente, inklusive solche vorkarolingischer Zeitstellung, aus Schichten stammen, die klosterzeitlich oder jünger sind. Aus den frühmittelalterlichen Schichten aus der vorklösterlichen Zeit, wie sie zum Beispiel im heutigen Westhof nachgewiesen sind, stammt kein einziges Keramikfragment.[24] Die Funde von Keramik des 4. bis frühen 8. Jahrhunderts streuen stattdessen innerhalb der karolingischen Anlage, mit einem Schwerpunkt in deren nördlichem Bereich. Entweder waren die zu erwartenden vorkarolingischen Kulturschichten beim Bau des Klosters im späteren 8. Jahrhundert vollständig abgetragen worden, oder sie beschränkten sich auf den Bereich nördlich des Klosters, so dass die im Klosterbereich gefundene vorkarolingische Keramik von dort hangabwärts verlagert worden wäre. In beiden Fällen ist mit einer frühmittelalterlichen Besiedlung des Areals vor dem Bau des Klosters zu rechnen. Bei der vorkarolingischen Keramik handelt es sich einerseits um Importe aus dem Bozener Raum, andererseits aber auch um lokal produzierte Ware.[25]

Die Präsenz frühmittelalterlicher Keramik im Müstairer Fundgut ist insofern bemerkenswert, als es aus Graubünden und dem angrenzenden Vinschgau aus dieser Zeit so gut wie keine Keramikfunde gibt, so dass diese Periode in der Region geradezu als «akeramisch» gilt.[26] Das keramische Fundmaterial aus Müstair attestiert der zugehörigen frühmittelalterlichen Siedlung insofern eine besondere Stellung; vielleicht handelte es sich dabei um die von Rainer Loose aufgrund von Schenkungsurkunden und Besitzstrukturen in der Val Müstair vermutete karolingerzeitliche *curtis dominica*, die laut Loose spätestens ab 881 eine funktionale und möglicherweise auch besitzrechtliche Einheit mit dem Kloster bildete.[27]

Putzfragmente

Ein weiterer Hinweis auf die Existenz einer Siedlungs- und Bautätigkeit, die dem karolingerzeitlichen Kloster vorausging, ist der Fund von bemalten Putzfragmenten in vorklösterlichen Schichten (Abb. 8). Diese Fragmente weisen einen mehrschichtigen Farbaufbau in Grau, leuchtendem Rot und Weiss auf einer weissen Tünscheschicht über einem feinen Verputz auf. Die Schicht, aus der sie stammen, ist stratigrafisch älter als der Fundamentgraben des Nordtrakts. Die Fragmente deuten auf die Existenz eines farbig verputzten Gebäudes hin, das beim Bau des karolingerzeitlichen Klosters abgebrochen wurde oder bereits abgebrochen war. Als alternative Erklärung liesse sich vorschlagen, dass der Bau des Klosters weiter zurückreicht als bisher angenommen und dass einige Strukturen bereits seit Längerem dort gestanden hatten, bevor mit dem Bau des Nordtrakts begonnen wurde. In beiden Fällen weist dieser Befund auf eine längere und

22 Sennhauser 2013, S. 85–88; Hurni/Orcel/Tercier 2007.

23 Gleirscher 1996.

24 Neukom 2019, S. 85–88.

25 Benghezal 1996.

26 Goll 2009, S. 41; Jecklin-Tischhauser 2019, S. 387.

27 Loose 2001, S. 28–31.

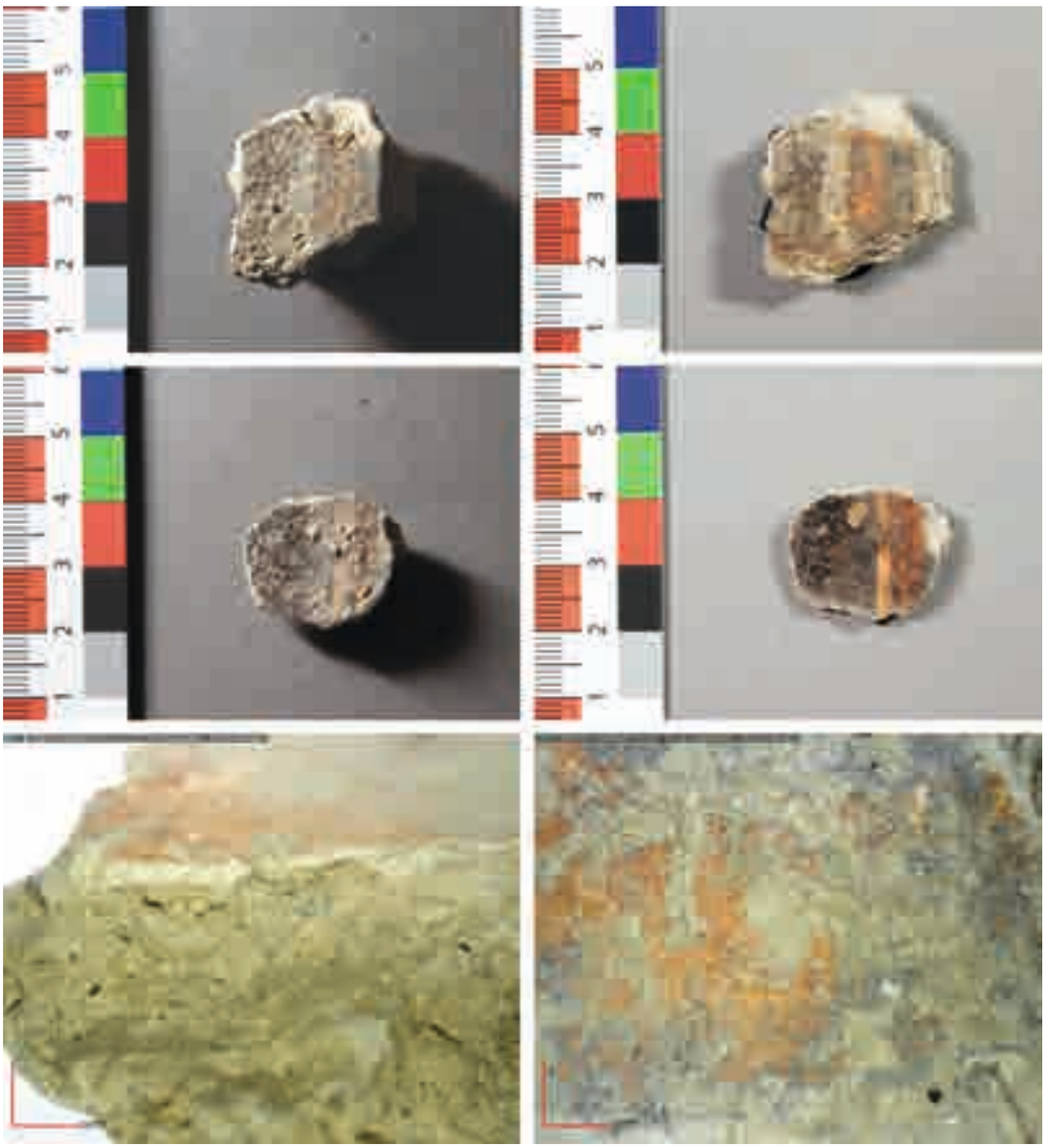


Abb. 8 Müstair, Kloster St. Johann, bemalte Putzfragmente aus vorklösterlichen Schichten.
(© Fotos: Caterina Leandri, Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)

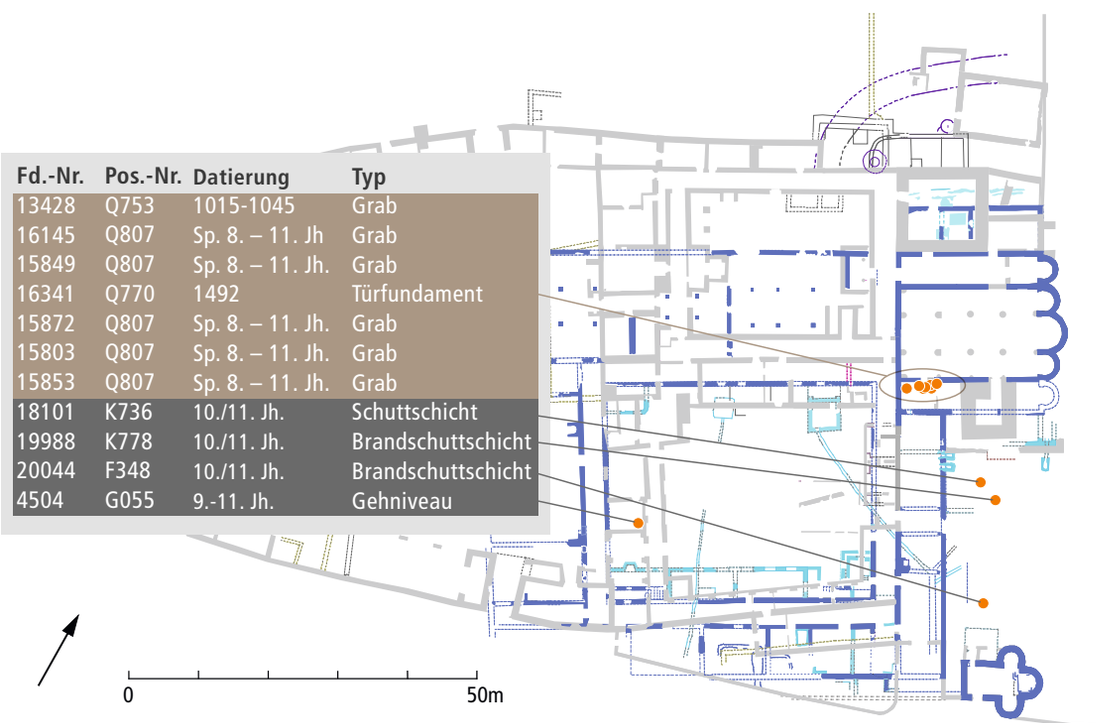
komplexere Baugeschichte des Klosters hin als bisher angenommen.

Sowohl die Keramik- als auch die Putzfragmente deuten somit auf die Existenz einer frühmittelalterlichen Siedlung samt Sakralbau an der Stelle des nachmaligen, karolingischen Klosters. Deren Charakter kann zum heutigen Forschungsstand nicht genauer definiert werden. Sowohl ein Königshof als auch eine monastische Zelle kämen in Betracht.

Frühe Umbauphasen im Kloster

Beim Bau des Steinkranzes von Grab 1 des östlichen Gräberfelds war offensichtlich ein Fragment eines marmornen Werkstücks wiederverwendet worden. Es handelt sich um die Basis einer tordierten Halbsäule, die einst zu einem Objekt gehört haben muss, von dem zahlreiche weitere Bruchstücke über das ganze Klosterareal verstreut gefunden worden sind (Abb. 9).[28] Eine Häufung kann vor dem heutigen Kirchenportal festgestellt werden, wo die Teile aus unterschiedlichen Grabfüllungen stammen. Die Befunde, aus denen die Fragmente stammen, datieren grösstenteils in die Zeit vom 10. bis 11. Jahrhundert. Damit fügen sie sich gut in die Hypothese ein, dass die bauzeitliche Marmorausstattung der karolingischen Klosterkirche bei einem Brand, der in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts stattgefunden hat, beschädigt und daher entfernt wurde. Diese Hypothese stützt sich auf die Beobachtung, dass die meisten Marmorfragmente der karolingerzeitlichen Schrankenanlage der Kirche und auch jener der Heiligkreuzkapelle aus Brand- und Schuttschichten stammen, die diesem Ereignis zugeschrieben werden können, oder aber in den Mauern des Plantaturms als Bausteine wiederverwendet worden waren, die diese Schuttschichten durchschlagen.[29] Der Plantaturm liefert durch seine dendrochronologische Datierung in die Jahre 957/958 einen *terminus ante quem* für den Brand.

Der Fund aus Grab 1 erweitert diese Chronologie um einige Facetten. Das Sterbedatum des darin bestatteten Individuums fällt wie oben bereits erwähnt in die Zeit zwischen 735–914.



Fd.-Nr.	Pos.-Nr.	Datierung	Typ
13428	Q753	1015-1045	Grab
16145	Q807	Sp. 8. – 11. Jh	Grab
15849	Q807	Sp. 8. – 11. Jh.	Grab
16341	Q770	1492	Türfundament
15872	Q807	Sp. 8. – 11. Jh.	Grab
15803	Q807	Sp. 8. – 11. Jh.	Grab
15853	Q807	Sp. 8. – 11. Jh.	Grab
18101	K736	10./11. Jh.	Schuttschicht
19988	K778	10./11. Jh.	Brandschuttschicht
20044	F348	10./11. Jh.	Brandschuttschicht
4504	G055	9.-11. Jh.	Gehniveau

Abb. 9 Müstair, Kloster St. Johann, Verteilung der im Klosterbereich gefundenen Fragmente der tordierten Marmorsäule Kat. Va7 nach Roth-Rubi 2015. *(© Grafik: Patrick Cassitti/Marion Veith, bearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich. Kartengrundlage: Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter, Zurzach)*

[28] Vgl. oben, Anm. 14.

[29] Roth-Rubi 2015, Textband, S. 45–48.

Also scheint das Marmorobjekt bereits vor dem Brand des 10. Jahrhunderts, der frühestens in die 920er-Jahre gesetzt wird,[30] ins Grab gelangt zu sein und hatte folglich zu dieser Zeit seine primäre Funktion bereits verloren. Da diese Funktion noch nicht bestimmt werden konnte, muss offenbleiben, ob das Objekt aus Grab 1 und sein Pendant aus der Grabverfüllung von Grab Q760 ehemals Teil der Kirchenausstattung waren oder ob sie aus einem anderen Teil des Klosters stammen; in letzterem Falle wären sie nicht dazu geeignet, Veränderung an den Schrankenanlagen der Klosterkirche und der Heiligkreuzkapelle zu erhellen. Angeregt durch den neuen Fund sind daher die stratigrafischen Zusammenhänge weiterer Marmorfragmente geprüft worden, um zu untersuchen, ob sich zusätzliche Anhaltspunkte für frühere Umbauphasen der Schrankenanlagen ergeben. Die bisher noch unvollständige Aufarbeitung des stratigrafischen Befunds hat diese Analyse erschwert. Da die karolingische Stratigrafie in einem laufenden Projekt durch Jürg Goll und Hans Neukom aufgearbeitet wird, haben wir auf eine detaillierte stratigrafische Untersuchung verzichtet und stattdessen Befunde herangezogen, die – wie etwa im Falle von Grab F311 – durch Kleinfunde oder spezielle Befundsituationen ohne detaillierte stratigraphische Analysen datiert werden können. Das nahe bei der Kirche liegende Grab F311 enthielt die Bestattung eines weiblichen Individuums; die beiden neben dem Kopf gefundenen Ohrringe mit knöpfchenförmig verdickten Enden lassen sich typologisch in das späte 8. bis frühe 9. Jahrhundert datieren.[31] Aus

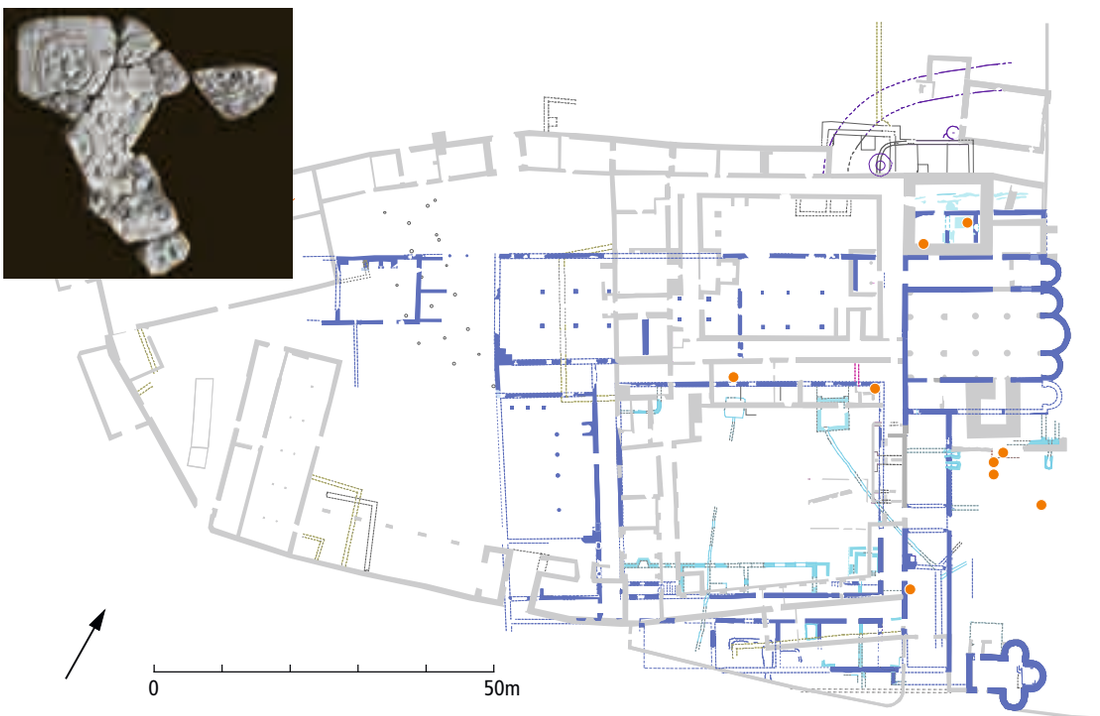


Abb. 10 Müstair, Kloster St. Johann, Verteilung der Fragmente der Schrankenplatte Kat. Pla13 nach Roth-Rubi 2015. *(© Grafik: Patrick Cassitti, Marion Veith, nachbearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich. Kartengrundlage: Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter, Zurzach. © Foto: Roth-Rubi 2015, Abb. 5.9)*

30 Neukom 2019, S. 105–106.

31 Cassitti 2018, S. 90; Eichert 2013, S. 426–427.

diesem karolingerzeitlichen Grab, das im Kontext eines Männerklosters schon allein aufgrund des Geschlechts der bestatteten Person aussergewöhnlich ist, stammt auch ein Marmorfragment, das von Roth-Rubi mit anderen Fragmenten zu einer Chorschrankenplatte zusammengesetzt worden ist.[32] Die Kartierung der Fundorte der Fragmente hat ein ähnliches Bild wie bei den oben erwähnten Fragmenten des tordierten Säulchens ergeben: Auch hier streuen die Fundorte weit über das Klosterareal, wobei die meisten aus Brandschichten des 10. Jahrhunderts sowie aus den Mauern des Plantaturms stammen. Das Fragment aus Grab F311 zeigt jedoch, dass die betreffende Platte spätestens in der Mitte des 9. Jahrhunderts aus der Kirche entfernt und zerschlagen worden sein muss (Abb. 10).

Zumindest ein Teil der Marmorfragmente aus den Brandschichten und den Plantaturmmauern ist also bereits längere Zeit vor dem Brand aus dem ursprünglichen Funktionszusammenhang entfernt, aber erst bei den Aufräum- und Reparaturarbeiten nach dem Brand des 10. Jahrhunderts bzw. beim Bau des Plantaturms endgültig entsorgt und als Baumaterial genutzt worden. Der archäologische Befund belegt somit Umbauten im Bereich der Schrankenanlagen der Klosterkirche und/oder der Heiligkreuzkapelle. Eventuell war auch in mindestens einem der beiden Sakralbauten bereits vor dem 10. Jahrhundert die gesamte Chorschranke entfernt worden. Weitere detaillierte Untersuchungen werden Aufschlüsse über die genauere Abfolge dieser Veränderungen geben.

Schlussfolgerungen

Aufgrund der neuesten archäologischen Befunde ist es wahrscheinlich, dass das heutige Friedhofsgelände – oder zumindest dessen östlichster Bereich – bereits vor der Errichtung der karolingischen Klosteranlage als Bestattungsplatz genutzt worden ist. Archäologische Kleinfunde deuten zudem auf das Vorhandensein einer frühmittelalterlichen Siedlung mit handwerklichen Einrichtungen in unmittelbarer Nähe des späteren Klosterstandorts hin. Diese Siedlung stand möglicherweise in einem funktionalen Zusammenhang mit dem Kloster und dem Bestattungsareal. Der Fund von frühmittelalterlicher Importkeramik aus dem Bozner Raum bezeugt die regionale Bedeutung des Ortes, die ihrerseits die Wahl des Standorts für die spätere Klostergründung beeinflusst haben dürfte.

Die Präsenz von bereits bestehenden Siedlungen oder klösterlichen Zellen an Standorten karolingischer Klöster ist nicht ungewöhnlich. Die Klöster von Disentis und Mistail, beide im Kanton Graubünden liegend, belegen dies. Disentis ist erstmals 765 urkundlich belegt, doch liessen sich archäologisch mehrere ältere Phasen nachweisen.[33] Am Standort des Klosters Mistail, erstmals im frühen 9. Jahrhundert erwähnt, wurden bei Ausgrabungen eine vorbestehende frühmittelalterliche Kirche und ein Mausoleum entdeckt.[34] Damit bestätigen sie den Befund in Klöstern wie St. Gallen, Reichenau oder Marmoutier, die ebenfalls bereits im 7. oder 8. Jahrhundert gegründet worden und dann in karolingischer Zeit grosse Bedeutung erlangten.

Bereits im 9. Jahrhundert wurden offenbar erste Veränderungen an der Marmorausstattung des karolingischen Klosters vorgenommen. Die bei den Ausgrabungen festgestellte Streuung der karolingischen Marmorfragmente im Klostergelände erlaubt nur eingeschränkt Rückschlüsse auf den genauen Zeitpunkt dieser Veränderungen und die Umstände ihrer Herauslösung aus dem originalen Kontext. Eine genauere Analyse der Fundlage und Chronologie dürfte hier mehr Klarheit bringen.

32 Roth-Rubi 2015, Katalogband, S. 484.

33 Studer 2011, S. 12–14.

34 Faccani 2013.

Literatur

Benghezal 1996: Atika Benghezal, Analyses minéralogiques, pétrographiques et chimiques de la céramique. In: Institut für Denkmalpflege an der ETH Zürich (Hrsg.), Müstair, Kloster St. Johann. Zur Klosteranlage, Vorklösterliche Befunde. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Bd. 16/1 (Zürich 1996), S. 235–252.

Caroselli et al. 2019: Marta Caroselli/Christine Bläuer/Patrick Cassitti/Giovanni Cavallo/Irka Hajdas/Sophie Hüglin/Hans Neukom/Albert Jornet, Insights into Carolingian construction techniques – results from archaeological and mineralogical studies at Müstair Monastery, Grisons, Switzerland. In: Proceedings of the 5th Historic Mortars Conference. PRO 130. RILEM publication SARL (Paris 2019), S. 743–757.

Caroselli/Hajdas/Cassitti 2020: Marta Caroselli/Irka Hajdas/Patrick Cassitti, Radiocarbon Dating of Dolomitic Mortars from the Convent Saint John, Müstair (Switzerland): First Results. In: Radiocarbon 62/3, 2020, S. 601–615. DOI: https://doi.org/10.1017/RDC.2020.35.

Caroselli/Hajdas/Cassitti 2023: Marta Caroselli/Irka Hajdas/Patrick Cassitti, The Dating of Dolomitic Mortars with Uncertain Chronology from Müstair Monastery: Sample Characterization and Combined Interpretation of Results. In: Radiocarbon 66/6, 2024, S. 1543–1555. DOI: https://doi.org/10.1017/RDC.2023.107.

Cassitti 2018: Patrick Cassitti, Zeugen des religiösen Umbruchs: Grabbeigaben im Kloster St. Johann in Müstair. In: Mitteilungsblätter der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Jg. 31 (Paderborn 2018), S. 85–102.

Eichert 2013: Stefan Eichert, Zur Absolutchronologie des Ostalpenraums im Frühmittelalter unter besonderer Berücksichtigung ^{14}C-datierter Grabinventare. In: Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 54, 2013, S. 419–428.

Faccani 2013: Guido Faccani, Das Frauenkloster St. Peter von Mistail. In: Georges Descoeudres/Markus Riek/Jürg Goll (Hrsg.), Die Zeit Karls des Grossen in der Schweiz (Sulgen 2013), S. 66–71.

Gleirscher 1996: Paul Gleirscher, Die vorklosterzeitlichen Kleinfunde (1962–1991). In: Institut für Denkmalpflege an der ETH Zürich (Hrsg.), Müstair, Kloster St. Johann. Zur Klosteranlage, Vorklösterliche Befunde. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Bd. 16/1 (Zürich 1996), S. 121–198.

Goll 2009: Jürg Goll, Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann. Bericht über das Arbeitsjahr 2008. In: Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 2009, S. 31–47.

Hotz 2007: Gerhard Hotz, Die Bestattungen im Kloster St. Johann in Müstair. Anthropologische Auswertung. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Naturwissenschaftliche und technische Beiträge. Müstair, Kloster St. Johann 4 (Zürich 2007), S. 117–182.

Hüglin/Caroselli/Cassitti 2019: Sophie Hüglin/Marta Caroselli/Patrick Cassitti, Tracing technological transformation – mechanical mortar production in early medieval Europe and at Müstair Monastery, Switzerland. In: STAR: Science & Technology of Archaeological Research 5/2, 2019, S. 305–322.
DOI: https://doi.org/10.1080/20548923.2020.1797376.

Hurni/Orcel/Tercier 2007: Jean-Pierre Hurni/Christian Orcel/Jean Tercier, Zu den dendrochronologischen Untersuchungen von Hölzern aus St. Johann in Müstair. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Naturwissenschaftliche und technische Beiträge. Müstair, Kloster St. Johann 4 (Zürich 2007), S. 99–116.

Jecklin-Tischhauser 2019: Ursina Jecklin-Tischhauser, Tomils, Sogn Murezi. Ein kirchliches Zentrum im frühmittelalterlichen Graubünden. Archäologie Graubünden, Sonderheft 8 (Chur 2019).

Loose 2001: Rainer Loose, Grundzüge der Siedlungsgenese der Val Müstair bis etwa 1500. In: Josef Riedmann (Hrsg.), Calven 1499–1999: bündnerisch-tirolische Nachbarschaft, Vorträge der wissenschaftlichen Tagung im Rathaus Glurns vom 8. bis 11. September 1999 anlässlich des 500-Jahr-Gedenkens der Calvenschlacht (Bozen 2001), S. 23–44.

Neukom 2019: Hans Neukom, Der Westhof im Kloster St. Johann in Müstair. Archäologische Befunde im Wirtschaftshof bis 1500. Müstair Studien, Bd. 1 (Regensburg 2019).

Roth-Rubi 2015: Katrin Roth-Rubi, Die frühe Marmorskulptur aus dem Kloster St. Johann in Müstair. Müstair, Kloster St. Johann 5 (Ostfildern 2015).

Schlegel et al. 2021: Jürgen Schlegel/Gerald J. Verhoeven/Patrick Cassitti/Andreas Hinterleitner/Karl Löcker/Heinz Schiel/Christian Walser/Thomas Reitmaier/Wolfgang Neubauer, Prospecting the UNESCO World Heritage Site of Müstair (Switzerland). In: Remote Sensing 13, 2021, S. 2515.
DOI: https://doi.org/10.3390/rs13132515.

Sennhauser 2013: Hans Rudolf Sennhauser, Bemerkungen zur Gründung und zur Frühgeschichte des Klosters St. Johann in Müstair. In: Hans Rudolf Sennhauser et al. (Hrsg.), Wandel und Konstanz zwischen Bodensee und Lombardei zur Zeit Karls des Grossen. Kloster St. Johann in Müstair und Churrätien. Tagung 13.–16. Juni 2012 in Müstair. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 3 (Zürich 2013), S. 83–110.

Studer 2011: Walter Studer, Byzanz in Disentis: Die Reste einer plastisch unterlegten Monumentalmalerei byzantinischer Provenienz (Zollikon 2011).

JÜRG GOLL · HANS NEUKOM

Aktualisierte Erkenntnisse zum Baubestand der karolingischen Klosteranlage in Müstair und Merk-Würdiges zum Osttrakt

Fünfzigjährige Grabungsgeschichte

Das Benediktinerinnenkloster Müstair wurde von 1969 bis 2019 archäologisch erforscht.[1] Wo restauriert wurde, wurde vorgängig untersucht und dokumentiert. Der Restaurierungsbedarf war erheblich, da die Klostergebäude seit dem Ersten Weltkrieg lediglich notdürftig unterhalten werden konnten.

Erst mit der Schoggitaler-Aktion von Schweizer Heimatschutz und Pro Natura im Jahr 1969 zugunsten des Klosters Müstair und der damit verbundenen Gründung der Stiftung Pro Kloster St. Johann setzten die Restaurierungen sukzessive ein. Sie wurden zunächst von punktuellen archäologischen Einsätzen begleitet, später von einer ganzjährigen Equipe, die sich sowohl der Bodenforschung als auch der Monumentenarchäologie widmete.[2]

Dem Baufortschritt vorauseilend ergab sich so eine anwachsende Serie von archäologischen Interventionen, die im Rückblick wie eine fünfzig Jahre dauernde Grossgrabung erscheint. An ihr wirkten zahlreiche Fachpersonen, Mitarbeitende und Praktikant*innen unterschiedlicher Disziplinen mit. Für Kontinuität sorgte eine Kerngruppe[3] unter der Leitung von Hans Rudolf Sennhauser (1969–2004) zusammen mit Hans Rudolf Courvoisier (1970–1999) sowie Jürg Goll (1987–2017).

Das Ergebnis ist eine gut dokumentierte, jedoch noch nicht systematisch publizierte Klosteranlage, die zur Zeit Karls des Grossen als planmässige Anlage entstand und sich im Verlauf der 1250 Jahre ihres Bestehens kontinuierlich wandelte (Abb. 1).[4] Ein wichtiger Impuls erfolgte 1983 durch die Aufnahme in die UNESCO-Welterbeliste. Sie förderte die Bekanntheit und den Geldfluss für die Untersuchungs- und Restaurierungsarbeiten. 1984 legte Ralph Landsberg ein kohärentes Nutzungs- und Restaurierungskonzept vor, das 2018 mit der Neuweihe der Heiligkreuzkapelle ihren vorläufigen Abschluss fand. Damit lief auch die archäologische Feldforschung aus.

Anforderungen an die Auswertung

Ist die Archäologie eine exakte Wissenschaft? – Sie kann es sein: präzise freilegen, präzise beobachten, präzise dokumentieren. Und dennoch spielen Tagesform, Qualität der Mitarbeitenden, Finanzen, Wetter, Ablenkung, Material, Motivation, Allzumenschliches die Rolle des Spielverderbers. All das ist zu berücksichtigen in der Quellenkritik der archäologischen Dokumentation.

Es reicht nicht, die Zusammenfassungen zusammenzufassen. Bei einer ernsthaften Auswertung bleibt einem die staubtrockene Durchsicht der einzelnen Befundeinheiten, der Fotos, Texte, Pläne und Verzeichnisse nicht erspart. Man muss eintauchen in die Materie, quasi wühlen in den Befunden, um alle Gedankenstränge zusammenzuführen und die Puzzleteile richtig zu platzieren. Es nützt nichts, wenn man mit wenigen Stücken ein glaubhaftes Bild fingiert und das letzte Puzzleteil schliesslich doch nicht passt. Eine solche Arbeit ist mühsamer, eintöniger, nervtötender als die Grabung selbst. Es ist ein Nachgraben ohne Team und ohne reale Anschauung, letztlich aber alternativlos. Denn wenn man sich die Mühe einer Nachgrabung im Geiste erspart, flunkert man über die Befunde hinweg und täuscht sich und die Nachwelt. Was geschrieben ist, wird selten hinterfragt. Und an ein verbranntes Thema wagt sich keiner mehr heran. Dabei wäre exakte Wissenschaft gefragt.

Die systematische Auswertung der in Müstair seit Jahren dokumentierten Grabungs- und Baubefunde ist wiederholt an personelle, finanzielle und technische Grenzen gestossen. Noch gibt es Zeitzeugen, die den Vorteil haben, einen grossen

1 Seither kümmert sich bei Bedarf der Archäologische Dienst Graubünden um gefährdete Bodenbefunde.

2 Goll/Larcher 2008. Zur Forschungsgeschichte siehe Goll 2014b.

3 Langjährige Grabungsmitarbeiter waren Werner Fallet, Lüzzi Stupan, Erich Tscholl und Ehrenfried Federspiel.

4 Courvoisier/Sennhauser 1996, Goll 2014a; zur Orientierung der aktuellen Trakte und Gebäude siehe Goll/Tscholl 2019, Plananhang.

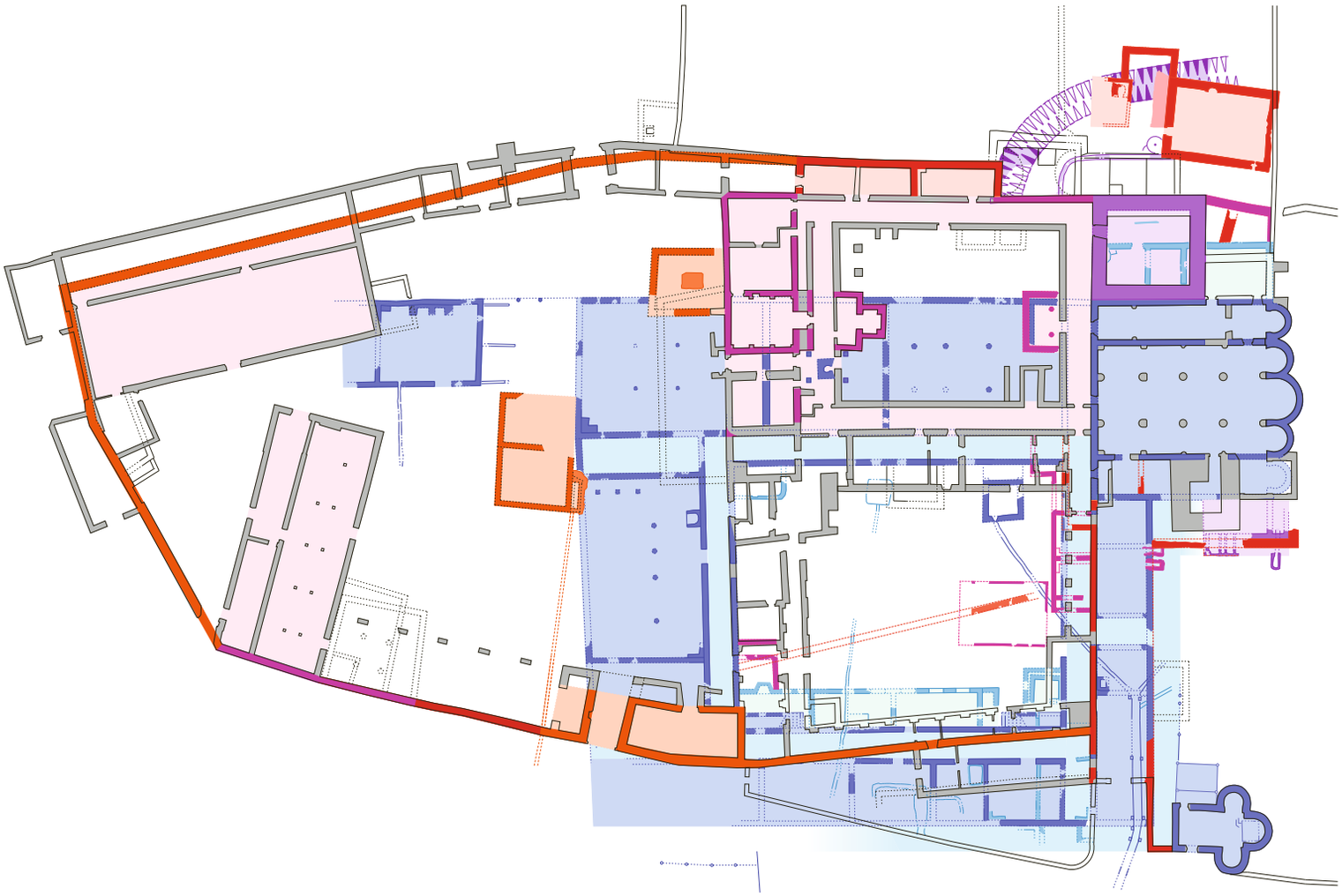


Abb. 1 Müstair, Kloster St. Johann. Plan der früh- und hochmittelalterlichen Bauphasen, Stand 2024: blau = karolingisch, violett = ottonisch, lila = frühromanisch, rot = hochromanisch, orange = spätromanisch. *(Zeichnung: Jürg Goll, 2024, auf Grundlage von Werner Peter, Büro Prof. Sennhauser, Zurzach, 1995/2005, bzw. Archéotech SA Epalinges, 1986)*

Teil aus eigener Anschauung und Erinnerung beisteuern zu können. Es bleibt abzuwarten, inwieweit sie in der Lage sein werden, diese Aufgabe eigenständig zu bewältigen. Die Dokumentation besteht aus 234 Tagebüchern, 3‘406 Plänen, 13‘574 Positionsnummerneinträgen und 25‘385 Fundkomplexen. In den archäologischen Tagebüchern wurde das Gesehene in Worten niedergeschrieben und in einen stratigraphischen beziehungsweise relativchronologischen Zusammenhang gestellt. Daraus ergibt sich ein diffiziles Netz an Informationen, die voneinander abhängen. Verzwickt daran ist, dass das Netz mit jedem neuen Befund neu gerichtet werden musste. Jede Grabungsetappe brachte neue Erkenntnisse, jede Erkenntnis schüttelte das ganze 4-dimensionale Netz durch. Dies schlug sich im Tagebuch in Korrekturen und Widersprüchen nieder. Man muss ler-

nen mit diesen umzugehen. Dabei ist es hilfreich, wenn man den Charakter, die Fähigkeiten und den damaligen Wissensstand der Schreibenden einschätzen kann. In der Regel kann man sich auf den letzten Stand des Geschriebenen verlassen. Aber was ist der letzte Stand des Wissens nach 50 Grabungsjahren?

1969 wusste man noch nicht, dass der damals dokumentierte Leitungsgraben mitten durch den karolingischen Osttrakt hindurch schneidet. 1993 kannte man den Osttrakt, hatte aber keine Chance, die verschiedensten Befundinseln in der durch Leitungen, Gräber und sonstigen Abgrabungen durchschnittenen Fläche in ein verlässliches Gesamtbild einzufügen. Erst mit den Folgegrabungen ergaben sich Anknüpfungspunkte, die aber unter dem Druck des Tagesgeschäfts nicht alle rückwirkend eingebunden werden konnten. Diese Verknüpfungsarbeit soll jetzt erfolgen, über 30 Jahre später. Wir sind nicht die Zwerge auf dem Gipfel des Dokumentationsberges – vielmehr sind wir die Zwerge, die das Erz aus dem Gebirge herausholen und neu schmieden müssen.

Jürg Goll

Neue Auswertungsergebnisse zum karolingischen Osttrakt

Die nachfolgenden Informationen zum Osttrakt des karolingischen Klostergevierts (Abb. 2) haben den Charakter eines fortgeschrittenen Vorberichts, sind aber noch nicht im Stadium einer Schlusspublikation; dafür fehlt noch die Überprüfung anhand der angrenzenden Grabungsflächen.

Der Osttrakt schloss im Norden an den bereits bestehenden Südannex der Kirche an, nahm die Westflucht der Kirche auf und erstreckte sich bis zum Südtrakt. In der Länge mass er 38 m, in der Breite 7 m. Vor Ort in Müstair kann man sich besagten Osttrakt räumlich gut vorstellen, denn seine Lage entsprach weitgehend dem heutigen Kirchweg, der vom Kirchwegvorplatz bei der Dorfstrasse bis zur Kirche führt (Abb. 3). Die Westmauer des karolingischen Osttrakts ist Teil der Ostfassade des heutigen Klosters, und in der Stützmauer zwischen dem Kirchweg und dem erhöhten Friedhofbereich stecken Teile der Ostmauer des karolingischen Osttrakts.

Den archäologischen Schichten wurde übel mitgespielt, denn vom späten Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert reichte der Friedhof bis an die heutigen Gebäude heran. Doch obwohl Gräber und weitere Einschnitte die Schichten und Binnenmauern auf wenige Inseln reduziert haben, bleibt das Grundgerüst der karolingischen Anlage recht gut ablesbar.

Der karolingische Osttrakt war der schmalste aller vier Klostertrakte. Auf der Westseite schloss der gemauerte Kreuzgang an; im Osten wurde der Osttrakt auf der ganzen Länge durch einen sekundär angefügten Verbindungsgang aus Holz begleitet (Ostkorridor, siehe unten), der eine zweigeschossige Verbindung zwischen Kirche und Heiligkreuzkapelle schuf und auf die Südseite des Südtrakts umbog. Angesichts der nachgewiesenen zwei Geschosse des Ostkorridors sowie der Heiligkreuzkapelle einerseits und des Treppenanlaufs in der Südostecke des Kreuzhofes andererseits muss der Osttrakt ebenfalls doppelgeschossig gewesen sein.

Von der Westmauer (G508) des ehemaligen Osttrakts ist der karolingische Bestand teilweise bis auf Hüfthöhe erhalten. Sie stiess unverbunden gegen die Südmauer des Südannexes der Kirche (Q756), die den Osttrakt gegen Norden abschloss. Die Südmauer (K132) ist gänzlich abgegraben, kann aber zweifelsfrei rekonstruiert werden.

Von der Nordhälfte der Ostmauer (K426) sind nur wenige Steinlagen erhalten. Die Südhälfte weist zwei Phasen auf (F025/F116), da die ursprüngliche Ostmauer (F025) zu einem nicht genau präzi-

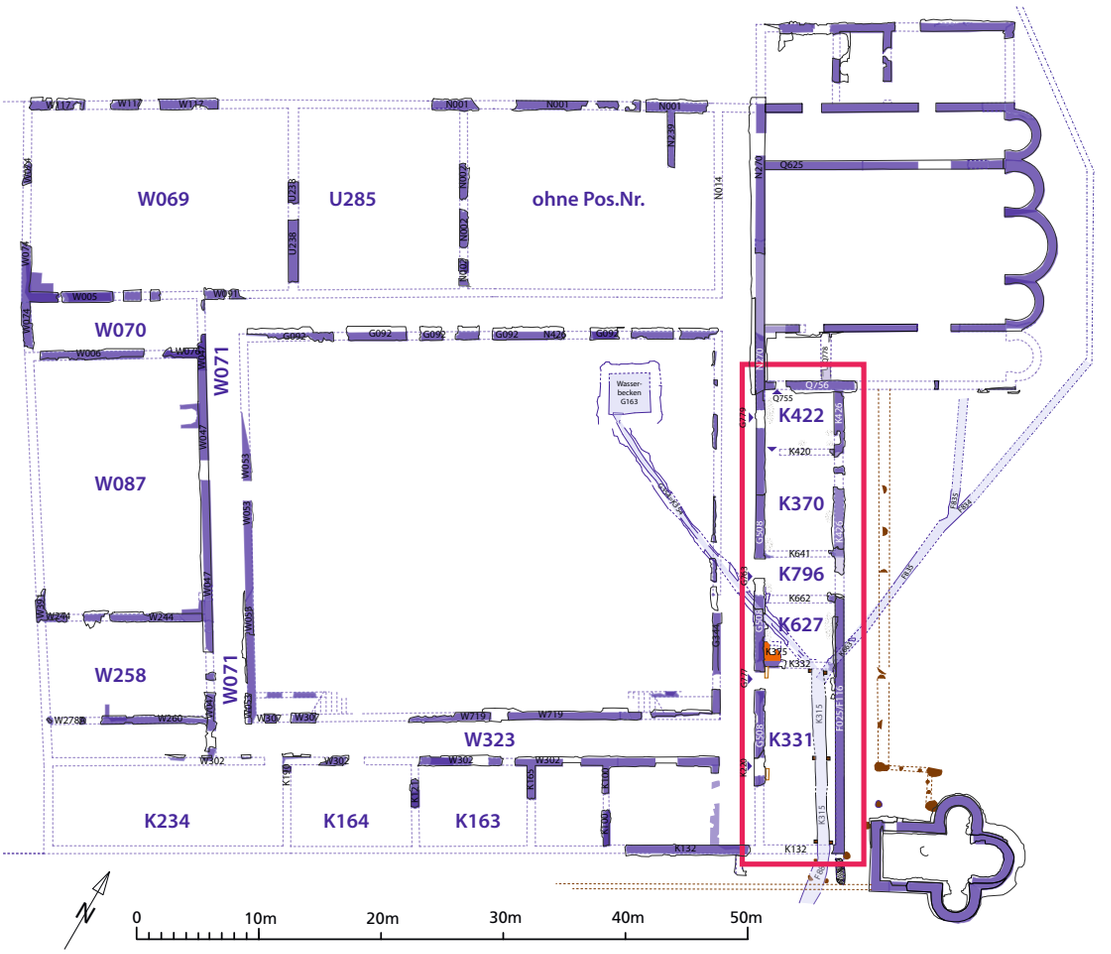


Abb. 2 Müstair, Kloster St. Johann. Grundriss des karolingischen Klosters mit Markierung des Osttrakts.
(© Hans Neukom, 2024)

sierbaren Zeitpunkt auf einer Länge von 32 m vom mittleren Durchgangsraum bis zur Südostecke nach Osten umgekippt ist und erneuert werden musste. Diesem Schadensereignis lagen wohl verschiedene Ursachen zugrunde. Einerseits war die ursprüngliche Mauer (F025) zu wenig tief und zu wenig solide fundiert und hielt deshalb möglicherweise dem Druck des Obergeschosses des Osttrakts nicht stand. Anderseits zeigt vergrauter Lehm zwischen den Fundamentsteinen, dass die Fundamentzone durchnässt worden war. Schon während der Ausgrabung wurde vermutet, dass unkontrollierte Wassermassen über den Kanaltrog (K315) im südlichsten Raum (K331) hinausschwappten, die östliche Trogwange teilweise hinterspült und damit den Mauerfuss so weit destabilisiert hatten, dass dieser nach Westen abrutschte. Interessant ist, dass die Reste der verstürzten Mauer Mörtelbodenbrocken mit roter Ziegelmehloberfläche, Verputz mit und ohne Farbe sowie Stein- und Marmorsplitter enthalten haben und so einen fortgeschrittenen Innenausbau des Osttrakts verraten. Nach dem Einsturz von Mauer F025 wurde der Versturz abgeräumt und das schadhafte Mauerwerk boden-



Abb. 3 Müstair, Kloster St. Johann. Lage des karolingischen Osttrakts an der Stelle des heutigen Kirchwegs. Drohnenaufnahme von 2023 gegen Norden. Gestrichelt: Osttrakt mit Ecke zum Südtrakt, punktiert: Ost- und Südkorridor. *(Drohnenaufnahme eines unbekannten Besuchers, nachbearbeitet durch Jürg Goll, 2023)*

eben abgetragen. Die neue Ersatzmauer (F116) baute auf der ganzen Länge auf dem verbliebenen Fundament auf.

Die Höhendifferenzen innerhalb des Osttraktes sind beachtlich. Zwischen dem Mörtelboden des nördlichsten Raums (K422) und dem südlichen Ende des Lehmbodens im südlichsten Raum (K331) beträgt die Höhendifferenz 1,37 m, was Fragen zu den Raumhöhen im Erdgeschoss und zur Rekonstruktion des Obergeschosses aufwirft, die noch nicht abschliessend gelöst sind.

Der karolingische Osttrakt war in fünf Räume gegliedert (Abb. 4). Der nördlichste Raum (K422) hatte Innenmasse von 5 × 5,5 m. Von der südlichen Binnenmauer (K420) ist nur ein Teil entlang der Ostmauer erhalten. Die Tür, die vom Kreuzgang her in den Raum führte (G779), lag in der Mitte der Westwand. Diese Platzierung der Tür könnte auf ein mögliches Vestibül hindeuten, das in mehrere Richtungen vermittelte. Auch nach Norden und nach Süden sind Verbindungen vorauszusetzen.

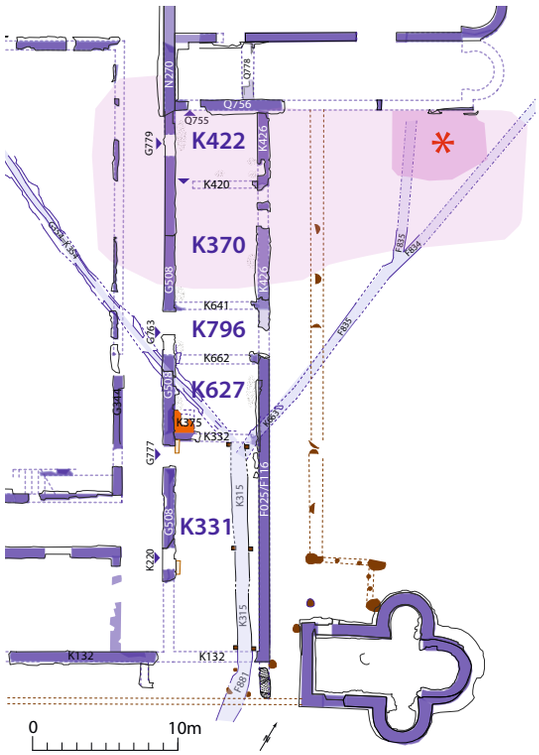


Abb. 4 Müstair, Kloster St. Johann. Grundrissplan des karolingischen Osttrakts. Rot: Marmorwerkplatz mit hoher (*) bzw. lockerer Konzentration von Marmorabschlägen. *(© Hans Neukom, 2024)*

Der südlich anschliessende Raum (K370) hatte eine Innenfläche von rund 8 × 5,5 m. Von der südlichen Binnenmauer (K641) liess sich bei den Grabungen an beiden Enden nur je ein kurzes Fundamentstück fassen. Die Innenraumschichten lagen rund 25–34 cm tiefer als im Nordraum und setzen daher beim postulierten Durchgang vom nördlichen Raum ein bis zwei Stufentritte voraus.

Der mittlere Raum (K796) hatte die Innenmasse von knapp 3 × 5,5 m und war wohl ein raumbreiter Durchgang quer durch den Osttrakt nach Osten hin.

Der nächste Raum (K627) war mit seinen Innenmassen von rund 5 × 5,5 m gleich gross wie der nördlichste Raum K422. Die südliche Binnenmauer (K332) ist im Westen ein Stück weit gut erhalten. Das Bodenniveau in diesem Raum lag 15 cm tiefer als im nördlich angrenzenden Durchgangsraum. Ein Ofen (K375), der sich in der Südwestecke an die Westmauer und an die Binnenmauer anschmiegte, lässt den Raum als Wärmeraum ansprechen. Weil auf allen vier Seiten 25 cm dicke Mauern oder zumindest Ansätze davon erhalten sind, wird es sich um einen geschlossenen Ofen gehandelt haben. Dank systematischer Unterhaltsarbeiten scheint der Ofen bis ins frühe 11. Jahrhundert überdauert zu haben.

Eine weitere Besonderheit sind die Kanäle, die von Osten und Westen V-förmig durch den Raum zusammengeführt und dem Kanaltrog im nächst südlichen Raum zugeleitet wurden. Der von Nordosten kommende hölzerne Kanal (F835) führte schräg durch das Fundament der ursprünglichen Ostmauer (F025) hindurch. Der Durchlass mit gemauerter Kanalwange und Sturzplatte (K663) entstand gleichzeitig mit dem Bau dieses Fundaments. Der Kanal strebte nach kurzer Querung der südöstlichen Raumecke unter der südlichen Binnenmauer hindurch dem grossen Kanaltrog zu. Dass man diese doppelte Fundamentquerung gewählt hat, muss mit einer geplanten Wasserentnahme im Raum zusammenhängen, deren Ausgestaltung jedoch unbekannt bleibt, da der Befund bis auf die Sohle hinunter zerstört ist. Der andere Kanal (G354) kam von Nordwesten von einem Bassin im Klosterhof her, schnitt den östlichen Kreuzgang und durchbrach das bereits bestehende Fundament der westlichen Osttraktmauer (G508). Danach durchquerte er diagonal den Raum und verliess ihn gemeinsam mit dem Ostzubringer unter der südlichen Binnenmauer wieder. Auch der westliche Kanal scheint als hölzerne Rinne erstellt worden zu sein, wurden doch in der flachen Sohle geringe Spuren von Holz festgestellt. Während der Nordostzubringer zur ursprünglichen Planung gehört, scheint der Nordwestzubringer nachträglich eingebaut worden zu sein.

Der Einsturz der ursprünglichen Ostmauer (F025) hatte auch die Binnenmauer (K332) zwi-

schen den beiden Räumen mitgerissen. In der Folge wurde der nordöstliche Kanal (F836/K663) aufgegeben. Als Ersatz wurde die neue Kanalführung (F109) so weit nach Süden verlegt, dass sie südlich der erneuerten Binnenmauer (K332) auf den weiterhin genutzten Kanaltrog stiess (Abb. 5). Es handelte sich um einen schlichten, mit Brettern ausgelegten Kanal, dessen gemauerte Wangen im Durchlass mit der neuen Ostmauer (F116) im Verband standen.

Der südlichste Raum (K331) hatte die Innenmasse von 14 × 5,50 m und war der längste Raum des Osttrakts. Die Ostmauer (F025/F116) zog ununterbrochen durch bis auf die Südflucht des Südtrakts. Die Westmauer (G508) ist im südlichen Drittel durch jüngeres Mauerwerk gestört. Die Lage der Südmauer (K132) ist durch die gemauerten Wangen am Südende des Kanaltrogs gesichert, die genau in der Flucht der weiter westlich abbrechenden Südmauer des Südtrakts liegen.

Zwei Türen führten vom Kreuzgang in den Raum: die eine in der Nordwestecke (G777) und die andere südlich der Raummitte (K220). Die Schwellenhöhen differierten um 20 cm und weisen auf ein Gefälle im Innern des Raumes hin.

Der schon erwähnte Kanaltrog (K315) war auf der ganzen Länge des Raums in den Boden eingetieft. Es handelte sich um eine Holzkonstruktion von 1 m Breite mit rechteckigem Querschnitt, bestehend aus Boden- und Wangenbohlen, die von paarweise angeordneten Stützen im Norden (K658/F121), in der Raummitte (K334/F117) und im Süden (F871/F879) zusammengehalten wurden. Die Kanalsohle war durchgehend mit sehr langen Bohlen belegt, die länger als 5 m waren. Sie senkte sich auf einer Länge von 14 m um 80 cm, was einem Gefälle von 5,7 % entspricht. Schiebervorrichtungen, um Wasser zurückzuhalten, sind nicht nachzuweisen. Das im Kanaltrog gefasste Wasser wurde südlich des Osttrakts abgeleitet.[5]

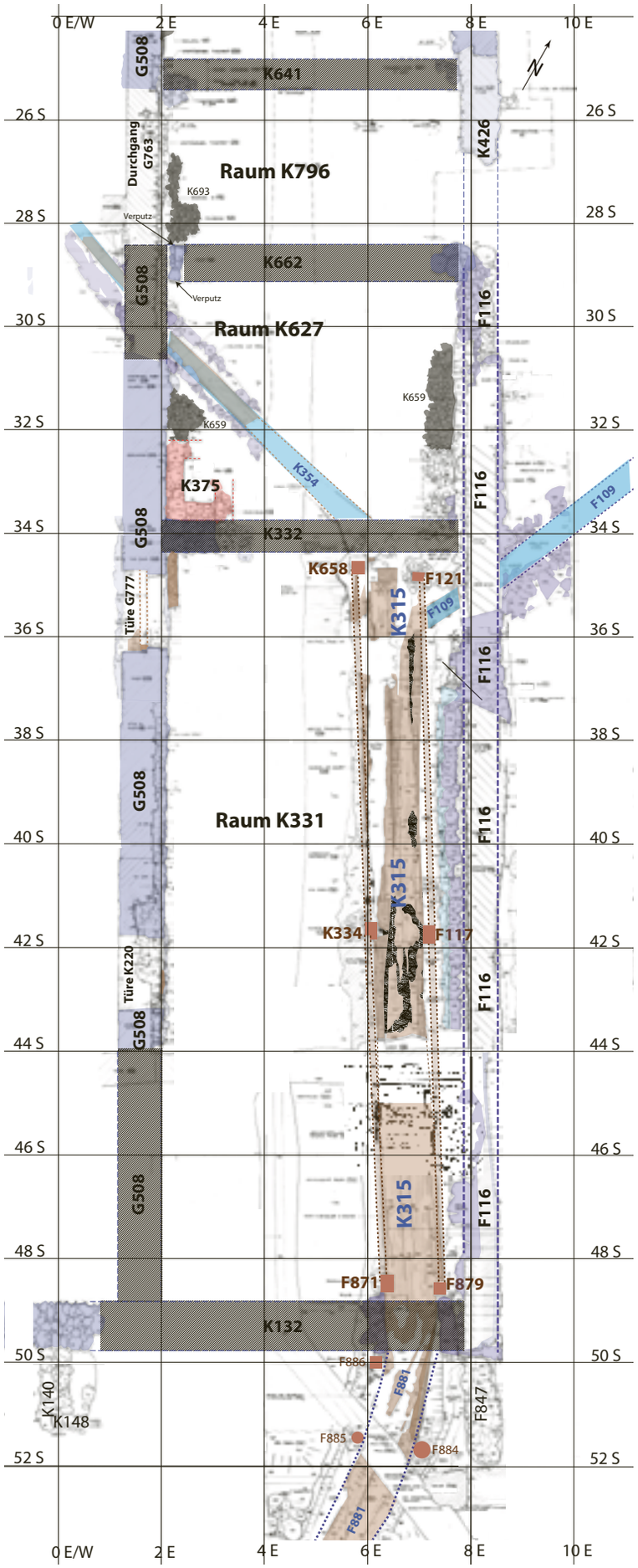


Abb. 5 Müstair, Kloster St. Johann. Südteil des karolingischen Osttrakts mit dem Kanaltrog und den beiden nördlichen Zubringerkanälen sowie dem südlichen Abfluss ausserhalb des Osttrakts. *(© Hans Neukom, 2024)*

[5] Im Jahr 2020 konnte ein weiteres Stück dieses Kanals (F881) aufgedeckt werden: Baur 2022.

Die beschriebenen Teile des Kanaltrogs gehören alle zur ersten Bauphase des Osttrakts und sind relativchronologisch eingrenzbar in die Zeit nach 775 bis um 788. Der Trog blieb bis zur Brandkatastrophe im frühen 11. Jahrhundert in Gebrauch, wurde säuberlich gepflegt und erfuhr in diesen rund 240 Jahren mindestens sieben Erneuerungsphasen.

Wir interpretieren Raum K331 wegen des den ganzen Raum durchziehenden Kanaltrogs als Nassraum mit Latrine. Latrine kommt von lateinisch *lavare*, meint also im ursprünglichen Wortsinn einen Bade- und Waschraum. Im südlichsten Teil könnte ein *necessarium*, also eine Toilette, untergebracht gewesen sein. Materialuntersuchungen von Proben aus der untersten Sedimentschicht des Troges enthielten zahlreiche kleine gerundete Koprolithstücke, kleinste Fäkalienreste, die nach Struktur und Ausprägung wohl von Menschen stammen und unsere Interpretation dieses Raumes als Latrine stützen.[6]

Hans Neukom

Auswertungsergebnisse zu Bauten östlich des karolingischen Osttrakts

Heiligkreuzkapelle

Die Anfänge der Heiligkreuzkapelle (Abb. 6) lassen sich archäologisch nicht zweifelsfrei festlegen.[7] Es begann mit seichten Streifenfundamenten, die nur am Eingang zu den Seitenapsiden nachgewiesen werden konnten (Abb. 6, Phase I) und möglicherweise zu einem schulterlosen Apsissaal gehörten. Ihre Datierung ist ungewiss, genauso wie die Frage, ob hier ein Vorgängerbau aus der Zeit vor der Klostergründung fassbar ist oder aber ein Planwechsel vorliegt, der sich innerhalb der frühen Bauzeit des Klosters vollzog. Beweise liegen für keine der Varianten vor, da die Fundamente stratigraphisch völlig isoliert sind, doch ist ihnen im Mauercharakter eine gewisse Verwandtschaft zu den karolingischen Fundamenten der Klosterbauten nicht abzusprechen.

In der zweiten Phase wurde der Grundriss eines schulterlosen Apsissaals mit Seitenapsiden angelegt (Abb. 6, Phase II). Dieser war tiefer fundiert. Es kann sein, dass man in der Zwischenzeit zur Doppelgeschossigkeit umgeplant hatte. Nach der Fundamentlegung gab es eine Bauunterbrechung, nachweisbar an den lehmig verschmutzten Fundamentoberkanten.

Der angefangene Grundriss wurde in einer dritten Etappe weitergeführt mit dem Unterschied, dass die breite Apsis zu Gunsten einer eingezogenen Apsis aufgegeben wurde (Abb. 6, Phase III). Dieser Bau erreichte die heutige Höhe. Die darin eingebauten Balken wurden in den Jahren 785–788 gefällt. Da sie nach dem Einbau noch geschwunden sind, müssen sie kurz nach Fällung der entsprechenden Bäume verbaut worden sein. Zudem weisen sie keinerlei Spuren von Zweitverwendung auf, und die krummen Mauerlatten in den Apsiden stellen derart ausgeprägte Sonderformen dar, dass eine Zweitverwendung auszuschliessen ist. Die Hölzer sind nicht gesägt, nur gebeilt, und wurden vor dem Einbau mit Russ und Tierleim schwarz imprägniert. Erst in dieser dritten Phase des Kapellenbaus ergaben sich stratigraphische Verbindungen zum Osttrakt, indem das entsprechende Bauniveau der Kapelle mit dem Bauniveau des nach Einsturz der Ostmauer wiederhergestellten Osttrakts kongruierte.

Das Untergeschoss der Heiligkreuzkapelle diente als Sockelgeschoss und war lange Zeit Bestattungsort. In der Ostapsis war eine holzausgesteifte Gruft für Bestattungen eingebaut. Diese Gruft (in Abb. 6 hellblau dargestellt) wurde nach einem Brand um 1021 ausgeräumt und mit Schutt verfüllt. Das Obergeschoss war – und ist noch heute – ein hoher, heller Kapellenraum mit drei Apsiden und drei Altären. Der Hauptaltar hatte

6 Brönnimann 2024.

7 Goll 2022.



Abb. 6a Müstair, Kloster St. Johann. Karolingische Heiligkreuzkapelle: Ansicht 2011 Richtung Südwesten. *(© Foto: Jürg Goll, 2011)*



Abb. 6b Müstair, Kloster St. Johann. Karolingische Heiligkreuzkapelle: Grabungsaufnahme von 1995 Richtung Nordwesten mit Bestand der Phase III auf Fundament von Phase II. *(© Foto: Leta Büchi, 1995)*

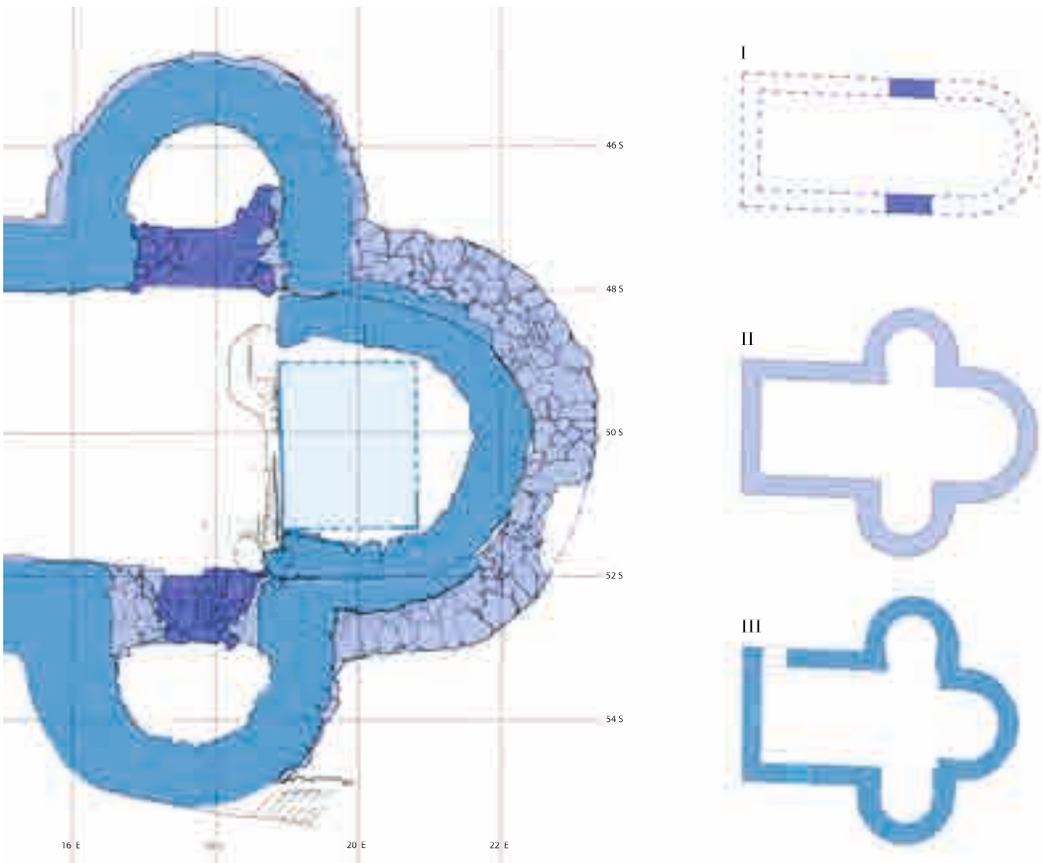


Abb. 6c Müstair, Kloster St. Johann. Karolingische Heiligkreuzkapelle: Steingerechter Phasenplan und schematische Kapellengrundrisse der Phasen I–III. *(Schematische Grundrisse: Jürg Goll, 2022; steingerechter Plan: Leta Büchi, 1995)*

einen freistehenden, gemauerten und verputzen Stipes; die Seitenaltäre befanden sich in den Apsidiolen der Seitenapsiden und verfügten über einstufige, halbrunde Suppedanea aus Marmor, die dem Priester eine angenehme Zelebrationshöhe ermöglichten. Das kurze Schiff war mit Marmorschranken gegen das Presbyterium abgegrenzt. In der Nordapsis befand sich eine Tür mit Marmorgewände – von den zwei Dutzend in Müstair nachgewiesenen karolingischen Türen die einzige, deren Gewände nicht aus Holz gefertigt war. Die Kapelle war über einen doppelgeschossigen Anbau nördlich am Kapellenschiff zu erreichen. Der Anbau schuf die Verbindung vom doppelgeschossigen Ostkorridor zur Kapelle und wohl auch vom Ober- ins Untergeschoss.

Die Datierung der Heiligkreuzkapelle hat für die Datierung des karolingischen Klosters weitreichende Konsequenzen. Bekanntlich wurden die Giebelhölzer und andere in der Klosterkirche verbaute Hölzer im Jahr 775 gefällt.[8] Es folgte die Marmorausstattung der Klosterkirche (siehe unten), dann der Bau des Osttrakts des Klaustrums. Kurze Zeit später stürzte – wie oben erläutert – die Ostmauer des Osttraktes ein, die dann zeitgleich mit dem Weiterbau der Heiligkreuzkapelle wiederhergestellt wurde. Die Balken in der Zwischendecke der Heiligkreuzkapelle sind auf die Jahre 785–788 dendrodatiert,[9] woraus sich für das karolingische Kloster eine Bauzeit von maximal 13 Jahren bis zum Teileinsturz des Osttrakts errechnen lässt.

Werkplatz

Südlich der Kirche befand sich der Werkplatz der Marmorsteinmetzen. Das lässt sich anhand von Marmorsplittern nachweisen, die südlich des Südannexes der Klosterkirche eine Schichtstärke bis zu 7 cm erreichten (s. roter Stern in Abb. 4).[10] Damit ist klar, dass die Kirche vor dem Bau des Osttrakts bereits einen erheblichen Teil ihrer karolingischen Marmorausstattung erhalten hatte. Fraglich ist nur, ob die Rohlinge in Müstair vollständig bearbeitet wurden, man also das hohe Transportgewicht der Rohlinge in Kauf genommen hätte, oder ob man an den fertig angelieferten Marmorwerkstücken bloss noch Anpassungen vornehmen musste. So oder so müssen in Müstair mehrere Steinmetze tätig gewesen sein, die wohl aus verschiedenen Gegenden rekrutiert worden waren, denn nur so liess sich das umfangreiche Ensemble innert kurzer Zeit bewältigen. Das erklärt auch die disparate Bildsprache in den Werkstücken.

Ein Vorbau südlich der Kirche?

Es bereitete erhebliche Schwierigkeiten, Klarheit über die Eingangssituation in den Südannex der Kirche zu erhalten. So wie der Ostkorridor angelegt wurde, müsste er eigentlich in einen Empfangsraum vor der Kirche beziehungsweise vor dem Südannex der Kirche gemündet haben (Abb. 7, blau). Schon auf der Grabung glaubten wir, in der Pfostenlochreihe (F468, F467, F859, F402), die sich ca. 8 m südlich des ehemaligen Südannexes der Kirche auf einer Linie äquidistant abzeichnete, einen Hinweis auf eine Auszeichnungsarchitektur vor dem Kircheneingang gefunden zu haben. Allerdings gibt es zu viele Widersprüche in Lage, Stratigraphie, Relativchronologie und Erhaltungsdauer, als dass man die hier zu rekonstruierenden Holzpfosten mit Überzeugung zu einer Vorhalle rekonstruieren könnte. Bestenfalls können einzelne von ihnen mit bauzeitlichen Werkhütten in Verbindung gebracht werden. Viel mehr ist daraus leider nicht zu gewinnen.

Bezüglich der Rekonstruktion der ursprünglichen Eingangssituation in die Kirche ist es wichtig

8 Hurni/Orcel/Tercier 2007, S. 111.

9 Hurni/Orcel/Tercier 2007, S. 112.

10 In den übrigen Flächen ist diese ohnehin ausdünnende Schicht während des Baus des Osttrakts weiter reduziert und verstreut worden.

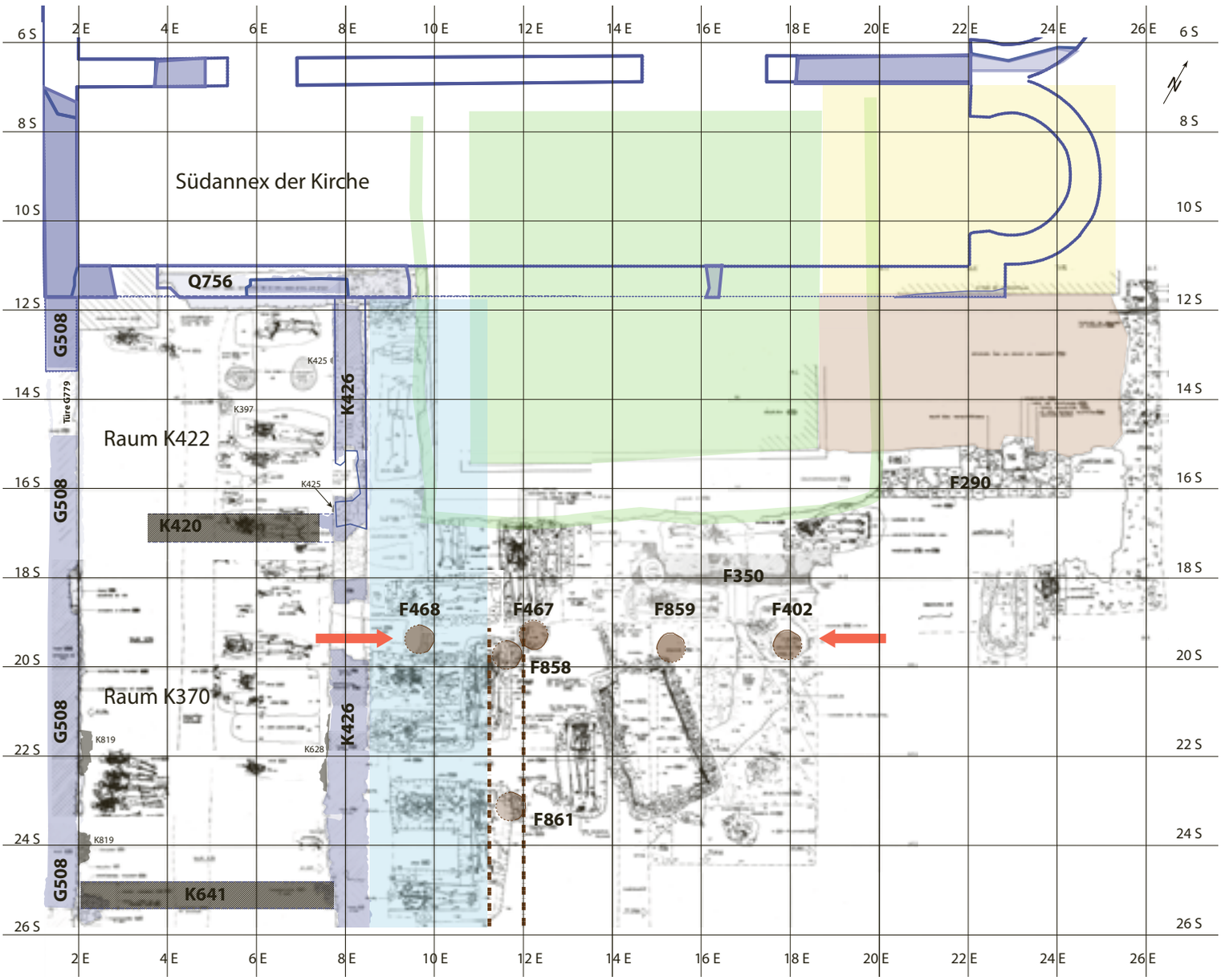


Abb. 7 Müstair, Kloster St. Johann. Ecke zwischen Südannex der Kirche und Kloster-Osttrakt in karolingischer Zeit. Die blaue Fläche entspricht dem karolingischen Ostkorridor. Oliv = Fundament des Kirchturms von 1530. Gelb = Nonnengruft und Gnadenkapelle von 1758. Braun = Vorraum zur Nonnengruft von 1908.
(© Hans Neukom und Jürg Goll, 2024)

zu wissen, dass der Bau des Kirchturms von 1530 einen riesigen Krater in die archäologischen Schichten gerissen hat (Abb. 7, oliv). Der Bau der Gnadenkapelle 1758 (Abb. 7, gelb) und des Vorraums zur Nonnengruft im Jahr 1908 (Abb. 7, braun) im Ostteil des ehemaligen Südannexes haben das Ihre dazu beigetragen, dass die Schichtzusammenhänge hier weiträumig zerstört sind, ebenso wie die dichte Belegung mit neuzeitlichen Friedhofbestattungen im Areal südlich und östlich der Klosterkirche. Aus den spärlichen Restbefunden kann man den Verlauf des Ostkorridors erschliessen, dessen Holzboden bis zum Südannex reichte.

Der Ostkorridor wurde nach dem Brand im frühen 10. Jahrhundert als Ständerbau wiederhergestellt (F858, F861). Im 10. Jahrhundert wurde darin bestattet. Einzelne Männergräber im Norden liegen ausserhalb der Korridorflucht. Aus ihrer Lage kann man mit etwas Phantasie eine Vorplatzsituation vor der Kirche herauslesen. Bei diesen Gräbern wissen wir zwar nicht, ob die Bestatteten zum Konvent gehörten oder Weltliche waren. Es ist durchaus denkbar, dass hier der Beginn des weltlichen Friedhofs vor dem Kircheneingang fassbar ist, und es ist ziemlich wahrscheinlich, dass diese Zone öffentlich zugänglich war.

Der «Äussere Südannex» an der Kirche

Unbestritten ist ein Anbau am Südannex der Kirche (Abb. 8), der von den Ausgräbern als «Äusserer Südannex» bezeichnet wurde. Dieser Anbau bestand aus einem 4,5 m breiten Gebäude, in dem eine 1,3 m tiefe Ostkammer ausgeschieden war. Letztere umschloss einen Bodenabfluss, der in einen unterirdischen Kanal mündete und in einem Sickerschacht (F328) endete. Der Bodenablauf im «Äusseren Südannex» war relativ kurzfristiger Natur; er wurde bald mit Mörtelböden zugedeckt. Weisse, rote und schwarze Farbspritzer auf dem älteren der beiden archäologisch zu fassenden Mörtelboden weisen auf eine Wandbemalung hin. Der jüngere Boden wurde mit einem roten Farbanstrich verfeinert. Beide Massnahmen weisen auf eine gehobene, möglicherweise rituelle Nutzung hin.

Der «Äussere Südannex» reichte nicht bis zum Osttrakt des Klostergevierts. Er liess den Zwischenraum frei, in dem wir oben einen Vorplatz vor dem Kircheneingang vermutet haben. Südlich an diesen gemauerten Erweiterungsbau war ein hölzerner Anbau mit Holzboden auf einem Balkenrost (F350) angefügt. Es ist zu vermuten, dass dieser von Anfang an geplant war, weil der Abflusskanal genau diese Breite unterquert und der Sickerschacht unmittelbar südlich ausserhalb des Holzvorbaus liegt. In diesem Holzvorbau lagen zwei Frauengräber. Waren hier die ersten Klosterfrauen bestattet? Oder waren es Stifterinnen, die sich eine solche Sonderbestattung verdienten? Auch hierzu wissen wir wenig. Allerdings trug die eine Frau Ohrringe des 9./10. Jahrhunderts mit Knöpfchenenden, was eher zu einer weltlichen Person passt als zu einer Nonne.

Der «Äussere Südannex» ist nachweislich jünger als der eigentliche Südannex der Kirche, jünger als der Marmorwerkplatz und jünger als dessen ‹Nachleben›; die Schichtabfolge deutet darauf hin, dass er nach dem ersten Klosterbrand, also nach dem ersten Viertel des 10. Jahrhunderts, entstanden ist.

Es ist sicher, dass ein zweiter Brand kurz vor 1021 den Holzanbau zerstörte. Danach, das heisst im Verlauf des 11. Jahrhunderts, blieb der gemauerte Raum zwar erhalten, wurde aber durch eine weitere Mauerschale gestützt und partiell ersetzt. Diese Umfassungsmauern reichten neu bis zum Osttrakt des Klaustrums und machten den bis dahin bestehenden, mutmasslich überdachten Kirchenvorplatz zum Innenraum, der auch in Kompartimente unterteilt gewesen sein dürfte.

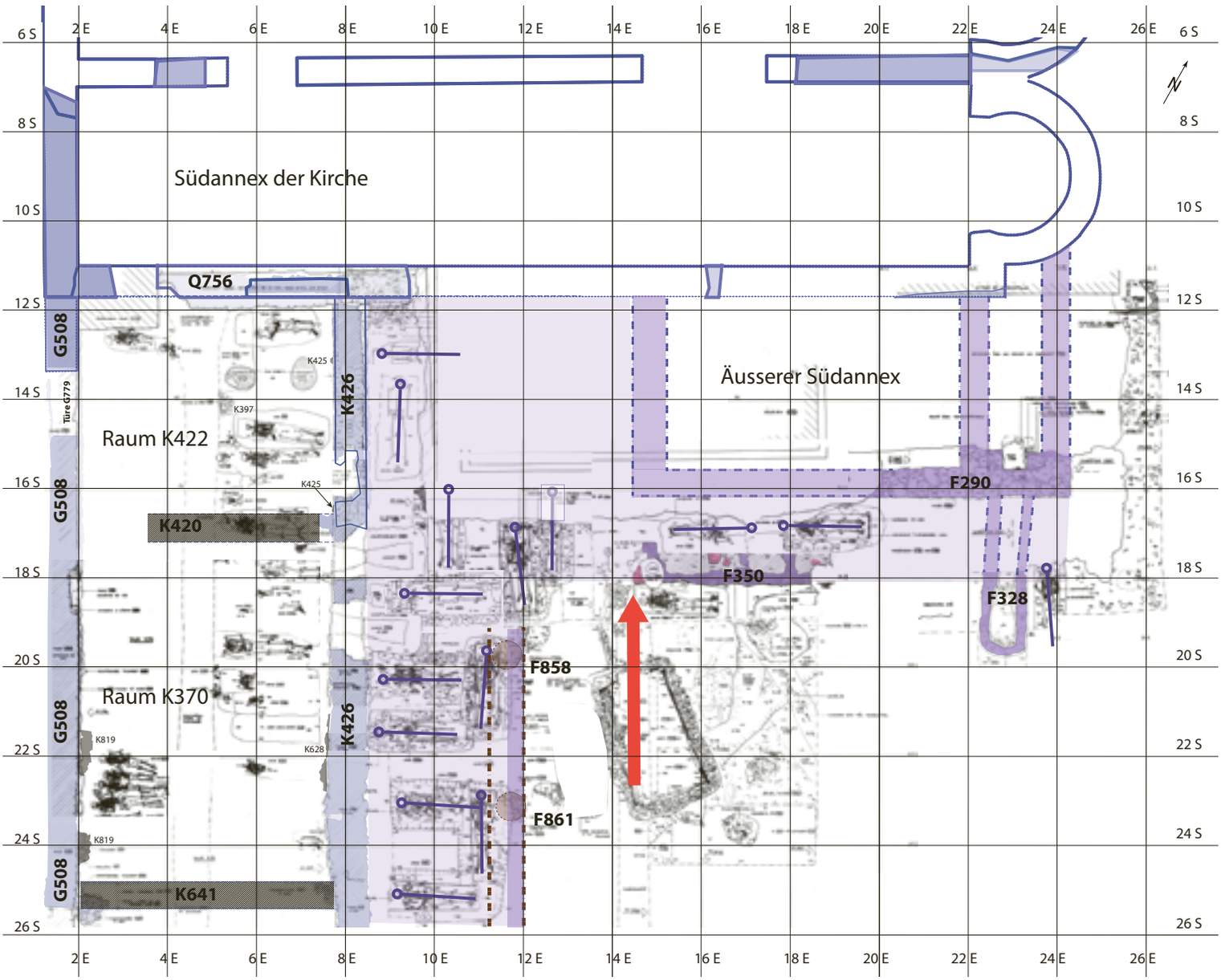


Abb. 8 Müstair, Kloster St. Johann. Ecke zwischen Südannex der Kirche und Kloster-Osttrakt in ottonischer Zeit. Der Ostkorridor (lila Fläche) wurde nach dem Brand im frühen 10. Jh. als Ständerbau wiederhergestellt; Bestattungen innerhalb und ausserhalb davon. Der «Äussere Südannex» mit Bodenabfluss in der östlichen Kammer ist an den karolingischen Südannex angebaut. Südlich an diesen schliesst ein Holzbau mit zwei Frauenbestattungen an. Dessen westliches Ende (roter Pfeil) könnte auf die Westausdehnung des «Äusseren Südannexes» hinweisen. (© *Hans Neukom und Jürg Goll, 2024)*

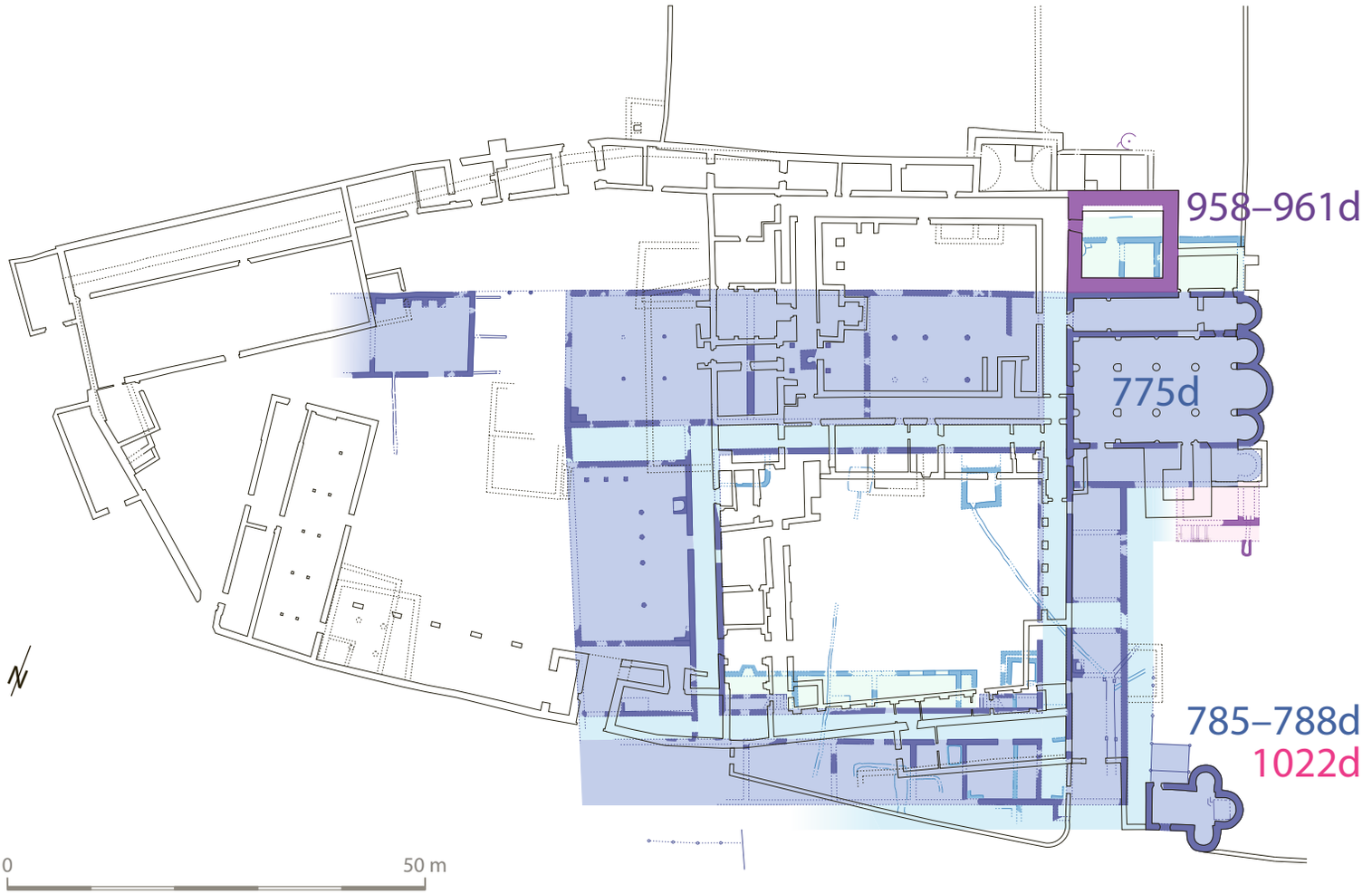


Abb. 9 Müstair, Kloster St. Johann. Karolingische Klosteranlage (blaue Flächen) mit Kreuzgang und Korridoren (hellblaue Flächen). Wichtigste Dendrodaten: Kirchengiebel 775, Heiligkreuzkapelle Zwischendecke 785–788 bzw. Reparatur 1022, Plantaturm 958–961.
Dunkelblaue Mauerzüge = karolingisch, hellblaue Mauerzüge = Ergänzungen des 9. Jahrhunderts, violett = ottonische Anbauten (Plantaturm im Norden, «Äusserer Südannex» im Süden). Anhand von Brandhorizonten lassen sich die karolingische Nutzungsphase vor dem 1. Brand vor 926 von der ottonischen Phase vor dem 2. Brand vor 1021 unterscheiden.
(Zeichnung: Jürg Goll, 2024, auf Grundlage von Werner Peter, Büro Prof. Sennhauser, Zurzach, 1995/2005, bzw. Archéotech SA Epalinges, 1986)

Zusammenfassende Überlegungen zum Osttrakt und zu den Anbauten südlich der Kirche

In der Frühzeit des Klosters lassen sich zwei Phasen unterscheiden: die karolingische Nutzungsphase vor dem ersten Klosterbrand im ersten Viertel des 10. Jahrhunderts (vor 926) und die ottonische Phase vor dem zweiten Brand, der kurz vor 1021 einen Teil des Klosters zerstörte. Zur karolingischen Bau- und Nutzungsphase gehörte das in Stein gebaute Klaustrum, das im Westen und Süden an die Kirche anschloss. Der dazugehörige Osttrakt war ein schmaler Längsbau, der in der südlichen Hälfte einen Wärmeraum und einen Kaltraum umfasste; in letzterem befand sich ein 13 m langer Abwasserkanal mit Zuleitungen von Norden her. Wie die Schichtabfolge belegt, wurde das aufgehende Mauerwerk der doppelgeschossigen Heiligkreuzkapelle nach dem teilweisen Einsturz der östlichen Osttraktmauer errichtet. Die Hölzer der Zwischengeschossdecke wurden um 785–788 gefällt.

In Abb. 9 kommt das Erschliessungssystem der im Ostteil des Klosters liegenden Trakte und Räume mittels hölzerner Korridore gut zum Ausdruck. Zumindest im Bereich des Südtrakts und der Heiligkreuzkapelle war der Erschliessungsgang zweigeschossig. Sein erdgeschossiger Holzboden wurde bis ins 11. Jahrhundert hinein unterhalten.

Die karolingischen Bauten wurden nach dem ersten Brand weitgehend wiederhergestellt. Umnutzungen zeigen sich im Ostkorridor, wo seit ottonischer Zeit bestattet wurde. Neu war der «Äussere Südannex» samt seinem hölzernen Vorbau mit Frauenbestattungen. Nach dem zweiten Brand wurde der Osttrakt auf den alten Grundmauern neu gebaut und der «Äussere Südannex» ummantelt.

Das Dargelegte zeigt, dass eine komplexe archäologische Befunddokumentation wie jene in Müstair, wo 1969–2019 in unzähligen Grabungskampagnen fast die ganze Fläche des mittelalterlichen Klosters ergraben wurde, zahlreiche Details und Fragen bereithält, die – wenn sie nicht berücksichtigt werden – zu falschen Interpretationen verleiten. Wenn sie berücksichtigt und als Quellen ernst genommen werden, tragen sie zu einer vielschichtigen Nutzungsgeschichte des Klosters bei. Nur über die Interpretation von Fakten sollte sich die Wissenschaft streiten.

Jürg Goll

Literatur

Baur 2022: Christoph Baur, Val Müstair. Müstair, Kloster St. Johann – Via Prövis. In: Archäologie Graubünden 4 (Chur 2022), S. 249–251.

Brönnimann 2024: David Brönnimann, Val Müstair, Kloster St. Johann: Kurzbericht zur mikromorphologischen Analyse von zwei Krusten und zwei Lockersedimentproben (Kanal K315). Gutachten der Universität Basel, Integrative und Prähistorische Archäologie (IPNA) (Basel 2024).

Courvoisier/Sennhauser 1996: Hans Rudolf Courvoisier/Hans Rudolf Sennhauser, Zur Klosteranlage. In: Hans Rudolf Courvoisier/Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Zur Klosteranlage. Vorklösterliche Befunde. Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 1 (Zürich 1996).

Goll/Larcher 2008: Jürg Goll/Elke Larcher, 25 Jahre sind erst der Anfang. In: NIKE- Bulletin. Nationale Informationsstelle für Kulturgüter-Erhaltung, Bd. 23, Heft 4 (2008), S. 22–26.

Goll 2014a: Jürg Goll, Müstair, Architektur im Dienst von Glaube und Herrschaft. In: Markus Riek/Jürg Goll/Georges Descoeudres (Hrsg.), Die Zeit Karls des Grossen in der Schweiz (Sulgen 2014), S. 57–65.

Goll 2014b: Jürg Goll, Istorgia d'üna scuverta = Kloster St. Johann: Ereignisgeschichte einer Entdeckung. In: Jon Manatschal/Beat Grond/Claudio Gustin/Hans-Peter Schreich (Hrsg.), Val Müstair: dal passà al preschaint = im Wandel der Zeit (Val Müstair 2014), S. 236–244.

Goll 2016: Jürg Goll, Müstair, Kloster St. Johann. In: Katarina Papajanni/Judith Ley (Hrsg.), Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz (Regensburg 2016), S. 343–360.

Goll/Tscholl 2019: Jürg Goll/Erich Tscholl, Der Wirtschaftshof im Kloster St. Johann in Müstair. Der Baubestand des Westhofs bis heute. Müstair Studien 2 (Regensburg 2019).

Goll 2022: Jürg Goll, Die Krux mit der Heiligkreuzkapelle in Müstair. In: Entwerfen und Verwerfen. Planwechsel in Kunst und Architektur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Festschrift für Matthias Untermann zum 65. Geburtstag (Heidelberg 2022), S. 457–465.

Hurni/Orcel/Tercier 2007: Jean-Pierre Hurni/Christian Orcel/Jean Tercier, Zu den dendrochronologischen Untersuchungen von Hölzern aus St. Johann in Müstair. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Müstair, Kloster St. Johann, Band 4: Naturwissenschaftliche und technische Beiträge (Zürich 2007), S. 99–116.

Neukom 2019: Hans Neukom, Der Westhof im Kloster St. Johann in Müstair. Archäologische Befunde im Wirtschaftshof bis 1500. Müstair Studien 1 (Regensburg 2019).

BERND NICOLAI

Müstair – Überlegungen zu Typologie und Herkunft der karolingischen Klosteranlage

Noch vor dem massstabsetzenden St. Galler Klosterplan, der den Kreuzgang baulich als *ambitus* und *claustrum* festschrieb, verwirklichte Müstair einen peristylartigen Umgang, der mit 42 × 40 m nicht nur monumentale Dimensionen aufwies, sondern auch einen der frühesten seiner Art im Kontext der frühmittelalterlichen Klosteranlagen darstellt (Abb. 1). Folgende Ausführungen sollen die Frage aufwerfen, aus welchen Modellen Müstair seinen Entwurf bezog und über welche Entwicklungslinien nachzudenken ist.

In der Debatte um die Entstehung des Kreuzganges – und es bleibt ja eine offene Frage, ob das Geviert in Müstair ein Kreuzgang im liturgischen Sinne war – ist die deutschsprachige Forschung, allen voran Rolf Legler, der Meinung, dass es sich um eine autochthone Erfindung nach dem paradigmatischen St. Gallener Klosterplan (um 830) handelt, die im Umfeld der Reform des Benedikt von Aniane für die benediktinische Klosteranlage ab der Mitte des 9. Jahrhunderts verbindlich wurde. Eine Herkunft des Kreuzgangs aus der spätrömischen Peristylvilla oder vom frühchristlichen Atrium lehnte Legler kategorisch ab, ohne jedoch eine konsistente Begründung vorzulegen.[1] Es gibt aber auch eine ganz entgegengesetzte Sicht, etwa jene von Jean-Pierre Caillet, der die Transformation des Bautyps von der spätantiken Villa im Rahmen des frühen Christentums favorisiert, wobei zu betonen ist, dass der Typus des Klostergevierts bzw. Kreuzgangs generell bis um das Jahr 1000 eher die Ausnahme denn die Regel war.[2]

Ein seltenes Beispiel für die Transformation einer spätrömischen Villa in eine Klosteranlage stellt die Villa Fortunatus, eine Villa rustica bei Fraga (Aragon, Prov. Huesca) aus dem späten 6. oder frühen 7. Jahrhundert, dar, die über einem als Martyrologium gedeuteten Vorgängerbau errichtet wurde und eine apsidial geschlossene Kirche besass.[3] Prominenter noch ist das frühmittelalterliche Frauenkloster der Adela in Pfalzel bei Trier, das in der Zeit um 700 in den dortigen konstantinischen Sommerpalast eingebaut wurde, dabei einen rechteckigen Innenhof als Kreuzgang nutzte und für mehr als 100 Personen Platz geboten haben soll (Abb. 2).[4]

Das Klaustrum in karolingischer Zeit

Welche Anlagen sind für die Zeit um 800 überhaupt im Hinblick auf eine regelmässige Anlage zu diskutieren?[5] Für Frauenwörth (Frauenchiemsee) rekonstruierte Hermann Dannheimer für die Ausbauphase des 9. Jahrhunderts eine zwei- oder dreiflügelige Klausur, nachdem für das 8. Jahrhundert nur zwei rechtwinklig platzierte Einzelbauten nachweisbar sind (Abb. 3). Ähnlich verhält es sich mit dem Konvent auf Herrenchiemsee, für den ebenfalls eine dreiflügelige Klausur ohne Verbindung zur Kirche vorgeschlagen wird (Abb. 4). Ein dortiges Klaustrum, das mit 50 × 45 m ähnliche Abmessungen wie Müstair hatte, wurde von Dannheimer hypothetisch – und zu früh – für die Zeit um 700, in der Grabungspublikation zu Frauenwörth dann vorsichtiger als nach 800 postuliert.[6] Für Lorsch I oder II muss von der lange als verbindlich geltenden Rekonstruktion von Behn für die karolingerzeitliche Anlage in Form eines geschlossenen Kreuzganges Abstand genommen werden.[7] In Disentis wird auf der Basis einer schütteren Befundlage ein Kreuzgangsgeviert des 8. Jahrhunderts diskutiert, an das sich östlich die Dreikirchenanlage der Zeit um 750/800 angeschlossen habe.[8] Eine solche Disposition mit einem Kirchenbau gleichsam als Annex ist auch für das von Benedikt von Aniane um 820 als Reformkloster konzipierte Kloster Inda (Kornelimünster) bei Aachen bezeugt.[9]

Indizien für ein Klaustrum in dieser Zeit gibt es für Reichenau-Mittelzell, das jüngst auf Grundlage der Grabungen von Emil Reisser und Alfons

1 Legler 1989, S. 83; Legler 2004, S. 77–79.

2 Caillet 2004; vgl. Brenk 2002

3 Oepen 2012, S. 422–433, bes. S. 424–431.

4 Heyen 2005, S. 104; vgl. ebd., S. 16.

5 Übersicht bei Untermann 2013, S. 48–51.

6 Dannheimer 2008, Bd. 1, S. 49–51; Dannheimer 2010, S. 127–129, S. 132–137; Untermann 2013, S. 48.

7 Lammers 2014.

8 Sennhauser 1999, S. 132f.; Jacobsen 2004, S. 47–56.

9 Hugot 1978; Vorromanische Kirchenbauten 1966–1971, S. 160–162; Vorromanische Kirchenbauten 1991, S. 232f.; Untermann 2013, S. 51.



Bestehende Klosteranlage mit:

A Südhof

B Nordhof

C Westhof (Wirtschaftshof)

D oberer Garten (Klostergarten)

E Kirchweg; Friedhof

prähistorisches Pfostengebäude (Bronzezeit)

spätrömisches (?) Pfostengebäude

karolingische Klosteranlage, um 800:
die ergrabenen Mauern
nachträgliche Anbauten

frühe Aussenbauten an die karolingische Klosteranlage

romanische Bischofsresidenz, 11. Jh.

Bischofsresidenz, 12. Jh.

die wichtigsten ergrabenen Mauern
von spätkarolingischer Zeit bis Ende 18. Jh.

1 karolingische Saalkirche (mit Nord- und Südannex)

2 doppelgeschossige Heiligkreuzkapelle, 8. Jh.

3 Plantaturm, 10. Jh. (umgebaut um 1500)

4-5 ehemalige Bischofsresidenz mit Wohnturm ((4), Doppelkapelle St. Ulrich und St. Niklaus (5) und Kreuzgang, 11. Jh.

6 Eginoturm, Bischofsresidenz des 12. Jh.

Abb. 1 Müstair, Kloster St. Johann, Archäologischer Gesamtplan von 1999, Grundriss der karolingischen Anlage. *(Aus: Sennhauser 2002, S. 18, nachbearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

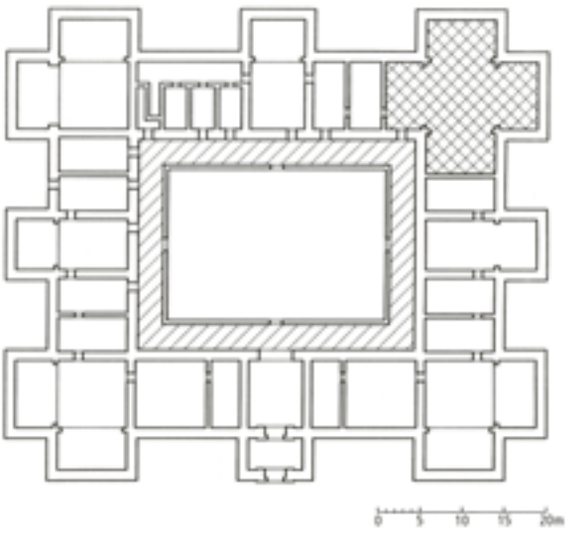


Abb. 2 Pfalzel bei Trier, St. Marien-Stift als Frauenkloster, um 700. *(Aus: Heyen 2005, S. 16)*

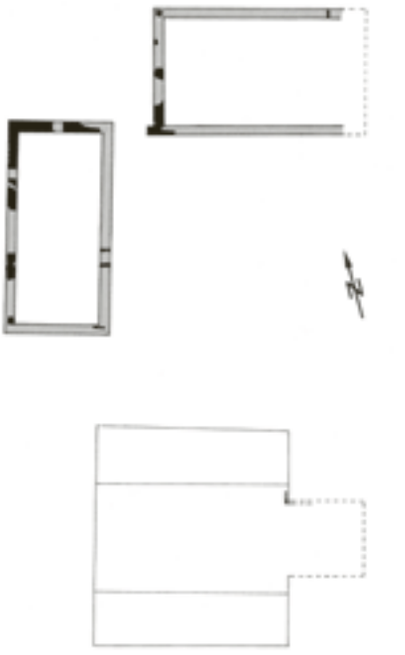


Abb. 3 Frauenwörth, Rekonstruktion der karolingischen Klosteranlage, geweiht 782. *(Aus: Dannheimer 2005, S. 49)*

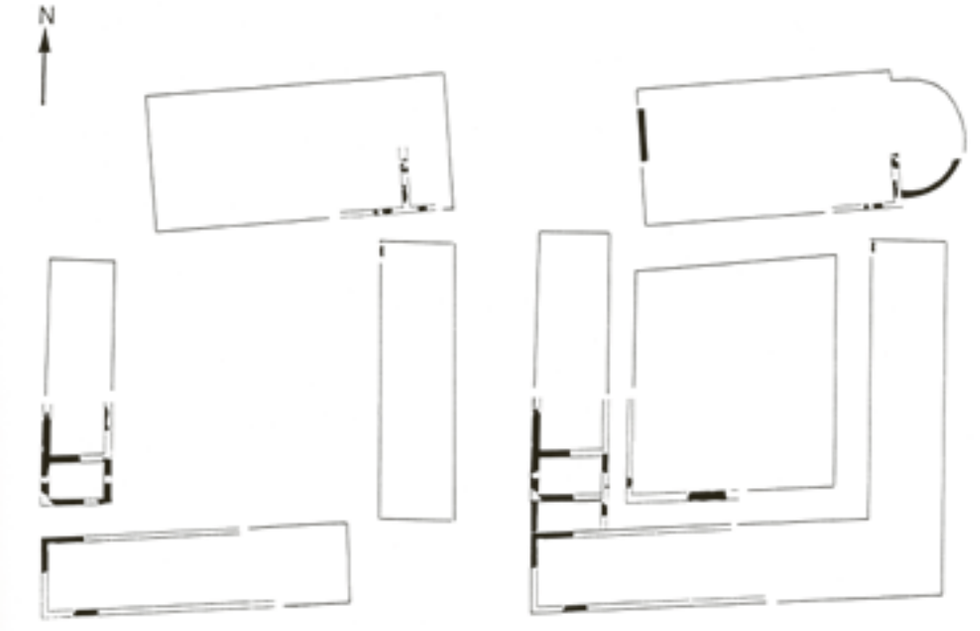


Abb. 4 Herrenchiemsee, Rekonstruktion der karolingischen Klosteranlage (links: um 750, rechts: nach 800). *(Aus: Dannheimer 2005, S. 51)*

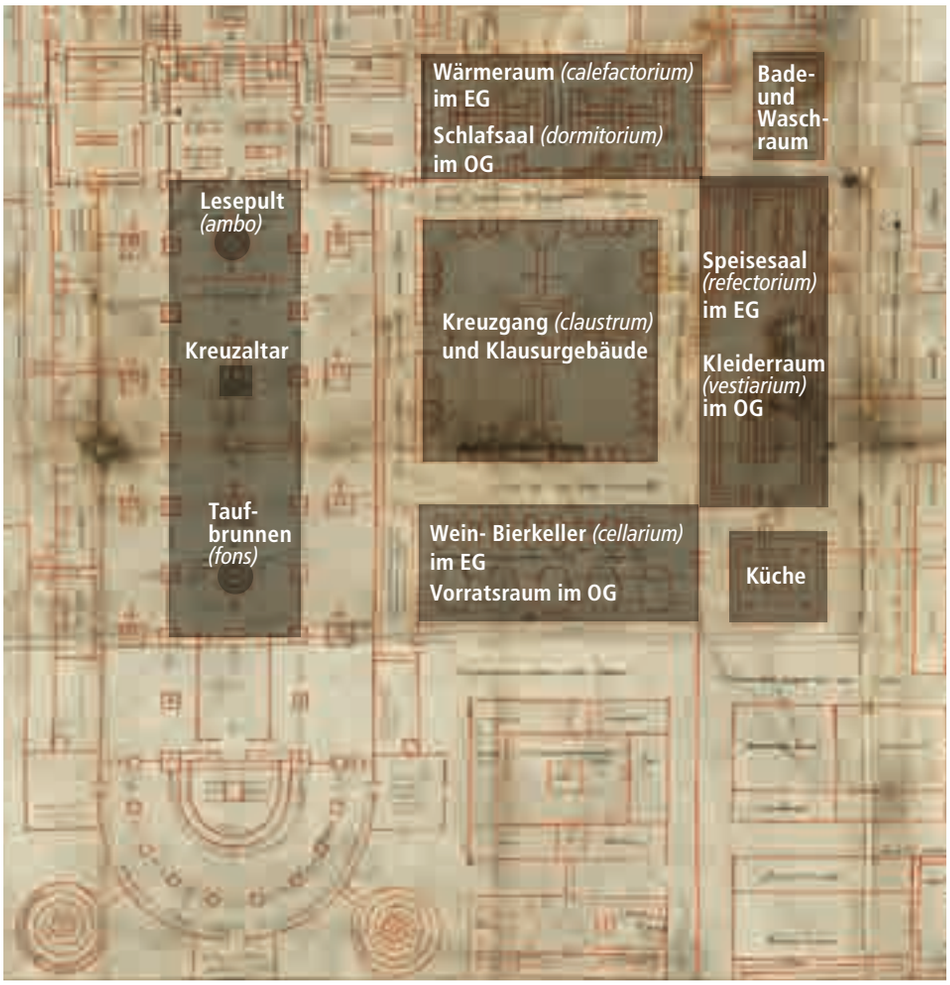


Abb. 5 St. Galler Klosterplan (Ausschnitt), St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 1092 (https://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/1092); Klausur mit Funktionszuweisungen nach Thomas Narchi, https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk/mlat/klosterplan.html (Zugriff 25.3.2025; nachbearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)

Zettler durch Marlene Kleiner nachuntersucht wurde. Mittelzell besass im späteren 8. Jahrhundert eine zweigeteilte Saalkirche mit angeschlossenem Nordannex, der als Vorgängerbau gelten kann und nicht – wie lange angenommen wurde – als Skriptorium bzw. Sakristei.[10] Wie ein Kreuzgang hier ausgesehen hätte, lässt Kleiner unbeantwortet, einzig ein Ostflügel ist nachweisbar (Kleiner Phase C). Erst mit dem Heitobau nach 818 ist ein vierseitiger Kreuzgang wahrscheinlich (Kleiner Phase D).[11]

Insofern bleibt Müstair eine bemerkenswerte Ausnahme. Hatte also Legler recht, der die Bedeutung der anianischen Reform für die Verbreitung des Kreuzganges in den Vordergrund stellte?[12]

Die erste bildliche Kodifizierung eines klösterlichen Kreuzganges als regelmässiger Kreuzhof findet sich auf dem St. Galler Klosterplan – mit

10 Kleiner 2024a, S. 143f.; Kleiner 2024b; vgl. Untermann 2001.

11 Kleiner 2024a, S. 144.

12 Legler 1989, S. 83; Legler 2004, S. 77–79; dagegen Brenk 2002.

Abmessungen von ca. 100 × 100 Fuss (ca. 29–33m Seitenlänge)[13], kirchenseitiger Sitzbank im Nordflügel für die Lesungen und Versammlungen, einem im Ostflügel befindlichen Wärmebereich und darüberliegendem Dormitorium, südlich einem Refektorium und westlich dem Keller, den Vorratsräumen sowie dem Sprechzimmer der Mönche als Verbindung zur Aussenwelt.[14] (Abb. 5) Weder für die gegenüber dem Plan verändert gebaute karolingische Klosteranlage in St. Gallen noch für die Reichenau vor 800 ist ein solcher Kreuzgang nachweisbar.[15]

Müstair

Das karolingische Klaustrum in Müstair war als ein beinahe regelmassiges Rechteck von 67 × 61,6 m ausgebildet, wobei der Hof, den die Verbindungsgänge begrenzten, etwas über 42 × 40 m mass (Abb. 6). Die Gänge selbst hatten eine Breite von 5 m. Das sind beachtliche Dimensionen, die durchaus erklärungsbedürftig sind.[16] Mit Blick auf die ergrabenen Befunde in Müstair stellt sich jedoch noch eine ganz andere Frage. Welche Funktion hatten die einzelnen Trakte und welche Bedeutung hatte das Gangsystem im Hof? War es ein monastischer Kreuzgang oder «nur» ein Verbindungsgang im Sinne eines Peristyls, der verschiedene Bereiche – möglicherweise monastische und weltliche Sphären – verband? Welche Funktion hatte der Westflügel? Diente er als Wirtschaftstrakt oder doch eher als weltlicher Gästetrakt? Gab es Räume für hochgestellte Persönlichkeiten (Bischof oder Graf?) im Sinne einer Bischofsresidenz oder «Pfalz» im Nord- bzw. Südtrakt, ferner den Mönchsbereich im Ost- und/oder Nord- oder doch eher im Südflügel, wie es Hans Rudolf Sennhauser und Jürg Goll, die den Komplex ja mit- und nacheinander untersucht haben, anhand der gleichen Befunde durchaus kontrovers diskutieren?[17] Dabei folgen die meisten Forschenden der Argumentation Sennhausers mit der Funktionszuweisung des Ost- und Südtrakts als Mönchsbereich sowie dem Nordtrakt – terminologisch wechselnd – als «Bischofspfalz», «Pfalzkloster» bzw. «Klosterpfalz», letzterer ein durchaus problematischer Begriff, wenn man Ehlers folgt.[18]

Laut Goll sollen die Räume des Bischofs bzw. des Grafen in den Südtrakt verlagert worden sein, und zwar nach einer baulichen Erweiterung des Südtrakts um 790 oder nach der Grafschaftsverfassung, der *Divisio* von 806, die in Churrätien das Bischofsgut vom Reichsgut trennte.[19] Er argumentiert dabei mit den reichen Dekorationsmalereien im dortigen Obergeschoss, das durch bequeme Freitreppen erschlossen wurde, und betrachtet die um 790 fertiggestellte Heiligkreuzkapelle als «Palastkapelle», nach einem Schema, das in der einzig nachweisbaren «Klosterpfalz» in Saint-Denis und wohl in Paderborn im 9. Jahrhundert festzustellen sei.[20]

Schon Georges Descoeudres bemerkte zusammenfassend: «Auffallend und irritierend bei der Deutung der Klosterbauten von Müstair ist der Umstand, dass offensichtlich eine Klausur fehlte, wie eine solche beispielsweise im St. Galler Klosterplan vorgesehen war. Die Residenz des Bischofs, der Gästetrakt sowie Wohn- und Arbeitsbereich der Mönche waren um den Kreuzgang gruppiert. Klösterliche Ruhe und Abgeschiedenheit waren

13 Zu den Massen siehe Jacobsen 1992, S. 172.

14 Zur Reformbewegung unter Ludwig dem Frommen und Benedikts von Aniane ab 819 in Bezug auf den Plan allgemein Tremp 2016, bes. S. 119–137; grundlegend zum Plan Jacobsen 1992, S. 139–142. Allerdings kann daraus kaum geschlossen werden, dass diese Form der Klausur damals «schon gebräuchlich» war, wie Jacobsen 1992, S. 142 insinuiert. Vgl. Schedl 2014, S. 35–37, S. 62–67, S. 90, S. 129–130; Dora 2024, S. 305–307; skeptisch in Bezug auf eine klare Genealogie und monastische Fundierung hingegen Brenk 2002.

15 Vgl. dazu den Beitrag von Guido Faccani und Martin Schindler in diesem Band.

16 Sennhauser 1999, S. 133; Gleirscher 2016, S. 12; vgl. auch Nicolai 2019, S. 173–176.

17 Goll 2004, S. 42f.; dagegen Goll 2007, S. 47f.; Goll 2013, S. 58–60; Sennhauser 1996, S. 283–292; Sennhauser 1999, S. 133; Sennhauser 2010; Sennhauser 2013, S. 83f. und S. 106f. (mit Kritik an Goll).

18 Sennhauser 1996, S. 288–292; Sennhauser 1999, S. 133–137; Sennhauser 2010, S. 6–13; Sennhauser 2013, S. 83–85; Goll 2004, S. 43 sieht den Südtrakt ebenfalls als Mönchs- und Vorratstrakt mit Hinweis auf fehlende Mörtelböden, eine Ansicht, die er später revidiert hat; vgl. Goll 2013. Kritik am Begriff Klosterpfalz bei Ehlers 2010, S. 65–76, eine Ausnahme wäre Saint-Denis; er verweist auf Pfalzen *beim* Kloster, z. B. in St. Gallen, Reichenau, Fulda und Lorsch, aber nicht *im* Kloster. Vgl. auch Zotz 2010.

19 Kaiser 2008, S. 53.

20 Goll 2013, S. 60–61.

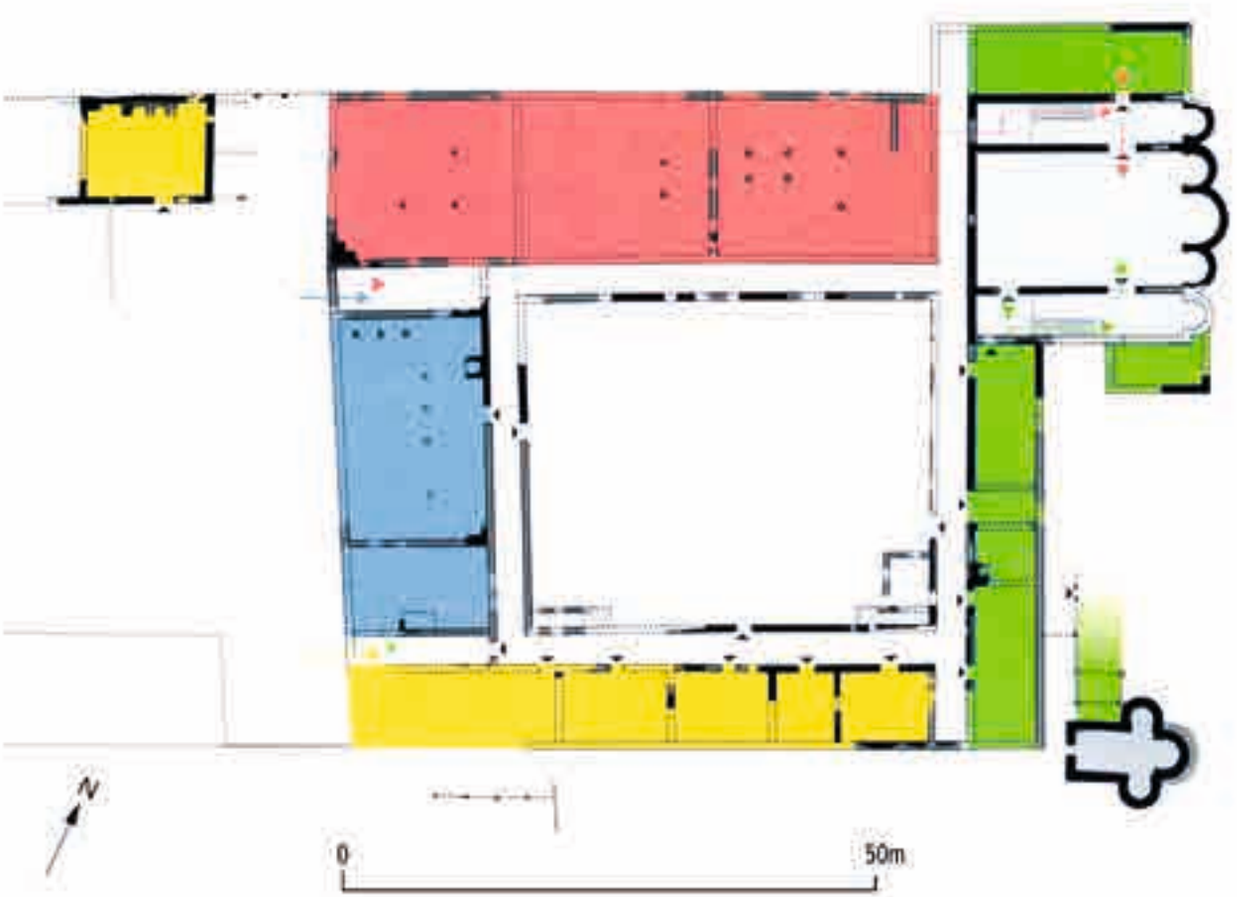


Abb. 6 Müstair, mutmassliche Funktionsbereiche der karolingischen Anlage nach Sennhauser.
(Aus: Gleirscher 2016, S. 9)

unter diesen Umständen kaum gegeben, zumal sowohl die Residenz des Bischofs und Präses als auch der Gästebereich für Weltleute zugänglich gewesen sein dürften.»[21]

Gehen wir jedoch im strengen Sinne von einer Klostergründung nach benediktinischem Modell aus – was aber keineswegs das massgebliche einer spirituellen Gemeinschaft um 800 war –, dann wäre eine ausgewiesene Residenz oder pfalzähnliche Nutzung einer monastischen Gemeinschaft entgegenstehend. Dies würde sich relativieren, wenn das Kloster als bischöfliche Gründung auch andere Funktionen wie Hospiz, Umschlagsstation sowie strategische Bedeutung als Herrschaftsstützpunkt gehabt hätte.[22] In diesem Kontext wäre Bischof Constantius von Chur als möglicher Initiator der Klostergründung in Müstair zu betrachten, der um 773/774 von Karl dem Grossen als Präses von Rätien weltlich und geistlich enger in das fränkische Herrschaftssystem eingebunden worden war.[23] Dies wird bei der Debatte von Transferprozessen weiter unten nochmals eine Rolle spielen.

Baulich war eigentlich nur der Westflügel als Gäste- und Wirtschaftstrakt mit der Welt verbunden, gänzlich von der inneren Klausur getrennt wie in St. Gallen. In Müstair fällt die klare Trennung des Nordflügels zur Kirche hin durch den durchlaufenden Ostgang ins Auge. Die Kirche war von Westen aus nur durch zwei Türen – unter Durchquerung des Ostgangs – über den Nordannex zu erreichen. Daher wären für den breit

21 Descoeudres 2016, S. 91f.

22 Sennhauser 1999, S. 135–137; Sennhauser 2013, S. 100–106.

23 Sennhauser 1999, S. 127; dazu jüngst Köpf 2023, S. 115.

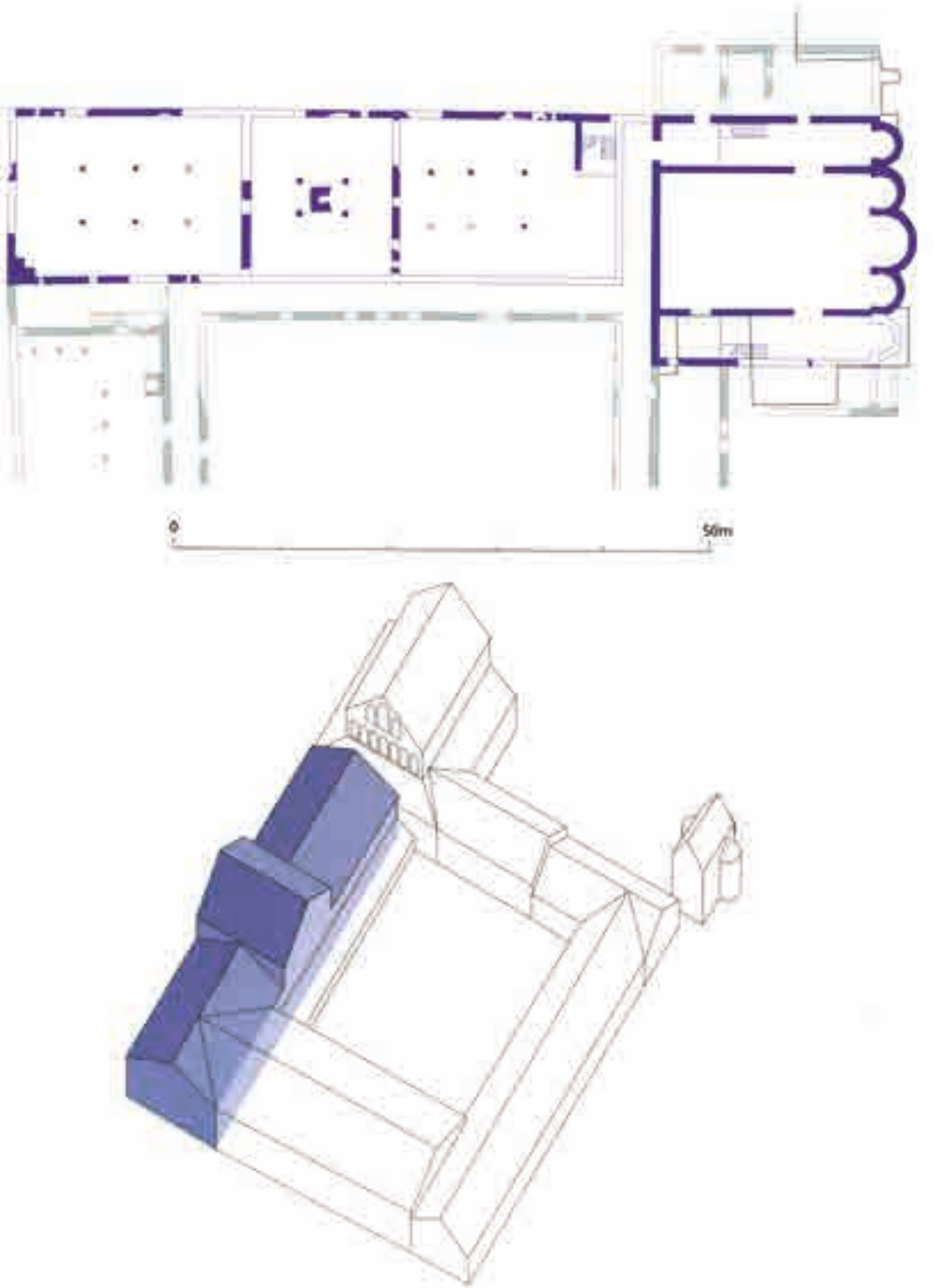


Abb. 7 Müstair, Rekonstruktion des Nordflügels der karolingischen Klausur als «Bischofspfalz».
(Aus: Sennhauser 2010, S. 8)

ausgelegten Nordflügel in Verbindung mit dem fast ebenso grosszügig dimensionierten Westtrakt – dort inklusive (Speise-)Saal und Küche – durchaus «weltlichere» Funktionen vorstellbar, die Sennhauser mit seiner Deutung als Räume des Bischofs und dessen Gefolges auch unterstreicht («Klosterpfalz») (Abb. 7). Der Osttrakt sowie der Südtrakt, dessen zugehöriger Kreuzgangflügel ohne einen Estrichboden ausgestattet war, kämen dann als Bereich der Mönche infrage (Abb. 8). Im Osttrakt wären die Wohn- und Arbeitsräume der Mönche sowie die Latrinenanlage zu verorten, im Südtrakt in der ersten Phase Keller- und Arbeitsräume anzunehmen. Es ist nicht klar, ob dieser Trakt zu Beginn ein- oder zweigeschossig war, zudem waren die Böden ohne Estrichbelag ausgeführt.

Golls Argumentation, dass der Südtrakt repräsentativen Zwecken des Bischofs oder des Grafen gedient haben soll, betrifft einen nachträglichen Ausbau (im Plan hellblau), als ein Saalgeschoss in Breite des Südtrakts und des Kreuzgangs, erschlossen durch zwei Freitreppen in den Ecken des Kreuzgangs, aufgesetzt oder ausgebaut wurde, das durch ornamentale Wandmalereien hervorgehoben war.[24] Dies könnte auch im Zusammenhang mit der Einführung der Grafschaftsverfassung in Rätien gestanden haben, die 806 Müstair in Reichsgut überführte und dem Zugriff des Bischofs teilweise entzog. Für den nach 825/830 in den Verbrüderungsbüchern von Reichenau und Pfäfers erschliessbaren Müstairer Konvent von mehr als 30 Mönchen[25] käme auch ein Refektorium an dieser Stelle in Betracht, allerdings ungewöhnlich in Obergeschosslage, jedoch in Südlage wie im St. Galler Klosterplan.

Es sei nochmals daran erinnert, dass die Benediktsregel einzig von drei klar umrissenen Räumen spricht: dem Oratorium (in Kap. 52), dem Dormitorium (in Kap. 22) und dem Refektorium (Kap. 38–41), sowie die Pflicht zur Zusammenkunft des Kapitels betont, ohne explizit einen dafür eigens vorgesehenen Raum (Kapitelsaal) auszuweisen (Kap. 3).[26] Im Gegensatz zum St. Gallener Klosterplan, der die drei von der Benediktsregel genannten Räume klar um den Kreuzgang herum platziert – Kirche im Norden, Dormitorium im Osten, Refektorium im Süden –, zeigte Müstair eine vollentwickelte Vierflügelanlage, in der die Kirche nicht den gesamten Nordflügel einnahm, sondern als Oratorium einen Appendix an der Nordostecke darstellte. Die Kirche war mit dem Nordtrakt also nicht direkt verbunden, wobei offenbleiben muss, ob auch vom postulierten Obergeschoss des Nordtrakts über ein rekonstruiertes Treppenhaus vor dem Ostgang der Zugang in den Nordannex möglich war. Der Ostrakt war über den Ostgang sowohl mit dem Nordannex als auch direkt mit dem Südannex der Kirche und damit mit dem Oratorium verbunden.

Typologie: Müstair und Ravenna

Die Anordnung dieser wie ein isolierter Chorbereich dimensionierten Saalkirche und der an der Südostecke platzierten Heilig-Kreuz-Kapelle als Dreikonchenanlage führt uns zur Frage der Typologie. Welchem Modell folgt diese für die Zeit einzigartige Anordnung? Goll stellt lapidar fest, dass die Kirche «als Saal wie eine Palastaula», eine Aula regia, entworfen sei, und fährt fort: «Vorbild waren die kaiserlichen Bauten in Ravenna und diejenigen der langobardischen Könige.»[27] Dieser Verweis auf das bis 774 bestehende langobardische Königreich und seine Residenzen berührt auch die vieldiskutierte Frühgeschichte des Klosters, die karolingischen, langobardischen oder jüngst bairischen Varianten seiner Gründung.[28]

Auffällig ist, dass es für die Gesamtanlage keine monastischen, wohl aber profane Parallelen in Norditalien gibt. Die Palastanlage, die dem Planschema von Müstair am nächsten kommt, ist der sogenannte Palast des Theoderichs in Ravenna.

24 Goll 2013; vgl. den Aufsatz von Goll/Neukom in diesem Band.

25 Köpf 2023, S. 105, Anm. 502f.

26 Brenk 2002, S. 186f.

27 Goll 2013, S. 62f.

28 Heitmeier 2013, S. 164–171 pro langobardisch; Roth-Rubi 2013, S. 457 unter Punkt 3 spricht sich für bairische Einflüsse bei der Gründung aus, vgl. Roth-Rubi 2024, S. 223, dagegen abwägend Köpf 2023, S. 113–115, der an der These einer Gründung durch den Churer Bischof in seiner Funktion als herzogsgleicher fränkischer Grosser festhält.

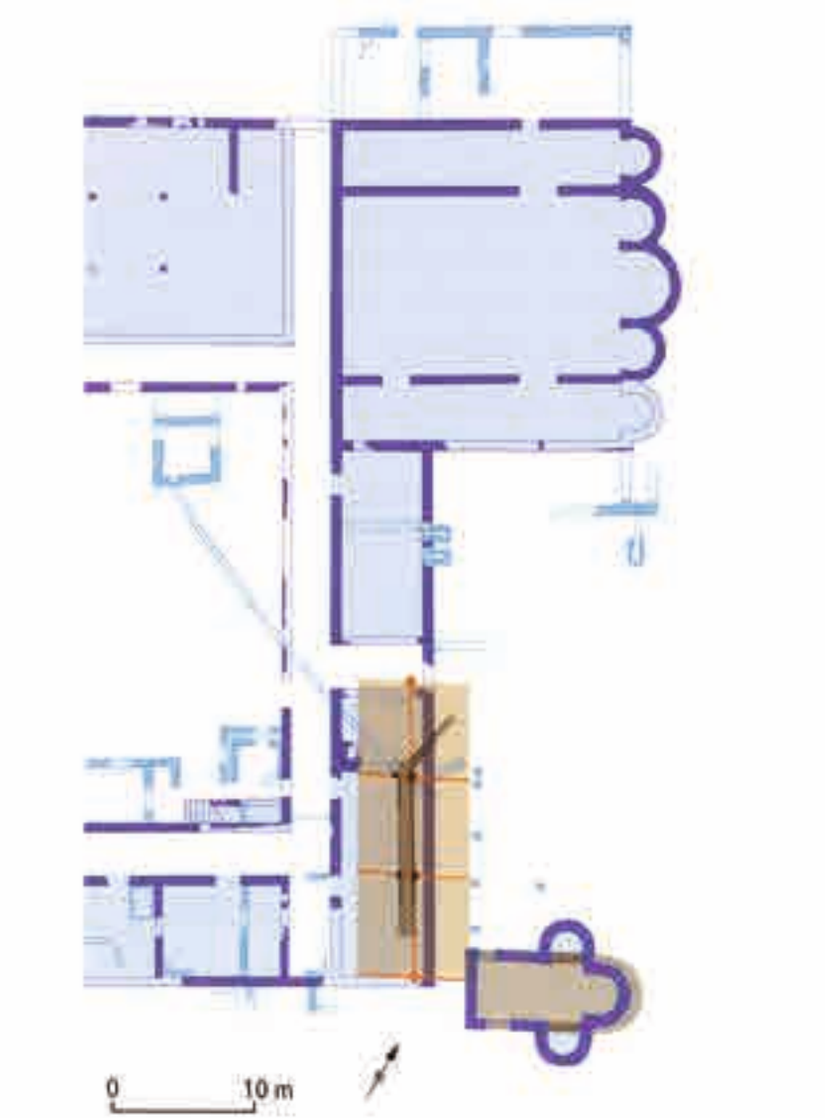


Abb. 8 Müstair, Rekonstruktion des Ostflügels der karolingischen Klausur, braun unterlegt die mutmasslichen Vorgängerbauten in Holz sowie der postulierte Erstzustand der Heilig-Kreuz-Kapelle. *(Aus: Sennhauser 2010b, S. 3)*

Sie zeigt in verblüffender Weise Parallelen in der Anordnung von Aula regia/Saalkirche und Triklinium/Dreikonchenanlage. In Ravenna waren diese Bauteile zwar nicht gleichzeitig entstanden, aber um 770/774 als Ensemble erlebbar. Überdies lag dort die Aula zentral am Nordflügel, während das Triklinium wie in Müstair die (nordöstliche) Ecke der Vierflügelanlage bildete.

Der Palast von Ravenna, der 1907 bis 1914 von Corrado Ricci und Gherado Ghirardini auf einer Fläche von 400 m² bei S. Apollinare Nuovo ergraben wurde und nur in Ghirandinis publizierten Befundplänen vorliegt (Abb. 9), ist im Kern spätkaiserzeitlich, mit dem Geviert aus dem 2. Jahrhundert, mit Residenzfunktion seit der Zeit um 400, als Ravenna unter Kaiser Honorius zur

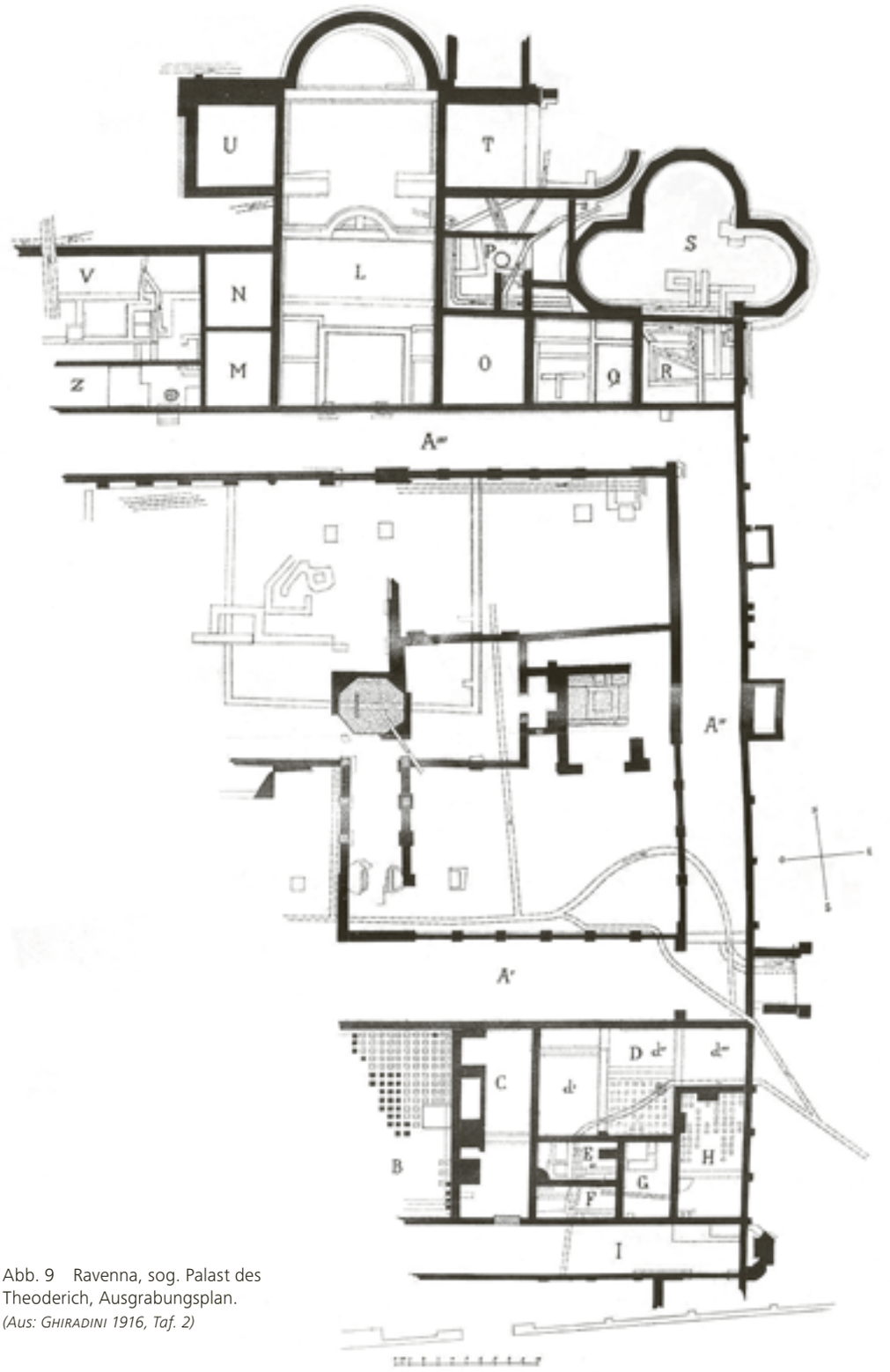


Abb. 9 Ravenna, sog. Palast des Theoderich, Ausgrabungsplan.
(Aus: Ghiradini 1916, Taf. 2)

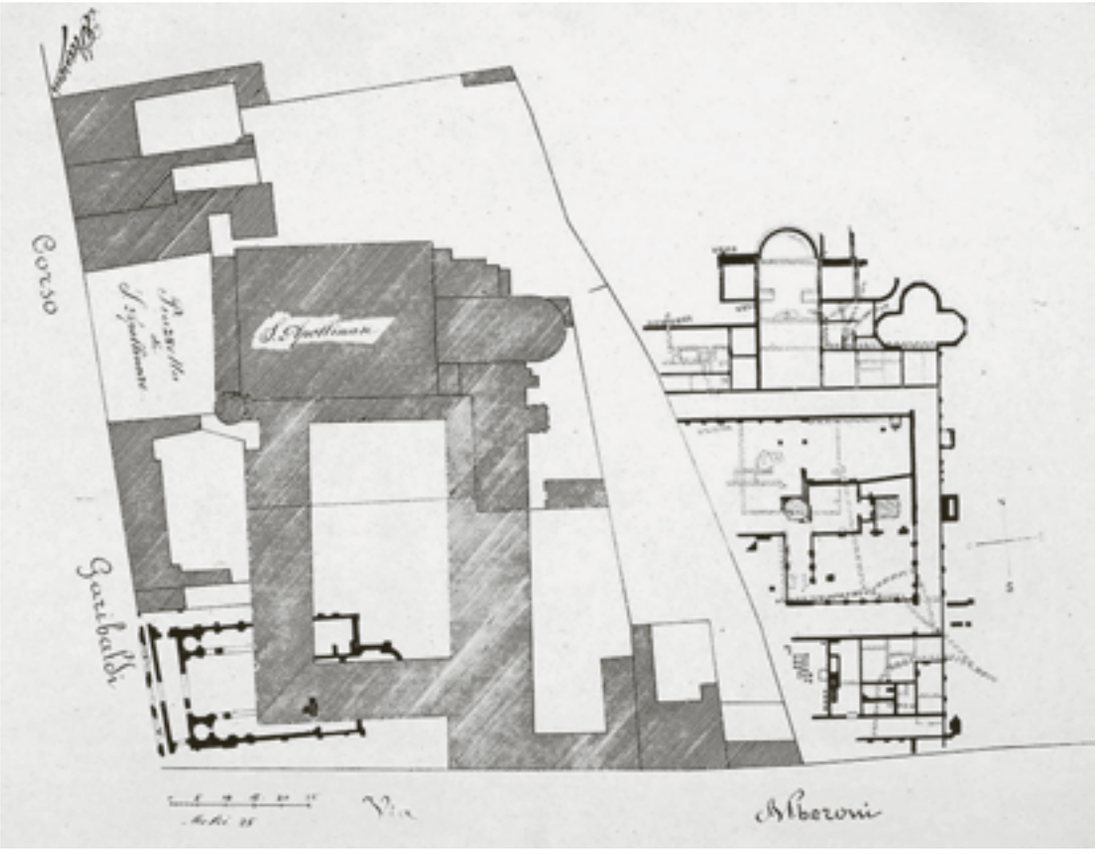


Abb. 10 Palast des Theoderich und seine Umgebung, im Zentrum links S. Apollinare Nuovo, nach Ghirardini 1916. *(Aus: Jäggi 2013a, S. 78)*

imperialen Residenz gehoben wurde, und mit einer erweiterten Aula aus der Regierungszeit Kaiser Valentinians III. (425–455) oder Theoderichs (493–526).[29] Sicher in ostgotischer Zeit kam der Trikonchos als Triklinium hinzu.[30] Zu dieser Zeit diente die arianische *Basilica Salvatoris* (heute S. Apollinare Nuovo) als Palastkirche (Abb. 10).[31] Unter Honorius, Valentinian III. und Theoderich hatte der Palast imperialen Zuschnitt; danach, in den 200 Jahren des byzantinischen Exarchats (540–751), erfuhr er nur minime Veränderungen und diente 751–754 unter dem langobardischen König Aistulf kurzzeitig wieder als Residenz, die dann durch das kriegerische Eingreifen der Franken unter König Pippin als Schutzmacht des Papstes nach 754 an das Patrimonium Petri kam. Es ist nicht klar, in welchem Zustand sich der Palast bei der fränkischen Eroberung 774 befunden hat – Lourdes Diego Barrado, Fernando Gatier Martí sowie Enrico Cirelli gehen von einer endgültigen Zerstörung erst nach 781 aus.[32] Eine schon seit dem 6. Jahrhundert fortschreitende Vernachlässigung und die damit verlorengegangene Funktion als Palast betont hingegen etwas pauschalisierend Gian Pietro Brogiolo.[33] Differenzierter äusserst sich Andrea Augenti, der auf die Umwandlungen des Areals durch Einbauten und Bestattungen aufmerksam macht, gleichzeitig aber betont: «the palace in Ravenna remained active until at least the mid-8th c.»[34]

29 Ghiradini 1916; Augenti 2007, S. 435–438; Jäggi 2013a, S. 78f. und S. 160–163; Cirelli 2015; Jäggi 2023, S. 57–59.

30 Ghiradini 1916; Augenti 2007, S. 446–448.

31 Jäggi 2013a, S. 168.

32 Barrado/Marti 2014, S. 129; Cirelli 2015, S. 107.

33 Brogiolo 2014, S. 132.

34 Vgl. Augenti 2007, S. 450, gesamthaft S. 445–450. Vgl. auch Jäggi 2023, S. 65f.

Um 787, möglicherweise befördert durch seinem ersten Aufenthalt in Ravenna, erbat Karl der Grosse aus dem Palast Spolien, Mosaiken, Marmorbodenplatten und sonstige Schmuckelemente, wie aus dem Antwortschreiben von Papst Hadrian I. hervorgeht.[35] Carola Jäggi hat – in Nachfolge von Paolo Verzone – postuliert, dass der Papst im späten 8. Jahrhundert auch deshalb einer Zerstörung des ravennatischen Palastes zugestimmt haben mag, als damit dieser traditionelle Ort der Machtausübung in Ravenna für jegliche Ansprüche seitens der Erzbischöfe oder neuerliche Autonomiebestrebungen in Tradition des Exarchats unbrauchbar wurde.[36] Nota bene erfolgte gleichzeitig ein Ausbau des bischöflichen Palastes an der Kathedrale, so dass der Bischof durchaus mit der Zerstörung des Theoderichpalastes einverstanden gewesen sein könnte.[37]

Nicht zuletzt ist der topische Charakter aus Einhards Vita Caroli Magni zu betonen, indem er dort Rom und Ravenna als zwei für Karl den Grossen bedeutsame Traditionsstränge aufruft: die konstantinische Antike und die germanisch fundierte Herrschaft Theoderichs. Ich betone das deshalb, weil damit noch nichts über einen tatsächlichen Materialtransfer ausgesagt ist. So berichten die *Gesta Treverorum*, die allerdings erst aus dem 11. Jahrhundert stammen, Karl habe aus den Ruinen der kaiserlichen Residenz Trier viele Säulen, Mosaiken und andere «*Musei*» nach Aachen bringen lassen.[38] Von dort wäre tatsächlich ein einfacherer Transport über Mosel und Rhein möglich gewesen als der beschwerliche Weg über die Alpen oder den Seeweg. Das Reiterstandbild Theoderichs, das Karl der Grosse vor seinem Palast in Aachen aufgestellt haben soll, dürfte hingegen tatsächlich ein Import aus Ravenna gewesen sein, wie dies der ravennatische Chronist Agnellus überliefert.[39] Sowohl für die langobardischen als auch für die karolingischen Herrscher war der Bezugsrahmen die imperiale Tradition der Antike, kombiniert mit der idealisierten Regierungszeit des ostgotischen, oströmisch assimilierten Germanenkönigs Theoderich.

Fazit

Das Konzept, das Schema eines spätantiken Palatiums in eine Klosteranlage zu transformieren, nahmen die Franken wohl über langobardische und ravennatische Vermittlung in Müstair auf. Dabei dürfte der Bischof von Chur, der herzogsgleich als Präses von Churrätien auftrat, eine wichtige Rolle gespielt haben. Als Suffraganbistum von Mailand war Churrätien bis ins erste Viertel des 9. Jahrhunderts auch kulturell ganz nach Süden orientiert.[40] Meines Erachtens muss die Müstairer Klosteranlage noch vor der Eroberung des Langobardenreiches spätestens um 770 konzipiert worden sein, wenn man die Bauvorbereitung und Materialbeschaffung in Rechnung stellt, und nicht erst nach 774, wie zumeist anhand des 775 geschlagenen Balkens im Giebel der Saalkirche argumentiert wird (Abb. 11).[41] In welcher zeitlichen Kadenz die einzelnen Trakte der offenbar gegen den Uhrzeigersinn errichteten Vierflügelanlage dann errichtet wurden, lässt sich nicht eindeutig bestimmen, doch betont Sennhauser die Errichtung aus einem Guss, so dass die Gesamtanlage bis um 780 errichtet worden sein könnte.[42] Auf jeden Fall stellte die axial nicht eingebundene Heilig-Kreuz-Kapelle an der Südostecke des Komplexes um 790 die letzte bauliche Akzentuierung der Anlage (in ihrer ersten Bauphase) dar. Ob ein Baubeginn der Gesamtanlage bereits um 770 ein Indiz dafür sein könnte, dass hier vor allem ein Stützpunkt der weltlichen Macht zur Sicherung

35 Herrin 2020, S. 60; Prien 2017, S. 315; differenzierter mit Entstehungsgeschichte unter Theoderich Jäggi 2013b, S. 302–304, zur karolingischen Spoliierung S. 310–312; vgl. Ranaldi/Novara 2014, S. 117f. und S. 120.

36 Jäggi 2013b, S. 312.

37 Miller 2018. S. 56–58.

38 *Gesta Treverorum*, ed. Wyttenbach/Müller 1836, Kap. XL: «Qui etiam Karolus multum marmor et museum plurium de Treberi ad Aquis palatium vexit et beato Petro ad vicissitudinem munera dedit.».

39 Ranaldi/Novara 2014, S. 116; vgl. Jäggi 2013b, 311 mit Anm. 79 und Jäggi 2013a, S. 162.

40 Vgl. Mitchell 2018. Dazu gehört auch die Übernahme des Dreiapsidenschema mit Saalkirche, das prominent in San Michele in Pavia sowie in dem von der langobardischen Königin Ansa gestifteten Kloster Sirmione im Gardasee mit der Kirche San Salvatore vertreten war; vgl. Lomartire 2013. Weitere Beispiele finden sich in Kroatien.

41 Roth-Rubi 2013.

42 Sennhauser 2013, S. 90.



Abb. 11 Müstair, Westgiebel der Klosterkirche. *(Foto: Bernd Nicolai, 2024)*



Abb. 12 Müstair, Lage an den Passstrassen, an der N-S Verbindung via Bormio ins Langobardenreich. *(Aus: Gustin 2014, S. 37, nachbearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*



Abb. 13 Müstair, Klosterkirche, Ostansicht. *(Foto: Bernd Nicolai, 2024)*

des Wormser Joches (Umbrailpass) errichtet werden sollte, muss die weitere Diskussion zeigen. Architektonisch, aber auch im Hinblick auf seine anspruchsvolle malerische Ausstattung, stellt sich der Gesamtkomplex in eine antike, über das Langobardenreich vermittelte künstlerische Tradition.[43] Zu bedenken ist auch, dass ein Konvent in Müstair erstmals im Reichenauer Verbrüderungsbuch um 825 fassbar wird mit einer Grössenordnung von 32 Mönchen. Bei dem dort als verstorben bezeichneten ersten Abt wissen wir nicht, wann dieser amtiert hat. Möglicherweise ist für die Einrichtung eines Benediktinerkonvents die *Divisio* von 806 als entscheidender Initialpunkt zu sehen.[44]

Auf jeden Fall stellt Müstair als Gesamtkomplex für das ausgehende 8. Jahrhundert einen aussergewöhnlichen, an antiken Schemata orientierten Einzelfall dar. Mit seiner prachtvollen, als Marmorimitation gestalteten Schaufassade der Ostseite mit aufgemalten Ziegelrahmungen um die Fenster erschienen die Klosterkirche und der gesamte Klosterkomplex auf der einsamen Ebene des Val Müstair nicht nur höchst repräsentativ, sondern auch als eines der letzten Zeugnisse antiker Bau- und Raumkunst (Abb. 12 und 13).

43 Am Beispiel der malerischen Ausstattung in Müstair in Bezug zur Lombardei Mitchell 2018, S. 142f., S. 175–177.

44 Goll 2004; Sennhauser 1999; Sennhauser 2013; Neukom 2019, S. 105f.

Literatur

Augenti 2007: Andrea Augenti, The Palace of Theoderic in Ravenna. A new Analysis of the Complex. In: Luke Lavan/Lale Özgenel/Alexander Sarantis (Hrsg.), Housing in Late Antiquity. From Palaces to Shops (Leiden 2007), S. 425–453.

Barrado/Marti 2014: Lourdes Diego Barrado/Fernando Gatier Marti, Der Palast des Theoderich in Ravenna. In: Frank Pohle (Hrsg.), Karl der Grosse, Charlemagne. Orte der Macht. Essays (Aachen 2014), S. 122–129.

Brenk 2002: Beat Brenk, Zum Problem der Vierflügelanlage (Claustrum) in frühchristlichen und frühmittelalterlichen Klöstern. In: Peter Ochsenbein/Karl Schmuki (Hrsg.), Studien zum St. Galler Klosterplan 2. Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte 52 (St. Gallen 2002), S. 185–215.

Brogiolo 2014: Gian Pietro Brogiolo, Die Paläste der langobardischen Könige und Herzöge. In: Frank Pohle (Hrsg.), Karl der Große, Charlemagne. Orte der Macht. Essays (Aachen 2014), S. 130–139.

Caillet 2004: Jean-Pierre Caillet, Atrium, péristyle et cloître: des réalités si diverses? In: Peter K. Klein (Hrsg.), Der mittelalterliche Kreuzgang. Architektur, Funktion und Programm (Regensburg 2004), S. 57–65.

Cirelli 2015: Enrico Cirelli, Material Culture in Ravenna and its Hinterland between 8th and 10th Century. In: Veronica West-Harling (Hrsg.), Three Empires, Three Cities: Identity, Material Culture and Legitimacy in Venice, Ravenna and Rome, 750–1000 (Turnhout 2015), S. 101–132.

Dannheimer 2008: Hermann Dannheimer, Frauenwörth: Herzog Tassilos Kloster im Chiemsee. Abtei – Kirche – Torhalle (Weissenhorn 2008).

Dannheimer 2010: Hermann Dannheimer, Die Klöster auf den Chiemsee-Inseln. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Pfalz-Kloster-Klosterpfalz. St. Johann in Müstair. Historische und archäologische Fragen. Tagung 20.–22. September 2009 in Müstair. Berichte und Vorträge. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 2 (Zürich 2010), S. 127–138.

Decoeudres 2016: Georges Decoeudres, Karolingische Klosteranlagen im archäologischen Befund oder: Die Suche nach einer geeigneten Form. In: Jacobus Kaffanke (Hrsg.), Benedikt von Nursia und Benedikt von Aniane. Karl der Große und die Schaffung des «karolingischen Mönchtums» (Beuron 2016), S. 82–107.

Dora 2024: Cornel Dora, Der St. Galler Klosterplan: Ein Konzept der Reichenauer Mönche Reginbert und Walahfrid Strabo für den Gallus-Konvent. In: Welterbe des Mittelalters. 1300 Jahre Klosterinsel Reichenau (Petersberg 2024), S. 302–309.

Ehlers 2010: Caspar Ehlers, Der Terminus «Klosterpfalzen» neu bedacht. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Pfalz-Kloster-Klosterpfalz. St. Johann in Müstair. Historische und archäologische Fragen. Tagung 20.–22. September 2009 in Müstair. Berichte und Vorträge. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 2 (Zürich 2010), S. 63–80.

Ghiradini 1916: Gherado Ghiradini, Gli scavi del Palazzo di Teodorico a Ravenna. In: Monumenti antichi pubblicati per cura della Reale Accademia dei Lincei 24, 1916, Sp. 737–838.

Gleirscher 2016: Paul Gleirscher, Zur Gründung des Klosters St. Johann in Müstair (Graubünden). In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 32, 2016, S. 7–20.

Goll 2004: Jürg Goll, Karl der Große und das Kloster St. Johann in Müstair. In: Karl der Grosse und Europa, Symposium (Frankfurt am Main/Bern/Berlin 2004), S. 33–54.

Goll 2007: Jürg Goll, Die Wandbilder in Raum und Zeit. In: Jürg Goll/Matthias Exner/Susanne Hirsch (Hrsg.), Müstair. Die mittelalterlichen Wandbilder in der Klosterkirche (Zürich 2007), S. 47–74.

Goll 2013: Jürg Goll, Müstair, Architektur im Dienst von Glaube und Herrschaft. In: Markus Rieck/Jürg Goll/Georges Decoeudres (Hrsg.), Die Zeit Karls des Großen in der Schweiz (Zürich 2013), S. 57–65.

Heitmeier 2013: Irmtraut Heitmeier, Per Alpes Curiam – der rätische Straßenraum in der frühen Karolingerzeit – Annäherung an die Gründungsumstände des Klosters Müstair. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wandel und Konstanz zwischen Bodensee und Lombardei zur Zeit Karls des Grossen. Kloster St. Johann in Müstair und Churrätien. Tagung 13.–16. Juni 2012 in Müstair. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 3 (Zürich 2013), S. 143–176.

Herrin 2020: Judith Herrin, Ravenna: Capital of Empire, Crucible of Europe (London 2020).

Heyen 2005: Franz-Josef Heyen, Das St. Marienstift in (Trier)-Pfalzel. Das Erzbistum Trier 10. Germania Sacra NF 43 (Berlin/New York 2005).

Hugot 1978: Leo Hugot, Das Kloster Inda und der Klosterplan von St. Gallen. In: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 84/85, 1978, S. 473–498.

Jacobsen 1992: Werner Jacobsen, Der Klosterplan von St. Gallen und die karolingische Architektur. Entwicklung und Wandel von Form und Bedeutung im fränkischen Kirchenbau zwischen 751 und 840 (Berlin 1992).

Jacobsen 2004: Werner Jacobsen, Die Anfänge des abendländischen Kreuzganges. In: Peter K. Klein (Hrsg.), Der mittelalterliche Kreuzgang. Architektur, Funktion und Programm (Regensburg 2004), S. 37–56.

Jäggi 2013a: Carola Jäggi, Ravenna: Kunst und Kultur einer spätantiken Residenzstadt. Die Bauten und Mosaiken des 5. und 6. Jahrhunderts (Regensburg 2013).

Jäggi 2013b: Carola Jäggi, Spolien in Ravenna – Spolien aus Ravenna: Transformation einer Stadt von der Antike bis in die frühe Neuzeit. In: Stefan Altekamp/Carmen Marcks-Jacobs/Peter Seiler (Hrsg.), Perspektiven der Spolienforschung 1: Spoliierung und Transformation. Topoi – Berlin Studies of the Ancient World 15 (Berlin/Boston 2013), S. 287–330.

Jäggi 2023: Carola Jäggi, Otto der Große und Ravenna. In: Stephan Freund/Gabriele Köster/Matthias Puhle (Hrsg.), Des Kaisers letzte Reise. Höhepunkt und Ende der Herrschaft Ottos des Großen 973 und sein (Weiter-)Leben vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Halle 2023), S. 54–73.

Kaiser 2008: Reinold Kaiser, Churrätien im frühen Mittelalter: Ende 5. bis Mitte 10. Jahrhundert (Basel 2008).

Kleiner 2024a: Marlene Kleiner, Keine Gründung auf der grünen Wiese? Neue Thesen und offene Fragen zur Baugeschichte des Reichenauer Münsters. In: Wolfgang Zimmermann/Olaf Siart/Marvin Gedigk (Hrsg.), Die Klosterinsel Reichenau im Mittelalter. Geschichte – Kunst – Architektur (Regensburg 2024), S. 132–145.

Kleiner 2024b: Marlene Kleiner, Alte Forschungen neu entdeckt. Die Baugeschichte der Kirche St. Maria und Markus in Reichenau-Mittelzell birgt noch viele Geheimnisse. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 53, 2024, S. 254–257.
DOI: <https://doi.org/10.11588/nbdpfbw.2024.4.108095>, Zugriff: 06.01.2025.

Köpf 2023: Ulrich Köpf, Frühes Christentum im Vinschgau. Die religiöse Prägung einer Durchgangslandschaft (Tübingen 2023).

Lammers 2014: Dieter Lammers, Aktuelle archäologische Ergebnisse zur Gründungsgeschichte des Klosters Lorsch. In: Gründung im archäologischen Befund. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 27 (Paderborn 2014), S. 181–190. Online: <https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk/iek/forschung/lorsch_kloster.htm>, Zugriff: 06.01.2025.

Legler 1989: Rolf Legler, Der Kreuzgang, ein Bautypus des Mittelalters (Frankfurt am Main/Bern/New York u.a 1989).

Legler 2004: Rolf Legler, Der abendländische Klosterkreuzgang – Erfindung oder Tradition? In: Peter K. Klein (Hrsg.), Der mittelalterliche Kreuzgang. Architektur, Funktion und Programm (Regensburg 2004), S. 66–79.

Lomartire 2003: Saverio Lomartire, Reflessioni sulla diffusione del tipo «Dreiapsidensaalkirche» nell'architettura Lombarda dell'altomedioevo. In: Hortus Artium Medievalium 9, 2003, S. 417–431.

Lomartire 2013: Saverio Lomartire, Architettura e decorazione dell'altomedioevo in Italia settentrionale. Una svolta sotto Carlo Magno? In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wandel und Konstanz zwischen Bodensee und Lombardei zur Zeit Karls des Grossen. Kloster St. Johann in Müstair und Churrätien. Tagung 13.–16. Juni 2012 in Müstair. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 3 (Zürich 2013), S. 345–372.

Miller 2018: Maureen C. Miller, The Bishop's Palace: Architecture and Authority in Medieval Italy. Conjunctions of Religion and Power in the Medieval Past (Ithaca NY 2018).

Mitchell 2018: John Mitchell, St. Johann in Müsatir: The Painted Decoration in Context. In: John Mitchell (Hrsg.), Lombard Legacy: Cultural Strategies and the Visual Arts in Early Medieval Italy (London 2018), S. 140–184.

Neukom 2019: Hans Neukom, Der Westhof im Kloster St. Johann in Müstair. Archäologische Befunde im Wirtschaftshof bis 1500. Müstair Studien 1 (Regensburg 2019).

Nicolai 2019: Bernd Nicolai, In More Romano, Medieval Residences of the Holy Roman Empire. In: Lynda Mulvin/Nigel Westbrook (Hrsg.), Late Antique Palatine Architecture. Palaces and Palace Culture: Patterns of Transculturation. Architectural Crossroads: Studies in the History of Architecture 5,5 (Turnhout 2019), S. 165–183.

Oepen 2012: Alexis Oepen, Villa und christlicher Kult auf der Iberischen Halbinsel in Spätantike und Westgotenzeit. Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz, Reihe B: Studien und Perspektiven 35 (Wiesbaden 2012).

Prien 2017: Roland Prien, The Copy of an Empire? Charlemagne, the Carolingian Renaissance and Early-medieval Perceptions of Late Antiquity. In: Corinna Forberg/Philipp W. Stockhammer (Hrsg.), The Transformative Power of the Copy. A Transcultural and Interdisciplinary Approach. Heidelberg Studies on Transculturality 2 (Heidelberg 2017), S. 309–329.

Ranaldi/Novara 2014: Antonella Ranaldi/Paola Novara, Karl der Große, Ravenna und Aachen. In: Frank Pohle (Hrsg.), Karl der Grosse, Charlemagne. Orte der Macht. Essays (Aachen 2014), S. 114–120.

Roth-Rubi 2013: Katrin Roth-Rubi, Die Gründung des Kloster St. Johann in Müstair. Recapitulatio von Argumenten, mit einem Beitrag von Hans Rudolf Sennhauser und Bemerkungen von Heinz Dopsch. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wandel und Konstanz zwischen Bodensee und Lombardei zur Zeit Karls des Grossen. Kloster St. Johann in Müstair und Churrätien. Tagung 13.–16. Juni 2012 in Müstair. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 3 (Zürich 2013), S. 451–457.

Roth-Rubi 2024: Katrin Roth-Rubi, Fragmente der Chorschranken-Anlage [in Müstair]. In: Christof Paulus et al. (Hrsg.), Tassilo, Korbinian und der Bär. Bayern im frühen Mittelalter. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2024, Freising, 7. Mai–3. November 2024. Veröffentlichungen zur bayerischen Geschichte und Kultur 73 (Regensburg 2024), S. 220–223.

Schedl 2014: Barbara Schedl, Der Plan von St. Gallen. Ein Modell europäischer Klosterkultur (Wien et al. 2014).

Sennhauser 1996: Hans Rudolf Sennhauser, Funktionale Bestimmung von Trakten und Räumen der karolingischen Klosteranlage von Müstair: Skizze zum Stand der Überlegungen Februar 1996. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster. Internationales Symposium 26.9.–1.10.1995 in Zurzach und Müstair, im Zusammenhang mit den Untersuchungen im Kloster St. Johann zu Müstair. Acta 1 (Zürich 1996), S. 282–300.

Sennhauser 1999: Hans Rudolf Sennhauser, Kloster Müstair. Gründungszeit und Karlstradition. In: Rainer Loose/Lorenz Sönke (Hrsg.), König, Kirche, Adel. Herrschaftsstrukturen im mittleren Alpenraum und angrenzenden Gebieten (Lana 1999), S. 125–150.

Sennhauser 2008: Hans Rudolf Sennhauser, Monasteri del primo millennio nelle Alpi Svizzere. In: Flavia de Rubeis/Federico Marazzi (Hrsg.), Monasteri in Europa occidentale (secoli VIII-XI): topografia e strutture (Rom 2008), S. 43–65.

Sennhauser 2010: Hans Rudolf Sennhauser, St. Johann in Müstair als Klosterpfalz. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.) Pfalz-Kloster-Klosterpfalz. St. Johann in Müstair. Historische und archäologische Fragen. Tagung 20.–22. September 2009 in Müstair. Berichte und Vorträge. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 2 (Zürich 2010), S. 3–38.

Sennhauser 2013: Hans Rudolf Sennhauser, Bemerkungen zur Gründung und zur Frühgeschichte des Klosters St. Johann in Müstair. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wandel und Konstanz zwischen Bodensee und Lombardei zur Zeit Karls des Grossen. Kloster St. Johann in Müstair und Churrätien. Tagung 13.–16. Juni 2012 in Müstair. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 3 (Zürich 2013), S. 83–110.

Tremp 2016: Ernst Tremp, Der St. Galler Klosterplan und die Aachener Klosterreform. In: Jacobus Kaffanke (Hrsg.), Benedikt von Nursia und Benedikt von Aniane. Karl der Große und die Schaffung des «karolingischen Mönchtums» (Beuron 2016), S. 108–139.

Untermann 2001: Matthias Untermann, Die Archäologische Erforschung der Insel Reichenau. In: Klosterinsel Reichenau im Bodensee. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 8 (Stuttgart 2001), S. 157–171.

Untermann 2013: Matthias Untermann, Kirchenfamilien, Grossklöster, Cella: Schweizer Klöster im karolingischen Umfeld. In: Markus Rieck/Jürg Goll/Georges Decoeudres (Hrsg.): Die Zeit Karls des Großen in der Schweiz (Zürich 2013), S. 48–56.

Vorromanische Kirchenbauten 1966–1971: Vorromanische Kirchenbauten, bearbeitet von Friedrich Oswald u. a. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München 3 (München 1966–1971).

Vorromanische Kirchenbauten 1991: Vorromanische Kirchenbauten, Nachtragsband, bearbeitet von Werner Jacobsen u. a. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München 3 (München 1991).

Wyttenbach/Müller 1836: Johannes Hugo Wyttenbach/Michael Franz Joseph Müller (Hrsg.), Gesta Trevirorum, Bd. 1: Ab incunabilis mythicis historiae Trevirensis usque ad obitum archiepiscopi Arnoldi ab Isenburg anno 1259, Trier 1836.

Zotz 2010: Thomas Zotz, Was ist eine Pfalz? Voraussetzungen, Bedürfnisse, Möglichkeiten. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Pfalz-Kloster-Klosterpfalz. St. Johann in Müstair. Historische und archäologische Fragen. Tagung 20.–22. September 2009 in Müstair. Berichte und Vorträge. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 2 (Zürich 2010), S. 55–62.

KRISTINA KRÜGER

Die Lokalisierung des Frauenkonvents in der Klosteranlage von Müstair: Vergleich praktischer Notwendigkeiten und archäologischer Befunde

Einführung

Das Kloster Müstair, das seit dem 8. Jahrhundert bestand, gehört zu den am besten durch archäologische Grabungen dokumentierten Klosteranlagen des frühen und hohen Mittelalters.[1] Gleichzeitig ist es in den ersten Jahrhunderten aber nur durch wenige Textquellen belegt, die es im 9. Jahrhundert als einen Männerkonvent, im 12. Jahrhundert dagegen als ein Frauenkloster ausweisen.[2] Wann und wie der Wechsel stattfand, ist unbekannt. Dies legt die Frage nahe, ob sich der Konventswechsel im archäologischen Befund abbildet und die Archäologie helfen kann, ihn zeitlich zu fassen und damit auch seine historischen Umstände zu situieren. Die folgenden Ausführungen verstehen sich in diesem Sinne als Versuch, anhand eines wichtigen Teilbereichs dieser Frage – der nach dem Ort des Frauenkonvents innerhalb der Klosteranlage – die Aussagekraft der (bau-)archäologischen Befunde bzw. der erhaltenen Bauteile aus dem frühen Hochmittelalter zu überprüfen.

Hinsichtlich der guten Dokumentation der Klosteranlage sind zwei Einschränkungen zu machen. Zum einen ist die Klosterkirche, die dendrochronologisch durch ein Giebelholz des Dachwerks in die Jahre vor 775 datiert ist,[3] bisher nur in Randbereichen durch die Grabungen erfasst worden und Bauuntersuchungen am aufgehenden Mauerwerk aufgrund von Wandmalereien und originalem Außenputz in weiten Teilen entzogen. Gesicherte Aussagen zum Ort des Konventschors vor dem 15. Jahrhundert lassen sich daher weder für die Männer noch für die Frauen treffen.[4] Zum anderen hat sich die wissenschaftliche Publikation der Ausgrabungen bisher auf die Randbereiche, den Bereich nördlich des Klosters und den Wirtschaftshof beschränkt.[5] Inzwischen sind auch zum Kernbereich des Klosters, der Konventsanlage, Publikationen für die früh- und hochmittelalterlichen Phasen in Arbeit; erschienen sind dazu bisher nur Vorberichte.[6]

In einem ersten eingehenderen Vorbericht über das karolingische Kloster stellte der langjährige Grabungsleiter Hans-Rudolf Sennhauser 1996 die Konventsanlage vor und nahm zugleich eine Zuordnung der Funktionen der einzelnen Bauteile vor, die er als «Stand der Überlegungen» bezeichnete.[7]

Die im späteren 8. Jahrhundert errichtete Klosteranlage stellte ein rechteckiges Gebäudegeviert dar, angeordnet um einen weiten Innenhof, mit der Klosterkirche in Nordosten und der 785/788 dendrodatierten Heiligkreuzkapelle[8] unmittelbar außerhalb des Gevierts im Südosten (Abb. 1). Die Gebäudeflügel waren von unterschiedlicher Breite, Ost- (7,5–8 m) und Südflügel (8,5–9 m) deutlich schmaler als West- (14–15 m) und Nordflügel (ca. 16 m). Treppen zeigen, dass zumindest Süd- und Ostflügel, möglicherweise sogar alle Flügel ein Obergeschoss hatten. Diese Anlage wurde nach einem Brand in der ersten Hälfte des 10. Jahrhundert (wohl um 925) wiederhergestellt und durch einen Wohnturm nördlich der Kirche erweitert, den spätmittelalterlich überformten sogenannten «Plantaturm», dessen hölzerne Zuganker im Mauerinneren 958/960 datiert sind.[9] Nach einem zweiten Brand kurz vor 1020 wurden die karolingischen Klostergebäude – abgesehen von punktuellen Übernahmen und Weiterverwendung von Teilen des Ostflügels – durch eine neue Hofanlage im Norden ersetzt, die den karolingischen Nordflügel überbaute.

Nach Sennhauser befanden sich im Ostflügel der karolingischen Anlage die Arbeits- und Aufenthaltsräume des Konvents sowie im Obergeschoss das Dormitorium, im Südflügel Wirtschaftsräume und im Westflügel der Gästetrakt des Klosters. Den breiten Nordflügel deutete er als

1 Dazu und zu den Untersuchungen am aufgehenden Mauerwerk siehe *Jahresberichte des Archäologischen Dienstes und der Denkmalpflege Graubünden* 1997–2009 und *Archäologie Graubünden* 1–5, 2013–2023.

2 Siehe dazu bereits Sidler 1906; zur Geschichte des Konvents seitdem v. a. Mülwler/Büttner 1956; Müller 1982; *Helvetia Sacra* III/1, S. 1882–1911; Ackermann 2014.

3 Hurni/Orcel/Tercier 2007, S. 111.

4 Aus diesem Grund stellt auch die Rekonstruktion der karolingischen Chorschrankenanlage durch Katrin Roth-Rubi 2015 anhand der erhaltenen Marmorfragmente eine noch durch Grabungen zu verifizierende Hypothese dar.

5 Boschetti-Maradi 2005; Neukom 2019; Goll/Tscholl 2019.

6 Die karolingische Klosterbauphase wurde von Hans Neukom bearbeitet, zeitweise in Zusammenarbeit mit und Jürg Goll (s.a. ihre Beiträge in diesem Band), die hochmittelalterliche Neu- und Umbauphase wird von der Autorin des vorliegenden Beitrags bearbeitet, s.u.

7 Vgl. Sennhauser 1996a.

8 Hurni/Orcel/Tercier 2007, S. 112; Wacker et al. 2014.

9 Hurni/Orcel/Tercier 2007, S. 113.

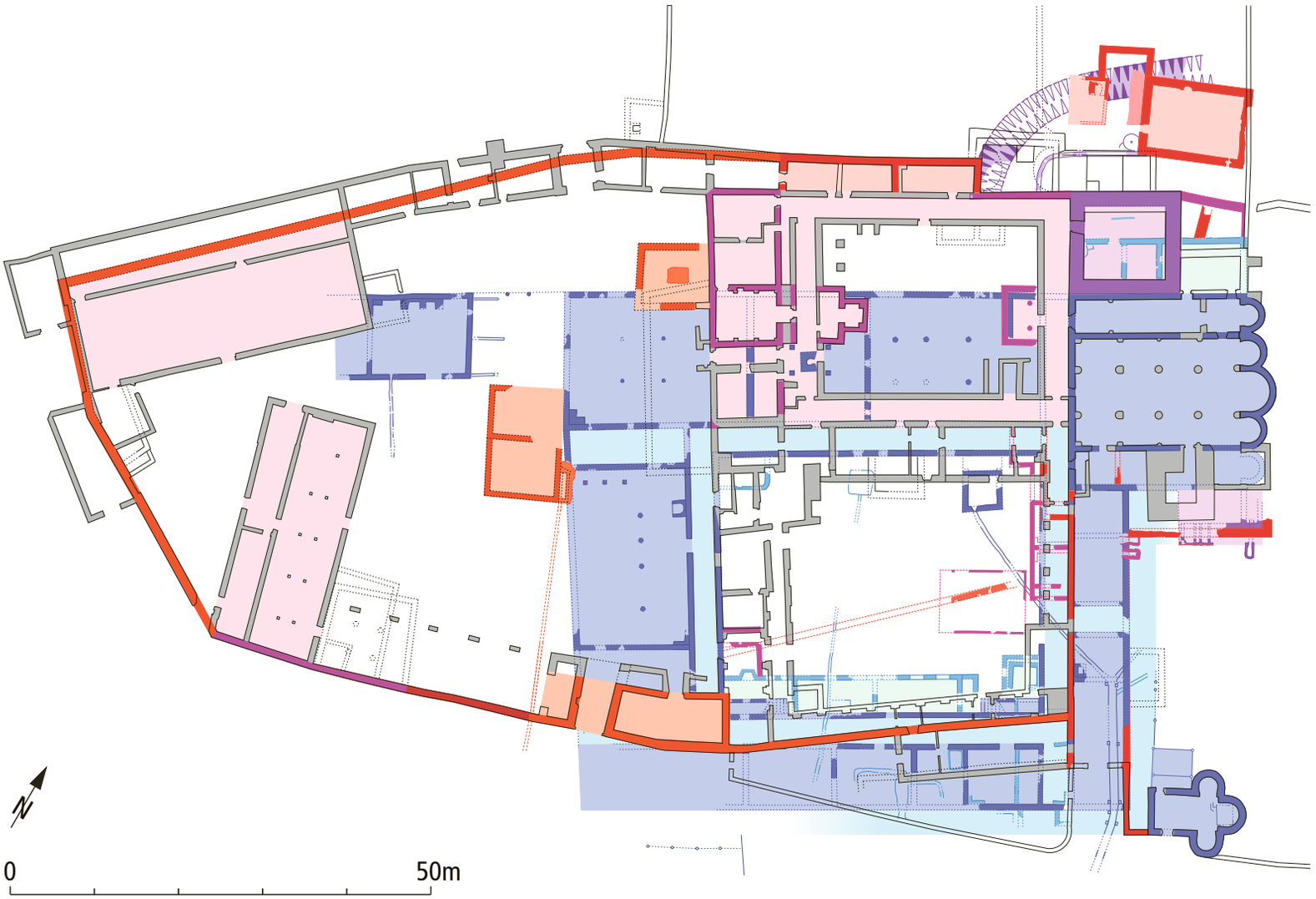


Abb. 1 Müstair, Grundriss der Klosteranlage mit Bauphasen nach Goll/Neukom: grau = bestehende Bauten; blau = karolingisch; lila = um 960; pink = nach 1020; rot/orange = um oder nach Mitte 12. Jahrhundert.
(© Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter, Zurzach)

Residenz des Abtes sowie des Bischofs von Chur, wenn dieser im Kloster weilte, und sprach ihn als «Klosterpfalz» an.[10] An seine Stelle sei nach 1020 der nördliche Klosterhof als neue Bischofsresidenz getreten. Nach der Umwandlung des Klosters in einen Frauenkonvent habe der Bischof seine Wohnung zunächst in den Plantaturm verlegt und dann nördlich davon eine neue Bischofspfalz errichtet, den sogenannten «Eginobau».[11] Sennhauser nahm seitdem keine Modifizierung seiner Funktionszuordnungen vor und wies darüber hinaus jede alternative Interpretation – wie Jürg Golls Vorschlag, die Räume für die vornehmen Gäste im Südflügel zu verorten – umgehend zurück, so dass die ‹Überlegungen› zur Klosteranlage heute im Wesentlichen noch auf dem Stand von 1996 verharren.[12]

Im Folgenden werde ich die Bedingungen für einen Männer- oder Frauenkonvent in Müstair nicht anhand von Regeltexten oder anderen nor-

10 Sennhauser 1996a, S. 288–291; Sennhauser 2010a, S. 7; s.a. Sennhauser 2002 und Sennhauser 2010b.

11 Sennhauser 1996a, S. 291–292; Sennhauser 2010a.

12 Vgl. Goll 2013, S. 58–60, und Sennhauser 2013; s.a. Ataoguz 2007 und Sennhauser 2010b.

mativen oder deskriptiven Quellen zum monastischen Leben diskutieren, da derartige Texte im Einzelfall kaum zu eindeutigen Ergebnissen führen.[13] Stattdessen möchte ich mich allein auf die konkrete Situation in Müstair konzentrieren und fragen, wo innerhalb der Klosteranlage des 11./12. Jahrhunderts die baulichen Anforderungen für die Unterbringung eines Frauenkonvents erfüllt gewesen wären.

Dabei gehe ich von einer grundsätzlichen Annahme aus: Noch wichtiger als bei einem Männerkonvent ist für einen Frauenkonvent die Möglichkeit zur Einrichtung eines abgeschlossenen Klausurbereichs. Damit ist gemeint, dass, wie auch immer die konkrete Umsetzung der Klausurbestimmungen im Einzelfall ausgesehen haben mag, davon auszugehen ist, dass die Klostergebäude die Möglichkeit geboten haben müssen, eine den Anforderungen der benediktinischen Regel entsprechende Klausur einzurichten. Da auch ein Frauenkonvent Kontakte zu seiner Umwelt unterhält (insbesondere durch die Äbtissin, die das Kloster repräsentiert, Rechtsgeschäfte tätigt und Gäste empfängt) und auch eine benediktinische Frauenklosterkirche zu bestimmten Zeiten und Anlässen für Laien zugänglich ist, bedeutet dies, dass Architektur und Raumanordnung diesen zum Teil gegensätzlichen Anforderungen Rechnung tragen müssen. Dabei gibt es eine Grundregel, die zwar nicht nur für Frauenkonvente gilt, bei diesen aber entschieden höhere Relevanz hat: Klausur und Klosterräume liegen stets auf der vom Publikumsverkehr – und bei Frauenklöstern auch von Ansiedlungen – abgewandten Seite des Klosters.[14]

Im Folgenden sollen drei verschiedene Bereiche in der Müstairer Klosteranlage des 11. Jahrhunderts als mögliche Orte des Frauenkonvents vorgestellt und – im Sinne einer experimentellen Versuchsanordnung – anhand der jeweils gleichen Fragen und Kriterien miteinander verglichen werden. Grundlage meiner Ausführungen ist die Durchsicht der Befunde zu den Neubauten und Instandsetzungen in Müstair nach dem Klosterbrand vor 1020, die ich derzeit im Rahmen eines Schweizer Nationalfonds Projekts zur Publikation der Grabungsbefunde eben dieser hochmittelalterlichen Klosteranlage vornehme. Es handelt sich um einen ersten Schritt und – insbesondere, was zahlreiche Befunddetails angeht – noch nicht um eine abschließende Einordnung.

Mangels der oben erwähnten Untersuchungen in der Kirche gibt es keine Befunde zum Ort des Frauenchors. Auch Anhaltspunkte für eine Westempore schon vor dem 15. Jahrhundert fehlen. Für meine Überlegungen gehe ich von einem Konventschor im Ostteil der Kirche vor den Stufen zum Sanktuarium aus, analog zu dem für die Männer vermuteten Chorstandort.

Mögliche Orte des Frauenkonvents

Der Westtrakt des Nordhofs

Der Westtrakt wurde nach dem Brand vor 1020 errichtet und ist durch mehrere *in situ* befindliche Hölzer auf 1035 dendrodatiert.[15] Sowohl der axiale Vorbau am Westtrakt, der nachträglich zur Ulrichskapelle umgebaut wurde, als auch der ihm gegenüberliegende Vorbau am Ostgang sind genau neben den Fundamenten der Nordmauer N001 des karolingischen Konvents und seinen N-S-Mauern N002 und N239 eingetieft worden. Sie setzen also den Abbruch der karolingischen Mauern und damit des Nordflügels der karolingischen Konventsanlage zwingend voraus (Abb. 2).

Die frühromanischen Nordhofmauern, die von Biforien durchbrochen waren, wurden nach einem Brand 1499 in weiten Teilen durch einen Neubau ersetzt. Außer im Westtrakt, wo Reste des

[13] Vgl. Ellger 2003 zur Aachener *Institutio sanctimonialium* von 816 und Frauenstiften im Frühmittelalter; Jäggi 2006, bes. S. 15–16 und S. 185–246, zu spätmittelalterlichen Frauenklöstern von Klarissen und Dominikanerinnen.

[14] Vgl. dazu die Untersuchung von Schumacher 1989 über die norddeutschen Frauenklöster; ebenso Mohn 2006, S. 66, die zu demselben Ergebnis kommt.

[15] Hurni/Orcel/Tercier 2007, S. 114–116; Goll/Tscholl 2019, S. 130. Siehe auch N203 in TB 149, S. 151, S. 195 (Balkendecke EG/OG); N204 in TB 149, S. 124–127, S. 178, S. 195 (Türlaibung 1. OG mit Waldkante).

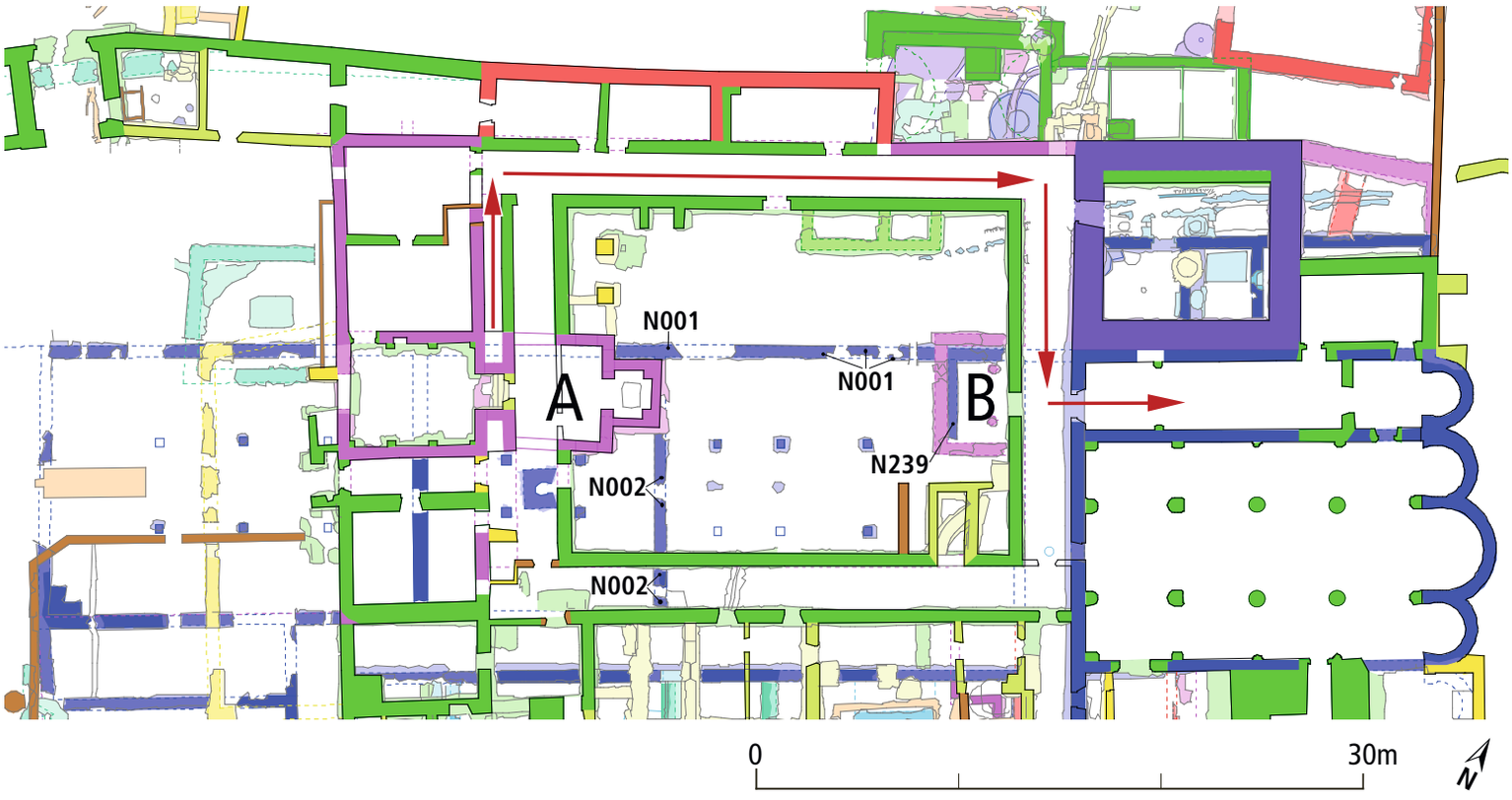


Abb. 2 Müstair, Plan der archäologischen Befunde mit Positionsnummern und Bauphasen: Ausschnitt Nordhof mit zitierten Positionsnummern, Vorbau am Westtrakt (A), Vorbau am Ostgang (B) und Weg des Frauenkonvents in die Kirche (rote Pfeile). *(Vorlage: Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter, Zurzach, ergänzt durch Kristina Krüger, umgesetzt von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

11. Jahrhunderts im aufgehenden Mauerwerk erhalten sind, sind sie nur durch Fundamente nachgewiesen, doch ist dieser Nachweis schlüssig: an der Existenz des Nordhofs schon im 11. Jahrhundert besteht daher kein Zweifel.[16]

Verbindungen zum ehemaligen karolingischen Klosterhof im Süden, der durch den Brand vor 1020 stark betroffen wurde, sind nicht nachgewiesen, abgesehen eines mutmasslichen Durchgangs vor der Kirchenfassade in der Verlängerung des karolingischen Ostkorridors. Dort läuft der Verputz G509 an der Westwand der Kirche hinter der spätgotischen Südflügelmauer N280 durch.[17]

In der ersten Phase des Nordhofs existierten im Norden und Süden keine äußeren Anbauten an den Nordhofmauern. Der Anbau einer Raumflucht auf der Nordseite mit den Mauern P007 und P410, die sich bis zur Westfassade des Westtrakts erstreckt, wurde ausweislich eines dendrodatierten Fensterrahmens erst nach 1154 vorgenommen, fand also gleichzeitig mit oder kurz nach der durch Urkunden von 1157 und 1163 bezeugten Einrichtung des Frauenkonvents statt.[18]

Der Westtrakt bestand aus einem zentralen Turmbau, der die seitlich anschließenden zweigeschossigen Flügel überragte. Der repräsentative

16 Goll/Tscholl 2019, S. 137 mit Abb. 79.

17 Zu G509 siehe TB 76, S. 277–279, TB 180, S. 21, S. 68, S. 70.

18 BUB I, n° 337 (1157: Bestätigung der Klosterreform ohne explizite Nennung des Frauenkonvents) und n° 349 (1163: Besitzübertragungen an die Äbtissin und die Nonnen von St. Johann in Müstair). – Der *in situ* erhaltene, originale Rahmen des Schlitzfensters N749 im Keller 17 ist dendrodatiert «nach 1154», siehe TB 149, S. 163, S. 197–198.



Abb. 3 Müstair, Westtrakt: Grundriss und Fassade des heutigen Zustands mit Markierung der Bauteile des 11. Jahrhunderts *(nach Goll/Tscholl 2019, Abb. 79)*

Eingangsbereich im Erdgeschoss des Mittelturms, der axial auf das Kirchenportal im Nordannex ausgerichtet war, wurde früh zugunsten einer einfachen Tür südlich davon aufgegeben. Beiderseits des Turmraums mit westlichem Eingang und östlichem Durchgang zum Klosterhof befand sich ursprünglich je ein großer Raum (Abb. 3). Dieselbe Anordnung mit Turmraum in der Mitte und großen seitlichen Räumen wiederholte sich im Obergeschoss. Im zweiten Obergeschoss gab es nur noch das abschließende Turmfreigeschoss in der Mitte.[19] Östlich des Turmraums führte eine zweiflügelige Treppe ins Obergeschoss; ihre ursprünglich symmetrische Anlage ist heute durch Umbauten verändert. Daran schloss sich nach Osten die zwischen 1035 und 1070 geweihte Nikolauskapelle an. Die darunter im Erdgeschoss gelegene Ulrichskapelle, in der Weihinschrift nicht erwähnt, ist zwischen 1163 und 1170 zuerst bezeugt (Abb. 4).[20]

Der Weg zur Kirche (Abb. 2)

Die Räume im Westtrakt befinden sich innerhalb des Nordhofs in der weitest möglichen Entfernung von der Kirche. Geht man den Befunden entsprechend von einem eingeschossigen Gang aus, der den Nordhof umzieht (wegen der Biforien zum Hof in der Dokumentation auch als «Kreuzgang» bezeichnet), so führte der Weg von den im Obergeschoss zu vermutenden Wohn- und Schlafräumen über die Treppe ins Erdgeschoss und durch den nördlichen oder südlichen Gang in den östlichen Gang und von dort zum Portal im Nordannex der Kirche, dem einzigen klosterseitigen Kirchenzugang. Dieser ganze Bereich, also der gesamte Nordhof, hätte demgemäß die Frauenklausur ohne Zugang für Klosterfremde dargestellt.

Eine den ganzen Nordhof umfassende Klausur ist jedoch unwahrscheinlich. Denn der Eingang zum nördlichen Klosterhof im Erdgeschoss des Turms war der ausgewiesene Hauptzugang zum Nordhof – der einzige, der nicht durch andere Räume oder durch eine für die Klosterwirtschaft genutzte Zone führte, sondern ursprünglich durch den Hof auf geradem Weg zum westlichen Kircheneingang. Außerdem führte er direkt zu den beiden Kapellen im Westtrakt, wohin Priester zwecks Messzelebration gelangen mussten. Auch dürfte zumindest die Ende des 12. Jahrhunderts repräsentativ ausgestattete Ulrichskapelle im Erdgeschoss zu bestimmten Anlässen für klosterfremde Besucher zugänglich gewesen sein, denn in ihrem Vorraum und in den ehemals offenen Rundbogennischen unter den Treppenläufen zum Obergeschoss wurden Bestattungen von mindestens zwölf Männern und drei Frauen aufgedeckt, wovon die ältesten aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammen.[21] Zwei der Toten sind durch Gewandreste als Kleriker ausgewiesen. Neben den im Kloster amtierenden Priestern könnte es sich um privilegierte Mitglieder aus dem Kreis der laikalen Förderer des Konvents handeln. Abgesehen von der Nutzung für Bestattungen hätte sich der Kapellenvorraum, der eine rechteckige Erweiterung der Westgalerie des Nordhofs darstellt, nach der Übertragung des Westtrakts an den Frauenkonvent auch für den Empfang von Gästen durch die Äbtissin geeignet (Abb. 5).

Demzufolge ist anzunehmen, dass sich die Frauenklausur auf einen Teilbereich des Nordhofs beschränkte, und zwar auf den nördlichen: Dafür sprechen zum einen die Erweiterungsbauten auf der Nordseite ab Mitte des 12. Jahrhunderts und zum anderen ein repräsentativer, mit Wandmalereien ausgeschmückter Raum, der ursprünglich den ganzen Nordteil des Westtrakt-Erdgeschosses einnahm (den sogenannten Norpertsaal), bestehend aus den heutigen Räumen 21 (mit Wandmalereien) und 20. In ihm wird das Refektorium des Frauenklosters vermutet.[22] Die Klausur hätte also im Westtrakt den Nordteil des Erdgeschosses, den nördlichen Treppenlauf und das ganze Obergeschoss umfasst, außerdem den nordseitigen Gang des Nordhofs und den nördlichen Teil des östlichen Gangs bis zum Kircheneingang im Nordannex (Abb. 2–3).

Als Weg des Frauenkonvents zur Kirche wäre dann allein der Nordgang anzunehmen. Eine derart begrenzte Klausur wäre zwar theoretisch

19 Goll 2018, S. 85–86; Goll/Tscholl 2019, S. 130–131 mit Abb. 76 und 79.

20 BUB I, n° 375 (vor 1170); Goll 2015, S. 107–110. Da die Ulrichskapelle den Unterbau des Altarraums der Nikolauskapelle darstellt, geht Goll 2018, S. 86–88, von der Planung einer «Doppelkapelle» aus, auch wenn die Außenmauern zwischen den Pfeilern im Erdgeschoss erst in einem zweiten Schritt eingezogen wurden; siehe auch Goll/Tscholl 2019, S. 130.

21 Vgl. Rast-Eicher 2005; Hotz 2007, S. 126f., S. 131.

22 Weber 2007, S. 30f.; Goll 2017, S. 89.



Abb. 4 Müstair, Nordhof: Blick auf den Westflügel mit Nikolaus- und Ulrichskapelle. *(© Foto: Christian Freigang)*



Abb. 5 Müstair, Nordhof: Blick in den Vorraum der Ulrichskapelle und den Nordteil des Westgangs.
(Foto: Ralf Feiner, © Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)

möglich, aber in der Praxis problematisch: Aufgrund der nächtlichen Offizien würde die große Entfernung von der Kirche gerade der Räume im Obergeschoss des Westtrakts, die als einzige für das Dormitorium in Frage kommen, eine nicht nur für Frauenklöster ungewöhnliche Situation darstellen. Der zeitnahe Anbau von Räumen auf der Nordseite wäre in dieser Perspektive am ehesten als ‹Annäherung› der Wohn- und Schlafräume an die Kirche zu interpretieren.

Latrine, *Abort*, *Waschmöglichkeit* (Abb. 6)
Ein bauzeitlicher Abort oder eine kleine Latrine könnte am Westende der Nordmauer N581 im Obergeschoss des Westtrakts existiert haben, wo sich die originale Tür N668 von 1035 befindet und Zungenmauern (N672, N996) anschließen. Vielleicht gab es auch einen Abort in der Nordmauer der nach 1154 errichteten Nordtrakträume, doch ist ein solcher erst für das Spätmittelalter nachgewiesen.

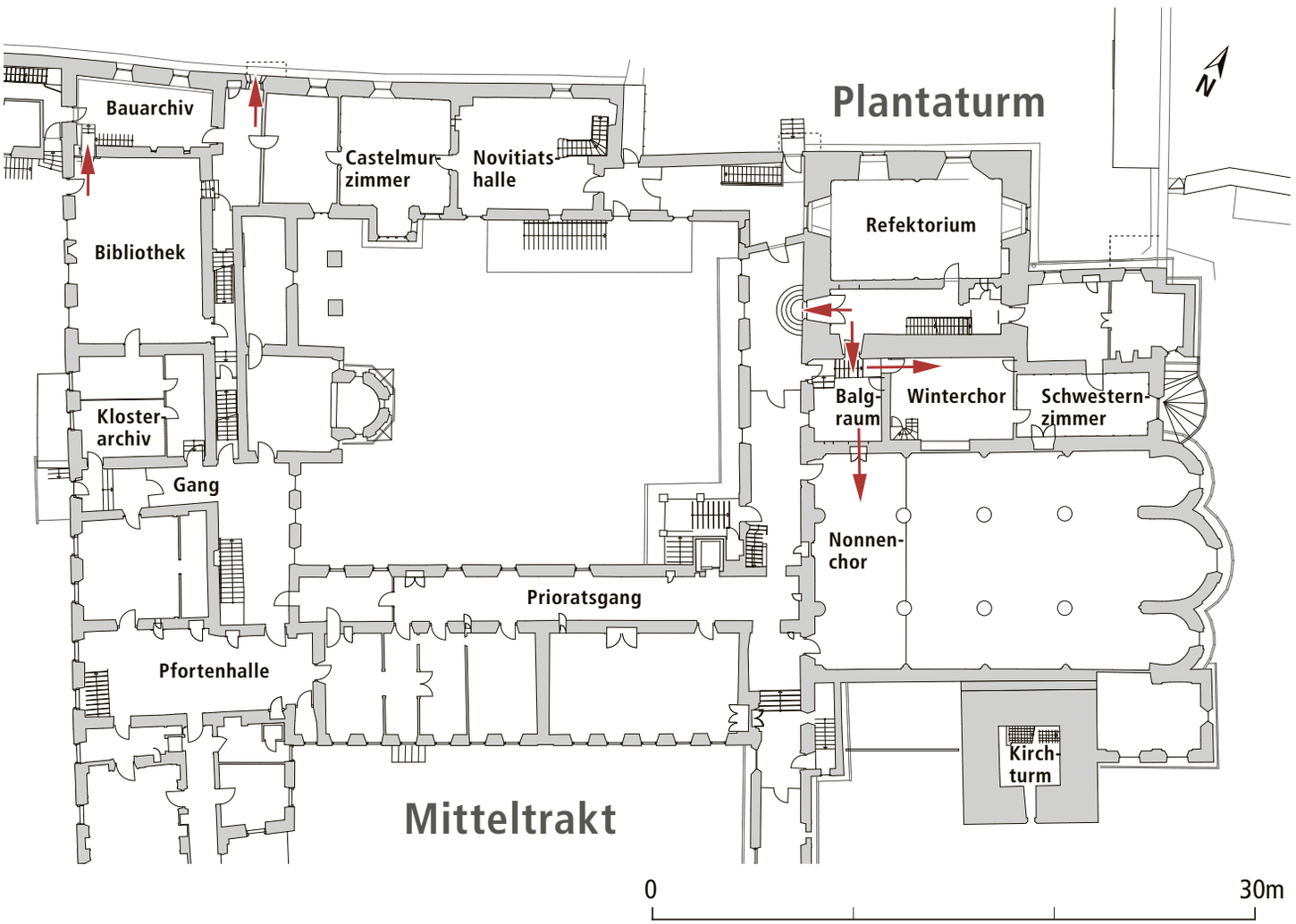


Abb. 6 Müstair, Raumplan des ersten Obergeschosses, Ausschnitt Nordhof und Plantaturm; die roten Pfeile bezeichnen ehemalige Aborte im West- und Nordtrakt und Türen im Plantaturm. *(Vorlage: Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter, Zurzach, ergänzt durch Kristina Krüger, umgesetzt von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

Eine Waschmöglichkeit mit fließendem Wasser ist bisher archäologisch nicht belegt. Da die Wasserzuleitungen ins Kloster aber immer von Norden kamen, ist die ursprüngliche Existenz einer Wasserleitung in den Bereich des Westtrakts zur Frischwasserversorgung auf jeden Fall anzunehmen.[23] So ist eine Vorgängerleitung der bis heute bestehenden Wasserleitung, die den Trog im Wirtschaftshof (Westhof) versorgt, indirekt durch die Küche W900 (s. u.) nachgewiesen. Ein Abzweig von dieser Leitung oder einer anderen Zuleitung von Norden her in den Bereich des Westtrakts hätte keinerlei Problem dargestellt und ist daher auch ohne formalen Nachweis zu postulieren.

Küche (Abb. 2–3)
Nach der Aufgabe des Eingangs im Mittelturm nach dem Brand von 1499 wurde im südlich anschließenden, großen Raum ein Durchgang abgetrennt – der bis heute bestehende «Pfortengang» (Raum 29). Im Südteil des ehemaligen großen Raums südlich des Mittelturms (Raum 30) wurde eine Küche eingerichtet.[24] Der Herd an der Ostwand ist erst spätmittelalterlich. Befunde für eine frühere Herdstelle im noch ungeteilten Raum schon im 11. oder 12. Jahrhundert fehlen. Dafür wurde im Wirtschaftshof vor der Fassade des Westtrakts nachträglich ein Anbau mit einem großen, zentralen Herd, Wasserzufluss und einer Abfallgrube in der NW-Ecke errichtet.[25] Zu diesem Anbau W900 gibt es keine datierenden Befunde. Relativchronologisch ist er ins 12. oder 13. Jahrhundert einzuordnen. Es ist die älteste im Bereich des Westtrakts nachgewiesene Küche. Der Anbau setzte jedoch zwei der Schlitzfenster des großen Raums im Nordteil des Westtrakts zu, der als vermutliches Refektorium angesprochen wird. Dies ist besonders befremdlich, weil der Raum in einer zweiten Ausstattungsphase, vermutlich in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, mit szenischen Wandmalereien versehen wurde – darunter eine Himmelfahrtsdarstellung, die Maria in prominenter Position unter den Jüngern zeigt und die man durchaus als Hinweis auf eine repräsentative Funktion des Raums innerhalb des Frauenkonvents ansehen kann.[26] Diese Wandmalereien befinden sich an der südlichen Raumwand und werden durch den Küchenanbau, der die beiden südlichen Fenster zusetzt, substantiell verdunkelt und in ihrer Sichtbarkeit bzw. Lesbarkeit eingeschränkt.

Zwischenergebnis
Der Westtrakt des nach 1020 errichteten Nordhofs, dessen Übergabe an den Frauenkonvent aufgrund der Schenkungsurkunde Bischof Eginos von vor 1170 stets angenommen wurde, ist als Ort für die Unterbringung der Klosterfrauen und die Einrichtung einer Klausur zwar möglich, aber aufgrund der Entfernung von der Kirche der allgemeinen monastischen Praxis diametral entgegengesetzt. Der baldige Anbau von Klosterräumen auf der Nordseite könnte diesem Problem Rechnung getragen haben. Als vorübergehende Abhilfe wäre auch eine Nutzung der Nikolauskapelle für die Horen in der Nacht und am frühen Morgen denkbar, sofern eine relativ geringe Zahl von Schwestern dies erlaubte. Darüber hinaus stellt die Beeinträchtigung des vermuteten Refektoriums durch den Anbau der Küche eine weitere Ungereimtheit dar. Die für eine geschlossene Klausur nötige Abtrennung des zentralen Zugangs im Turmraum und des Vorraums der Ulrichskapelle vom Nordteil des Westgangs mit der Nordtreppe zum Obergeschoss hätte durch eine Trennwand aus Holz vollzogen werden können, ohne erkennbare Spuren zu hinterlassen. Auch dies würde jedoch eine außergewöhnliche, der vorgegebenen Bausituation geschuldete Maßnahme darstellen.

23 Zu den Wasserläufen und Zuleitungen im Bereich des Klosters s. Schlegel et al. 2021, S. 7–9 und fig. 5.

24 Siehe dazu Goll/Tscholl 2019, S. 134.

25 Siehe TB 203, S. 144, S. 148.

26 Weber 2007, S. 21 f., S. 25 f., S. 31; Goll 2017, S. 89.

Der Ostflügel des Südhofs

Die Situation nach dem Brand vor 1020 (Abb. 1)
Der Brand betraf die ganze karolingische Klosteranlage mit Ausnahme der Kirche und des Plantaturms. Er zerstörte den Nordflügel und zumindest Teile des Westflügels sowie den Südflügel, die alle nicht wieder aufgebaut wurden. Außerdem betraf er den Ostflügel, dessen Südteil ebenso wie die hölzerne Galerie an der Ostseite ebenfalls zerstört wurden. Die Heiligkreuzkapelle wurde in Mitleidenschaft gezogen, die Westhälfte ihrer Geschossdecke musste erneuert werden; diese erneuerten Balken liefern die dendrochronologische Datierung des Brandes vor dem Winter 1019/20.[27]

Während die Latrine in der Südhälfte des Ostflügels nicht wiederhergestellt wurde, wurde der weniger betroffene Nordteil des Ostflügels offenbar instandgesetzt (Abb. 7): Die beiden Räume K422 und K370 sind die einzigen, die keine starken Brandspuren aufweisen, und die Westmauer G508 des Ostflügels ist im Norden viel höher erhalten als im Süden.[28] Anstelle des Ostkorridors

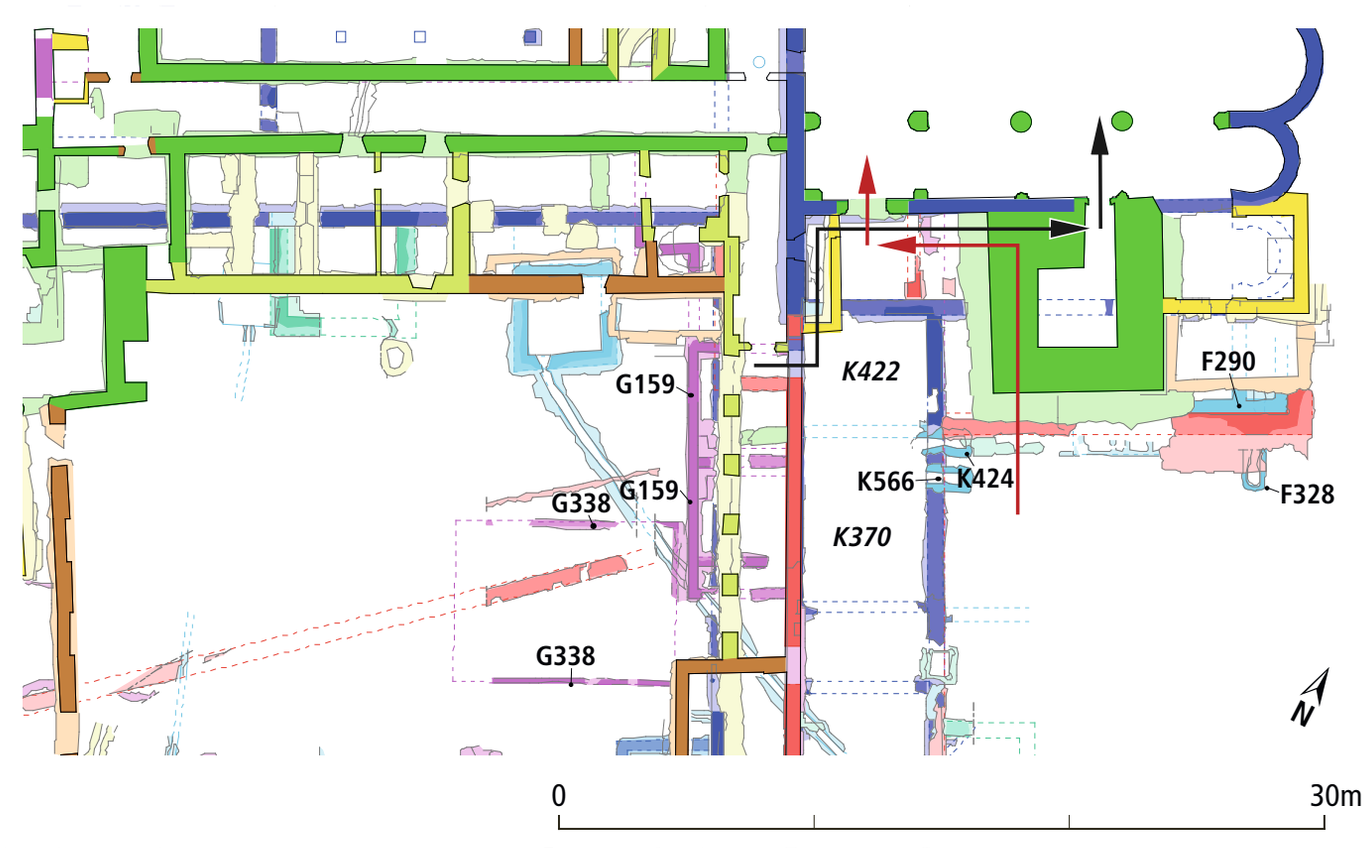


Abb. 7 Müstair, Plan der archäologischen Befunde mit Positionsnummern und Bauphasen: Bereich ehem. karolingischer Ostflügel mit zitierten Positionsnummern und Zugangswegen zur Kirche: schwarzer Pfeil = Weg für Klosterangehörige, roter Pfeil = Weg für Laien. *(Vorlage: Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter, Zurzach, ergänzt durch Kristina Krüger, umgesetzt von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

27 Zur Datierung s.o. Anm. 8; zum Brand Goll in Goll/Exner/Hirsch 2007, S. 49; Goll 2013, S. 64.

28 Siehe TB 122, S. 143.

des Südhofs wurde an diese Westmauer ein neues Gebäude G159 angebaut, das sich nach Norden bis zur Südmauer des neuen Nordhofs erstreckte. Westlich davon und südlich darüber hinausreichend wurde ein weiteres Gebäude G338, offensichtlich ein Holzbau auf Steinschwellen, im Inneren des ehemaligen karolingischen Klosterhofs errichtet.[29] Auch der Anbau F290 am Südannex der Kirche überstand den Brand.[30]

Der an die Kirche südlich anschließende Teil des Ostflügels, der Anbau am Südannex, die Erweiterungen nach Westen (G159 und G338) sowie die über dem Ostflügel sicher und dem Südanbau eventuell vorhandenen Obergeschosse boten für die Unterbringung eines Konvents grundsätzlich ausreichende Räumlichkeiten. Es fehlen jedoch Befunde für eine Küche (Herd oder Backofen, Küchenabfälle) oder erneuerte bzw. instandgesetzte Wasserleitungen im gesamten Bereich südlich der Kirche. Auch die drei Abflussschächte K424, K566 und F328[31] deuten weder auf fließendes Wasser noch auf eine Küchennutzung hin. Alle drei Abflüsse waren sichtlich für größere Wassermengen bestimmt, anders als die schmalen Sickerausgüsse für das Waschen liturgischer Geräte. Statt um einen Sakristeiausguss handelte es sich bei F328 offenbar um einen Abfluss für einen Wasch- und Toilettenraum von gehobener Ausstattung (Putz mit Farbe); der zugehörige Raumkomplex F290 könnte also die Wohnung eines Amtsträgers oder ein Gästeappartement dargestellt haben. Eine ähnliche Funktion ist für Raum K370 im Ostflügel zu vermuten, wo der Abfluss sogar erneuert wurde.[32] Die Abflussschächte sprechen jedenfalls gegen eine Nutzung von K370 als Versammlungsraum, gemeinschaftlicher Aufenthaltsraum oder Speisesaal. Mit anderen Worten: Es handelte sich nicht um den Kapitelsaal, die *camera* oder das Refektorium.

Aber unabhängig von Anzahl und Funktion der verfügbaren Räume im Bereich südlich der Kirche stellt die Lage dieser Räume ein Problem für die Einrichtung einer Klausur dar: In der Kirchensüdwand, an der Stelle des heutigen Kirchenportals, befand sich nämlich der einzige Zugang zur Kirche für Laien. Er war erreichbar über den Friedhof und durch den Südannex der Kirche, und zwar – anders als beim Kirchenportal im Nordannex – ohne einen Teil der inneren Klosteranlage durchqueren zu müssen (vgl. Abb. 7; vgl. Abb. 2). Dadurch war der Raum vor diesem Kirchenportal eine Art öffentlicher Bereich.[33] Da benediktinische Klosterkirchen für Laien zu festgelegten Öffnungszeiten und Festanlässen grundsätzlich zugänglich sind, hätten sich Konventsräume im Ostflügel in unmittelbarer Nachbarschaft der Laienbesucher befunden. Der Weg in die Kirche hätte auch für die Konventsmitglieder durch den Südannex geführt, selbst wenn sie die Kirche nicht durch das Portal im Westen betreten hätten, sondern durch die Rundbogenarkade im Osten. Damit wäre die Einrichtung einer geschlossenen Klausur für einen im Ostflügel untergebrachten Konvent unmöglich gewesen. Dies hätte schon für einen Mönchskonvent eine problematische Situation dargestellt; für einen Frauenkonvent ist sie auszuschließen.[34]

Zwischenergebnis

Der Ostflügel befindet sich in Müstair auf der zur Laienwelt gewandten Klosterseite und ist damit für die Unterbringung eines Frauenkonvents grundsätzlich ungeeignet. Die verfügbaren Räume im Ostflügel grenzen zwar an die Kirche an, erlauben aber keine Einrichtung einer geschlossenen Klausur.

Sehen wir uns daher abschließend die vom Publikumsverkehr abgewandte Kirchennordseite an.

29 Zu G159 siehe TB 105, S. 45, S. 62–66, S. 105 f., S. 117 f.; zu G338 TB 86, S. 25–28, S. 151–153, S. 156.

30 Zu F290, seinem Putz, seinen Mörtelböden mit Farbspritzern und dem Abfluss F303 mit Abflussschacht F328 siehe TB 136, passim.

31 Zu F328 siehe vorige Anm.; zu K424 und K566 siehe TB 122, S. 111–114, S. 118–120; TB 136, S. 83–87.

32 Dass Raum K370 zwei Abflüsse aufweist, ist am besten dadurch zu erklären, dass der erste Abfluss in der Nordecke des Raums wegen zu geringer Neigung Probleme verursachte und daher durch einen zweiten Abfluss südlich davon mit wesentlich größerer Ausflussneigung ersetzt werden musste.

33 Siehe den Beitrag von Jürg Goll und Hans Neukom in diesem Band.

34 Siehe oben Anm. 14.

Der Plantaturm (Abb. 8)

Datierung, Bautyp und Disposition

Der Plantaturm wurde nach dem ersten großen Brand der karolingischen Klosteranlage um 925 anstelle eines Anbaus auf der Nordseite des Nordannex errichtet (vgl. Abb. 1–2). Er ist durch Zugankerbalken im Inneren der Umfassungsmauern dendrochronologisch auf die Jahre 958–960 datiert. Nach dem umfassenden Klosterbrand im Jahr 1499 wurde er grunderneuert, jedoch unter weitgehender Beibehaltung seiner ursprünglichen Disposition. Dieser Maßnahme unter der Äbtissin Angelina Planta (amt. 1479–1509) verdankt er seinen Namen.[35]

Es handelt sich um einen viergeschossigen Wohnturm, direkt an die Kirchennordseite – die Nordwand des Nordannex – angebaut, mit von der Kirche abgewandtem Pultdach, das ehemals eine geringere Neigung (17°) aufwies; ein originaler Zinnenkranz ist nicht nachgewiesen. Er umfasst ein teilweise eingetieftes Erdgeschoss, drei Obergeschosse und das Dachgeschoss (Abb. 9). Die originalen Deckenhöhen sind aufgrund der erhaltenen Balkenlöcher rekonstruierbar.

Das Erdgeschoss hatte ursprünglich keinen Außenzugang, wurde aber sehr bald von einem auf der Ostseite errichteten Anbau P339 aus durch einen nachträglichen Durchbruch P839 zugänglich gemacht. Nach 1499 wurde es zu einem Gewölbekeller umgebaut, der einen Zugang direkt vom Ostgang des Nordhofs aus erhielt.[36] Im ersten Obergeschoss befindet sich in der Ostwand ein bauzeitlicher Hocheingang, der vermutlich durch eine Treppenkonstruktion (P151) im Ostanbau (P339) erschlossen wurde (Abb. 10).

Zwei weitere Zugänge stammen in ihrer heutigen Form aus der Erneuerungszeit nach 1499 (vgl. Abb. 6): Der Haupteingang P735 liegt im ersten Obergeschoss auf der Westseite. Er führt in das Obergeschoss des Nordhof-Ostgangs (Korridor 78). Der Kirchenzugang P736 im ersten Obergeschoss auf der Südseite führte durch den Raum 68 auf die Nonnenempore. Beide Zugänge konnten nicht zerstörungsfrei auf ältere Vorgänger untersucht werden. Die Vermutung der Bauforscher, der heutige Haupteingang auf der Westseite gehe auf einen bauzeitlichen Eingang an derselben



Abb. 8 Müstair, Kloster und Plantaturm von Nordosten. *(© Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

35 Zum Plantaturm s. Goll in Goll/Exner/Hirsch 2007, S. 33; Sennhauser 2010a, S. 14–17; Sennhauser in Roth-Rubi 2015, Textband, S. 45–52; Steiner-Osimitz 2018; zu Konstruktionsweise und Datierung Leckebusch 2007 und Hurni/Orcel/Tercier 2007, S. 113.

36 Steiner-Osimitz 2018, bes. S. 191–195. Zum Ostanbau P339 siehe TB 123, S. 229–231 u. S. 243, TB 137, S. 154, S. 170, und TB 164, S. 43.

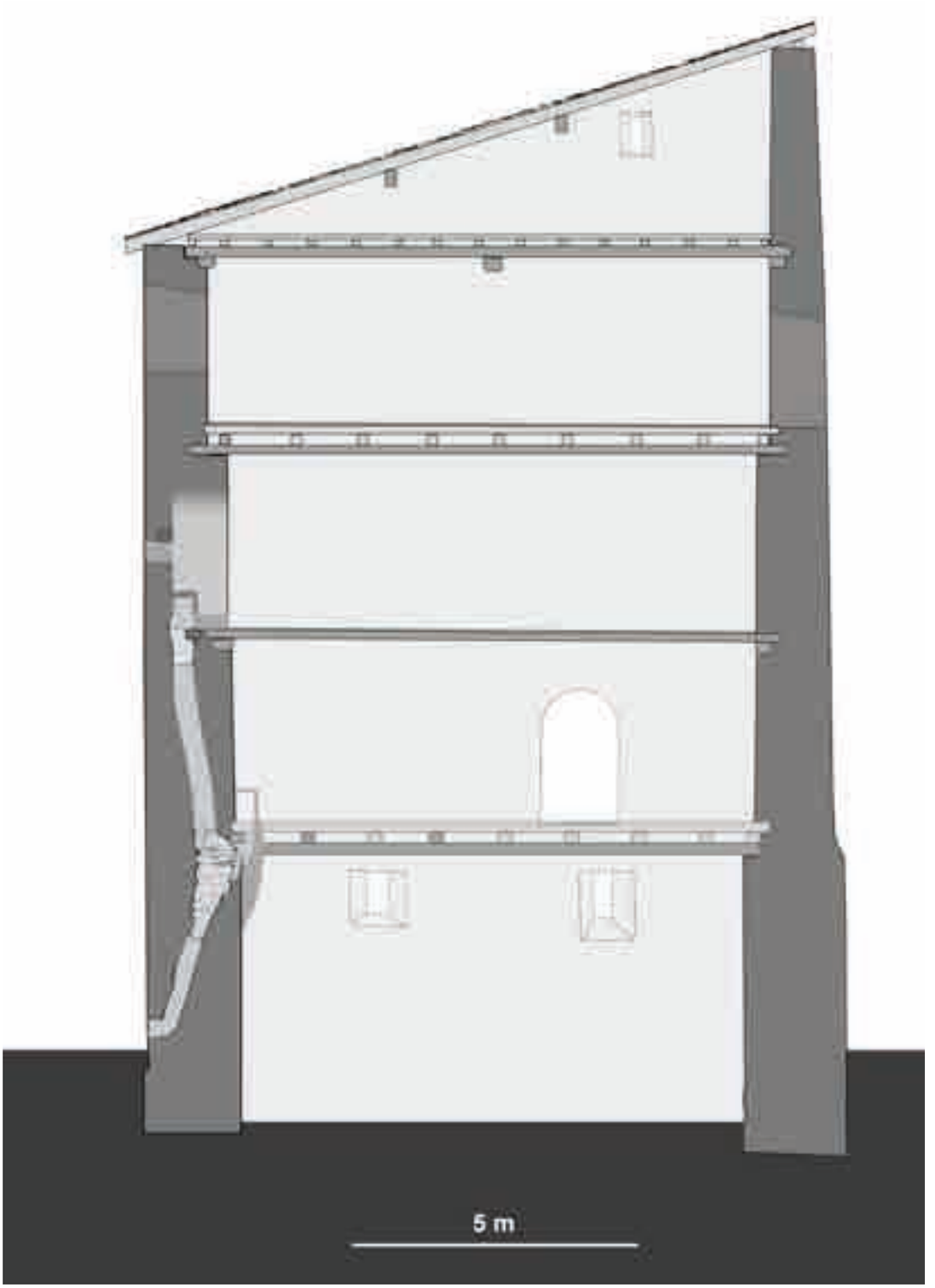


Abb. 9 Müstair, Schnitt durch den Plantaturm nach Osten. *(© Stefanie Steiner-Osimitz)*

Stelle zurück,[37] bleibt daher vorerst eine Hypothese, allerdings eine sehr plausible: Dass es zwischen dem direkt an die Kirche angebauten Turm und dem Klosterbereich keine Verbindung gab, ist schwer vorstellbar. Stattdessen ist zu vermuten, dass der absolut ungewöhnliche Anbau eines Wohnturms an eine Klosterkirche, für den ich keine Vergleichsbeispiele in anderen Klosteranlagen kenne, eben dazu diente, eine direkte Verbindung zwischen ihm und der Kirche wie auch dem Kloster zu ermöglichen.

Frauenkonvent im Plantaturm

Der Plantaturm hat spätestens seit der Erneuerung nach 1499 und bis vor wenigen Jahrzehnten die zentralen Einrichtungen des Frauenklosters beherbegt: das Refektorium im ersten Obergeschoss, das Dormitorium im zweiten und in der Barockzeit eingebaute Zellen im dritten Obergeschoss. Wie hätte die Situation für einen Frauenkonvent im Plantaturm im 11./12. Jahrhundert ausgesehen?

Der Weg zur Kirche (vgl. Abb. 6)

Geht man davon aus, dass der aktuelle Haupteingang im ersten Obergeschoss des Plantaturms einen bauzeitlichen Vorgänger an gleicher Stelle hatte, dann hätte der Weg aus dem ersten Obergeschoss des Turms durch diese Tür und eine anschließende Treppe hinunter in den Ostgang des Nordhofs geführt und von dort zum direkt benachbarten Kirchenportal im Nordannex. Nimmt man ferner an, dass auch der ehemalige Zugang zur spätgotischen Nonnenempore durch die Tür P736 in der Turmsüdwand einen Vorgänger hatte, dann hätten die Frauen, statt den Umweg über den Nordhof zu nehmen, auch mittels einer Treppe im Nordannex selbst direkt in den Ostteil des Nordannexes hinunter gelangen können, wo sich der Rundbogendurchgang in den östlichen Teil der ehemaligen Saalkirche befand, der mutmaßlich direkt zum Konventschor führte. Dieser zweite Weg hätte den Vorteil gehabt, dass die Frauen vom Turm aus direkt in den vom Kirchenraum geschiedenen Nordannex und von dort zum Chor im Ostteil der Kirche gelangen konnten. Sollte es schon im Hochmittelalter eine Empore gegeben haben, dann wäre der Weg noch kürzer gewesen und hätte, wie seit 1499, vom ersten Obergeschoss des Plantaturms geradeaus durch den Obergeschossraum 68 im Westen des Nordannexes auf die Empore geführt.

Latrine, Abort, Waschmöglichkeit

In der Nordwand des Plantaturms befindet sich etwas nördlich der Mittelachse eine doppelgeschossige Latrinenanlage aus der Bauzeit des 10. Jahrhunderts (P624). Sie umfasste einen Abort mit Sitznische im zweiten Obergeschoss (heute zum Fenster umgebaut) und einen Ausguss im ersten Obergeschoss (unterhalb des Fußbodens in der Wand erhalten) (Abb. 10).[38] Im Laufe der Nutzungszeit des Turms wurden mehrere weitere Aborte mit auskragenden Erkern eingebrochen und wieder abgerissen, alle auf der Nordseite.[39]

Fließendes Wasser oder einen ausgewiesenen Waschraum gibt es im Turm selbst nicht. Allerdings befindet sich in der Nordostecke des Ostanbaus P339 eine große und tiefe, ursprünglich mit Holz ausgekleidete Grube (P195) (Abb. 11).[40] Sie liegt genau an der Stelle, wo in karolingischer Zeit von einer aus Norden kommenden Wasserleitung (P176/P365) ein Abzweig nach Westen (P283) abging, in Richtung des karolingischen Nordanbaus am Nordannex, dem Vorgänger des Plantaturms. Wenn die Deutung der Grube als Wasserreservoir zutrifft, hätte der Plantaturm über eine eigene Frischwasserversorgung verfügt. Eine Feuerstelle in der Nordwestecke des Ostanbaus ermöglichte zudem die Warmwasserbereitung wenige Meter vom Entnahmeort entfernt.[41] Vom Ostanbau aus konnte das Wasser dann von Bediensteten zur Benutzung in die Turmobergeschosse gebracht werden.

Küchen

Nordwestlich des Plantaturms, direkt nördlich der Nordmauer des Nordhofs (P497) und unmittelbar westlich einer bauzeitlichen Tür zum Ostgang des Nordhofs (P547), befindet sich ein

37 Zur Tür P735 siehe TB 164, S. 201, TB 169, S. 244–247, und TB 170, S. 244, S. 261.

38 Steiner-Osimitz 2018, S. 194 f. Die Deutung der Abortöffnung im 1. OG als Ausguss ergibt sich aus der an dieser Stelle zu geringen Neigung des Schachtes.

39 Steiner-Osimitz 2018, S. 196 mit Anm. 34 f. (P626 und P599), S. 202 mit Anm. 66 (P090 und P091).

40 Zur Grube P195 siehe TB 123, S. 91, S. 101 f., S. 178.

41 Zur Feuerstelle P172 siehe TB 123, S. 83, S. 12, S. 235.

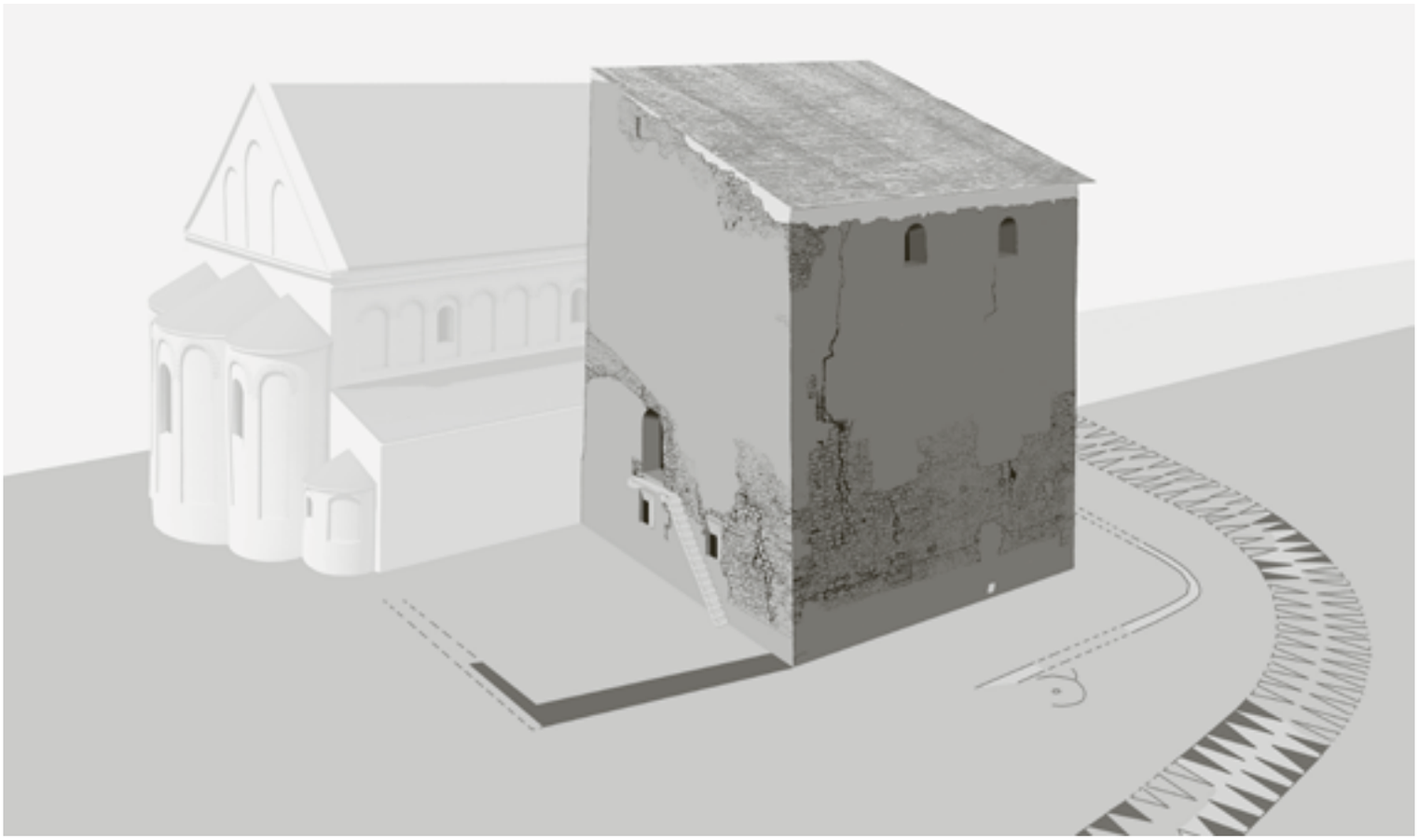


Abb. 10 Müstair, Plantaturm von Nordosten mit Hocheingang. *(© Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

Bereich mit einer dichten Folge von Herd- und Ofenbauten bis in die Neuzeit, die immer wieder abbrannten, erneuert und verändert wurden (vgl. Abb. 2).

Der älteste fassbare dieser Küchenbauten, das Grubenhaus P516 mit der Feuerstelle P528 an seinem Nordrand, bestand zumindest zeitweise zusammen mit der Nordhofmauer P497, die es bei einem Brand schwärzte (vgl. Abb. 11).[42] Es muss aufgrund der Schichtenfolge älter gewesen sein als der zweigeschossige Wohnbau, der im 12. Jahrhundert nördlich des Plantaturms errichtet wurde, der sogenannte «Eginoturm». Demzufolge kann die Küche P516 nur zum Plantaturm gehört haben. Sie datiert spätestens aus dem frühen 12., eher aus dem 11. Jahrhundert, könnte aber auch schon aus der ersten Benutzungsphase des Turms im 10. Jahrhundert stammen.

Der Weg von der Küche ins ‹Refektorium› im Plantaturm hätte durch die Tür P547 in den Ostgang des Nordhofs und von dort über die Treppe direkt ins erste Obergeschoss geführt.

Zwischenergebnis

Im Vergleich zum Westtrakt des Nordhofs erlaubte die Unterbringung eines Frauenkonvents im Plantaturm die problemlose Einrichtung einer geschlossenen Klausur mit dem kürzest möglichen Weg zum Konventschor in der Kirche, was besonders nachts von Vorteil gewesen wäre. Auch für die Frischwasserversorgung und die Warmwasserbereitung gibt es stimmige archäologische

[42] Zum Grubenhaus P516 und der Feuerstelle P528 siehe TB 137, S. 59 f., S. 74, S. 155, S. 171 f.

Befunde. Dasselbe gilt für die Küchen, die sich zwar außerhalb des Turms selbst befanden, was brandtechnisch zweifellos von Vorteil war, aber nahe der zu postulierenden Treppe zum Eingang im ersten Obergeschoss.

Für die evidente Raumknappheit im Plantaturm konnte mit dem Anbau weiterer Konventsräume auf der Nordseite des Nordhofs ab 1154 Abhilfe geschaffen werden. Und mit der Übertragung des Westtrakts mit den beiden Kapellen und weiteren großen Räumen an den Frauenkonvent durch Bischof Egino war auch die Möglichkeit gegeben, repräsentative Empfangsräume für höhergestellte Gäste zu schaffen – was mit den Wandmalereien im «Norpertsaal» geschehen sein könnte. Der Plantaturm war dem Westtrakt des Nordhofs als Ort für den Frauenkonvent somit in allen Punkten deutlich überlegen.

Dieses Untersuchungsergebnis steht quer zur bisherigen Funktionsbestimmung des Plantaturms. Dieser wird durchgängig als Wehrturm, manchmal auch als Fluchtturm für die Mönche angesprochen. Die von Sennhauser postulierte Verbindung des Turms mit dem Bischof von Chur wird allgemein akzeptiert. Aus diesem Grund möchte ich noch kurz auf die Typologie und mögliche Funktion des Turms im Vergleich mit anderen frühen Wohntürmen im Besitz geistlicher Amtsträger eingehen.

Der Plantaturm als «Wehr»- und/oder «Fluchtturm»

Der Plantaturm wird in der Regel mit einem Befund im heutigen Garten nördlich des Turms verknüpft, der als Wehrgraben gedeutet wird (vgl. Abb. 10).[43] Bei diesem Graben P304 handelt es sich um eine bis zu 3,5 m breite, muldenförmige Eintiefung mit flacher Sohle, die in einem weiten Bogen westlich und nördlich des Plantaturms verlief. Anfang und Ende wurden bei den Grabungen nicht erfasst, ein konzentrisches Umbiegen nach Süden war nicht zu erkennen (vgl. Abb. 11). Die Tiefe des Grabens beträgt maximal 60–70 cm.[44] Die Ausgräber gehen davon aus, dass ihm auf der Innenseite ein Wall vorgelagert war, von dem jedoch keine Befunde erhalten sind. Ein näher am Turm verlaufender, schmaler Graben P451/P244 aus zwei annähernd rechtwinkligen Teilstücken mit einer Reihe von Pfostenlöchern wird als Palisade bzw. Zaun gedeutet. Die Benutzungsschicht zum Plantaturm P033/P085 zieht über die Verfüllung beider Gräben hinweg bzw. gehört zur oberen Verfüllungsschicht.[45] Sie haben demzufolge nur kurze Zeit zusammen mit dem Plantaturm bestanden. Die von den üblichen, deutlich tiefer eingeschnittenen Spitzgräben abweichende Form ist für einen Wehrgraben ungewöhnlich, ebenso der vom Graben und seinem postulierten Wall abgesetzte, nicht parallel zu ihm verlaufende Zaun.

Für einen Wehrturm, der der Verteidigung gegen von außen kommende Feinde dienen sollte, war aber vor allem die Lage des Plantaturms in direktem Anschluss an Kirche und Klostergebäude von Nachteil. Denn jeder Angriff auf den Turm bzw. jede Kampfhandlung rund um den Turm herum hätte unweigerlich die um ihn angeordneten Gebäude ebenfalls in Mitleidenschaft ziehen müssen. Dies gilt umso mehr, als das Kloster selbst zu dieser Zeit, soweit wir sehen, nicht von einer verteidigungsfähigen Mauer umgeben war. Angreifer hätten also in die Klosteranlage eindringen und gegen die Verteidiger im Turm sozusagen von innen vorgehen können, also von den Dächern des Nordannexes der Kirche oder des karolingischen Nordflügels aus. Dies gilt ebenso für die Nutzung des Turms als befestigter Zufluchtsort für die Mönche und ihre plünderungswerten Besitzungen. Mit anderen Worten: Der Plantaturm war als Wehrbau militärisch sinnlos, ja kontraproduktiv für den Erhalt von Kirche und Kloster. Wer den Plantaturm als Verteidigungsstellung gebrauchte, gefährdete Kirche und Konventsgebäude. Es ist

[43] Zum Plantaturm als «Fluchtturm» zuerst Sennhauser 1996a, S. 291–292; zur Verbindung mit dem Graben Goll in TB 137, S. 89–92; Sennhauser 1996b, S. 217; Boschetti-Maradi 2011, S. 243; Steiner-Osimitz 2018, S. 191 mit Abb. 3, Nr. 2 f.

[44] Zum Graben P304 siehe TB 132, passim, TB 137, S. 89–91, S. 154 f., S. 165–168.

[45] Zum Grabenabschnitt P244 und seiner Stratigraphie siehe TB 123, S. 150, S. 171, S. 176 f., S. 228, TB 137, S. 90–92, S. 166 f.; zum Grabenabschnitt P451 TB 137, S. 79, S. 90–92, S. 108, S. 165–168 und TB 164, S. 195, S. 213.

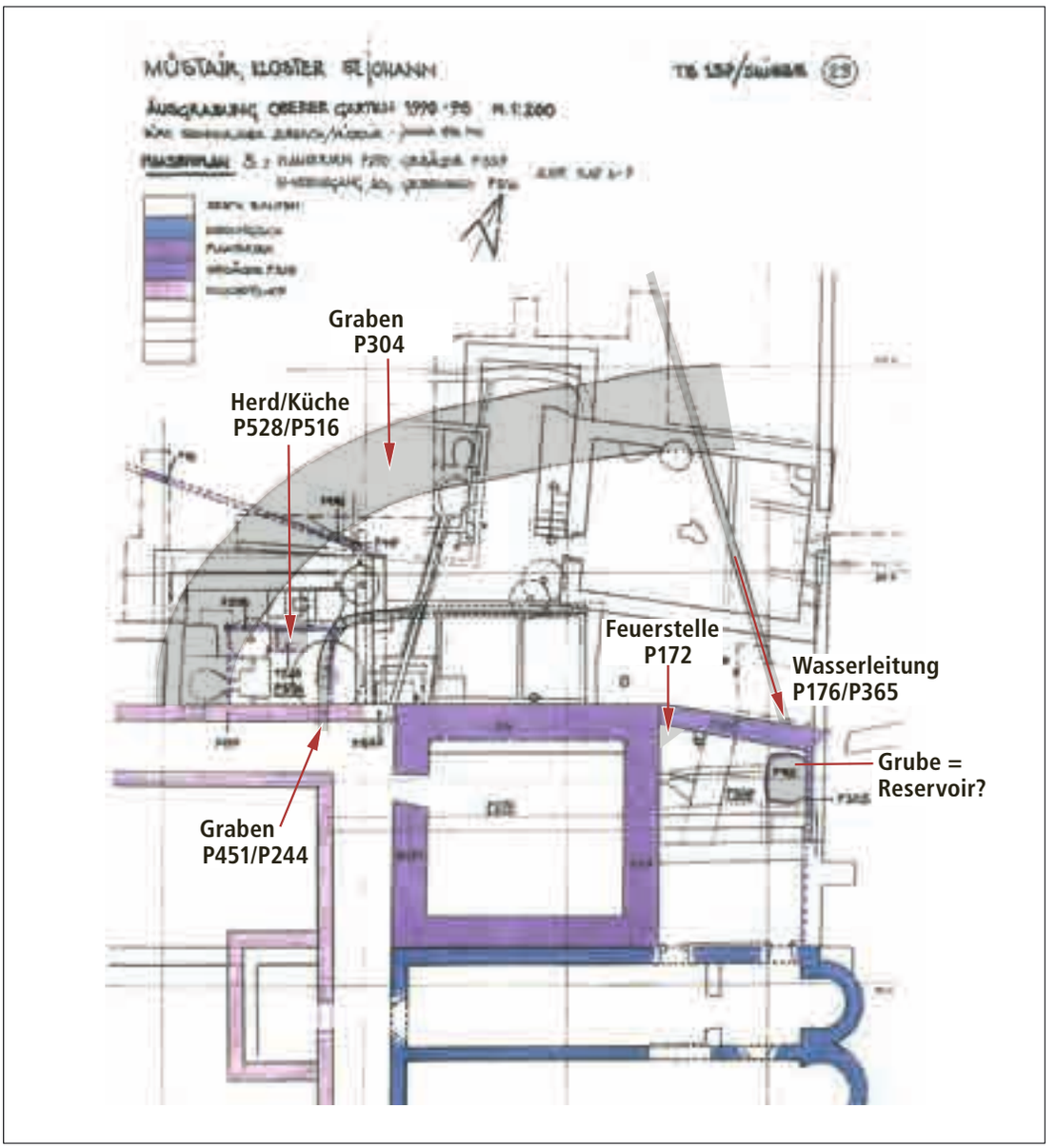


Abb. 11 Müstair, Plantaturm: 1. Phase mit Hervorhebung von Einrichtungen für Wasserversorgung, Küchen und Gräben. *(© Archäologischer Dienst Graubünden und Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter, Zurzach, bearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

schwer vorstellbar, dass den Mönchen des 10. Jahrhunderts dieser Zusammenhang entgangen sein sollte. Aus diesem Grund glaube ich nicht, dass der Plantaturm als Wehr- oder Fluchtturm konzipiert wurde.

Der Plantaturm als bischöfliche Residenz im Kloster

Der Plantaturm wird zumeist nicht nur als «Wehrturm» angesprochen, sondern als «bischöflicher Wehrturm», als Residenz des Bischofs von Chur im Kloster Müstair.[46] Diese Zuschreibung beruht auf einem Verzeichnis der Lehen, die die Herren von Reichenberg – so genannt nach einer Burg oberhalb von Taufers – vom Churer Bischof innehatten. Die undatierte Liste stammt vermutlich aus dem 13. Jahrhundert. Dort ist von einem Turm im Kloster Müstair die Rede, der dem Bischof gehört.[47] Dieser Turm wird mit dem Plantaturm gleichgesetzt.[48]

Bischof Hartpert, der zur Bauzeit des Plantaturms amtierte (951–971/72), stammte vermutlich aus Ramosch im Unteren Engadin. In der Burgruine Tschanüff bei Ramosch konnte unlängst ein im Bering des 13. Jahrhunderts eingeschlossenes älteres Mauerstück dendrochronologisch auf 957 datiert werden. Dies wird als Bestätigung für entsprechende Bautätigkeit Hartperts auch in Müstair angesehen.[49]

Für die Annahme, dass der Wohnturm dem Bischof gehörte, wird außerdem stets auf die gut belegten Nebenamtssitze des Kölner Erzbischofs in Xanten (Abb. 12a) und Soest (Abb. 12b) verwiesen, die zwischen Mitte 10. und Anfang 11. Jahrhundert datiert werden, sowie auf die Domburgen der Bischofssitze im Norden und Osten Deutschlands bis ins 11. Jahrhundert. Die in diesen Anlagen nachgewiesenen Wohntürme sind jedoch nicht an die Kirche angebaut, sondern halten alle Abstand von ihr. Keiner befindet sich innerhalb eines Klosters oder in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer Stiftsklausur.[50] Im Gegensatz zum Plantaturm sind sie zudem von Mauern und Gräben umgeben, die eine Verteidigungsfunktion durch ihre isolierte Lage und die Ringmauer – sofern wie in Xanten und Soest innerhalb größerer Stifts- oder Stadtbezirke gelegen – oder aber den Standort innerhalb einer Graben-Wall-Befestigung tatsächlich ermöglichten. Darüber hinaus diente die Ummauerung in den Nebenamtssitzen vermutlich auch der Ausscheidung eines eigenen bischöflichen Rechtsbezirks für die Ausübung der Amtsgeschäfte.

Diese Unterschiede in der Positionierung der Türme zu Kirche und Konventsbauten und ihre Abgrenzung von der Umgebung, die für ihre Funktion offenbar bedeutsam waren, lassen mich daran zweifeln, dass es sich bei dem Plantaturm um einen bischöflichen Wohnturm gehandelt hat.

Der Plantaturm als adliger Wohnturm

Wenn der Plantaturm kein Wehrturm war und nicht für den Bischof von Chur erbaut wurde, was war dann seine Funktion? Wer konnte es wagen, einen adligen Wohnturm neben den Klostergebäuden und in direkter Verbindung mit der Kirche zu errichten? Es gibt möglicherweise eine Personengruppe, der man dies gestattet hätte und deren Präsenz in mittelalterlichen Klöstern seit merowingischer Zeit immer wieder bezeugt ist: Das waren hochgestellte adlige Frauen, die sich zu einem freiwilligen geistlichen Leben in ein Kloster zurückzogen, und die, ohne eine Profess abzulegen, an Gottesdienst und Gebeten in der Kirche teilnahmen – wenn auch separat vom Konvent, besonders in Männerkonventen, aber nicht nur in diesen. Leider geben Viten und Mirakelgeschichten wenig Auskunft über die konkreten Lebensumstände dieser adligen Frauen. Dennoch ist zu vermuten, dass sie trotz aller Frömmigkeit, Askese und nicht selten betonter Demut, die sich in der Übernahme von karitativen Diensten und ‹niedrigen› Arbeiten äußerte, grundsätzlich an einer standesgemäßen Unterbringung festhielten. Es ist daher anzunehmen, dass es sich bei diesen adligen Frauen um Personen handelte, die nicht nur von der Welt zurückgezogen, sondern auch vom übrigen Konvent getrennt lebten, indem sie eigene Räume oder ein eigenes Haus innerhalb

46 Sennhauser 2010a; Goll in Goll/Exner/Hirsch 2007, S. 33; Boschetti-Maradi 2011, S. 243; Steiner-Osimitz 2018, S. 191; Goll 2018, S. 84.

47 Mohr 1861, S. 8f.; Sidler 1906, S. 269.

48 Vgl. Goll in Goll/Exner/Hirsch 2007, S. 33.

49 Vgl. Boschetti-Maradi 2011, S. 244; Sennhauser in Roth-Rubi 2015, Textband, S. 45.

50 Zu Xanten Borger 1969; der auf drei Seiten von einer Mauer umgebene Wohnturm wird ins 2. Drittel des 10. Jhs. datiert und befindet sich mehr als 20 m südwestlich der Stiftskirche St. Viktor innerhalb der von einer Graben-Wall-Anla-

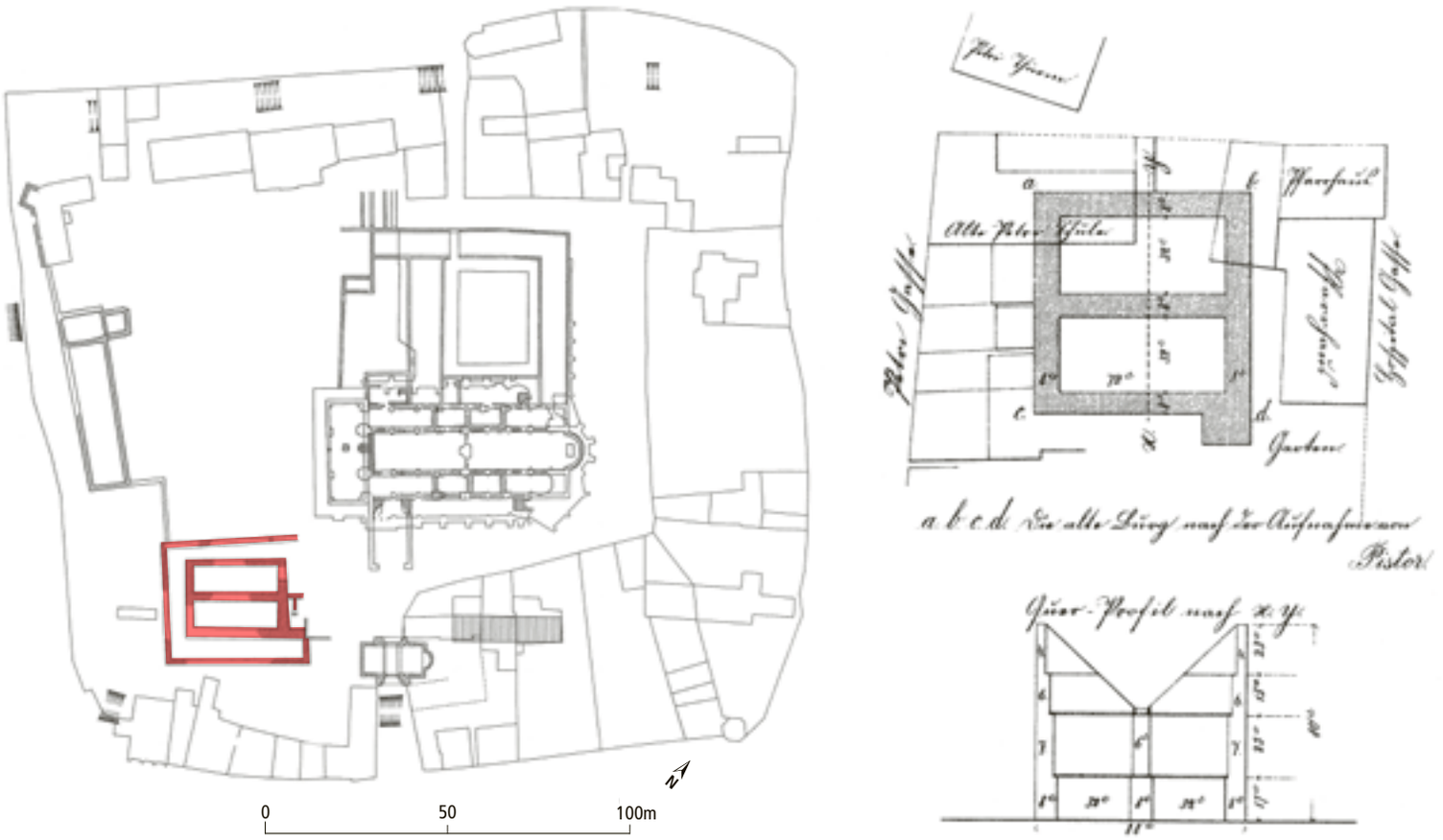


Abb. 12

a) Xanten, Stiftsimmunität im 10./11. Jahrhundert nach den Grabungen: Im Südwesten der Kirche der Wohnturm des Kölner Erzbischofs, durch eine eigene Ringmauer vom umgebenden Stift abgegrenzt *(nach Borger 1969, bearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

b) Soest, vermutlicher Wohnturm des Kölner Erzbischofs vor dem Abbruch: Plan und schematischer Schnitt von 1799 *(nach Lumpe 2000)*

des Klosters oder in seiner unmittelbaren Umgebung, jedoch nicht in der Klausur, bewohnten.

Eine einzelne zurückgezogen lebende Adlige oder eine kleine Gruppe solcher Frauen könnte hinter der Errichtung des Plantaturms in Müstair gestanden haben. Sie hätte(n) damit möglicherweise die Keimzelle des späteren Frauenkonvents gebildet und auch den Ort für die Unterbringung dieses Konvents geschaffen. Dies ist zum jetzigen Zeitpunkt lediglich eine Hypothese, jedoch eine, der nachzugehen sich lohnen würde.

ge umgebenen Stiftsimmunität; die Stiftsgebäude liegen nördlich der Kirche. – Zu Soest Lumpe 2000; der Wohnturm, in die 2. Hälfte des 10. Jh. oder um 1000 datiert, hat einen Abstand von gut 12 m von der ältesten Soester Pfarrkirche St. Petri; er lag an der Westseite einer Graben-Wall-Anlage im Soester Stadtkern und war einer späteren Quelle zufolge von einer eigenen Ringmauer umgeben. – Zu Posa Rode 2024; der Wohnturm von Posa (bei Zeitz) liegt südwestlich einer Saalkirche und westlich eines weiteren Saalbaus innerhalb einer Wallanlage des 9. Jh.; es handelt sich offenbar um die fränkische Königsburg, die als der bisher nicht lokalisierte erste Zeitzer Bischofssitz diente. – Zu Magdeburg demnächst Sandra Kriszt; der Magdeburger Wohnturm hatte, vom Plantaturm abweichend, einen rechteckigen Grundriss und lag mehr als 40 m nördlich des Doms.

Literatur

Abkürzungen:
TB = Tagebuch (der Grabungsdokumentation);
BUB = Bündner Urkundenbuch

Ackermann/Brunold 2014: Josef Ackermann/Ursus Brunold, Mönche – Nonnen – Amtsträger: Ein biografisches Handbuch zum Kloster St. Johann in Müstair, 8. bis 21. Jahrhundert (Chur 2014).

Ataoguz 2007: Jenny Kirsten Ataoguz, The Apostolic Commissioning of the Monks of Saint John in Müstair, Switzerland: Painting and Preaching in a Churraetian Monastery (Ann Arbor 2007).

Borger 1969: Hugo Borger, Die Ausgrabungen im Westen der Stiftskirche – Die Bauten des Kölner Erzbischofs. In: Hugo Borger/Friedrich Wilhelm Oediger, Beiträge zur Frühgeschichte des Xantener Viktorstiftes. Rheinische Ausgrabungen 6 (Düsseldorf 1969), S. 167–193.

Boschetti-Maradi 2005: Adriano Boschetti-Maradi, Eginoturm und Wirtschaftsbauten im Oberen Garten. In: Hans Rudolf Sennhauser, Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 3: Eginoturm, Schlagglocke, Archäometallurgische Untersuchungen, Textilfunde (Zürich 2005), S. 11–119.

Boschetti-Maradi 2011: Adriano Boschetti-Maradi, Anfänge des mittelalterlichen Wehrbaus in spätkarolingischer Zeit. In: Adriano Boschetti-Maradi et al. (Hrsg.), Fund-Stücke – Spuren-Suche. Festschrift für Georges Descoeudres (Berlin 2011), S. 237–272.

BUB I: Bündner Urkundenbuch, Bd. I: 390–1199, bearbeitet von Elisabeth Meyer-Marthaler und Franz Perret (Chur 1955).

Ellger 2003: Otfried Ellger, Das ‹Raumkonzept› der Aachener *Institutio sanctimonialium* von 816 und die Topographie sächsischer Frauenstifte im früheren Mittelalter. Eine Problemübersicht. In: Jan Gerchow/Thomas Schilp (Hrsg.), Essen und die sächsischen Frauenstifte im Frühmittelalter. Essener Forschungen zum Frauenstift 2 (Essen 2003), S. 129–159.

Goll 2013: Jürg Goll, Müstair, Architektur im Dienst von Glaube und Herrschaft. In: Markus Riek/Jürg Goll/Georges Descoeudres (Hrsg.), Die Zeit Karls des Grossen in der Schweiz (Zürich 2013), S. 57–65.

Goll 2015: Jürg Goll, Müstair, St. Johann: Verzeichnis der Altäre und Altarpatrozinien. In: Archäologie Graubünden 2, 2015, S. 79–130.

Goll 2017: Jürg Goll, Die romanischen Wandmalereien von Müstair. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 74/2, 2017, S. 81–98.

Goll 2018: Jürg Goll, Müstair – Ulrichs- und Nikolauskapelle. Baugeschichte – Bauweise – Baudekor. In: Norbert Börste/Stefan Kopp (Hrsg.), 1000 Jahre Bartholomäuskapelle in Paderborn (Petersberg 2018), S. 84–91.

Goll/Exner/Hirsch 2007: Jürg Goll/Matthias Exner/Susanne Hirsch, Müstair. Die mittelalterlichen Wandbilder in der Klosterkirche (München 2007).

Goll/Tscholl 2019: Jürg Goll/Erich Tscholl, Der Wirtschaftshof im Kloster St. Johann in Müstair. Der Baubestand des Westhofs bis heute. Müstair Studien 2 (Regensburg 2019).

Helvetia Sacra III/1: Helvetia Sacra, Abt. 3, Die Orden mit Benediktinerregel: Frühe Klöster, die Benediktiner und Benediktinerinnen in der Schweiz, redigiert von Elsanne Gilomen-Schenkel, Bd. III/1 (Bern 1986).

Hotz 2007: Gerhard Hotz, Die Bestattungen im Kloster St. Johann in Müstair. In: Sennhauser 2007, S. 117–161.

Hurni/Orcel/Tercier 2007: Jean-Pierre Hurni/Christian Orcel/Jean Tercier, Zu den dendrochronologischen Untersuchungen von Hölzern aus St. Johann in Müstair. In: Sennhauser 2007, S. 99–116.

Jäggi 2006: Carola Jäggi, Frauenklöster im Spätmittelalter. Die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen im 13. und 14. Jahrhundert (Petersberg 2006).

Leckebusch 2007: Jürg Leckebusch, Müstair, Plantaturm: Bodenradarmessungen zur Untersuchung der Turmkonstruktion. In: Sennhauser 2007, S. 269–272.

Lumpe 2000: Julia Lumpe, Pfalz – Hospital – Pfrundhaus. Neue Ausgrabungen am St. Petri-Gemeindehaus in Soest und ihre Bedeutung für die Geschichte des ‹Hohen Hospitals›. In: Walter Melzer (Hrsg.), Soester Beiträge zur Archäologie 4 (Soest 2000), bes. S. 61–89.

Mohn 2006: Claudia Mohn, Mittelalterliche Klosteranlagen der Zisterzienserinnen. Architektur der Frauenklöster im Mitteldeutschen Raum, Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 4 (Petersberg 2006).

Mohr 1861: Conradin von Mohr, Codex diplomaticus. Sammlung der Urkunden zur Geschichte Cur-Rätiens und der Republik Graubünden 3 (Chur 1861).

Müller 1982: Iso Müller, Geschichte des Klosters Müstair: von den Anfängen bis zur Gegenwart (Disentis 1982²).

Müller/Büttner 1956: Iso Müller/Heinrich Büttner, Das Kloster Müstair im Früh- und Hochmittelalter. In: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 50, 1956, S. 12–84.

Neukom 2019: Hans Neukom (mit einem Beitrag von Gisela Thierrin-Michael), Der Westhof im Kloster St. Johann in Müstair. Archäologische Befunde im Wirtschaftshof bis 1500. Müstair Studien 1 (Regensburg 2019).

Rast-Eicher 2005: Antoinette Rast-Eicher, Textilfunde aus den Grabungen von 1976 bis 2000. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Eginoturm und Wirtschaftsbauten im Oberen Garten; Romanische Schlagglocke. Archäometallurgische Untersuchungen. Textilfunde. Müstair, Kloster St. Johann 3 (Zürich 2005), S. 162–190.

Rode (in Vorbereitung): Holger Rode, Erste Erkenntnisse zum *palatium* der Zeitzer Bischöfe. In: Sandra Kriszt, Grabungsauswertung und neue Grabungsergebnisse zum sogenannten ‹Palast Ottos des Großen› in Magdeburg (in Vorbereitung).

Roth-Rubi 2015: Katrin Roth-Rubi (in Zusammenarbeit mit Hans Rudolf Sennhauser), Die frühe Marmorskulptur aus dem Kloster St. Johann in Müstair, 2 Bde. (Ostfildern 2015).

Schlegel et al. 2021: Jona Schlegel/Geert J. Verhoeven/Patrick Cassitti/Alois Hinterleitner/Klaus Löcker/Hannes Schiel/Christoph Walser/Thomas Reitmaier/Wolfgang Neubauer, Prospecting the UNESCO World Heritage Site of Müstair (Switzerland). In: Remote Sensing 2021, 13, 2015.
DOI: https://doi.org/10.3390/rs13132515.

Schumacher 1989: Eduard Schumacher, Die Bauanlage des Nonnenklosters Zeven und die norddeutschen Frauenklöster. Koldewey-Gesellschaft, Studien zur Bauforschung 16 (Darmstadt 1989).

Sennhauser 1996a: Hans Rudolf Sennhauser, Funktionale Bestimmung von Trakten und Räumen der karolingischen Klosteranlage von Müstair. Skizze zum Stand der Überlegungen Februar 1996. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster. Internationales Symposium, 26.9.–1.10.1995 in Zurzach und Müstair, im Zusammenhang mit den Untersuchungen im Kloster St. Johann zu Müstair. Acta 1 (Zürich 1996), S. 283–300.

Sennhauser 1996b: Hans Rudolf Sennhauser, Klostermauern und Klostertürme. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster. Internationales Symposium 26.9.–1.10.1995 in Zurzach und Müstair, im Zusammenhang mit den Untersuchungen im Kloster St. Johann zu Müstair. Acta 1 (Zürich 1996), S. 195–218.

Sennhauser 2002: Hans Rudolf Sennhauser, Baugeschichte und Bedeutung des Klosters St. Johann. In: Alfred Wyss et al. (Hrsg.), Die mittelalterlichen Wandmalereien im Kloster Müstair. Grundlagen zu Konservierung und Pflege (Zürich 2002), S. 17–29.

Sennhauser 2007: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Naturwissenschaftliche und technische Beiträge. Müstair, Kloster St. Johann 4 (Zürich 2007).

Sennhauser 2010a: Hans Rudolf Sennhauser, St. Johann in Müstair als Klosterpfalz. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Pfalz – Kloster – Klosterpfalz. St. Johann in Müstair. Historische und archäologische Fragen. Tagung 20.–22. September 2009 in Müstair. Berichte und Vorträge. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 2 (Zürich 2010), S. 3–28.

Sennhauser 2010b: Hans Rudolf Sennhauser, Kirche und Konventflügel im Kloster St. Johann in Müstair. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 67, 2010, S. 1–7.

Sennhauser 2013: Hans Rudolf Sennhauser, Bemerkungen zur Gründung und zur Frühgeschichte des Klosters St. Johann in Müstair. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wandel und Konstanz zwischen Bodensee und Lombardei zur Zeit Karls des Großen: Kloster St. Johann in Müstair und Churrätien. Tagung 13.–16. Juni 2012 in Müstair. Acta Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 3 (Zürich 2013). S. 83–108.

Sidler 1906: Wilhelm Sidler, Münster – Tuberis. Eine karolingische Stiftung. In: Jahrbuch für schweizerische Geschichte 31, 1906, S. 207–348.

Steiner-Osimitz 2018: Stefanie Steiner-Osimitz, Der Plantaturm im Kloster St. Johann in Müstair (Val Müstair GR), In: Mittelalter: Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 23, 2018, S. 188–205.

Wacker et al. 2014: L. Wacker/D. Güttler/J. Goll/J.-P. Hurni/H.-A. Synal/N. Walti, Radiocarbon Dating to a Single Year by Means of Rapid Atmospheric 14C Changes. In: Radiocarbon 56/2, 2014, S. 573–579.

Weber 2007: Gaby Weber, Die romanischen Wandmalereien im Norpertsaal des Klosters St. Johann in Müstair. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 64, 2007, S. 13–34.

VERA HENKELMANN

Klösterliche Lichtinszenierung im Mittelalter am Beispiel des Klosters Müstair

Künstliches Licht und Lichtgerät spielten in mittelalterlichen Klöstern eine wichtige Rolle. Neben praktischen Belangen einer Beleuchtung im engeren Sinne diente es – wie in anderen Sakralräumen – vor allem auch dazu, den Festcharakter der Liturgie zu unterstreichen und einzelne Räume, Orte und Objekte in besonderer Weise hervorzuheben. Im Kontext von Liturgie, Sakraments-, Reliquien- und Heiligenverehrung jedoch wird deutlich, dass diese Lichtinszenierung von Räumen, Ritualen und Handelnden eine je eigene Symbolik entfaltete, die mit einer ausdifferenzierten theologisch-philosophischen Lichtdeutung und Lichtmystik einherging und somit essenziell war sowohl für die Kernaufgaben als auch für das Selbstverständnis religiöser Gemeinschaften im Mittelalter.

Obwohl der Ansatz, Klöster nicht nur als Orte religiöser Zwecksetzung, sondern in all ihren spirituellen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Dimensionen zu betrachten und hierbei die Gesamtheit ihrer materiellen Überlieferung in den Blick zu nehmen, inzwischen als weitgehender Standard gilt,[1] ist festzustellen, dass im Gegensatz zu Architektur und architekturgebundener Ausstattung, zu Malerei, Skulptur und Textilien sowie den *vasa sacra*, die *vasa non sacra* bislang nur selten im Fokus des Interesses standen[2] und klösterliches Lichtgerät nicht thematisiert wurde.[3]

Das noch heute einen Konvent beherbergende Kloster Müstair bietet sich als exemplarischer Casus an, um den klösterlichen Lichtgebrauch und dessen Bedeutung genauer zu eruieren und in Bezug zu setzen zur Funktion und Ausstattung monastischer Räume in der Vormoderne. Während für die Relevanz des natürlichen Sonnenlichts in der Müstairer Klosterkirche bereits Forschungen vorliegen, vor allem in Relation zu den herausragenden Wandmalereien,[4] ist der Gebrauch künstlichen Lichts in Müstair bislang noch nicht explizit erörtert worden, weshalb sich der vorliegende Beitrag auf dieses Thema konzentrieren möchte. Die genannten Tageslichtforschungen sind dafür insofern hilfreich, als sie sich um eine Rekonstruktion des (idealen) Sonnenlichteinfalls vor allem in der Klosterkirche bemüht haben und so einen Eindruck von Lichtqualität und Raumhelligkeit geben, die bei Tage für die Wirksamkeit künstlicher Beleuchtung entscheidend sind. Zudem ist neben den bis zum spätgotischen Umbau zu Ende des 15. Jahrhunderts relativ kleinen und hochgelegenen Fenstern des Kirchenschiffs auch das Vorhandensein bereits karolingischer Buntverglasung zu beachten,[5] sodass wir vor allem für das Früh- und Hochmittelalter insgesamt von einem insgesamt relativ dunklen Tagraum auszugehen haben. Die von Coray-Lauer nachgewiesenen Bemühungen, das Kirchengebäude und auch die Platzierung einzelner Szenen der Wandmalerei so auszurichten, dass im Tagesverlauf bzw. im liturgischen Kalender besondere Lichteffekte evoziert wurden,[6] zeigt überdies, dass man in Kloster Müstair seit seiner Gründung dem Licht vor allem in der Klosterkirche eine besondere Bedeutung beimaß, sodass wir davon ausgehen können, dass dort auch der Inszenierung mittels künstlichen Lichts einst eine zentrale Rolle zukam.

Bei der Untersuchung des Einsatzes künstlichen Lichts in Kloster Müstair können wir uns sowohl auf die materielle Überlieferung als auch auf Schriftquellen stützen, wobei bereits eine erste Durchsicht von ‹Regesten›, bereits digitalisierten Handschriften aus dem Klosterarchiv und der Sekundärüberlieferung erweist,[7] dass wir mit

1 Jäggi 2024, S. 279.

2 Vgl. hier beispielsweise die Objektauswahl der Ausstellung *Krone und Schleier* (Krone und Schleier 2005), die mit Blick auf die über die Architektur hinausgehende materielle Überlieferung mittelalterlicher Frauenklöster bis heute als maßgeblich gelten kann. Vgl. hier auch Scherping 2007 zum sogenannten Nonnenstaub aus dem Klarissenkloster Ribnitz.

3 Zwar wurde Lichtgerät aus Klöstern und Stiften in den älteren und neuen Inventaren und Klosterbüchern im Kontext der Ausstattung erfasst (vgl. beispielsweise zum Zisterzienserinnenkloster Uetersen Auge/Hillebrand 2019, S. 766 und S. 769). Auch wurde herausragendes Lichtgerät aus Klöstern und Stiften monographisch behandelt (vgl. beispielsweise Henkelmann 2022 zum Siebenarmigen Leuchter des Marienstifts in Kolberg oder Henkelmann 2018c zum Marienleuchter des Zisterzienserklosters Doberan). Eine zusammenfassende Untersuchung derartigen Lichtgeräts steht dagegen bislang aus. Die Verfasserin verfolgt aktuell an der Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte der TU Dresden das Projekt *Zwischen Anspruch und Realität: Licht, Lichtgebrauch, Lichtinszenierung und Lichtgerät bei den Zisterziensern des Mittelalters,* das der Vorbereitung grundsätzlicher Forschungen zur klösterlichen Beleuchtung dienen soll, um diese Forschungslücke zu schließen.

4 Vgl. Coray-Lauer 2007. Generell dazu auch Mondini 2013, S. 4 f.; Reveyron 2014, S. 106–108.

5 Zu den Fragmenten mittelalterlicher Verglasung in Müstair vgl. Wolf et al. 2017; Trümpler et al.

6 Vgl. Coray-Lauer 2007, hier vor allem S. 279–282 mit Abb. 3–6, 10.

7 Vgl. beispielsweise Müller 1975. Ich danke Jürg Goll, Müstair/Kriens, herzlich für die Übermittlung von relevanten Auszügen aus der Datei *Baurelevante Akten* aus dem Bauarchiv Müstair, Klosterarchiv Müstair, dem Bischöflichen Archiv Chur und dem Staatsarchiv Graubünden.

vielfältiger Beleuchtung und Lichtgerät im mittelalterlichen Kloster Müstair rechnen können. Insbesondere die Reliquienverehrung sticht hierbei hervor, die sich in Müstair zumindest im Spätmittelalter auf eine Heilig-Blut-Reliquie konzentrierte, sowie die Verehrung Karls des Großen.

Zum Licht an der Karlsfigur



Abb. 1 Müstair, St. Johann, Karlsfigur. *(© Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

Im ausgehenden 15. Jahrhundert wurde der karolingische Saal der Müstairer Klosterkirche durch Einziehen zweier Stützenreihen und einer durchgehenden Einwölbung zu einer dreischiffigen Halle umgebaut. Bei dieser Baumaßnahme hat man die im Kern wohl romanische Figur eines stehenden Herrschers aus Gipsstuck (Abb. 1) dem östlichen Wandpfeiler der südlichen Arkatur vorgeblendet und um einen Sockel und Wimperg ergänzt. Zu jener Zeit sah man in ihr den damals in Müstair als Klostergründer verehrten Karl den Großen.[8]

Mittels Fotos und einer Zeichnung aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts (Abb. 2–4) lässt sich nachweisen,[9] dass sich auf dem Sockel der Karlsstatue zeitweilig eine Holzabdeckung befand, die – weil recht provisorisch – wohl sekundär hinzugefügt worden sein dürfte. Auf diesem Holzbrett waren zwei Kerzenhalter bzw. Kerzendorne befestigt. Das Brett wurde spätestens bei der Kirchenrenovierung 1947/51 entfernt. Die anhand der Fotos leider nicht sicher datierbaren Kerzenhalter lassen vermuten, dass schon vor Anbringung des Bretts an dem Sockel selbst Lichter platziert waren. Jürg Goll vermutet hierbei ein einzelnes zentrales Licht auf der vorkragenden Konsole des Sockels, doch erscheinen auch drei Lichter denkbar. Leider sind seit Abnahme sämtlicher Fassungsreste im Jahr 1951 an der Figur keine Rußspuren mehr zu erwarten, die entsprechende Indizien hätten liefern können.[10]

Wir dürfen aber davon ausgehen, dass zumindest im Spätmittelalter die Figur durch Lichter ausgezeichnet war. Solche figurenbezogenen Beleuchtungen lassen sich mehrfach gerade im Sockelbereich jener spätgotischen Skulpturen nach-

8 Die genannte Umgestaltung der Kirche ist durch die Jahreszahlinschriften 1488 am Baldachin bzw. 1492 im Gewölbe überliefert; dazu sowie zur Figur und ihrer umstrittenen Datierung im Allgemeinen vgl. Goll 2022, S. 23; Dind/Goll 2017, S. 24; Goll/Plan/Schönbächler 2013, S. 155; Dieterich 2013, S. 30–32; Böhmer 1997, S. 62 und S. 65 f.; Wirth 1995, S. 82; Gnädinger 1994, S. 38 und S. 41; Poeschel 1948, S. 454; Poeschel 1943, S. 311. Demnächst soll von Jürg Goll, Thomas Schmidt und Saskia Roth eine Publikation zur Stuckfigur Karls des Großen in Müstair erscheinen; für die Bereitstellung eines Auszugs aus dem Manuskript danke ich Jürg Goll, Müstair/Kriens.

9 Ich danke Jürg Goll, Müstair/Kriens, herzlich für den Hinweis auf die Fotos und die Zeichnung, die Übermittlung entsprechender Abbildungen und einen diesbezüglichen Austausch. Vgl. auch Böhmer 1997, S. 64.

10 Vgl. Böhmer 1997, S. 62.





Abb. 2 Müstair, St. Johann, Karlsfigur, historische Aufnahme aus der Zeit von 1904–1924. *(© Schweizerische Nationalbibliothek, Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege (EAD): Dokumentationen von Restaurierungen und Grabungen)*

Abb. 3 Müstair, St. Johann, Karlsfigur, historische Aufnahme, um 1900. *(© Schweizerische Nationalbibliothek, Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege (EAD): Dokumentationen von Restaurierungen und Grabungen)*



Abb. 4 Müstair, St. Johann, Karlsfigur, Zeichnung von R(obert) D(urrer), 1894. *(© Schweizerische Nationalbibliothek, Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege (EAD): Dokumentationen von Restaurierungen und Grabungen)*

weisen, die mittels eines Baldachins ausgezeichnet sind. Nach Schriftquellen waren beispielsweise die durch Baldachine ausgezeichneten Apostelfiguren aus der Mitte des 14. Jahrhunderts im Langhaus von St. Sebald in Nürnberg mit Lichtern ausgestattet.[11] Anschaulich ins Bild gesetzt sehen wir dazu benötigte Kerzenhalter unter den wohl für die Karzeit verhüllten Pfeilerfiguren im Inneren einer Kirche in Pieter Bruegels 1559 entstandenen Gemälde *Kampf zwischen Karneval und Fasten*.[12] Eine Beleuchtung an der Karlsfigur in Müstair hätte zusätzlich zum Baldachin zur Nobilitierung der Figur beigetragen und diese belebt bzw. akzentuiert,[13] dürfen wir doch eine bereits mittelalterliche Farbfassung vermuten, die allerdings spätestens seit Entfernen der neogotischen Fassung im Jahr 1951 verloren ist.[14] Eine Beleuchtung der Figur zumindest im Spätmittelalter ist auch angesichts der seit dieser Zeit nachweisbaren expliziten Verehrung Karls des Großen als Heiligen und Gründer von Müstair mehr als wahrscheinlich. Ab 1394 ist für Müstair die Feier des Karlsfestes zum 28. Januar belegt, das spätestens ab dem 15. Jahrhundert als Fest erster Ord-



Abb. 5 Müstair, St. Johann, Innenansicht von Westen auf die dreiteilige Ostpartie. (© Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair, 2010)

11 Henkelmann 2020, S. 126; Weilandt 2007, S. 209.

12 Pieter Bruegel d. Ä., *Kampf zwischen Karneval und Fasten,* 1559, Kunsthistorisches Museum Wien, Inv. Nr. Gemäldegalerie, 1016; vgl. Marijnissen 2003, S. 156.

13 So ist im Übrigen für das 16. Jahrhundert eine ephemere Ausstattung der Karlsfigur am Karlstag mit einer heute verlorenen Kette in Erwägung gezogen worden, worauf ein noch 1914 geübter Brauch zurückgegangen sein könnte; Goll 2004, S. 48.

14 Zur ursprünglichen Fassung, womöglich einschließlich eines Nimbus vgl. Rutishauser 2004, S. 60; Böhmer 1997, S. 64.

nung galt, mit Hymnen ausgezeichnet war und sicherlich eine entsprechende Lichtinszenierung der Kirche im Allgemeinen wie der Figur im Speziellen nach sich zog.[15] Vermutlich ging die Errichtung des Baldachins mit dieser besonderen Verehrung Hand in Hand, war doch rechts neben dem Kopf bis zur Restaurierung von 1947–1951 eine Inschrift sichtbar, die der legendarischen Gründung des Klosters durch Karl den Großen auf dem Rückweg von seiner Kaiserkrönung aus Rom nach Aachen im Jahre 800 galt.[16]

Eine solche Beleuchtung ist im Übrigen nicht etwa nur als Spotlight auf den Tagesheiligen oder grundsätzliches Zeichen der Ehrerbietung zu betrachten. Licht im Kontext von Heiligenfiguren und Reliquien diente in den Augen der Zeitgenossen dazu, die *virtus*, die heilbringende Kraft der Heiligen, nicht nur zu verbildlichen, sondern geradezu zu materialisieren.[17] Man vergleiche die Praxis von Lichtopfern vor Reliquienschreinen, anschaulich visualisiert in einer Szene im spätgotischen Kölner Severinzyklus, mit Gebeten und Opfern vor den Gebeinen des Heiligen Severin, auf welche man die Befreiung von Bordeaux aus der Belagerung durch die Normannen zurückführte.[18]

Ob im Falle der Müstairer Karlsfigur die Lichter schon vor Errichtung des spätgotischen Sockels in unmittelbarer Nähe der Figur befestigt waren, lässt sich nicht entscheiden, da der Fußbereich der Figur Ende 15. Jahrhunderts umgearbeitet wurde und insgesamt die Frage des ursprünglichen Standortes der Figur und dessen Gestaltung nicht abschließend geklärt ist.[19] Zudem lässt sich die erwähnte explizite Karlsverehrung erst ab dem Spätmittelalter greifen.

Umstritten ist auch die Frage, ob die an der Stirnwand zwischen der Mittel- und Südapsis angebrachte Karlsfigur an der Nordseite ein Pendant (Abb. 5), beispielsweise in Gestalt einer Figur des Klosterpatrons Johannes des Täufers, besaß; allerdings gibt es dafür – abgesehen von der Illumination in einem Müstairer Klosterurbar von 1460, in der der Täufer und Karl der Große einander gegenübergestellt sind – keine konkreten Nachweise.[20] Sollte es dennoch eine solche Johannesfigur gegeben haben, dann wäre nicht nur aus Analogiegründen davon auszugehen, dass es auch dort eine Halterung für ein Licht gab, das zumindest am Fest des Heiligen brannte. Weiter unten wird auf den Nordpfeiler des Chors noch zurückzukommen sein, da dieser spätestens Ende des 15. Jahrhunderts eine entscheidende Umgestaltung erfuhr.

Zum Licht an der Heilig-Blut-Reliquie

Für das Spätmittelalter in Müstair ebenso zentral – wenn nicht gar noch wichtiger – war die Verehrung einer Heilig-Blut-Reliquie, durch die Müstair zu einem Wallfahrtsort von überregionaler Bedeutung wurde.[21] Seinen Anfang hatte dieser Kult im 13. Jahrhundert, als eine Klosterfrau namens Agnes an einem Gründonnerstag die geweihte Hostie nicht genossen, sondern heimlich in ihrem Schleier versteckt und in einer Truhe aufbewahrt haben soll. Dort habe sich die Hostie in Fleisch und Blut verwandelt bzw. die Nonne eine rötliche Verfärbung auf der konsekrierten Hostie bemerkt. Der Priester Johannes, dem Agnes ihr Geheimnis anvertraut habe, sei

15 Zur Verehrung Karls des Großen als Gründer und Heiliger vgl. Goll 2015, S. 102; Goll 2004, S. 48; Müller 1976a, S. 286 f.; Müller 1975, S. 237 f. (vgl. auch S. 238 Anm. 1) und S. 242–244; Wirth 1995, S. 82 f.; Poeschel 1943, S. 294; Sidler 1906, S. 288 f.; Schwitzer 1891, S. 168.

16 Die Inschrift (DIVUS CAROLVS MAGNVS HVIVS MONASTERII FUNDATOR A. 801) im 19. Jahrhundert erneuert; Müller 1976a, S. 285 f.; Müller 1975, S. 243. Vgl. auch die 1491/2 im Gewölbe angebrachte Inschrift «serenissimus et iustissimus Karolus magnus Imperator»; Müller 1975, S. 244.

17 Einen eigenen Karlsaltar oder aber einen besonderen Reliquienschatz Karls des Großen scheint es in Müstair allerdings nicht gegeben zu haben. Erst 1404 erfahren wir von der Neuweihe des Benediktsaltars, der bei dieser Gelegenheit um das Karlspatrozinium erweitert wurde. Vgl. Goll 2015, S. 95, 97 f., 102 und S. 104 f.; Goll 2004, S. 48; Müller 1975, S. 238 (Anm. 1), 242–244; Müller 1976a, S. 286 f.; Poeschel 1943, S. 328.

18 St. Severin, Köln, zwanzig Leinwandgemälde mit Legendenzyklus, Ende 15. Jh.; vgl. Henkelmann 2019, S. 453; Oepen/Steinmann 2016, hier vor allem S. 36 f. und S. 102.

19 Zum umstrittenen Standort vgl. Goll/Plan/Schönbächler 2013, S. 156; Rutishauser 2004, S. 60; Wirth 1995, S. 82.

20 Vgl. zur Frage eines Pendants Dieterich 2013, S. 31 f.; Rutishauser 2004, S. 60; Böhmer 1997, S. 64; Wirth 1995, S. 76–81.

21 Zur Heilig-Blut-Reliquie einschließlich ihrer Verehrung und der mit ihr verbundenen Ablässe vgl. Goll 2015, S. 104; Gnädinger 1994, S. 93; Müller 1976b, S. 325–329; Müller 1975, S. 262; Poeschel 1943, S. 302.

mit der Hostie geflohen, habe sie aber auf Druck der Äbtissin wieder nach Müstair zurückgebracht. Daraufhin sollen sich dort erste Wunder ereignet haben, die Pilger anzogen, und noch im 13. Jahrhundert wurden lukrative Ablässe für den andächtigen Besuch des Heiligen Blutes in Müstair erteilt, die im 14. und 15. Jahrhundert erneuert und ergänzt wurden. Im 14. Jahrhundert war die Bedeutung der Heilig-Blut-Reliquie für Müstair sogar so groß, dass das Kloster nicht nur nach dem ursprünglichen Patron Johannes dem Täufer benannt, sondern auch als Kloster vom Heiligen Blut bezeichnet wurde.

Einen Höhepunkt erreichte die Heilig-Blut-Verehrung in Müstair im 15. Jahrhundert mit einer um 1460 vom Kaplan Hans Rabustan verfassten Geschichte des Heilig-Blut-Wunders sowie eines Urbars, das er 1460 für die Küsterin Anna Planta, die spätere Äbtissin des Klosters (1464–1477), angelegt hat und in dem er die zugehörigen Stiftungen zusammenfasste.[22] Als Heilig-Blut-Zins sahen diese Stiftungen mehrfach Abgaben in Form von Schmalz, seltener von Wachs vor. Zudem erfahren wird, dass diese Abgaben einer Lampe und Leuchtern bei der Heilig-Blut-Reliquie zugutekommen sollten.[23] Deren Licht diente nicht nur dazu, die *virtus* der Reliquie zu materialisieren, sondern auch, um an der Wunderhostie als Ewiglicht zu dienen, wie dies am Allerheiligsten üblich war, um die Realpräsenz Christi zu visualisieren. Schriftquellen zufolge wurde dieses Licht mittels Lichtstiftungen bzw. des sog. Heilig-Blut-Zinses oder Schmalzzinses bis zum Ende des 18. Jahrhunderts finanziert.[24] Die Leuchter und insbesondere die Lampe waren sicher in unmittelbarer Nähe der Reliquie platziert, doch wo wurde die Reliquie im Spätmittelalter aufbewahrt?

Gemäß der 1460 von Rabustan verfassten *Geschichte des Heiligen Blutes* war die Müstairer Heilig-Blut-Reliquie damals schon lange im Hochaltar aufbewahrt.[25] Dazu passt, dass das Schmalz einer der im Urbar von 1460 aufgeführten Stiftungen explizit für ein Licht vor dem Johannesaltar vorgesehen war.

Am der Karlsfigur gegenüberliegenden nördlichen Chorpfeiler konnten Reste einer Konsole und eines Baldachins vergleichbar denen der Karlsfigur, wenn auch etwas kleiner dimensioniert, nachgewiesen werden.[26] Jürg Goll vermutet daher, dass die Heilig-Blut-Reliquie Ende des 15. Jahrhunderts analog zur Karlsfigur architektonisch ausgezeichnet wurde, indem man «für die Bluthostie einen eigenen Tabernakel am Wandpfeiler zwischen der Mittel- und der Nordapsis – [also] parallel zum Baldachin Karls des Großen» errichtete.[27] Diese Annahme erscheint angesichts der enormen Bedeutung der Heilig-Blut-Reliquie für die Verehrung durch die Pilger naheliegender als eine ausnahmslose Aufbewahrung der Reliquie in der Sakramentsnische der Chornordwand (vgl. hierzu im Folgenden), zumal der nördliche Mittelschiffspfeiler ein äußerst prominenter Platz war.[28] Dadurch wäre – analog zur Figur des heiligmäßig verehrten Kirchengründers Karl des Großen – ein weiterer herausragender Ort in der Klosterkirche visuell besetzt worden und hätte dadurch eine weitaus bessere Sichtbarkeit bzw. Zugänglichkeit der Reliquie für die Pilger gewährleistet, welche in der Hoffnung auf Wunder und Ablass nach Müstair zogen und dafür entsprechende Spenden entrichteten.

In jedem Fall ist anzunehmen, dass die bereits bestehenden und im Urbar dokumentierten Lichtstiftungen zum Heiligen Blut für den Unterhalt eines Lichts an diesem neuen Tabernakel mit der Wunderhostie herangezogen wurden, zumal die damals offenbar bereits bestehende Lichtinszenierung der Karlsfigur eine ebensolche an der gegenüberliegenden Seite mit der kostbarsten Reliquie der Kirche quasi zwingend voraussetzen. Zudem war die Wunderhostie nachweislich schon im Spätmittelalter in einem Kristall gefasst, in dem das Licht effektvoll reflektieren konnte.[29]

22 *Historia de miraculosa hostia,* Müstair, Archiv des Benediktinerinnenkloster St. Johann I, Nr. 1. *Vrberbueck des hailig bluetes* (daher auch als Heilig-Blut-Urbar bezeichnet); Müstair, Archiv des Benediktinerinnenkloster St. Johann XVIII, Nr. 12. Vgl. auch Müller 1975, S. 262.

23 So etwa im Heilig-Blut-Urbar (vgl. oben, Anm. 22); Müstair, Archiv des Benediktinerinnenkloster St. Johann XVIII, Nr. 12, fol. 1r, 7v, 8v.

24 Vgl. z. B. für das Jahr 1624 Müstair, Archiv des Benediktinerinnenkloster St. Johann VI, Nr. 18 a–b; zum Jahr 1694 ebd. VII, Nr. 113; für das 18. Jahrhundert ebd. XIII, Nr. 211; XIII, Nr. 270, 272 und 280 a–b.

25 Vgl. hierzu Müller 1975, S. 262 f., Anm. 5.

26 Die diesbezüglichen Reste wurden zwischen 1943 und 1948 angetroffen und beschrieben als «Spuren einer [mit der Südseite] korrespondierenden Disposition mit Konsole und Baldachin». Eine Zeichnung dieser Einrichtung gibt es nicht; die Rekonstruktion basiert einzig auf den Umrissen der einstigen Steinarchitektur: Wirth 1995, S. 82; Poeschel 1948, S. 454.

27 Goll 2015, S. 104.

28 Vgl. dagegen Gnädinger 1994, S. 93; Poeschel 1943, S. 330.

29 Zur Kristallfassung vgl. Müller 1975, S. 262.



Abb. 6 Müstair, St. Johann, Nordwand der Mittelapsis, Malerei mit dem Heilig-Blut-Wunder, 1597.
(© Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)

Im Jahr 1597 wurde im Auftrag der Äbtissin Ursula von Schlandersberg an der Nordwand der Mittelapsis eine vierteilige Wandmalerei (Abb. 6) mit der Geschichte des Müstairer Hostienwunders angebracht. Sie zeigt die Kommunion der Nonnen am Gründonnerstag, das Heilig-Blut-Wunder selbst, Reue und Beichte der Agnes sowie die Verehrung der Reliquie.[30] Die Malerei stellte ein Bindeglied zwischen dem neuen Aufbewahrungsort des Heiligen Blutes am Mittelschiffspfeiler und dem eigentlichen Aufbewahrungsort des Allerheiligsten in der spätgotischen Sakramentsnische in der nördlichen Chorwand bzw. dem Ort der Wandlung am Hochaltar her, erinnerte man doch so an den Beginn des Wunders, denn in der Liturgie hatte das Wunder ehemals seinen Ausgang genommen, was auch in einer Szene dieser Wandmalerei ins Bild gesetzt ist. Das Licht der bei

30 Ich danke Caterina Leandri, Müstair, für die Möglichkeit einer Besichtigung der Malereien vor Ort sowie für die Bereitstellung hochauflösender aktueller Aufnahmen.

der Szene der Wandlung wie der Reliquienpräsentation brennenden Kerzen – und wir dürfen zu diesem Anlass noch weitere Lichter annehmen – konnte jedenfalls im Gold der sich bewegenden Monstranz, die in ihrem Inneren das in Kristall gefasste Heilige Blut barg, ebenso wie im kostbaren Gewand des Priesters mit seinen goldenen Borten effektvoll reflektieren. Einen Eindruck von der Monstranz mit der Wunderhostie bzw. dem Heiligen Blut, vermutlich in leicht veränderter Form, bietet eine Gitterbekrönung von 1658. Sie zeigt eine von Engeln gehaltene Monstranz, in deren Fenster drei Blutstropfen zu sehen sind und die mit der Jahrszahl 1658 sowie dem Hinweis auf die Äbtissin Ursula von Karl versehen ist.[31]

Mit Errichtung der Heilig-Blut-Kapelle im Südwesten der Kirche (heute Gnadenkapelle) im Jahr 1758 wurde das Heilig-Blut-Tabernakel am nördlichen Apsispfeiler obsolet. Spätestens im 19. Jahrhundert wurde es entfernt. Die Monstranz selbst und mit ihr die Reliquie waren allerdings schon 1799 von den Franzosen im zweiten Koalitionskrieg geraubt worden. Im Jahr 1950 wurde das Heilig-Blut-Tabernakel und auch das dortige Licht aber insofern «reaktiviert», als man dort ein modernes Ewiglicht anbrachte, das sich auf das heute wieder in der angrenzenden Sakramentsnische untergebrachte Allerheiligste bezieht.[32]

Zum (Ewig)Licht an der Sakramentsnische

Die spätgotische Sakramentsnische (Abb. 7) an der nördlichen Wand der Mittelapsis (Evangelienseite) weist einen Kielbogen mit Kreuzblume sowie ein doppelt gesichertes Gittertürchen auf.[33] Wir können mit Sicherheit annehmen, dass hier am Aufbewahrungsort des Allerheiligsten ein Licht brannte, doch wurde die Umgebung des Sakramentshauses leider 1950 restauriert und bis auf die mittelalterlichen Schichten freigelegt, sodass hier etwaige Rußspuren nicht mehr zu erwarten sind.[34]

Wenn tatsächlich ab dem Ende des 15. Jahrhunderts die Heilig-Blut-Hostie in einem Tabernakel am nördlichen Apsispfeiler, das Sakrament dagegen in der Sakramentsnische aufbewahrt wurde, hätte es zwei Ewiglichter in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander gegeben. Dies ist grundsätzlich denkbar, und auch der Visitationsbericht von 1638 spricht sowohl von zwei Tabernakeln als auch von zwei Ewig-Licht-Lampen.[35]

Nicht auszuschließen ist allerdings, dass die Bluthostie normalerweise mit den übrigen geweihten Hostien in der gut gesicherten Sakramentsnische aufbewahrt wurde,[36] die im Übrigen durch ihre weit vorkragende Rahmung auch außerhalb des Chors gut sichtbar aus der Wand hervortritt, zu besonderen Gelegenheiten jedoch im Tabernakel am Nordpfeiler präsentiert wurde. Zu diesen besonderen Anlässen dürfte vor allem das Fronleichnamsfest gezählt haben, das bereits Mitte des 13. Jahrhunderts in den Müstairer Festkalender aufgenommen worden war. Gestärkt wurde die Bedeutung dieses Fests in Müstair durch 1285 erteilte Ablässe des Bischofs Friedrich von Freising.[37] So dürfen wir für Müstair von Fronleichnamsprozessionen ausgehen, bei denen wie andernorts zahlreiche Lichterbäume mitgeführt wurden,[38] wovon sich allerdings in Müstair nur neuzeitliche Exemplare erhalten haben.[39]

31 Zum Gitter vgl. Goll 2015, S. 92 und S. 100; Poeschel 1943, S. 329. Ich danke Romina Ebenhöch, Müstair, für die Bereitstellung von Abbildungen und Informationen zur Gitterbekrönung.

32 Zur Geschichte des Heilig-Blutes und der diesbezüglichen Kapelle seit der Frühen Neuzeit vgl. Goll 2015, S. 82 und S. 104f.

33 In der Nische befand sich ein mit Flachschnitzereien verzierter Holzeinbau (heute im Schweizerischen Nationalmuseum Zürich). Vgl. Goll 2015, S. 82; Poeschel 1943, S. 330.

34 Zur Sakramentsnische vgl. Goll 2015, S. 82, sowie freundliche Auskünfte von Jürg Goll, Müstair/Kriens, zur Restaurierung der Umgebung der Nische.

35 Vgl. Müstair, Archiv des Benediktinerinnenklosters St. Johann IX, Nr. 4 (Visitationsprotokoll von 1638, 2.–4. Oktober). Vgl. zum Bericht auch Goll 2015, S. 92; Müller 1971, S. 126; Poeschel 1943, S. 326, Anm. 2, S. 330.

36 Vgl. Gnädinger 1994, S. 101.

37 Vgl. zum Fronleichnamsfest und zur entsprechenden Eucharistie-Frömmigkeit in Müstair respektive zum Zusammenhang mit der Heilig-Blut-Verehrung Goll 2015, S. 89; Müller 1975, S. 237, 239 und S. 258.

38 Zu Leuchterstäben bzw. Lichterbäumen vgl. Henkelmann 2018b, S. 341; Finkenstaedt 1968, S. 38–40 und S. 43.

39 Ich danke Jürg Goll, Müstair/Kriens, für die Übersendung von entsprechenden Aufnahmen.



Abb. 7 Müstair, St. Johann, Nordwand der Mittelapsis, Sakramentsnische. *(© Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

Zum Licht an den Altären bzw. im Chor der Klosterkirche

Künstliche Beleuchtung ist zuvorderst an den zahlreichen Altären der Klosterkirche in Müstair zu erwarten,[40] für deren Lichtgerät stets ausreichend Öl und vor allem Bienenwachskerzen vorzuhalten waren.[41] Neben den liturgisch vorgeschriebenen Altarleuchtern auf der Mensa kamen in der Regel weitere Leuchter oder Lampen über bzw. in Altarnähe zum Einsatz. Ihr Licht diente keineswegs nur der rein praktischen Beleuchtung des liturgischen Handlungsraums mit den dort verwendeten Büchern. Vielmehr unterstrich es die Bedeutung von Raum, Handlung und Handelnden sowie den Festcharakter der Liturgie insgesamt. Die Qualität des Lichtgeräts sowie die

40 Zu den Altären bzw. zur Altartopographie in Müstair vgl. Goll 2015.

41 Noch Ende des 19. Jahrhunderts werden nicht nur neue Leuchter beschafft, sondern auch ein neuer Bienenstand für die Wachsgewinnung errichtet; vgl. die Jahresrechnung 1898/99 aus Müstair im Staatsarchiv Graubünden, Chur, XIII 13, e 2_17.

Quantität der Lichter zeigten hierbei den Rang des Altars, des Zelebranten wie der Liturgie als solcher an. Vor allem aber visualisierte das Licht den bei der Liturgie gegenwärtigen Herrn, Jesus Christus, der sich selbst als Licht der Welt bezeichnet hat (Joh. 7,12).

Die Verwendung von Altarleuchtern auf der Mensa ist mittels Bildquellen erst aber der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zweifelsfrei nachgewiesen. Verbindlich vorgeschrieben wurden solche Leuchter – ebenso wie ein Altarkreuz – unter Papst Innozenz III. (1198–1216), dem sie aber als Zeugen einer älteren Tradition gegolten haben.[42] Ein karolingisches Wandbild in der Nordapsis der Müstairer Klosterkirche (Abb. 8) gibt denn auch einen Altar ohne Altarleuchter wieder. Eine Szene im bereits oben erwähnten Wandbild von 1597 an der Nordwand der Mittelapsis zeigt hingegen im Rahmen der Heilig-Blut-Verehrung die Inszenierung des Altars mit den beiden für die Liturgie vorgeschriebenen Altarleuchtern auf der Mensa, doch brennt in der konkreten Szene der Kommunion nur die linke der beiden großen Kerzen, während die andere nicht mehr brennt; zusätzlich scheint eine Kerze des ebenfalls auf der Mensa platzierten niedrigeren Doppelleuch-



Abb. 8 Müstair, St. Johann, Nordapsis, karolingische Wandmalerei, Szene mit Altar. *(© Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

42 Vgl. dazu Henkelmann 2024, vor allem S. 103–105.

ters zu brennen. In dieser Malerei erkennen wir nicht allein durch Baluster charakterisiertes Lichtgerät des späten 16. Jahrhunderts, sondern auch wohl etwas ältere Scheibenleuchter. Allerdings scheint sich von solch mittelalterlichem Lichtgerät in Müstair nichts mehr erhalten zu haben; lediglich Fragmente konnten bei Grabungen gesichert werden, worauf ich im Folgenden zurückkommen werde.[43] Gleichfalls zu erwarten ist der Einsatz von Akolythenleuchtern, die beim Einzug (und Auszug) dem Evangeliar – hier sei nur an das kostbare karolingische Evanglistar des Klosters erinnert[44] – vorangetragen wurden und beim Absingen des Evangeliars dieses flankierten.

Angesichts der bereits erwähnten Sakramentsfrömmigkeit in Müstair ist schon früh mit dem Einsatz von Wandlungskerzen zu rechnen, die im Moment der Elevation die Hostie wie ein Spotlight beleuchteten, indem sie mit einem besonders stark brennenden Docht ausgestattet waren. Der Einsatz dieser recht teuren Kerzen wurde mit der ab dem 13. Jahrhundert zunehmend verbreiteten Transsubstantiationslehre über die Realpräsenz Christi üblich. In der Regel – und vor allem in Kirchen von Rang – wurden sie paarweise auf Leuchterstangen befestigt und zum Kanon bzw. nach den Wandlungsworten an das emporgehaltene Sakrament gehalten. Ihr Licht war hierbei Beleg für die Wandlung des Brotes in den als tatsächlich anwesend gedachten Herrn.[45] Dass die in Müstair an den Wandmalereien der Seitenapsiden nachweisbaren Flammenspuren (Abb. 9) auf den unsachgemäßen Gebrauch solcher Lichterstangen zurückgeht, ist nicht auszuschließen. Flammen haben hier jedenfalls das Ocker durch Hitzeeinwirkung rot gefärbt.[46] Angesichts der auch in anderen Klosterräumen in Müstair nachzuweisenden Flammenspuren bedarf es allerdings weiterer Untersuchungen. Dies gilt ebenso für die Frage, ob es ehemals Befestigungsvorrichtungen für Leuchterstangen an der Wand und/oder am Boden gegeben hat.

Neben dem Sakrament wurden zu besonderen Gelegenheiten Reliquien zur Verehrung auf den Altären ausgesetzt. In Müstair ist hier neben dem Heiligen Blut, das wie dargestellt in einem Tabernakel am nördlichen Apsispfeiler präsentiert wurde, an Phylakterien mit insgesamt mehr als 120 Reliquien in Kästen, Tafeln und Schreinen zu denken, für die Mitte des 15. Jahrhunderts Ablass gewährt und deren Reste noch in der Neuzeit auf den Altären der Klosterkirche ausgesetzt wurden.[47] Reliquienaussetzungen wurden stets von Licht begleitet, visualisierte es doch die *virtus* der in ihren Reliquien präsenten Heiligen, also deren heilbringende Kraft.

Gerade im Kontext der Altäre sind im Hinblick auf den Einsatz künstlichen Lichts die kostbaren *vasa sacra* und Gewänder der Kleriker zu erwähnen, in deren glänzenden Oberflächen das am Altar in besonderer Intensität zum Einsatz kommende Licht reflektieren konnte, so auch – wie bereits erwähnt – bei der Präsentation der Monstranz mit dem Heiligen Blut. Während die marmornen Altarmensen durch Paramente weitgehend verdeckt waren,[48] vermutet Roth-Rubi für den Stipes des Hauptaltars eine Marmorverkleidung.[49] Bei Grabungen in der Mittelapsis wurden zudem Reste eines Belags aus Marmorplatten angetroffen,[50] in deren Oberflächen das Licht vielfach gebrochen wurde und dem Sanktuarium einen besonderen Glanz verlieh. Demgegenüber bestand der Boden im Langhaus aus einem rot gefärbten Mörtelestrich, der zwar mit seiner Farbe an kaiserlichen Purpur erinnerte,[51] aber eben nicht glänzte. Die verschiedenen in der Ausstattung der karolingischen Klosterkirche verwendeten Materialien trugen folglich im Verbund

43 Im Kirchenschatz befinden sich allerdings einzelne Leuchter, deren Datierung nochmals am Original zu prüfen wäre, da sie zumindest formal durchaus mittelalterlich oder frühneuzeitlich sein könnten (beispielsweise die Fund Nrn. 403, 695 und 755). Ich danke Romina Ebenhöch, Müstair, für die Bereitstellung einer Übersicht mit Arbeitsfotos.

44 Müstair, Archiv des Benediktinerinnenklosters St. Johann XX, Nr. 48 1. Vgl. Müller 1976a, S. 279f.; Poeschel 1943, S. 333f.

45 Vgl. zu Wandlungskerzen mit weiterführender Literatur Henkelmann 2018d.

46 Flammenspuren finden sich auch an Wandvertäfelungen im Plantaturm und anderer Räume im Kloster. Ich danke Jürg Goll, Müstair/Kriens, für den Hinweis auf die Flammenspuren und diesbezüglichen Austausch, ebenso Caterina Leandri, Müstair, die zudem eine Besichtigung vor Ort ermöglicht hat. Vgl. auch Goll/Exner/Hirsch 2007, S. 251 Kat. Nr. 112r. – Zu flammenförmigen Brandspuren in Häusern vgl. Bieri 2013, S. 93f. Ich danke Ulrike Gollnick, Schwyz, für Hinweise und Austausch zum Thema. Zu (apotropäischen) Flammenspuren im Wohnbau vgl. Gollnick 2016, S. 265f.

47 Zu den Phylakterien und dem Ablass vgl. Goll 2015, S. 120–123; Müller 1975, S. 263. Vgl. auch zu einem Reliquienkreuz Goll 2015, S. 92.

48 Vgl. zu den ältesten Altarplatten aus Marmor Goll 2015, S. 80 und S. 89.

49 Vgl. Roth-Rubi 2011 zu einem Antependium aus der Mitte des 10. Jahrhunderts, hier vor allem S. 70.

50 Vgl. Goll 2015, S. 87; Goll 2013, S. 62.

51 Vgl. Goll 2013, S. 62.



Abb. 9 Müstair, St. Johann, Nordapsis, Flammenspuren. *(© Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

mit Licht zur Differenzierung zwischen Langhaus und dem um drei Stufen erhöhten Sanktuarium bei. In diesem Zusammenhang sind auch Fragmente einer marmornen Chorschranke des späten 8. Jahrhunderts zu erwähnen, die einen bis in das Langhaus hineinreichenden Mönchschor strukturiert und ausgezeichnet haben könnte. Die Schranken bestanden aus Platten, die mittels Pfosten bzw. Nuten in Stufen- und Schwellensteinen befestigt waren. Die Platten wurden von Säulen mit Kapitellen gehalten, auf denen Balken lagen, so dass sich eine Art Gitterstruktur im Aufgehenden ergab. Mit ihrem weißen Marmor evozierten diese Schrankenelemente ein Glitzern und trugen so zur Aufwertung des Sakralraums bei.[52] Auch die Schrankenanlage selbst dürfte beleuchtet gewesen sein bzw. als Leuchterträger gedient haben, sei es, dass Kerzen oder Öllampen auf den rund 1,20 m hohen Schranken oder aber – dies ist wahrscheinlicher – auf den Balken über den Säulen aufgestellt wurden.[53] Allerdings sind die Schrankenfragmente bisher noch nicht dezidiert auf diese Frage hin analysiert worden, so dass unklar ist, ob sich daran noch Reste von

[52] Vgl. zu den Fragmenten der Chorschranke Goll 2022, S. 6f.; Dind/Goll 2017, S. 16; Goll 2015, S. 81; Goll 2013, S. 62; Roth-Rubi 2013, S. 413–424; Rutishauser 2004, S. 57; Poeschel 1943, S. 308. – Zur Kontextualisierung der Marmorfragmente in der karolingischen Bauplastik vgl. auch Faccani 2013.

[53] Vgl. beispielsweise ein Fragment eines Brüstungsbalkens mit senkrechtem Bohrloch (Fund Nr. 1112: Roth-Rubi 2015, S. 432). Vgl. auch Steinobjekte in St. Gallen und Genf, die vermutlich als Kerzenleuchter gedient hatten: Faccani 2021, S. 188 Kat. Nr. 080; Faccani 2012, S. 260 (Fund. Nr. o342). Ich danke Jürg Goll, Müstair/Kriens und Guido Faccani, Mainz, herzlich für den Hinweis auf diese Objekte in Müstair, St. Gallen und Genf und einen diesbezüglichen Austausch.

Wachs, Öl oder Ruß erhalten haben.[54] Von Interesse mag dabei sein, dass die Schranken nachweislich regelmäßig gereinigt wurden, was durchaus als Hinweis auf Beleuchtung und damit verbundene Verschmutzungen gewertet werden könnte. Zudem ist zu bedenken, dass das Chorgebet der Mönche auch in den frühen Morgenstunden (Vigil bzw. Matutin, Laudes) sowie abends respektive in der Nacht (Komplet) erfolgte. Schon allein aus logistischen Gründen war also künstliches Licht im Chor eine Notwendigkeit.[55]

Die Nonnen verrichte(te)n allerdings – zumindest seit dem Spätmittelalter – ihr Chorgebet nicht im Chor der Müstair Klosterkirche, sondern auf einer Westempore, auf der wir seit ihrer Errichtung, also seit Ende des 15. Jahrhunderts, mit einem Altar rechnen dürfen.[56] Während sich andernorts, etwa in Kloster Lüne,[57] für Nonnenchöre bzw. Nonnenemporen mittelalterliche Leuchter nachweisen lassen, ist dies für Müstair bislang nicht der Fall. Sehr wohl jedoch haben wir für Müstair eine Schriftüberlieferung zum Einsatz von Licht im Kontext der Profess. Ein diesbezüglicher Ritus aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts erwähnt eine Prozession im Anschluss an eine feierliche Messe zum Abschluss der dreitägigen Einschließung der Novizin in der Zelle. Bei dieser Prozession hielten die Schwestern jene Kerzen, die zuvor bei der Messe auf Leuchtern gebrannt hatten: «So das ambt aus ist so nement dy swestern prinnent kerzen in dy hänt dy vor sy prinnent und dem ambt auf leuchtern»[58].

Lichtgerät im Allgemeinen

Wie schon erwähnt, scheint sich in Müstair kein einziges Exemplar eines mittelalterlichen Lichtgeräts in Gänze erhalten zu haben, doch wurden bei Grabungen entsprechende Reste angetroffen. Mit Patrick Cassitti ist auf einige metallene Fragmente zu verweisen (Abb. 10 und 11), die von einem oder sogar von mehreren spätgotischen Leuchtern des 15. Jahrhunderts stammen dürften.[59] Cassitti zufolge handelte es sich dabei um Importe aus den großen Zentren des Spätmittelalters, also aus Dinant, Nürnberg oder Aachen,[60] wobei aufgrund der sehr ähnlichen Blattformen die Herkunft aller Fragmente aus einer einzigen Werkstatt nicht unwahrscheinlich ist. Fraglich ist, um welche Art von Leuchter(n) es sich handelte. Das größere der beiden Fragmente ist so gearbeitet, dass es mittels einer Nut in die Spindel eines Hängeleuchters oder aber eines Stand-/Wandleuchters eingehängt werden konnte, während am schlanken Ende wohl die Tropfschale saß. Sollte es sich trotz des Fehlens entsprechender Markierungen tatsächlich um einen Hängeleuchter gehandelt haben, so wird es entweder ein Schaftleuchter wie in Kalkar-Grieth oder in der Dortmunder Petrikirche[61] gewesen sein oder aber ein Tabernakelleuchter wie in Goslar oder in Nürnberg.[62] Das in Müstair gefundene Einzelfragment eines Blattes ist im Vergleich zu den Blättern des größeren Fragments recht groß. Sollten die Fragmente also zu einem einzigen Leuchter gehört haben, müsste

54 Ich danke Katrin Roth-Rubi, Zurzach, für einen diesbezüglichen Austausch und Informationen.

55 Im Übrigen bediente man sich in Müstair offenbar auch einer Klappsonnenuhr, um die Gebetszeiten zu eruieren; vgl. Schewe/Goll 2019.

56 Unklar ist, seit wann die Nonnen ihr Chorgebet auf einer Empore verrichteten; erstmals sicher nachgewiesen ist eine Empore an der Nordwand der Kirche für das Jahr 1325. Im Jahr 1488/92 entstand die noch erhaltene Empore im westlichsten Joch der Kirche. Zur Empore und ihrem Altar siehe Goll 2015, S. 113 f.; Dind/Goll 2017, S. 8. Vgl. auch Poeschel 1943, S. 332, sowie zur Liturgie bzw. dem Chorgebet der Nonnen Müller 1975, S. 245–248. – Zu Nonnenemporen und dortigen Altären im Allgemeinen vgl. auch Jäggi 2010, S. 384 und S. 388–391.

57 Lüne, Münster; vgl. mit weiterführender Literatur Henkelmann 2014, S. 45, 52, 74–77, 83 f. und S. 87 f.

58 *Rituale monialium* im Müstairer Klosterarchiv; Müstair, Archiv des Benediktinerinnenkloster St. Johann I, Nr. 48a, fol. 7v. Vgl. Müller 1975, S. 249 f. und S. 253, Anm. 9.

59 Müstair, Stiftung Pro Kloster St. Johann, Fund. Nr. M89_10422 (das größere Fragment) und M93_13161-1. Ich danke Patrick Cassitti, Müstair/Chur, herzlich für die Bereitstellung von Abbildungen, die gemeinsame Besichtigung am Original und den diesbezüglichen Austausch. – Zu weiteren Buntmetallfunden in Müstair vgl. Cassitti 2021, S. 122, 153 und S. 166 f.; Cassitti 2013, S. 96–99; Boschetti-Maradi 2005, S. 54–56.

60 Vgl. Cassitti 2021; Schoenen 1958; Mathar/Vogt 1956.

61 Zu St. Peter und Paul in Kalkar-Grieth und St. Petri in Dortmund vgl. mit weiterführender Literatur Henkelmann 2014, S. 55, 58, 73 f., 99, 119 f., 128–130 und S. 134.

62 Zum Leuchter im Rathaus von Goslar (ehem. St. Simon und Judas) vgl. mit weiterführender Literatur Henkelmann 2014, S. 55, 59, 67, 94, 99 und S. 141. Zum Vischerleuchter in St. Lorenz zu Nürnberg vgl. Henkelmann 2020,





Oben: Abb. 11 Müstair, St. Johann, Leuchterfragmente, Fund Nr. M93_13161-1. *(Foto: Patrick Cassitti, © Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

Links: Abb. 10 Müstair, St. Johann, Leuchterfragmente, Fund Nr. M89_10422. *(Foto: Patrick Cassitti, © Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

dieser ziemlich ausladend gewesen sein und über mehrere Ebenen von Lichthaltern verfügt haben. Bei solchen Exemplaren variierte die Größe der Dekorelemente oftmals deutlich von oben nach unten, wie dies noch heute am sogenannten Vischerleuchter in St. Lorenz zu Nürnberg oder am Leuchter in der Dortmunder Petrikirche nachvollziehbar ist.

Auch unter den Glasfunden aus Müstair finden sich Hinweise auf mittelalterliches Lichtgerät. So dürfen einige der Hohlglasfragmente (Abb. 12) als Reste karolingischer Glaslampen interpretiert werden. Insgesamt sechs Scherben gehörten zu einem Henkelbecher mit rötlichgrauen Bändern, an dessen Henkeln die Schnüre der Aufhängung befestigt werden konnten.[63] Die aparte Mehrfarbigkeit des Glases spricht für ein qualitätvolles Gefäß, das im entzündeten Zustand ein exklusives Farbenspiel evozierte. Aus der gleichen Grube wurden weitere Hohlglasfragmente geborgen, von denen manche zu einer trichterförmigen Lampe,[64] andere wiederum zu einer Glaslampe mit Henkel

S. 120–129. Der Leuchter in St. Peter und Paul in Stans (vgl. mit weiterführender Literatur Henkelmann 2014, S. 55, 57, 60 und S. 68) gehört zwar gleichfalls zur Gruppe der Tabernakelleuchter, zeigt jedoch ein abweichendes, scherenschnittartiges Dekor der Leuchterarme.

63 Müstair, Stiftung Pro Kloster St. Johann, Fund Nr. M98/21'776. Die Fragmente wurden in einer Grube in einer Schicht angetroffen, die der Nutzungsphase der vor 958 aufgelassenen Grube zugerechnet werden kann. Die Fragmente dürfen mithin als karolingisch angesprochen werden, entziehen sich allerdings bislang einer genaueren Datierung. Ich danke Jürg Goll, Müstair/Kriens, herzlich für den Hinweis auf den Fund und die Übermittlung von Fotos sowie einen diesbezüglichen Austausch. Ein herzlicher Dank gilt zudem Linda Christen und Marion Veith, Müstair, für Auskünfte und Auszüge aus der Funddokumentation. – Zu einer (womöglich bereits karolingischen) Glasproduktion in Müstair selbst vgl. Wolf et al. 2017, S. 662 f.; Trümpler et al. 2012, S. 8 f. mit Abb. 11 f.; Boschetti-Maradi 2005, S. 54. – Zu Glaslampen mit Henkeln im Allgemeinen vgl. Pactat 2020, S. 305–307 (ich danke Nadine Schibille, Orléans, für die Zugänglichmachung des Manuskripts). – Ich danke Thomas Kind, Frankfurt, für einen Austausch und Informationen zu Vergleichsfunden, etwa in Kloster Lorsch (vgl. Sanke/Wedepohl/Kronz 2003, S. 50 und S. 53, Kat. Nr. Lor2 Reg. 5117). – Vgl. Henkelmann 2018a, S. 14 f., zu Nachweisen für die Aufhängung karolingischen Lichtgeräts, wohl Lampen, im Sechzehneck der Aachener Marienkirche (heute Dom). – Die Darstellungen der Lampen der klugen und törichten Jungfrauen der romanischen Wandmalereien in der Mittelzone der Mittelapsis in Müstair (vgl. Goll/Exner/Hirsch 2007, S. 234 Kat. Nr. 93r) sind gleichfalls bauchig, verfügen jedoch über eine Handhabe respektive einen Fuß.

64 Müstair, Stiftung Pro Kloster St. Johann, Fund Nr. M98/21'740. Ich danke Linda Christen und Marion Veith, Müstair, für Auszüge aus der Funddokumentation. – Zu trichterförmigen Glaslampen des Frühmittelalters vgl. beispielsweise Pactat 2020, S. 269–271; Baumgartner/Krueger 1988, S. 60–64.



Abb. 12 Müstair, St. Johann, vermutliche Lampenfragmente, Fund Nr. M98/21‘776.
(Foto: Jürg Goll, © Archäologischer Dienst Graubünden)

gehört haben könnten.[65] Bei weiteren Grabungen wurde in einer Schicht aus dem späten 13. Jahrhundert bzw. der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Hohlglasscherbe angetroffen, die entweder zu einem Becherchen oder einem Lämpchen gehört haben könnte.[66] Eine leicht gelbstichige Randscherbe aus einer Schicht des mittleren 13. Jahrhunderts verweist auf ein Gefäß mit stark ausgeprägtem Trichterrand, sodass wiederum an eine trichterförmige Lampe zu denken ist.[67] Im Übrigen liegen auch Hinweise auf spätmittelalterliche Keramiklampen vor.[68] Insgesamt wäre zu klären, wie viele Lampenfragmente sich im gesamten Müstairer Fundmaterial identifizieren lassen und welcher Art sie waren, das heißt, ob für Müstair weitere Exemplare der erwähnten bauchigen und trichterförmigen Lampentypen nachweisbar sind. Dies gilt vor allem für mehrere hundert bei den Grabungen der Jahre 1963–2003 angetroffene Hohlglasfragmente.[69]

65 Müstair, Stiftung Pro Kloster St. Johann, Fund Nr. M98/21’827. Ich danke Linda Christen und Marion Veith, Müstair, für Auszüge aus der Funddokumentation.

66 Müstair, Stiftung Pro Kloster St. Johann, Fund Nr. M95/17’855. Vgl. Boschetti-Maradi 2005, S. 52 und S. 98, Taf. 11.10.

67 Müstair, Stiftung Pro Kloster St. Johann, Fund Nr. M93/14‘314. Vgl. Boschetti-Maradi 2005, S. 52 und S. 84, Taf. 3.11. Vgl. eventuell auch Müstair, Stiftung Pro Kloster St. Johann, Fund Nr. M93/15‘450-1; bei Boschetti-Maradi 2005, S. 90, Taf. 6.3 dagegen als Becher angesprochen. – Zu trichterförmigen Glaslampen (bzw. solchen mit konisch zulaufendem Schaft) des Spätmittelalters vgl. beispielsweise Baumgartner/Krueger 1988, S. 436–439. Vgl. auch Pactat 2020, S. 307–309. Zu solchen Lampen des konischen Typs aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, die in großer Zahl in der Prieuré de Ganagobie angetroffen wurden, siehe Foy 1977.

68 Müstair, Stiftung Pro Kloster St. Johann, Fund Nr. M95/17´686. Vgl. Boschetti-Maradi 2005, S. 34, 43 und S. 92, Taf. 7.1. – Vgl. Mondini/Ivanovici 2016, S. 381–384, Kat. Nr. 29–39 (Mirella Serlorenzi) zur Kirche Santa Maria Antiqua in Rom, wo bereits für das Frühmittelalter neben Glaslampen (vom Typ der Henkelbecher wie Trichterbechern bzw. solchen mit konisch zulaufendem Schaft) auch Tonlampen nachweisbar sind.

69 Das Konvolut ist abgesehen von den Fragmenten, die in den 1990er-Jahren bei Grabungen auf der Nordseite des Klosters, im sog. Oberen Garten, angetroffenen wurden (vgl. Boschetti-Maradi 2005, S. 50 f.), unbearbeitet (freundliche Auskünfte zum Stand der Bearbeitung von Linda Christen, Marion Veith und Jürg Goll, Müstair/ Kriens). Die Verfasserin plant eine Bearbeitung dieses Müstairer Konvoluts von Hohlglasfunden mit einem Fokus auf dem Lichtgerät des Mittelalters.

Gefunden wurden die oben erwähnten metallenen Leuchterfragmente aus dem 15. Jahrhundert in der Nähe des zu Wohn- und Residenzzwecken genutzten Plantaturms. Dies wiederum könnte für eine Provenienz des oder der Leuchter aus einem repräsentativen Profankontext sprechen. Auch die genannten Scherben eines gläsernen Henkelbechers wurden bei einer Grabung im Bereich des Plantaturms angetroffen.[70] Dies unterstreicht einmal mehr, dass wir nicht nur in der Kirche, sondern ebenso in den übrigen Räumen und Gebäuden des Klosters mit Lichtgerät zu rechnen haben.[71] Schon allein die Pflicht zum nächtlichen Gebet erforderte im Dormitorium eine gewisse Beleuchtung, die in Müstair auch aus verschiedenen, explizit an das Dormitorium gebundenen Zinseinnahmen finanziert worden sein könnten.[72]

Wie oben ausgeführt, gab es in Kloster Müstair – wie in anderen Klöstern und Kirchen auch – im Verlauf des Kirchenjahres einen enormen Bedarf an Lichtgerät, sodass wir davon ausgehen dürfen, dass sich hier zu allen Zeiten herausragendes Lichtgerät befand, das nicht nur dem Zeitgeschmack, sondern auch dem Selbstverständnis der Müstairer Mönche und seit dem 12. Jahrhundert jenem der Nonnen entsprach. Die demgegenüber geringe materielle Überlieferung historischen Lichtgeräts, das derzeit allenfalls im archäologischen Fundmaterial eindeutig anzusprechen ist, dürfte auch auf das wechselvolle Schicksal des Klosters insbesondere im Kontext kriegerischer Konflikte zurückzuführen sein. Im Zusammenhang mit dem Schwabenkrieg wurde Müstair 1499 von den Besatzungstruppen des österreichischen Königs Maximilian I. niedergebrannt und 1799 während des zweiten Koalitionskrieges von französischen Truppen geplündert.[73] Da das Lichtgerät mehrheitlich aus Metall – darunter sicher Messing, Kupfer und Bronze, zumindest zum Teil vielleicht auch aus Silber – bestanden haben dürfte, wird es zum Ziel entsprechender Begehrlichkeiten geworden sein. Ausgewählte Hinweise auf Vergleichbares mögen erahnen lassen, was in Müstair im Verlauf der Jahrhunderte wohl verlorengegangen ist. Es ist hier nicht allein an mittelgroße Standleuchter wie die Tassiloleuchter in Kremsmünster (10./11. Jh.)[74] oder die vor 1022 entstandenen Bernwardleuchter in Hildesheim[75] zu denken, sondern ebenso an monumentale Exemplare. So lässt sich etwa für die karolingischen Klosterkirchen in Aniane und Fulda durch Schriftquellen die Existenz je eines Siebenarmigen Leuchters nachweisen,[76] ein Exemplar der Zeit um 1000 in der Kirche des ehemaligen Essener Frauenstifts dagegen hat die Zeiten überdauert.[77] In der Romanik wiederum dominierte der Typus des Radleuchters, für den hier stellvertretend auf jenen der Aachener Marienkirche verwiesen sei.[78]

70 Zum komfortablen Plantaturm, der im Spätmittelalter von Dienstleuten des Churer Bischofs bewohnt worden war, bevor er kurz nach 1499 von Anna von Planta für den Konvent umgebaut und mit Dormitorium und Refektorium ausgestattet wurde, siehe Goll 2022, S. 5; Dind/Goll 2017, S. 7, 10; Goll 2004, S. 45 f.; Gnädinger 1994, S. 38.

71 So etwa in der Bischofsresidenz (vgl. hierzu Dind/Goll 2017, S. 6–8).

72 Die Einnahmen sind nach bisherigen Recherchen seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar, dürften aber auf ältere Tradition zurückgehen. Vgl. zum Jahr 1590/91 das sog. Heilig-Blut-Zins-Büchlein, Müstair, Archiv des Benediktinerinnenkloster St. Johann XVIII, Nr. 35 a/b. – Vgl. den St. Galler Klosterplan, wo das einzige explizit erwähnte Licht eine Laterne (*lucerna*) in den an das Dormitorium angrenzenden Latrinen ist (vgl. Tremp 2014, S. 19, 45). – Die Klosteranlage in Müstair verfügte seit der Karolingerzeit grundsätzlich über einen gewissen Wohnkomfort, u.a. mit beheizten Arbeitsräumen; vgl. Dind/Goll 2017, S. 6–9; Goll 2013, S. 58; Goll 2004, S. 43.

73 Vgl. Dind/Goll 2017, S. 4 f.

74 Benediktinerstift Kremsmünster; vgl. – mit weiterführender Literatur – Puhle 2001, S. 441–444, Kat. Nr. VI.30 (Leslie Webster).

75 Dommuseum Hildesheim, Inv. Nr. DS L 9 (Leihgabe der Pfarrgemeinde St. Magdalenen Hildesheim; ehem. St. Michael Hildesheim); vgl. Henkelmann 2024, S. 105–109 (mit weiterführender Literatur).

76 Vgl. Henkelmann 2025.

77 Domschatz Essen, Inv. Nr. 1; vgl. – mit weiterführender Literatur – Henkelmann 2007.

78 Dom zu Aachen; vgl. Henkelmann 2018a, S. 17–20 (mit weiterführender Literatur).

Resümee

Die vorliegende Untersuchung erweist für Kloster Müstair die Relevanz des Lichts und des Lichtgeräts, was sich sowohl über die materielle wie schriftliche Überlieferung rekonstruieren lässt. Dabei zeigen sich offensichtliche lokale Eigenheiten insbesondere in der Liturgie und der Heiligen- und Reliquienverehrung, insbesondere mit Blick auf den in Müstair als Gründer verehrten Karl den Großen sowie eine seit dem 13. Jahrhundert hochverehrte Heilig-Blut-Reliquie. Spezifisch klösterlicher Lichtgebrauch betraf den Mönchs- bzw. Nonnenchor, das Dormitorium und (repräsentative) profane Wohnräume im Kontext der Klausur, aber auch das Ritual der Profess. Der eingangs erläuterte Forschungsstand erlaubt es jedoch (noch) nicht, diese Situation in Müstair genauer einzuordnen und sie mit dem Lichtgebrauch anderer Klöster zu vergleichen. Forschungspotential besteht zudem in Hinblick auf die Kapellen auf dem Müstairer Klostergelände sowie auf abhängige Kirchen und Kapellen auf dem weiteren Klostergut; auch ein Vergleich mit dem Lichtgebrauch im bischöflichen Chur könnte von Interesse sein.[79]

In jedem Falle diente das Licht auch in Müstair vor allem im Kirchenraum nicht allein als bloße Beleuchtung sowie der Inszenierung des Sakralraums. Es visualisierte die bei der Liturgie und ebenso bei der Heiligen- und Reliquienverehrung postulierte Gegenwart Gottes, seines in die Welt gesandten Sohnes Jesu Christi und der Heiligen, war das Licht doch ebenso immanent wie transzendent. Das Licht berührte wie der Klang das Innere der Menschen, zog sie in seinen Bann, trug zu Andacht und Kontemplation bei und vermittelte einen Eindruck von der erhofften jenseitigen Welt, mit der sich die Mönche und Nonnen im ehrwürdigen Kloster Müstair in einem besonderen Verhältnis wähnten.

Literatur

Auge/Hillebrand 2019: Oliver Auge/Katja Hillebrand (Hrsg.), Klosterbuch Schleswig-Holstein. Klöster, Stifte und Konvente von den Anfängen bis zur Reformation, Bd. 2 (Regensburg 2019).

Baumgartner/Krüger 1988: Erwin Baumgartner/Ingeborg Krüger (Hrsg.), Phönix aus Sand und Asche. Glas des Mittelalters. Katalog der Ausstellung Bonn/Basel 1988 (München 1988).

Bieri 2013: Anette Bieri, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Holzbauten im Kanton Zug. Der Blockbau (Zug 2013).

Böhmer 1997: Roland Böhmer, Die Stuckfigur Karls des Großen in Müstair. In: Kunst + Architektur in der Schweiz 48.4, 1997, S. 62–65.

Boschetti-Maradi 2005: Adriano Boschetti-Maradi, Eginoturm und Wirtschaftsbauten im Oberen Garten. Teilauswertung der Grabungen 1990 bis 1995. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Eginoturm und Wirtschaftsbauten im Oberen Garten; Romanische Schlagglocke. Archäometallurgische Untersuchungen. Textilfunde. Müstair, Kloster St. Johann 3 (Zürich 2005), S. 11–122.

Cassitti 2013: Patrick Cassitti, Buntmetallobjekte des Mittelalters und der Neuzeit im europäischen Kontext. Forschungsperspektiven. In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 29, 2013, S. 95–101.

Cassitti 2021: Patrick Cassitti, Nürnberger Waren. Herstellung, Handel und Konsum europäischer Buntmetallprodukte in Mittelalter und früher Neuzeit. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 27 (Bonn 2021).

Coray-Lauer 2007: Gion Gieri Coray-Lauer, Beobachtungen des Lichteinfalls in karolingischen Kirchen Graubündens. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Naturwissenschaftliche und technische Beiträge. Müstair, Kloster St. Johann 4 (Zürich 2007), S. 273–315.

Dieterich 2013: Barbara Dieterich, Das wirkmächtige Bild Karls des Großen. Überlegungen zur Rezeption eines Herrscherbildes. In: Markus Riek/Jürg Goll/Georges Descoeudres (Hrsg.), Die Zeit Karls des Großen in der Schweiz (Sulgen 2013), S. 30–37.

Dind/Goll 2017: Aleksis Dind, Kloster St. Johann, Müstair. Kleine Kunstführer 10601 (Regensburg 32. Auflage 2017).

[79] Zu Lichtgebrauch bzw. Lichtspenden in der Kapelle St. Oswald in S. Maria (Val Müstair) vgl. Müller 1976b, S. 321–325. – Zu den Kapellen des Klosters in Müstair selbst (hier auch die Heiligkreuzkapelle und die Kapelle St. Ulrich und Nikolaus im Kloster) wie darüber hinaus im Allgemeinen vgl. Goll 2007, S. 318 und S. 321f.; Goll 2015, S. 105–107 und S. 112f.; Goll 2004, S. 42, 44 und S. 46; Gnädinger 1994, S. 47; Müller 1976a, S. 283 und S. 328; Poeschel 1943, S. 340f. – Die Schwarzfärbung der Balkendecke im Sockelgeschoss der Heiligkreuzkapelle geht allerdings nicht auf Lichtgebrauch zurück, sondern stellt einen intentionellen Schwarzanstrich dar; vgl. Marinowitz et al. 2022. – Zur Beziehung zwischen Müstair und Chur vgl. Müller 1976a, S. 281–284.

Faccani 2012: Guido Faccani, Sculpture architecturale provenant des fouilles de la cathédrale (IV–XII siècles). In: Charles Bonnet (Hrsg.), Les édifices chrétiens et le groupe episcopal. Les fouilles de la cathédrale St-Pierre de Genève 2. Mémoires et documents 65 (Genf 2012), S. 237–266.

Faccani 2013: Guido Faccani, «Geflecht mit Gewürm». Karolingische Bauplastik und ihr Dekor. In: Markus Riek/Jürg Goll/Georges Descoeudres (Hrsg.), Die Zeit Karls des Großen in der Schweiz (Sulgen 2013), S. 128–145.

Faccani 2021: Guido Faccani, Bauplastik des 1. Jahrtausends aus St. Gallen. Kathedrale, Gallusplatz, Klosterhof, St. Mangen. Archäologie im Kanton St. Gallen 2 (St. Gallen 2021).

Finkenstaedt 1968: Helene/Thomas Finkenstaedt, Stanglsitzerheilige und große Kerzen. Stäbe, Kerzen und Stangen der Bruderschaften und Zünfte in Bayern (Weißenhorn 1968).

Foy 1977: Danièle Foy, Lampes de verre et vitraux découverts à Ganagobie. In: Archéologie médiévale 7, 1977, S. 229–247.

Goll 2004: Jürg Goll, Karl der Große und das Kloster St. Johann in Müstair. In: Karl der Große und Europa. Symposium, hrsg. von der Schweizerischen Botschaft in der Bundesrepublik Deutschland in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Museum (Frankfurt a. M. 2004), S. 33–54.

Goll 2007: Jürg Goll, Frühmittelalterliche Fenstergläser aus Müstair und Sion. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Naturwissenschaftliche und technische Beiträge. Müstair, Kloster St. Johann 4 (Zürich 2007), S. 317–329.

Goll 2013: Jürg Goll, Müstair, Architektur im Dienst von Glaube und Herrschaft. In: Markus Riek/Jürg Goll/Georges Descoeudres (Hrsg.), Die Zeit Karls des Großen in der Schweiz (Sulgen 2013), S. 57–65.

Goll 2015: Jürg Goll, Müstair, Kloster St. Johann. Verzeichnis der Altäre und Altarpatrozinien. In: Archäologie Graubünden 2 (2015), S. 79–130.

Goll 2022: Jürg Goll, Klostermuseum Müstair. Kleine Kunstführer 2597 (Regensburg 2022).

Goll/Exner/Hirsch 2007: Jürg Goll/Matthias Exner/Susanne Hirsch (Hrsg.), Müstair. Le pitture parietali medievali nella chiesa dell'abbazia. Patrimonio mondiale dell´UNESCO (Müstair 2007).

Goll/Plan/Schönbächler 2013: Jürg Goll/Isabelle Plan/Daniel Schönbächler, Stuck ist Schmuck. In: Markus Riek/Jürg Goll/Georges Descoeudres (Hrsg.), Die Zeit Karls des Großen in der Schweiz (Sulgen 2013), S. 146–159.

Gollnick 2016: Ulrike Gollnick, Die mittelalterlichen Blockbauten im Dorfbachquartier. Bauforschung, Dokumentation, Befunde. In: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 73.4, 2016, S. 261–288. DOI: https://doi.org/10.5169/seals-632581.

Gnädinger 1994: Louise Gnädinger, Müstair. Das Kloster St. Johann in Müstair (Zürich 1994).

Henkelmann 2007: Vera Henkelmann, Der Siebenarmige Leuchter des Essener Münsters und die Memoria der Äbtissin Mathilde. «Äbtissin Mathilde befahl mich anzufertigen und weihte mich Christus». In: Birgitta Falk/Thomas Schilp/Michael Schlagheck (Hrsg.), «... wie das Gold den Augen leuchtet». Schätze aus dem Essener Frauenstift. Essener Forschungen zum Frauenstift 5 (Essen 2007), S. 151–167.

Henkelmann 2014: Vera Henkelmann, Spätgotische Marienleuchter. Formen, Funktionen, Bedeutungen. Eikoniká. Kunstwissenschaftliche Beiträge 4 (Regensburg 2014).

Henkelmann 2018a: Vera Henkelmann, Die Inszenierung der Aachener Marienkirche durch künstliches Licht im Mittelalter. In: Aachener Kunstblätter 66.2014/2017, 2018, S. 13–44.

Henkelmann 2018b: Vera Henkelmann, Das Beleuchtungswesen der Bruderschaften und Zünfte im Spätmittelalter – Gestaltung und Funktion im Spiegel der tradierten Sachkultur und Schriftüberlieferung. In: Andreas Tacke/Birgit Ulrike Münch/Wolfgang Augustyn (Hrsg.), Material Culture. Präsenz und Sichtbarkeit von Künstlern, Zünften und Bruderschaften in der Vormoderne. Artifex. Quellen und Studien zur Künstlersozialgeschichte (Petersberg 2018), S. 331–358.

Henkelmann 2018c: Vera Henkelmann, Genese und Funktion des Doberaner Marienleuchters. Traditionsbewahrung und Multifunktionalität eines spätgotischen Marienleuchters. In: Gerhard Weilandt/Kaja von Cossart (Hrsg.), Die Ausstattung des Doberaner Münsters. Kunst im Kontext. Edition Mare Balticum 2 (Petersberg 2018), S. 348–361.

Henkelmann 2018d: Vera Henkelmann, Wandlungskerzen und Engelleuchter des Spätmittelalters. Lichtinszenierungen im Kontext der Wandlung. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 2016 (2018), S. 99–118.

Henkelmann 2019: Vera Henkelmann, Künstliches Licht im Kontext mittelalterlicher Gebetspraxis. In: Mirko Breitenstein/Christian Schmidt (Hrsg.), Medialität und Praxis des Gebets. Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes 24.2 (Berlin 2019), S. 431–457.
DOI: https://doi.org/10.1515/mial-2019-0045.

Henkelmann 2020: Vera Henkelmann, Die spätmittelalterliche Lichtinszenierung an St. Lorenz in Nürnberg. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 107, 2020, S. 97–134.

Henkelmann 2022: Vera Henkelmann, Der Siebenarmige Leuchter von Hans Apengeter in der Marienkirche zu Kolberg. Ein Monument des Repräsentations- und Memorialstrebens von Hans Apengeter und Gottfried von Wida gleichermaßen. In: Klaus Gereon Beuckers/Jochen Hermann Vennebusch (Hrsg.), Hans Apengeter. Norddeutscher Bronzeguss des 14. Jahrhunderts im Kontext. Opera Borealia. Beiträge zur norddeutschen Kunst des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 1 (Regensburg 2022), S. 27–50.

Henkelmann 2024: Vera Henkelmann, Leuchterinschriften im Kontext mittelalterlicher Messliturgie. Suggestion und Präsenz von Sakralität im Kirchenraum und ihre memorialen Implikationen. In: Tobias Frese/Lisa Horstmann/Franziska Wenig (Hrsg.), Sakrale Schriftbilder. Zur ikonischen Präsenz des Geschriebenen im mittelalterlichen Kirchenraum. Materiale Textkulturen 42 (Berlin 2024), S. 103–131.
DOI: https://doi.org/10.1515/9783111304496-005.

Henkelmann 2025: Vera Henkelmann, Aniane and Fulda. Seven-branched Candelabra from the Carolingian Period and their Context. In: Andrea Worm/Maria Streicher (Hrsg.), The Menorah and the Seven-Branched Candelabrum. Jewish and Christian Manifestations in the Medieval and Early Modern Periods. Andere Ästhetik – Studien 15.2 (Berlin/Boston 2025), S. 341–364.
DOI: https://doi.org/10.1515/9783111165219-012.

Jäggi 2010: Carola Jäggi, Archäologie in spätmittelalterlichen Frauenklöstern, oder: man sieht nur, was man weiß. In: Niklot Krohn (Hrsg.), Kirchenarchäologie heute. Fragestellungen, Methoden, Ergebnisse. Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg im Breisgau 76 (Darmstadt 2010), S. 382–395.

Jäggi 2024: Carola Jäggi, Inklusion und Diversität in der Klosterforschung. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 87.2, 2024, S. 279–283.
DOI: https://doi.org/10.1515/zkg-2024-2007.

Krone und Schleier 2005: Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Katalog der Ausstellung Essen/Bonn 2005, hrsg. von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland und dem Ruhrlandmuseum Essen (München 2005).

Marijnissen 2003: Roger H. Marijnissen, Bruegel. Das vollständige Werk (Köln 2003).

Marinowitz et al. 2022: Cornelia Marinowitz/Patrick Cassitti/Dietrich Rehbaum/Melissa Speckhardt, Die schwarzen Balken der Heiligkreuz-Kapelle im Kloster Müstair. Ein außergewöhnliches Zeugnis karolingischer Oberflächenbearbeitung. In: VDR Beiträge zur Erhaltung von Kunst- und Kulturgut 2022.1, 2022, S. 50–65.

Mathar/Vogt 1956: Ludwig Mathar/Augustus Vogt, Über die Entstehung der Metallindustrie im Bereich der Erzvorkommen zwischen Dinant und Stolberg (Lammersdorf 1956).

Mondini 2013: Daniela Mondini, Himmelslicht. Lichtregie im Sakralbau. In: Kunst und Kirche. Ökumenische Zeitschrift für Architektur und Kunst 79, 2016, S. 12–17.
DOI: https://doi.org/10.5167/uzh-87472.

Mondini/Ivanovici 2016: Daniela Mondini/Vladimir Ivanovici, Luce e luci a Santa Maria Antiqua e nelle chiese altomedievali di Roma. In: Maria Andaloro/Giulia Bordi/Giuseppe Morganti (Hrsg.), Santa Maria Antiqua tra Roma e Bisanzio (Mailand 2016), S. 378–385.

Müller 1971: Iso Müller, Die bündnerische Wallfahrt zwischen Aufklärung und Romantik. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 67, 1971, S. 115–129.

Müller 1975: Iso Müller, Liturgie und Mystik im Frauenkloster Müstair zur Zeit des Spätmittelalters. In: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 69, 1975, S. 237–264.

Müller 1976a: Iso Müller, Karl der Große und Müstair. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 26, 1976, S. 273–287.

Müller 1976b: Iso Müller, Urkunden zur Geschichte des Klosters Müstair 1316–1513. In: Bündner Monatsblatt. Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur 11/12, 1976, S. 319–337.

Oepen/Steinmann 2016: Joachim Oepen/Marc Steinmann, Der Severinzyklus. Katalog der Ausstellung Köln 2015/2016. Ortswechsel 2. Werkhefte und Bücher Kolumba 46 (Köln 2016).

Pactat 2020: Inès Pactat, L'activité verrière en France du VIIIe au XIe siècle. Résilience et mutations d´une production artisanale 1 (Phil. Diss. Besançon 2020, Typoskript).

Poeschel 1943: Erwin Poeschel, Schams, Rheinwald, Avers, Münstertal, Bergell. Die Täler am Vorderrhein 2. Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden 5 (Basel 1943).

Poeschel 1948: Erwin Poeschel, Chur und der Kreis Fünf Dörfer. Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden 7 (Basel 1948).

Puhle 2001: Matthias Puhle (Hrsg.), Otto der Große. Magdeburg und Europa. Ausst.-Kat. Magdeburg 2001, Bd. 2 (Mainz 2001).

Reveyron 2014: Nicolas Reveyron, Ambiances lumineuses et ambiances colorées dans l'architecture religieuse du Moyen Age occidental. In: Daniela Mondini/Vladimir Ivanovici (Hrsg.), Manipolare la luce in epoca premoderna aspetti architettonici, artistici e filosofici. Da Ravenna a Vals 1 (Mendrisio 2014), S. 99–121.

Roth-Rubi 2011: Katrin Roth-Rubi, Das Antependium in der Klosterkirche St. Johann von Müstair. In: Mathias Seifert (Hrsg.), Vom Steinbeil bis zur Flintenkugel. Festschrift zur Pensionierung von Jürg Rageth (Chur 2011), S. 67–77.

Roth-Rubi 2013: Katrin Roth-Rubi, Zum Motivschatz der churrätischen Marmorskulptur im Frühmittelalter. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wandel und Konstanz zwischen Bodensee und Lombardei zur Zeit Karls des Großen. Acta Müstair, Kloster St. Johann 3. Veröffentlichungen der Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter (Zürich 2013), S. 403–425.

Roth-Rubi 2015: Katrin Roth-Rubi, Die frühe Marmorskulptur aus dem Kloster St. Johann in Müstair, Bd. 2. Reihe Müstair, Kloster St. Johann 5 (Ostfildern 2015).

Rutishauser 2004: Hans Rutishauser, Das Benediktinerinnenkloster St. Johann in Müstair als Zeuge karolingischer Kulturpolitik. In: Karl der Große und Europa. Symposium, hrsg. von der Schweizerischen Botschaft in der Bundesrepublik Deutschland in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Museum (Frankfurt am Main 2004), S. 55–66.

Sanke/Wedepohl/Kronz 2003: Markus Sanke/Karl Hans Wedepohl/Andreas Kronz, Karolingerzeitliches Glas aus dem Kloster Lorsch. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 30, 2002 (2003), S. 37–75.

Scherping 2007: Regina Scherping, Der «Nonnenstaub» aus dem Klarissenkloster zu Ribnitz, Mecklenburg-Vorpommern. In: Jeffrey F. Hamburger/Carola Jäggi/Susan Marti/Hedwig Röckelein (Hrsg.), Frauen – Kloster – Kunst. Neue Forschungen zur Kulturgeschichte des Mittelalters (Turnhout 2007), S. 229–236.

Schewe/Goll 2019: Roland Schewe/Jürg Goll, Die Zeit in der Tasche. Die älteste in Europa erhaltene hölzerne Klappsonnenuhr aus dem Kloster Müstair, Schweiz. In: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 76, 2019, Heft 1/2, S. 5–30.
DOI: https://doi. org/10.5169/seals-842379.

Schoenen 1958: Paul Schönen, Dinanderie. In: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. 4 (Stuttgart 1958), Sp. 1–12.

Schwitzer 1891: Basilius Schwitzer, Urbare der Stifte Marienberg und Münster, Peters von Liebenberg-Hohenwart und Hansens von Annenberg, der Pfarrkirchen von Meran und Sarnthein (Innsbruck 1891).

Sidler 1906: Wilhelm Sidler, Münster-Tuberis. Eine karolingische Stiftung. In: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 31, 1906, S. 207–348.

Tremp 2014: Ernst Tremp, Der St. Galler Klosterplan. Faksimile, Begleittext, Beischriften und Übersetzung (St. Gallen 2014).

Trümpler et al. 2012: Stefan Trümpler/Sophie Wolf/Cordula Kessler/Jürg Goll, Potential and Challenges of Interdisciplinary Research on Historical Window Glass, Stained Glass and Reverse Glass Paintings. In: Hugo Thienpont/Wendy Meulebroeck/Karin Nys/Dirk Vanclooster (Hrsg.), Integrated Approaches to the Study of Historical Glass. Proceedings of the Society of Photo-Optical Instrumentation Engineers (SPIE) 8422, 7 November 2012. DOI: https://doi.org/10.1117/12.9782319.

Weilandt 2007: Gerhard Weilandt, Die Sebalduskirche in Nürnberg. Bild und Gesellschaft im Zeitalter der Gotik und Renaissance. Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 47 (Petersberg 2007).

Wirth 1995: Jean Wirth, Die Bildnisse von St. Benedikt in Mals und St. Johann im Müstair. In: Hans-Rudolf Meier/Carola Jäggi/Philippe Büttner (Hrsg.), Für irdischen Ruhm und himmlischen Lohn. Stifter und Auftraggeber in der mittelalterlichen Kunst (Berlin 1995), S. 76–90.

Wolf et al. 2017: Sophie Wolf/Cordula M. Kessler/Jürg Goll/Stefan Trümpler/Patrick Degryse, The Early Medieval Stained Glass Windows from St. John, Müstair. Materials, Provenance and Production Technology. In: Sophie Wolf/Anne de Pury-Gysel (Hrsg.), Annales du 20e congrès de l'Association internationale pour l'histoire du verre (Romont 2017), S. 660–667.

SOPHIE HÜGLIN

Mechanische Mörtelmischer – Die Befunde von Müstair im europäischen Kontext

Einleitung

Nach einer Phase der Wiederbewaldung und des Vordringens organischer Materialien im täglichen Leben und in der Architektur des Frühmittelalters wurde zwischen 700 und 1000 n. Chr. die Steinarchitektur in Europa als Mittel der Monumentalisierung und Repräsentation wiederentdeckt. Dies kann als Ausdruck eines sich historisch auf das Römische Reich und geographisch auf die Stadt Rom als Zentrum beziehendes «versteinerndes» Konzept des Christentums angesehen werden, in dem sich territoriale und soziale Mächte in der Landschaft neu strukturierten. Wanderhandwerker spielten bei dieser Wiedereinführung des Steinbaus und bei dem damit verbundenen materiellen, technologischen und ideologischen Wandel eine wichtige Rolle. Auf den Baustellen dieser Zeit finden Archäolog*innen immer wieder mechanische Vorrichtungen zum Mischen von Mörtel (Abb. 1). Solche Maschinen wurden weder zuvor in römischer Zeit noch danach im Hoch- und Spätmittelalter oder der frühen Neuzeit eingesetzt. Erst mit der Industrialisierung wurde diese Tätigkeit wieder mechanisiert. Diese Anlagen könnten den Zweck gehabt haben, menschliche durch tierische Arbeitskräfte zu ersetzen, insbesondere wenn unter Zeitdruck gearbeitet wurde und es an qualifizierten Arbeitskräften mangelte.[1]

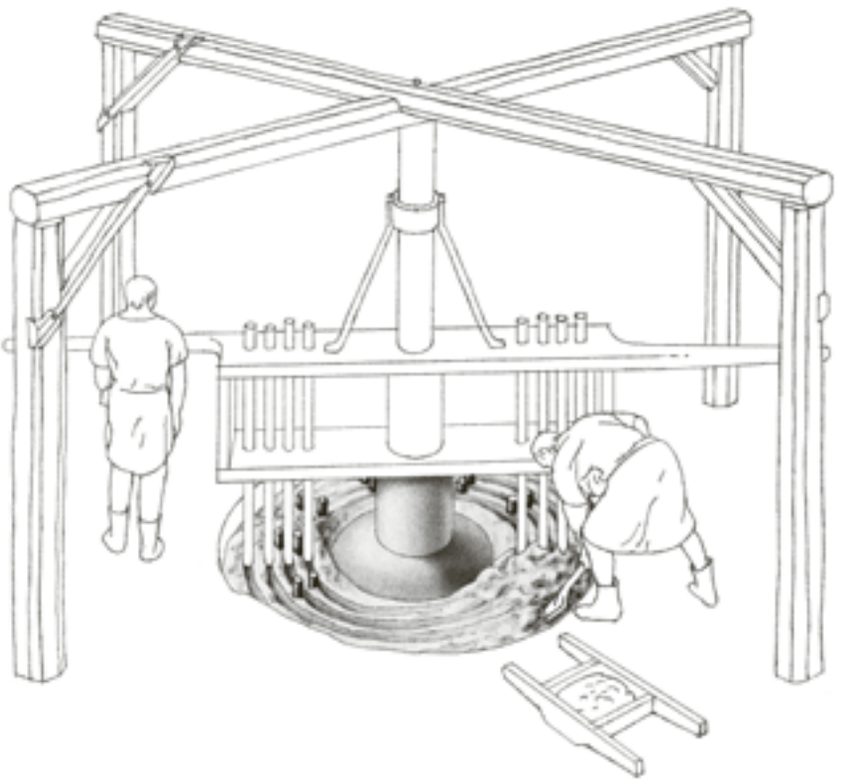


Abb. 1 Rekonstruktionsvorschlag zum Mörtelmischer-Befund aus Basel, Martinsgasse 6+8, Grabung 2004/1. *(© Grafik: Heidi Colombi, © Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt)*

1 Hüglin in Vorbereitung.

Nachfolgend sollen die Ergebnisse des europaweiten archäologischen Forschungsprojekts RESTOMO mit denjenigen des interdisziplinären SNF-Projekts «Mörteltechnologie und Baugeschichte» an der UNESCO-Welterbestätte Kloster Müstair verknüpft werden.[2] Müstair ist die bisher einzige Fundstelle mit sechs Mörtelmischern aus zwei Perioden. Der Vergleich der Mörtelproben aus den Mischern mit Mauermörteln aus ergrabenen Fundamenten und noch stehenden Gebäuden erwies sich als anspruchsvoll. Teilweise ergeben sich Widersprüche zur bisherigen Zuordnung der Mörtelmischer zu den archäologisch nachgewiesenen Bauphasen.[3] Eine Neubewertung der stratigraphischen Bezüge nördlich des Plantaturms wäre angesichts dieser Ergebnisse geboten.

Archäologische Befunde von Mörtelmischern auf mittelalterlichen Baustellen

In der Nähe frühmittelalterlicher Kirchen und Burgen wurden und werden bei Ausgrabungen regelmässig Spuren von Bautätigkeit erfasst. Es dauerte aber bis in die 1970er-Jahre, bis die runden Mörtelscheiben, die bei entsprechenden Interventionen immer wieder angetroffen wurden, als Reste von mechanischen Geräten zum Mischen von Kalkmörtel erkannt wurden. Diese Mörtelmischer besitzen eine kreisrunde Grube mit einem zentralen Pfosten, der als Drehpunkt für einen Rechen diente, welcher von Menschen oder Tieren im Kreis bewegt wurde. Die Zähne des Rechens waren lang genug, um in die Grube zu reichen und dort Sand, Kalk und Wasser zu vermengen. Sie hinterliessen charakteristische konzentrische Spuren, die auf den ausgehärteten Überresten zu sehen sind.

Interessanterweise sind Überreste von Mörtelmischern kaum aus zentralen Orten bekannt, sondern eher von Baustellen und Zeiten, in denen der Steinbau (wieder) neu eingeführt wurde. Es soll deshalb im Folgenden dargelegt werden, dass Mörtelmischer als zeitlich recht eng begrenztes, aber geradezu paneuropäisches Phänomen[4] zu begreifen sind und ihre Verwendung in Müstair in zwei frühen Bauphasen als ‹Pioniertechnologie› zu verstehen sein dürfte.

Wanderhandwerker und Mörtelherstellung im Frühmittelalter – schriftliche Quellen

Caementarios, wörtlich «Mörtelmacher», werden bereits um 680 n. Chr. vom englischen Mönch Beda in seinen Lebensbeschreibungen der Äbte des Doppelklosters Wearmouth-Jarrow erwähnt.[5] Er berichtet, dass Abt Benedict Biscop das Meer überquert habe und es ihm im Frankenreich (Gallia) gelungen sei, *caementarios* anzuwerben, die ihm eine Kirche *iuxta Romanum*, «nach römischer Art» – also aus Stein – bauen würden.[6] Ein Jahr nach der Grundsteinlegung, als die Kirche bereits ein Dach hatte und damit fast fertig war, habe der Abt Boten erneut ins Frankenreich geschickt, um Glasmacher zu finden, die Kirche, Seitenkapellen und Obergaden mit (farbigen) Fenstern ausstatten würden. Beda zählt darüberhinaus die zahlreichen Romreisen des Abtes auf, die Benedict Biscop genutzt habe, um neben Reliquien und Schriften auch einen Lateinlehrer und Kantor von dort mitzubringen, um die römische Liturgie feiern zu können. Tatsächlich wurden in Benedict Biscops Klöstern Wearmouth and Jarrow bei Grabungen in den 1960er-Jahren nicht nur Frag-

2 An dieser Stelle möchte ich folgenden Institutionen und Personen danken: Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair, CH: Patrick Cassitti, Jürg Goll; University of Applied Sciences and Arts of Southern Switzerland (SUPSI) Cannobbio, CH: Marta Caroselli; Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, CH: Heidi Colombi, Andrea Hagendorn, Guido Lassau; Archäologie Basel-Land, Liestal, CH: Reto Marti; Newcastle University, GB: Alex Turner, Sam Turner, Università di Siena, IT: Giovanna Bianchi, Marie-Ange Causarano, Carlo Citter, Vittorio Fronza, Marco Valenti.

3 Hüglin/Caroselli/Cassitti 2019.

4 Vgl. die Verbreitungskarte in Hüglin 2019, S. 21, Abb. 15 bzw. den Katalog mit ergänzten Fundstellen in Hüglin in Vorbereitung.

5 Bede, Lives of the Abbots I, 5, S. 400–403.

6 Man könnte hier *iuxta Romanum* (Bede, Lives oft he Abbots, S. 402) auch historisch verstehen und als «nach Art der Römer» übersetzen, gerade auch weil in Bedas und Benedict Biscops Northumbria die Überreste des Hadrianswalls

mente der ersten farbigen Kirchenbefensterung, sondern in Monkwearmouth auch zwei Mörtelmischer aus dem 7./8. Jahrhundert gefunden.[7] Die detailreichen Schilderungen Bedas in Kombination mit den Ergebnissen der Forschungsgrabungen durch Rosemary Cramp erlauben Einblicke in Arbeitsbedingungen und -methoden der Wanderhandwerker, speziell im Steinbau und der damit verbundenen Mörtelherstellung. Die bei Beda beschriebene Motivation und das Vorgehen der Bauherrschaft sowie die entsprechenden Funde und Befunde aus den erwähnten Klöstern in Nordostengland, lassen sich mit der gebotenen Vorsicht auch auf andere Regionen übertragen, in denen die Quellenlage einseitiger oder lückenhafter ist. Übertragen auf Müstair würde dies bedeuten, dass hier zwar hervorragende Grabungsergebnisse und präzise Dendrodaten vorliegen, es aber z. B. keine schriftlichen Quellen zur Herkunft der Handwerker, zu den Absichten der Bauherrschaft oder zur Funktion der in Frage stehenden Bauten – karolingischer Klosterkonvent, Arkadenbau und Plantaturm – gibt.

Weit näher an Müstair liegt Norditalien; von dort hat sich eine einmalige historische Quelle erhalten, aus der sich indirekt viel über die Arbeitsweise von mobilen Bauspezialisten entnehmen lässt. Im Edikt des Königs Rothari (636–652 n. Chr.) in den Leges Langobardorum wird von den *magistri comacini* gesprochen, einer Gruppe mobiler Baumeister.[8] In dem Text werden Preise für bestimmte Bauleistungen aufgeführt; dabei ist auch von *machinae* die Rede, womit Kräne und Gerüste, aber auch Mörtelmischer gemeint gewesen sein könnten.

Die *Magistri Comacini* waren eine Bruderschaft von Baumeistern, die im Zusammenhang mit vielen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Baustellen in ganz Europa erwähnt werden.[9] Ihr Name scheint sie mit der Stadt Como in Norditalien in Verbindung zu bringen. Alternativ wird vorgeschlagen, dass ihr Name *magistri cum machini*, also «Meister mit Maschinen» bedeuten könnte und nicht geographisch als «Meister aus Como» zu verstehen ist.[10]

Dass sich die Arbeitsbedingungen und die Ressourcensituation der Magistri Comacini an den neuen Einsatzorten, die meist in Regionen ohne eigene Steinbautradition lagen, von denen an ihren Herkunftsorten unterschied, versteht sich von selbst. Das neue Arbeitsumfeld stellte sich als technologische Pioniersituation dar, für die der Mangel an qualifizierten menschlichen Arbeitskräften sowie Sprachbarrieren charakteristisch waren; andererseits waren in Regionen mit geringerer Bevölkerungsdichte natürliche Ressourcen wie Holz, Wasser, Sand und Kalkstein leichter verfügbar. Vermutlich war es an solchen Bauplätzen auch einfacher, mitgebrachte Zugtiere zu ernähren bzw. an neue Tiere zu kommen. Dies könnte es zusätzlich attraktiv gemacht haben, mechanische Mörtelmischer zu konstruieren, bei denen sich menschliche Handlangertätigkeit durch tierische Arbeitskraft ersetzen liess.

Hufabdrücke eines Ochsen beim Mischer von Bamburgh Castle

Bislang gibt es nur einen einzigen Fundort, an dem die Verwendung eines Zugtieres in Zusammenhang mit einem Mörtelmischer-Befund nachgewiesen werden konnte: auf Bamburgh Castle in Nordengland. In den Jahren 1970–1974 führte Brian Hope-Taylor auf Bamburgh Castle Ausgrabungen durch. Die Burg hatte zwischen dem 6. und dem 9. Jahrhundert n. Chr. als Sitz des northumbrischen Königshauses gedient. Der Fels, auf dem die Burg angelegt worden war, liegt direkt am Meer und nur wenig südlich der Klosterinsel Lindisfarne an der nordenglischen Ostküste.

und andere Ruinen aus der Römerzeit mehr als anderswo auf der Insel landschaftsprägend gewesen sein müssen. Da sich aber weiter unten (ibid, S. 404) das *iuxta more Romanae* klar auf die Messe nach römisch(-katholisch)er Art bezieht, ist offensichtlich nicht das Römische Imperium, sondern das Rom der Kirche gemeint.

7 Zu den Mörtelmischern s. Cramp 2005, S. 93–94, 101; zu den Fensterglasfragmenten s. Cramp 2006, S. 56–80.

8 Memoratorium de mercedibus commacinorum, in: MGH LL IV (1868), S. 176–180, hier S. 177.

9 Bei vielen Bauten nördlich der Alpen wird ab dem 11./12. Jahrhundert eine Beteilung von «Baurotten» bzw. «Comasken» vermutet, was meist an spezifischen Bauformen und -massen (etwa dem *piede Luitprando,* dem langobardischen Fuss mit einer Länge von 43,6 cm) und eher selten an schriftlichen Quellen festgemacht wird; Schottner 1994.

10 Ausführlich bei Hüglin in Vorbereitung bzw. Lazzati 2011.

Hope-Taylor stiess bei seinen Grabungen im West Ward, dem nordwestlichen Bereich der Burg, wo sich viele Hinweise auf handwerkliche Tätigkeiten aus angelsächsischer Zeit erhalten hatten, unter anderem auch auf eine Mörtelscheibe mit umlaufenden Hufabdrücken Ochsen.[11] Er bezeichnete die Anlage als «Gin Gang» und verglich sie damit mit (meist pferdegetriebenen) Maschinenhäusern, wie sie im England des 18. und frühen 19. Jahrhunderts üblich waren. Hope-Taylor nahm sogar Gipsabdrücke von der Oberfläche rund um den Mörtelmischer und führte archäologische Experimente durch, um zu beweisen, dass die Hufspuren von einem Ochsen stammen. Leider kam er selbst nicht dazu, die Ergebnisse der Ausgrabung zu veröffentlichen. Seit 1996 untersucht nun das Bamburgh Research Project die Burg und versucht dabei, die wiederentdeckte ältere Grabungsdokumentation und die dort dokumentierten Befunde mit den neuen Grabungsergebnissen abzugleichen. Hope-Taylers Gipsabdrücke hingegen sind bisher nicht wieder aufgetaucht.[12]

Die Mörtelmischer in Müstair – neu zugewiesen

In Müstair konzentrieren sich alle Mörtelmischer-Befunde in einem Bereich nordöstlich des Klosters (Abb. 2). Dabei ist über verschiedene Bauphasen hinweg der Wechsel von einem grossen Mörtelmischer zu mehreren kleineren und schliesslich der völlige Verzicht auf mechanische Geräte für die Mörtelzubereitung zu beobachten. Die stratigraphisch älteste Mörtelscheibe P541 misst ca. 3,5 m im Durchmesser (Abb. 3 und Tabelle 1). Der Befund zeigt eine kreisförmige, ca. 42 cm tiefe Grube mit einem zentralen Pfostenloch. Die Nutzungsebene der Grube konnte archäologisch erfasst werden, so dass die ausgegrabene Tiefe wahrscheinlich nahe an der ursprünglichen liegt. Der zentrale Pfosten hatte einen Durchmesser von ca. 24 cm. Der Boden der Grube war flach und mit Holzbrettern abgedeckt, die Wände der Grube waren mit Flechtwerk versteift. Diese Merkmale lassen sich aus Abdrücken im Kalk ableiten, der durch Lücken zwischen den Bodenbrettern und dem Flechtwerk gesickert war und die Hohlräume darunter und dahinter füllte. Flüssiger Kalk, der durch die Fugen zwischen de Dielen sickerte, deutet darauf hin, dass hier in einem ersten Schritt Kalk nass gelöscht und erst in einem zweiten Schritt Mörtel durch Zugabe von Sand hergestellt wurde.

Das ehemalige Volumen der Grube kann auf ca. 2 m^3 oder 2000 Liter geschätzt werden. Nach der ersten Nutzungsphase wurden die Bodenplatten des Mörtelmischers entfernt, was erklären könnte, warum am Boden der Grube keine Mörtelschicht mehr vorhanden ist. Irgendwann danach wurde der Mischer erneut in Gebrauch genommen. Es wurde ein neuer Boden aus Holzbrettern verlegt und eine neue Holzbegrenzung der Grubenwände angebracht. Diese könnte eher aus Holzbrettern als aus Flechtwerk bestanden haben, aber die erhaltenen Abdrücke lassen keine eindeutige Interpretation zu. Das Pfostenloch wurde ebenfalls wiederverwendet, was darauf hindeutet, dass zwischen den beiden Nutzungsphasen der Drehmechanismus entfernt worden sein muss.

P541 kann stratigraphisch mit dem Bau der karolingischen Klosterkirche und des ersten Klostergevierts, also mit der Phase Karolingisch I, in Verbindung gebracht werden. Leider ist aufgrund der starken Zersetzung der Mörtelproben aus dem Mischtrog sowie des Vorhandenseins von Sekundärmaterial eine Zuordnung des Mörtels aus dem Mischer zu konkreten Baueinheiten nicht möglich.

Die vier, möglicherweise fünf jüngeren Mörtelmischer P027, P031, P445, P532 und P544 waren kleiner, ihre ausgehärteten Mörtelscheiben messen nur etwa 2–3 m im Durchmesser (Abb. 4 und Tabelle 1). Ausserdem waren diese Mischer unterschiedlich konstruiert: Der Boden der runden Grube war bei ihnen nicht mit Holzbrettern abge-

11 Zum West Ward und den dortigen Befunden vgl. https://bamburghresearchproject.co.uk/index.php/bamburgh-castle/.

12 Kirton/Young 2012.



Abb. 2 Müstair, Kloster St. Johann, Übersicht über die Bauphasen Karolingisch I (dunkelblau), Karolingisch II (hellblau) und Ottonisch (violett). In der Bauphase Karolingisch I wurde die Kirche und der Konvent mit zwei Innenhöfen erstellt, in Bauphase Karolingisch II wurde im östlichen Innenhof der sogenannte Arkadenbau – vermutlich eine Bischofresidenz – errichtet, und in der ottonischen Bauphase (III) entstanden der Plantaturm mit einem Wehrgraben. Die Lage der Mörtelscheiben ist oben rechts zwischen dem späteren Umfassungsgraben und dem quadratischen Plantaturm angedeutet. *(© Büro Sennhauser, Zurzach, mit Änderungen von Patrick Cassitti, nachbearbeitet von Daniela Hoesli, Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich)*

deckt, ebenso wenig scheinen die Grubenwände stabilisiert gewesen zu sein. Wahrscheinlich wegen der fehlenden Bodenbretter bedeckt bei allen vier Mischern eine Mörtelkruste den Boden der Grube. Die Archäologen, die diese Mischer ausgegraben haben, beschrieben den Sand und den Mörtel im Inneren der Mischer und um sie herum als «polentafarben» und vermuteten, dass der Sand aus den lehmigen Schichten unter der Baustelle gewonnen worden sein könnte, da er grosse Ähnlichkeiten mit diesem Material aufwies.[13] In zwei Fällen bezeugen konzentrische kreisförmige Rillen von etwa 3 cm Tiefe und max. 6 cm Breite den Drehmechanismus eines – wohl hölzernen – Rechens, der bis in die Mörtelmasse reicht. Im Falle des Mörtelmischers P532 konnten drei ver-

[13] Siehe die Beschreibungen zu den Positionsnummern P027, P031, P445 und P532 im Grabungstagebuch; Bauhütte der Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair.

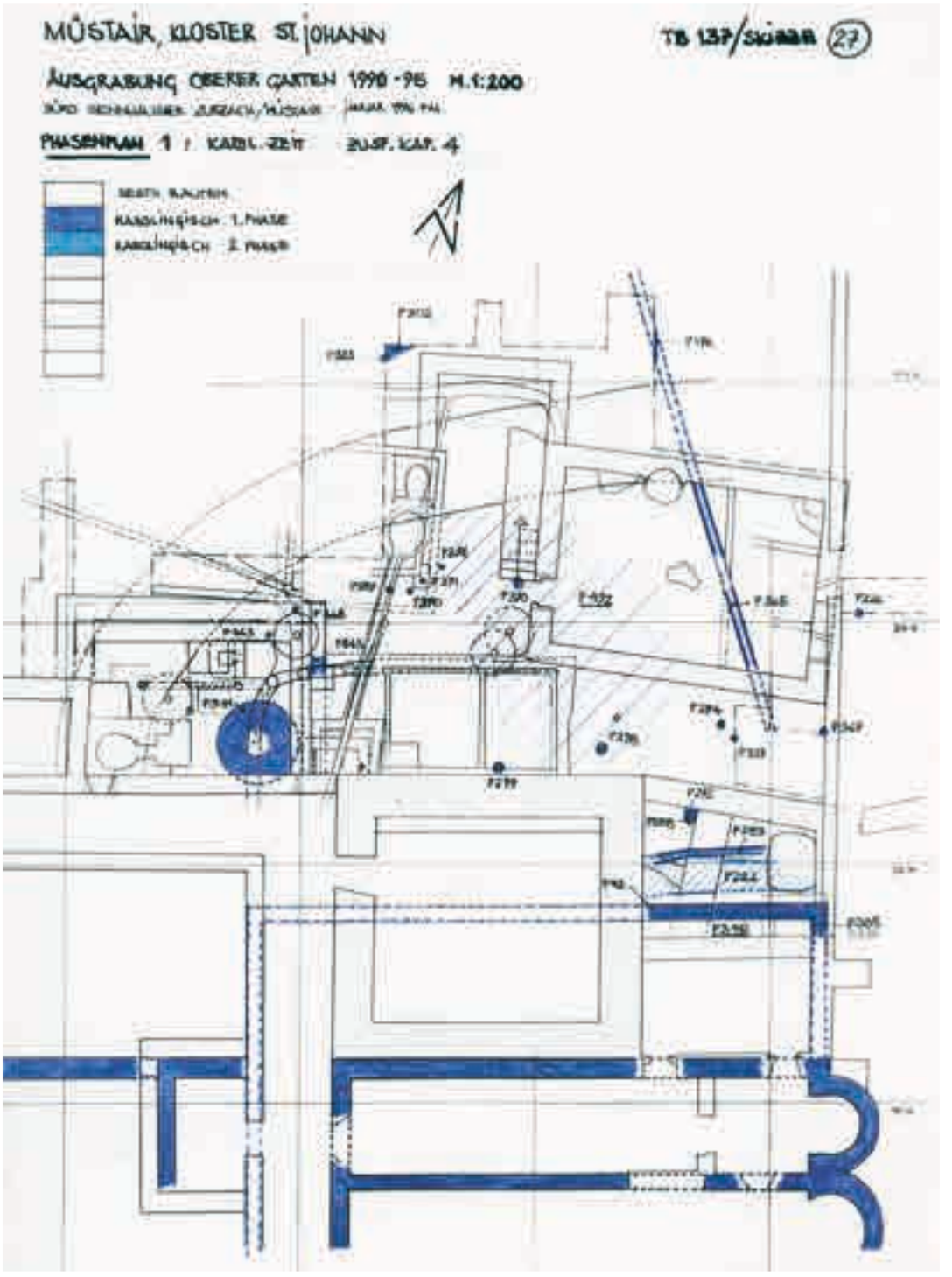


Abb. 3 Müstair, Kloster St. Johann, kolorierte Grabungszeichnung mit Detaildarstellung der Befunde nördlich von Kirche und Klausur in der Bauphase Karolingisch I. *(Zeichnung: Werner Fallet 1996, Grabungstagebuch TB 137, Skizze 27; © Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

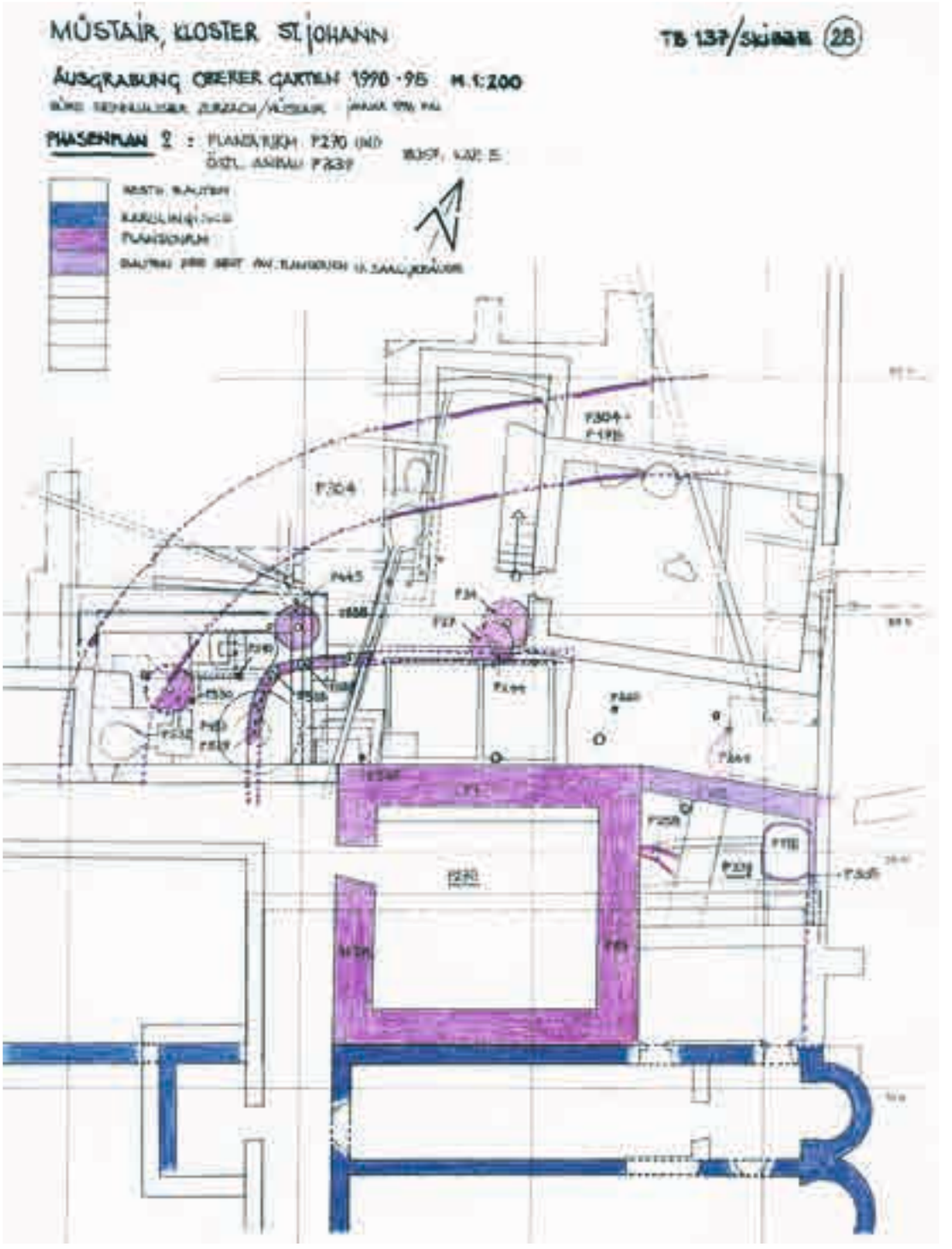


Abb. 4 Müstair, Kloster St. Johann, kolorierte Grabungszeichnung mit Detaildarstellung der Befunde nördlich von Kirche und Klausur aus der ottonischen Bauphase (III). Die kleineren Mörtelmischer der zweiten Phase werden hier – m. E. zu Unrecht – im Zusammenhang mit dem Bau des Plantaturms interpretiert. Sie sind nach den Mörtelanalysen der Phase Karolingisch II, also dem Arkadenbau, zuzuweisen. *(Zeichnung: Werner Fallet 1996, Grabungstagebuch TB 137, Skizze 28; © Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair)*

schiedene Mörtelschichten beobachtet werden. In jeder Schicht waren die Abstände zwischen den konzentrischen Rillen dabei unterschiedlich, was darauf hindeutet, dass in jeder Nutzungsphase ein anderer Rechen zum Einsatz gekommen war. Dieser Mischer war wesentlich grösser als die anderen drei und war aus stratigraphischer Sicht der letzte dieser zweiten Nutzungsphase. Die Mischer P027, P031 und P445 mit einem Durchmesser von ca. 190 cm waren ca. 30 cm tief, hatten also ein Fassungsvermögen von 0,68 m³ oder 680 Liter gehabt. Im Falle des Mörtelmischers P532, der einen Durchmesser von ca. 3 m und eine maximale Tiefe von ca. 24 cm hatte, beträgt das geschätzte Volumen 1,67 m³ oder fast 1700 Liter.

Bei der Bewertung der verschiedenen Merkmale der Mörtelmischer muss ihr Kontext berücksichtigt werden. Der Mischer P541 wurde wahrscheinlich in der Karolingerzeit für den Bau der Müstairer Klosteranlage verwendet, die von ihren Ausmassen her mit den grössten bekannten Klöstern dieser Zeit wie etwa der Reichenau im Bodensee oder San Vincenzo al Volturno im italienischen Molise vergleichbar ist.[14] Da in Müstair die Umgebung des Klosters und das Innere der Kirche nicht vollständig ausgegraben worden sind, kann die Existenz weiterer Mischer nicht ausgeschlossen werden. Der Mörtelmischer P541 lag strategisch günstig gleich hinter dem Nordende der Passage zwischen Kirche und Konvent.

Die fünf kleineren Mischer P027, P013, P445, P532 und P544 wurden bisher stratigraphisch mit dem Bau des sogenannten Plantaturms P270 (vgl. Abb. 4) in Verbindung gebracht, einem Steinbau von 12 × 13 m Grundfläche mit bis zu 1,7 m dicken Mauern, der nach Ausweis seiner Bauhölzer 958–960 (d) nordseitig an die Kirche bzw. an den Nordannex der Kirche angebaut worden ist.[15] Die Mörtelmischer überschneiden sich teilweise, waren also nachweislich nacheinander in Gebrauch, gehören aber stratigraphisch alle in denselben Zeitraum. Die Schichten des Bauhorizonts, in den die Mörtelmischer eingebettet lagen, wurden von einem Verteidigungsgraben P304 durchschnitten, der – zusammen mit einer Palisade P451/P244 – zum Schutz des Plantaturms angelegt worden war (vgl. Abb. 4). Alle fünf der nachgewiesenen Mörtelmischer dieser Phase fanden sich auf der Berme zwischen der Palisade P451/P244 und dem Graben P304.

Für das Mauerwerk der karolingischen Klosteranlage in Müstair waren riesige Mengen an Mörtel erforderlich. Genaue Mengen können nur geschätzt werden, doch hat eine systematische Dokumentation historischer Mauerwerksgebäude in verschiedenen italienischen Regionen gezeigt, dass der Anteil des Mörtels in zweischaligem Mauerwerk zwischen 12 und 36 % des Gesamtvolumens schwankt.[16] Übertragen auf Müstair und speziell auf die 1,5 m breiten Mauern des Plantaturms würde dies bedeuten, dass im günstigsten Fall (12 % Mörtelanteil in den Mauern) die Füllung eines der kleineren Mörtelmischer ausgereicht hätte, um einen Mauerabschnitt von ca. 2 m Länge und 2 m Höhe zu errichten. Der Umfang des Plantaturms beträgt ca. 50 m, und die ursprüngliche Höhe zur Bauzeit im 10. Jahrhundert betrug ca. 19 m.[17] Die Wände verjüngen sich nach oben; wegen der Dachschräge sind nicht alle Wände gleich hoch, doch wird auch ohne genaue Berechnung deutlich, dass für die Errichtung des Plantaturms weit mehr als hundert Mörtelmischerfüllungen erforderlich waren. Die geringere Grösse der Gruppe der kleinen Mörtelmischer im Vergleich zum älteren grossen Mörtelmischer kann also nicht allein auf die unterschiedliche Grösse der beiden Bauvorhaben zurückgeführt werden, da auch im Falle des Plantaturms die benötigte Mörtelmenge so gross war, dass ein grösserer Mörtelmischer von Vorteil gewesen wäre.

Um die Mörtelmischer im Zusammenhang mit ihren jeweiligen Bauphasen besser zu verstehen, wurden Mörtelproben aus den Mischern petrographisch charakterisiert und mit Proben aus dem karolingischen Kloster und dem ottonischen Mauerwerk des Plantaturms verglichen. Das Ergebnis der Mörtelanalyse war, dass die meisten Mörtelproben aus dem Plantaturm andere Eigenschaften aufwiesen und nicht mit denen der Mör-

14 Zur Reichenau siehe Zettler 1988, zu S. Vincenzo al Volturno Hodges 1993. Aus beiden Anlagen sind ebenfalls Mörtelmischerbefunde bekannt. Vgl. Katalog bei Hüglin in Vorbereitung bzw. die Grabungsberichte in Zettler 1988 und Schmidt-Thomé 2007 für Reichenau-Mittelzell sowie in Riddler 1993 für San Vincenzo al Volturno.

15 Steiner-Osimitz 2018, S. 191 f. geht – wie die Ausgräber – von einer Zugehörigkeit der Mörtelmischer zum Plantaturm aus, was nach den hier vorgestellten Ergebnissen des SNF-Mörtelprojekts in Zweifel zu ziehen ist.

16 Binda/Saisi 2001.

17 Vgl. den ottonischen Bauzustand bei Steiner-Osimitz 2018, S. 191–194, Abb. 4; 6 und 7. Die heute den Plantaturm prägenden Zinnen wurden wohl erst beim Umbau von 1664 aufgesetzt (Steiner-Osimitz 2018, S. 200) und werden hier dementsprechend nicht in die Berechnung der Kubaturen mit einbezogen.

telmischer übereinstimmten, so dass der Mörtel des Plantaturms anderswo hergestellt worden sein muss. Dies macht es erforderlich, nach anderen Baueinheiten in der Müstairer Klosteranlage zu suchen, für die die Gruppe der fünf jüngeren Mörtelmischer verwendet worden sein könnte.

Die Proben der Mörtelmischer – P027, P031 und P445 – weisen eine gelb-bräunliche Farbe auf, was auf den Gehalt an Eisenoxid zurückzuführen ist. Kalkklumpen kommen darin häufig vor, und der Sand besteht fast ausschliesslich aus Quarz mit einem hohen Gehalt an dispergierten feinen Tonmineralien. Das Fehlen von Karbonaten im Aggregat unterstützt die Theorie der Müstairer Ausgräber, wonach der vor Ort anstehende Sand als Zuschlagsmittel für den in den genannten Mischern hergestellten Mörtel verwendet wurde. Der Bergbach, der den Schwemmfächer bildet, auf dem das Kloster errichtet wurde, führt nämlich kein karbonatisches Material. Die beim Mörtel beobachteten Merkmale gelten genauso für die Putze des sogenannten Arkadenbaus, einen Teil des Klosters, der in einer zweiten karolingischen Bauphase zwischen 800 und 900 n. Chr. innerhalb des ersten karolingischen Hofes erbaut und ausgemalt wurde (vgl. Abb. 2).[18] Die derzeit gängige archäologische Interpretation, die die spätere Gruppe von Mörtelmischern mit dem Bau des Plantaturms in Verbindung bringt, muss deshalb in Frage gestellt werden. Die archäologische Stratigraphie zeigt, dass die betreffenden Mörtelmischwerke vor der Fertigstellung des Plantaturms errichtet und verfüllt worden waren, da sie von den Nutzungsebenen des Turms überdeckt wurden. Archäologisch gesichert ist auch, dass sie erst nach Fertigstellung des Klosters angelegt wurden, da ihre Gruben die karolingischen Nutzungsebenen durchschneiden. Dies legt den Schluss nahe, dass sie bei der Errichtung der Gebäude verwendet wurden, die der Bauphase «Karolingisch II» zugeschrieben werden, zu der auch der «Arkadenbau» zu zählen ist.

Diese Ergebnisse sind als vorläufig zu betrachten und bedürfen einer weiteren Untermauerung, da bis die petrographische Untersuchung zweier Proben eines anderen Mörtelmischers aus der zweiten Nutzungsphase, P532, bis heute aussteht. Darüber hinaus fehlt die makroskopische und petrographische Untersuchung ganzer Kategorien aus den fraglichen Zeiträumen, z. B. des Putzes von der Aussenseite des Plantaturms oder der Mörtelböden aus den beiden karolingischen Bauphasen. Auch andere Fragen zu den Mörtelmischern müssen vorerst offenbleiben und sollen durch einen experimentellen Ansatz weiterbearbeitet werden, so etwa die Frage, ob maschinell gemischte Mörtel auf makroskopischer oder mikroskopischer Ebene tatsächlich nicht von manuell hergestellten Mörteln zu unterscheiden sind, wie dies zurzeit noch der Fall zu sein scheint. Auch die Frage, ob die Geräte von Menschen oder Tieren angetrieben wurden, ist zumindest für Müstair mangels einschlägiger Befunde bisher ungeklärt.

Verwendung der Mörtel – nicht nur im Neubau, sondern auch zur Renovierung?

In einem Mörtelmischer wie dem oben beschriebenen konnten in kurzer Zeit grosse Mengen Mörtel hergestellt werden, die nicht so sehr für die Erstellung von aufgehendem Mauerwerk erforderlich waren, da dort iterativ Lage für Lage vorgegangen wird, sondern eher für Estriche/Mörtelgussböden oder zum Verputzen grosser Wandflächen. Dort, wo – wie in Monkwearmouth[19], Donoratico[20] und Miranduluo[21] – Vergleiche in der Mörtelzusammensetzung aus Mörtelmischern und Mauermörteln aus nahegelegenen Gebäuden möglich sind, kann nachgewiesen werden, dass das Material aus den Mörtelmischern als Putz verwendet wurde, und zwar als Aussenputz.

Für Frankreich um 1000 n. Chr. beschreibt Rudolphus Glaber, ein Mönch und Chronist, die

18 Caroselli et al. 2019.

19 Cramp 2005.

20 Bianchi et al. 2012.

21 Valenti 2008; Causarano 2012; Fronza 2016.

Landschaft als «in einen weissen Mantel von Kirchen» gehüllt.[22] Einige der hier beschriebenen/thematisierten Mörtelmischer könnten also dazu beigetragen haben, wesentlich älteren Bauwerken rechtzeitig zur (ersten) Jahrtausendwende ein helles und neues Aussehen zu verleihen. In Basel scheint der auf dem Münsterhügel ergrabene Mörtelmischer aus der Zeit um 1000 zur Restaurierung der spätantiken Umfassungsmauer gedient zu haben – eine Massnahme, die wohl im Zusammenhang mit dem Bau des so genannten Heinrichsmünsters um die erste Jahrtausendwende stand.[23]

Hochmittelalterliche Handarbeit – moderne Motorisierung: Ein Ausblick

Im Spätmittelalter ist in ganz Europa die Tendenz zu beobachten, dass Mörtel – wie zur Römerzeit – wieder rein manuell hergestellt wurde. Dies wird eindrücklich illustriert in einer Wandmalerei des 13. Jahrhunderts im vom Johanniterorden betriebenen Gasttrakt der Kirche St. Johann in Taufers (Abb. 5) unweit von Müstair. Hier ist rechts nur noch rudimentär der Maler selbst zu erkennen, während links ein Mann mit Turban und eisenbeschlagener Schaufel in einen Becken Kalk – aus dem Flammen schlagen – offensichtlich heiss löscht.



Abb. 5 Taufers, St. Johann, Wandmalerei im Gästetrakt des Hospizes, um 1218–1230: links Mann mit Turban und eisenbeschlagener Schaufel beim Mörtelmischen, rechts – nur fragmentarisch erhalten – die Hand des Malers mit Pinsel beim Auftragen der Wandmalerei. *(© Foto: Sophie Hueglin, Oktober 2017, mit Erlaubnis der Gemeinde Tubre/Taufers, Italien)*

22 Vgl. Rudolphus Glaber übersetzt von J. France (1989), S. 114–117.

23 Hüglin 2019 zum Mörtelmischerbefund vom Martinskirchsporn bzw. Sennhauser/Courvoisier 2018, S. 101–186 und Bernasconi 2019, S. 85–92 zum Heinrichsmünster.

Einer der Gründe, weshalb für die Zeit nach der ersten Jahrtausendwende deutlich weniger Mörtelmischerbefunde bekannt sind als für die Zeit davor,[24] könnte darin liegen, dass sich ab 1200 der Steinbau auch in der Profanarchitektur stark verbreitete. Zudem dürfte mit dem im 12. Jahrhundert belegten Bevölkerungswachstum menschliche Arbeitskräfte leichter verfügbar geworden sein, während Rohmaterialien im Vergleich dazu teurer wurden. Die Spezialisierung im Handwerk nahm zu – bis hin zur Genese der ‹Berufsbezeichnung› «Mörtelrührer», die ab der Mitte des 13. Jahrhunderts in Zusammenhang mit der Entstehung der Zünfte in den Quellen greifbar wird.[25]

Heute werden vorgefertigte Mörtelmischungen fast nur noch maschinell verarbeitet. Motoren haben die menschliche, aber auch die tierische Arbeitskraft auch aus Kostengründen an den Rand gedrängt. Darüberhinaus sind es strenge Haftungsvorschriften, die in den meisten westlichen Ländern den Einsatz von Naturmaterialien und Zugtieren auf dem Bau erschweren. Der Blick zurück ins Frühmittelalter lehrt, dass eine Veränderung der Ressourcensituation, etwa bei Energie und Rohstoffen oder der Verfügbarkeit von Fachkräften, zu Struktur- und Technologiewandel führen und dass gerade auch Mangel ein wichtiger Treiber für Veränderungen sein kann.

Literatur

Bede, Lives of the Abbots: Bede, Lives of the Abbots. In: Bede, Ecclesiastical History. Vol. II. Loeb Classical Library 248 (Cambridge MA 1930), S. 392–445.

Bernasconi 2019: Marco Bernasconi, Vorgängerbauten. In: Hans Rudolf Meier/Dorothea Schwinn Schürmann/Marco Bernasconi/Stefan Hess/Carola Jäggi/Anne Nagel/Ferdinand Pajor, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt X: Das Basler Münster (Bern 2019), S. 68–95.

Bianchi et al. 2012: Giovanna Bianchi/Nicoletta Chiarelli/Gino Mirocle Crisci/Giuseppe Fichera/Domenico Miriello, Archeologia di un cantiere curtense: Il caso del Castello do Donoratico (LI) tra IX e X secolo. Sequenze stratigrafiche e analisi archeometriche. In: Giovanna Bianchi (Hrsg.), Dopo la calcara: La produzione della calce nell'altomedioevo. Archeologia dell'Architettura XVI, 2011 (Florenz 2012), S. 34–50.

Binda/Saisi 2001: Luigia Ada Binda/Antonella Saisi, State of the Art of Research on Historic Structures in Italy (Mailand 2001).

Binding 2014: Günther Binding, Bauwissen im Früh- und Hochmittelalter. In: Wissensgeschichte der Architektur: Band III: Vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit. Berlin: Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (nur online 2014). Online: https://mprl-series.mpg.de/studies/5/3/index.html#75 (zuletzt 01.09.2025).

Caroselli et al. 2019: Marta Caroselli/Christine Bläuer/Patrick Cassitti/Giovanni Cavallo/Irka Hajdas/Sophie Hueglin/Hans Neukom/Albert Jornet, Insights into Carolingian construction techniques – results from archaeological and mineralogical studies at Müstair Monastery, Grisons, Switzerland. Proceedings of Historic Mortars Conference 19–21 June 2019 (Pamplona 2019).

Causarano 2012: Marie-Ange Causarano, Il miscelatore di malta di Miranduolo (Chiusdino, SI) e il cantiere tra X ed inizio XI secolo. Confronto con I casi del territorio interno maremmano e senese. In: Giovanna Bianchi (Hrsg.), Dopo la calcara: La produzione della calce nell'altomedioevo. Archeologia dell'Architettura XVI, 2011 (Florenz 2012), S. 51–61.

Cramp 2005: Rosemary Cramp, Wearmouth and Jarrow Monastic Sites 1 (Swindon 2005).

Cramp 2006: Rosemary Cramp, Wearmouth and Jarrow Monastic Sites 2 (Swindon 2006).

Fronza 2016: Vittorio Fronza, Timber and Earth in the Architecture of Italian Early Medieval Fortifed Sites (8th–10th Centuries AD). In: Neil Christie/Hajnalka Herold (Hrsg.), Fortified Settlements in Early Medieval Europe – Defended communities of the 8th–10th centuries (Oxford/Philadelphia 2016), S. 302–319.

Glaber 1989: Rudolphus Glaber (übersetzt von J. France), The Five Books of the Histories (Oxford 1989), S. 114–117.

[24] Hueglin 2011, Fig. 11.

[25] Binding 2014 https://mprl-series.mpg.de/studies/5/3/index.html#75 (zuletzt 01.09.2025) verweist etwa darauf, dass «(d)ie wahrscheinlich auf Anforderung König Ludwigs IX. des Heiligen (1226–1270) 1258 abgefassten beschworenen Gewohnheiten von 100 Pariser Handwerkerzünften […] bis in Einzelheiten gehende Vorschriften u. a. auch für die ‹Maurer, Putzer und Mörtelmacher›» enthalten. Von einer gewissen gesellschaftlichen Stellung zeugen um 1425 die Hausbücher der Nürnberger Zwölfbruderstiftung mit der Darstellung verschiedener Personen, die als Mörtelrührer bezeichnet werden; https://online-service.nuernberg.de/viewer/image/5d64f831-7a9d-47b4-9a01-d6a28f29ad99/7/LOG_0007/ (zuletzt 01.09.2025).

Hodges 1993: Richard Hodges, San Vincenzo al Volturno 1, Archaeological Monographies of the British School at Rome 7 (London 1993).

Hueglin 2011: Sophie Hueglin, Medieval Mortar Mixers Revisited – Basle and Beyond. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 39, 2011, S. 189–212.

Hüglin 2019: Sophie Hüglin, Latrine und Mörtelmischmaschine. Hochmittelalterliche Befunde und Funde der Grabung Martinsgasse 6+8, Basel. In: Jahrbuch Archäologie Schweiz 102, 2019, S. 77–122.

Hüglin in Vorbereitung: Sophie Hüglin, Fachkräftemangel im Frühmittelalter. In: Zeitschrift für Historische Forschung, Sonderheft «Mangel in begrenzten Räumen. Reaktionen – Interaktionen – Innovationen im Mittelalter» (in Vorbereitung).

Hueglin/Caroselli/Cassitti 2019: Sophie Hueglin/Marta Caroselli/Patrick Cassitti, Tracing technological transformation – mechanical mortar production in early medieval Europe and at Müstair Monastery, Switzerland. In: STAR: Science & Technology of Archaeological Research, 5(2), 2019, S. 305–322.
DOI: https://doi.org/10.1080/20548923.2020.1797376 (zuletzt 01.09.2025).

Kirton/Young 2012: Joanne Kirton/Graeme Young, An Anglo-Saxon mortar-mixer at Bamburgh Castle. In: Archaeologia Aeliana 41, 2012, S. 251–258.

Lazzati 2011: Marco Lazzati, I Maestri Comacini tra mito e storia. Conoscenze e ipotesi sulle origini delle maestranze di laghi lombardi. In: Quaderno Appacuvi 8(15), 2002 (2003), S. 155–175. Ergänzte und korrigierte Version von 2011 nur online. Online: https://www.lazzatim.net/miofolder/PDF/Comacini.pdf (zuletzt 01.09.2025).

Riddler 1993: Ian Riddler, The Garden Court. In: Richard Hodges (Hrsg.) San Vincenzo al Volturno 1. The 1980–86 excavations I. Archaeological Monographs of the British School at Rome 7 (London 1993), S. 191–209.

Schottner 1994: Alfred Schottner, Das Brauchtum der Steinmetzen in den spätmittelalterlichen Bauhütten und dessen Fortleben und Wandel bis zur heutigen Zeit (Münster ^{2}1994).

Schmidt-Thomé 2006: Peter Schmidt-Thomé, Ausgrabung im ehemaligen Mönchsfriedhof des Klosters Reichenau-Mittelzell, Kreis Konstanz. In: Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2006 (Stuttgart 2007), S. 227–229.

Sennhauser/Courvoisier 2018: Hans Rudolf Sennhauser/Hans Rudolf Courvoisier, Das Basler Münster – die frühen Kathedralen und der Heinrichsdom, Ausgrabungen 1966, 1973/74 (Ostfildern 2018).

Steiner-Osimitz 2018: Stefanie Steiner-Osimitz, Der Plantaturm im Kloster St. Johann in Müstair (Val Müstair GR). In: Mittelalter – Moyen Age – Medioevo – Temp medieval 23(4), 2018, S. 188–205.

Valenti 2008: Marco Valenti (Hrsg.), Miranduolo in alta Val di Merse (Chiusdino – SI) (Florenz 2008), S. 172–176.

Zettler 1988: Alfons Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau (Sigmaringen 1988).

– III –

Mittelalterliche Klosteranlagen im Vergleich



Abb. 1 St. Gallen, Flugbild von Stiftsbezirk und Altstadt. 2009. *(© Luftbilder-der-Schweiz, Swiss Department of Defence, Public Defence and Sport DDPS)*

GUIDO FACCANI · MARTIN P. SCHINDLER

Archäologische Überlegungen zu Galluszelle und frühen Klosterbauten in St. Gallen

Der Stiftsbezirk St. Gallen ist seit 1983 UNESCO-Weltkulturerbe (Abb. 1). Für die Frühgeschichte von Kloster und Stadt St. Gallen liefert die Archäologie – in Ergänzung zur aussergewöhnlich guten schriftlichen Überlieferung – bedeutende Hinweise.[1] Seit 2017 zeigen die Hauptträger des Stiftsbezirks St. Gallen (Katholischer Konfessionsteil des Kantons St. Gallen, Kanton St. Gallen und Stadt St. Gallen) in regelmässig überarbeiteten Managementplänen auf, wie sie den universellen Wert des UNESCO-Weltkulturerbes schützen, erforschen, vermitteln und auch weiterhin pflegen wollen.[2]

Für die nachfolgenden Ausführungen ist die Kenntnis der wichtigsten Eckdaten zur Baugeschichte des Klosters St. Gallen essenziell:

612/613	Ankunft von Gallus im Steinachtal[3]
Ab 612	Bau einer Zelle mit Oratorium und Siedlung
Um 640	Tod von Gallus[4]
Um 670	Bestattung eines bedeutenden Mannes im Sarkophag beim Gallusoratorium, der nachmaligen Peterskapelle[5]
Um 720	Ankunft des späteren ersten Abts Otmar in St. Gallen[6]
Um 720–749	Bestehende Bauten der Zelle werden erneuert oder ersetzt[7]
747	Einführung der Benediktsregel[8]
825/6	Entstehungszeit des Klosterplans[9]
816–837	Gozbert Abt des Klosters[10]
ab 830	Neubau der Klosterkirche und der Konventsbauten[11]
867	Weihe der neu errichteten Otmarskirche westlich der Klosterkirche[12]
Zwischen 976 und 984	Erweiterung der Otmarskirche um eine Krypta[13]
1438–1483	Neubau des Chors der Klosterkirche[14]
1755–1768	Neubau der Klosterkirche (in Etappen)[15]
1805	Aufhebung des Klosters[16]
1847	Erhebung der ehemaligen Klosterkirche zur Kathedrale des neu gegründeten Bistums St. Gallen[17]
1963–1967	Ausgrabungen in der Klosterkirche und in angrenzenden Bereichen[18]
1983	Aufnahme ins UNESCO-Weltkulturerbe

1 www.stiftsbezirk.ch.

2 www.stiftsbezirk.ch/de/verein-weltkulturerbe/managementplan; die Pläne umfassen jeweils vier Planungsjahre (2017–2020, 2021–2024; 2025–2028).

3 Schär 2011, S. 87.

4 Schär 2011, S. 91 f.

5 Rigert/Schindler 2012b, S. 49 f.

6 Tremp 2010; Schär 2011, S. 483.

7 Grünenfelder 2012, S. 19

8 Tremp 2010.

9 Licht 2024.

10 Duft 1991, S. 61.

11 Göldi et al. 2017.

12 Tremp 2010.

13 Poeschel 1961, S. 67.

14 Poeschel 1961, S. 67.

15 Poeschel 1961, S. 112–122; Grünenfelder 2018, S. 18–21.

16 Göldi et al. 2017.

17 Franz Xaver Bischof: St. Gallen (Diözese), in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 12.01.2012. Online: https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011404/2012-01-12/, konsultiert am 05.09.2025.

18 Vgl. Anm. 22.

Einleitung – Stand Forschung und Vermittlung

Seit 1998 begleitet die Kantonsarchäologie standardmässig sämtliche Bauprojekte in Stiftsbezirk und Altstadt St. Gallen.[19] Die erste grössere Zusammenfassung der dabei beobachteten Boden- und Baubefunde publizierte sie anlässlich des Gallusjubiläums 2012 mit dem Werk *Von Gallus bis zur Glasfaser.*[20] Darin werden nicht nur zahlreiche bedeutende Funde und Befunde vorgestellt, sondern auch die daraus resultierenden siedlungsgeschichtlichen Erkenntnisse thematisiert.

Im Zusammenhang mit der Neueinrichtung des Gewölbekellers (ehemals «Lapidarium») unter der Stiftsbibliothek erarbeitete Guido Faccani in den Jahren 2015–2021 im Auftrag der St. Galler Kantonsarchäologie ein Kurzinventar aller im Lapidarium aufbewahrten, hauptsächlich während der archäologischen Ausgrabungen 1963–1967 gefundenen Bauskulpturen und begleitete die Neueinrichtung wissenschaftlich. Die Publikation zu den frühmittelalterlichen Stücken erfolgte 2021 in der von der Kantonsarchäologie St. Gallen herausgegebenen Reihe *Archäologie im Kanton St. Gallen*.[21]

Grabungsgeschichte

Den Beginn der modernen Archäologie in der Stadt St. Gallen markieren die Ausgrabungen, die 1963–1967 anlässlich der umfassenden statischen Sicherung und Restaurierung der seit 1847 als Kathedrale des damals neu gegründeten Bistums St. Gallen fungierenden ehemaligen Klosterkirche durchgeführt wurden.[22] Als Grabungsleiter vor Ort amtete zunächst (1963–1966) Dr. h.c. Benedikt Frei (1966-1970 erster Kantonsarchäologe), anschliessend – 1966–1967 – Werner Stöckli; zuständiger Bundesexperte war über den ganzen Zeitraum hinweg Prof. Dr. Hans Rudolf Sennhauser. Benedikt Frei war ein begabter Ausgräber und scharfer Beobachter und beschäftigte sich intensiv mit den Grabungsbefunden; er rekonstruierte die Situation im Chor der Kathedrale (Abb. 2) und stellte seine Erkenntnisse in diversen Vorträgen in Deutschland vor, hat diese aber nie publiziert.[23]

Die seit 1998 mit grosser Systematik durchgeführten Arbeiten der Kantonsarchäologie St. Gallen haben wichtige ergänzende Informationen zum Umfeld der Kathedrale erbracht. Dies betrifft vor allem die Grabungen im Äusseren (= Kleinen) Klosterhof, wo 1998 der Mönchsfriedhof freigelegt wurde, und die zwischen 2008–2013 durchgeführten Arbeiten in der südlichen Altstadt, ebenso wie die kontinuierliche Begleitung von Bodeneingriffen (meist Leitungsbauten) in der gesamten Altstadt sowie die Sondierungen im Zusammenhang mit Grossprojekten wie dem Parkhaus Union, der Neugestaltung des Marktplatzes und der sog. Neuen Bibliothek. Umfangreichere Georadarprospektionen fanden 2002, 2004 und 2017 auf dem Klosterhof und 2022 auf dem Marktplatz/Bohl statt.[24] Bei der Begleitung des Baus der Fernwärmeleitungen im Bereich Marktplatz/Bohl wurden 2023 Gräber des 8. und 9. Jahrhunderts erfasst.[25]

Von den archäologischen Untersuchungen der 1960er-Jahre unter und neben der Kathedrale existiert eine umfangreiche Felddokumentation, bestehend aus Plänen, Skizzen, Tagebüchern, Dias und Fotos.[26] Elf Jahre nach Abschluss der Ausgrabungen veröffentlichten Walter Horn und Ernest

19 Die Kantonsarchäologie St. Gallen publiziert ihren Jahresbericht im traditionsreichen Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen (greifbar unter www.archaeologie.sg.ch), die archäologischen Fundberichte im Jahrbuch der Gesellschaft Archäologie Schweiz (www.archaeologie-schweiz.ch).

20 Von Gallus bis zur Glasfaser 2012. Zu den in der Publikation nicht mehr berücksichtigten Arbeiten und Befunden von 2012, 2013 und 2017 siehe Schindler 2013, S. 79–81; Schindler 2018a, S. I-II; Fundberichte im JbAS 96, 2013, S. 236–239; JbAS 97, 2014, S. 267–269; JbAS 101, 2018, S. 246 f.; Schindler 2018b.

21 Faccani 2021; Rezension von Carola Jäggi in der Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 79, Heft 1, 2022, S. 81. Alle Publikationen der Kantonsarchäologie St. Gallen findet man auf www.archaeologie.sg.ch zum kostenlosen Download.

22 Detaillierte Forschungsgeschichte in: Schindler 2012, S. 13–21; Faccani 2021, S. 11–14.

23 Faccani 2021, S. 15 f.

24 Steinhauser-Zimmermann 2007b; Schindler 2018a, S. VII; Schindler 2023, S. 125–133.

25 Schindler 2024, S. 248; JbAS 107, 2024, S. 314 f.; Fahrni/Schindler 2024.

26 Der Grossteil der Originaldokumentation befindet sich in Bad Zurzach bei der «Stiftung zur Erforschung von Spätantike und Frühmittelalter – HR Sennhauser» (FSMA). 2012 wurde – finanziert durch Bund und Kanton St. Gallen – ein Digitalisat dieser Dokumentation erstellt; vgl. Schindler 2012, S. 13–21; Schindler 2013, S. 88–89; Faccani 2021, S. 11–14.

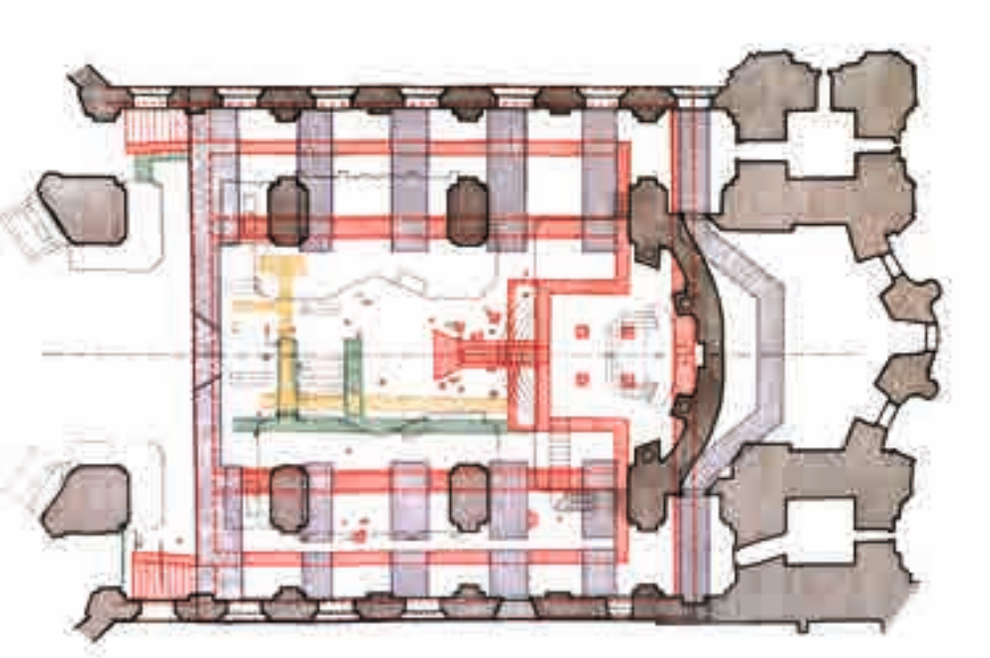


Abb. 2 St. Gallen, schematischer Grabungsplan der Ostpartie der Kathedrale, gezeichnet 1965 von Benedikt Frei. Braune Punkte: Pfostengruben des ältesten Horizonts. Gelb/grün: Mauerwerk der Zeit vor Gozbert. Rot: Klosterkirche des Abtes Gozbert. *(Aus: Faccani 2021, S. 15)*

Born 1979 in ihrem Buch *The Plan of St. Gall* den ersten schematischen Grabungsplan, basierend auf Angaben von Hans Rudolf Sennhauser.[27] Bis 1991 publizierte Sennhauser weitere schematische Grundrisse.[28] 2003 folgte der steingerechte Gesamtplan, auf dem auch die Pfostengruben und Balkengräbchen der frühen Bauphasen dargestellt sind.[29]

Die erwähnten Grundrisse sowie das Digitalisat der Grabungsdokumentation bilden die Grundlage für die phasengliedernden Umzeichnungen (Abb. 3, Abb. 5, Abb. 11, Abb. 15), die den folgenden Ausführungen über die Vorgängerbebauung unter der Kathedrale zugrunde liegen. Die Phaseneinteilung ist provisorisch und orientiert sich an der zeitlichen Einordnung der relevanten Befunde durch die Ausgräber. Es werden im Folgenden drei Phasen getrennt:

1) Älteste Siedlungsspuren zwischen der Ankunft von Gallus (612) und vor der Einsetzung von Otmar als Vorsteher der Zelle um 720;
2) Bauten der Zeit zwischen der Einsetzung von Otmar um 720 und dem Baubeginn der karolingerzeitlichen Klosterkirche unter Abt Gozbert im Jahr 830;
3) Vom 837 geweihten Gozbertmünster bis zu den Veränderungen im 10. Jahrhundert.

In Holz und Stein: Die ältesten Siedlungsspuren und Bauten im nachmaligen Klostergelände («Gallushorizont», 7. Jahrhundert)

Bei den Arbeiten 2008–2013 in der südlichen Altstadt und im Stiftsbezirk wurden Reste aus der Frühzeit St. Gallens entdeckt.[30] Als älteste anthropogene Schichten liessen sich Rodungshorizonte und Pflugspuren fassen, auf die kurz darauf bauliche Strukturen wie Gebäudereste,

Die Dokumentnummern nach dem Ordnungssystem der Kantonsarchäologie St. Gallen (z. B. 01-65_P00051-028.0) wurden anlässlich der Digitalisierung vergeben. – Im Frühjahr 2025 hat die Stiftung die Digitalisate auf ihrer Website www.fsma.ch unter der Rubrik *Projekte* unter Verwendung der Dokumentnummern der Kantonsarchäologie St. Gallen zum Download online gestellt.

27 Horn/Born 1979, Bd. 2, S. 358. – Zur Forschungsgeschichte vgl. Faccani 2021, S. 12–21.

28 Sennhauser 1983, S. 154, Abb. 1; VK II, zw. S. 368 und S. 369.

29 Sennhauser 2003, S. 169f.

30 Rigert/Schindler 2012a, S. 25, 29f. und S. 33–35.

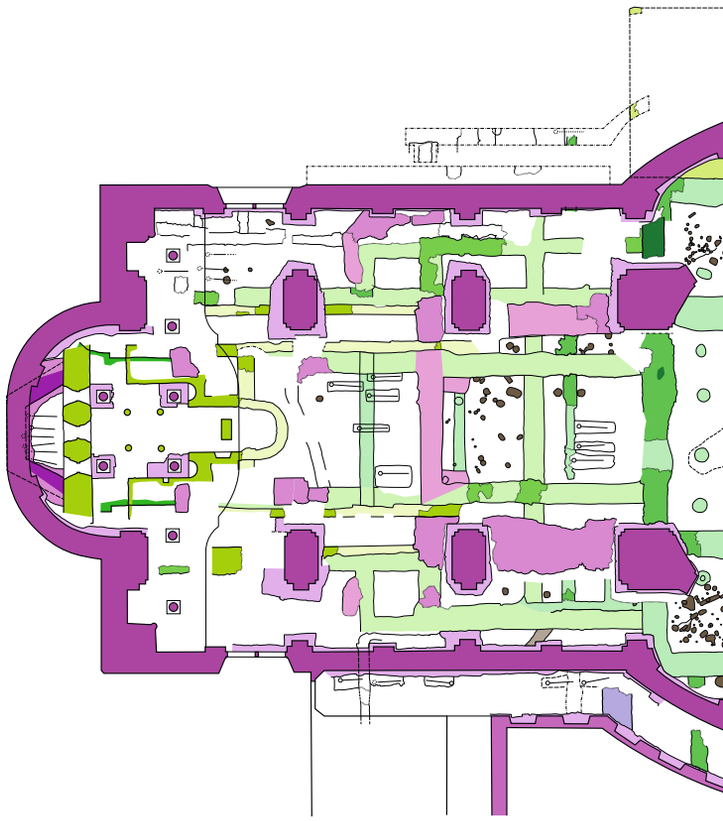


Abb. 3 St. Gallen, provisorischer Gesamtbefundplan der Kathedrale nach Bauphasen. *(© KASG/G. Faccani auf Grundlage des steingerechten Grundrisses in Sennhauser 2003, 169 f.)*

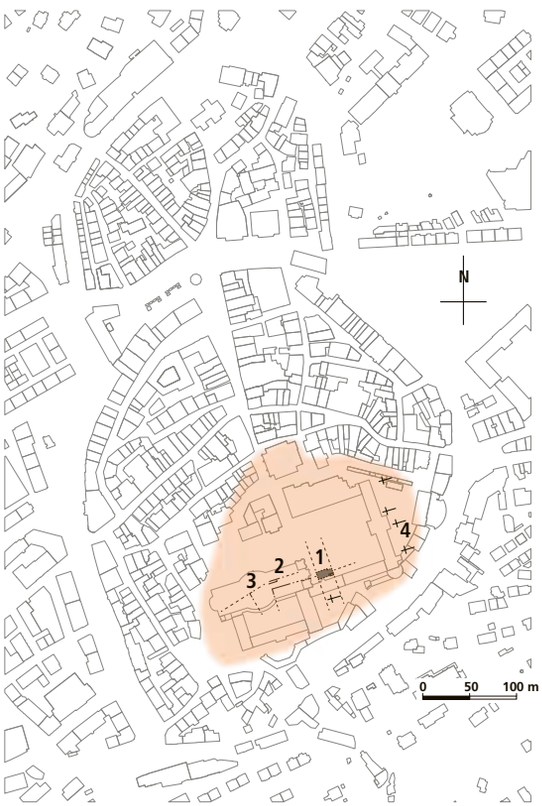


Abb. 4 St. Gallen, Ausdehnung der Besiedlung im 7. Jahrhundert. 1: Oratorium (später St. Peter). 2: Steinbauten. 3: Zone der Holzbauten. 4: Friedhof. *(© KASG/G. Faccani, nach Rigert/Schindler 2012b, S. 35, mit Ergänzungen)*

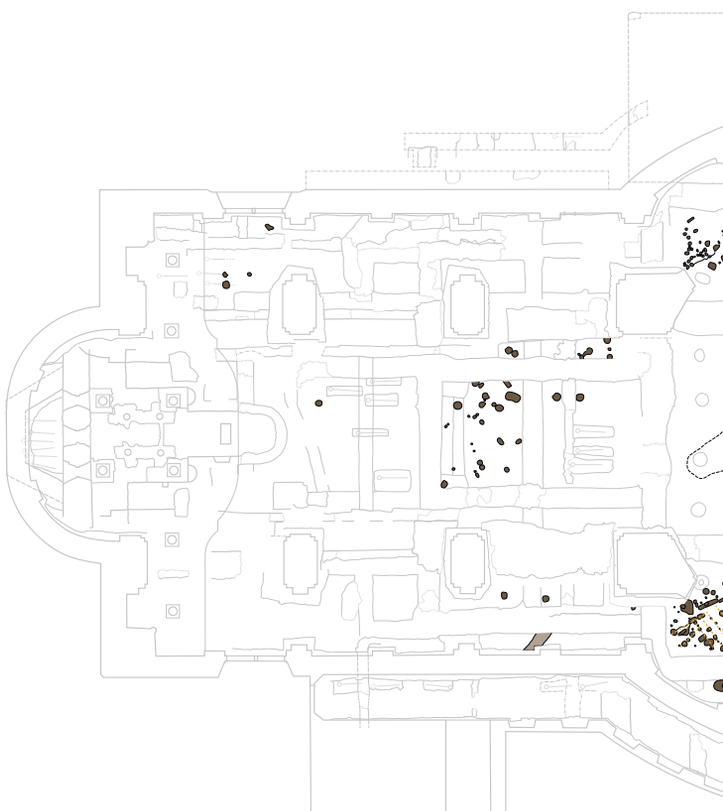
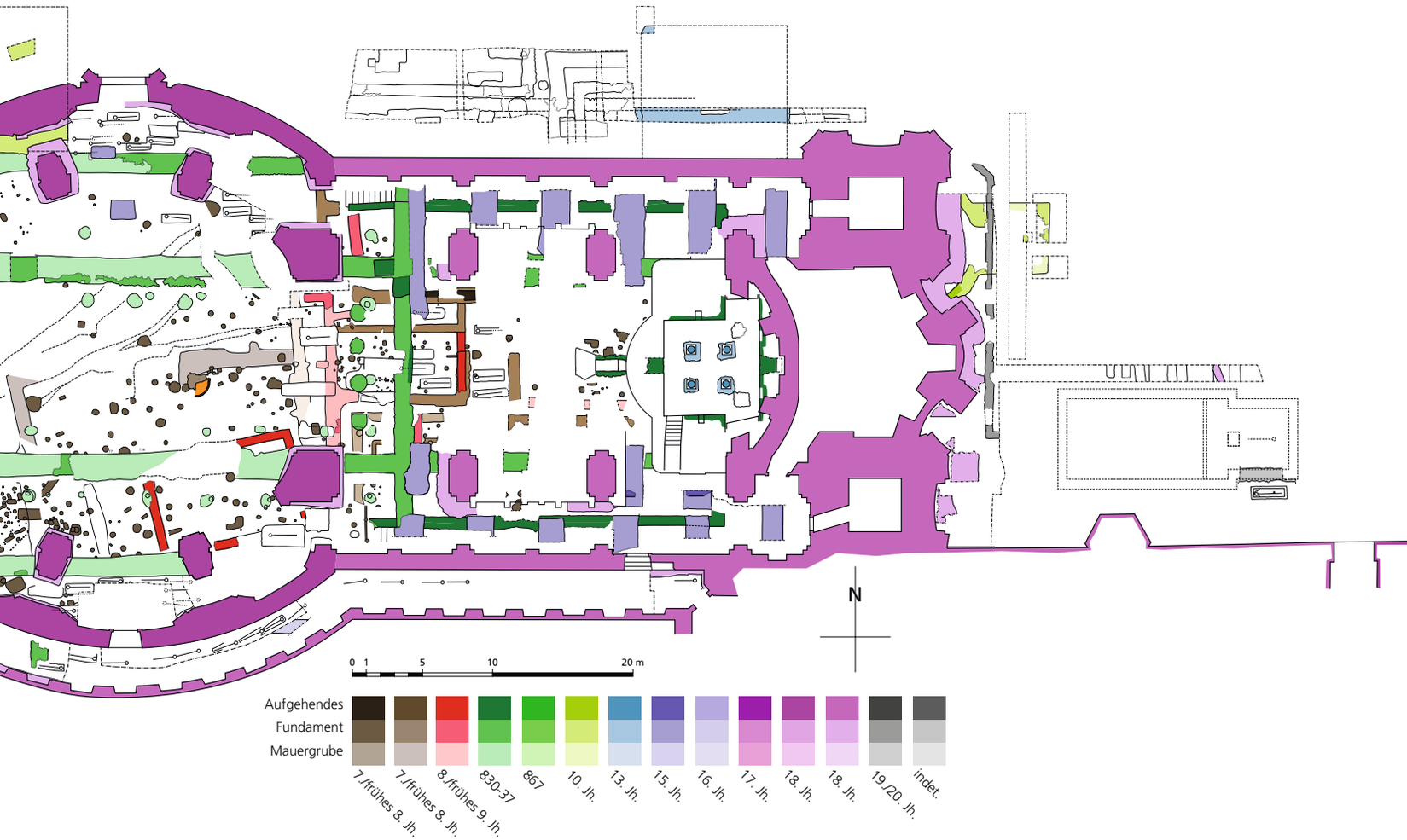


Abb. 5 St. Gallen, Kathedrale, schematischer provisorischer Grundriss mit Befunden aus dem 7./frühen 8. Jahrhundert. Vertikale braune Pfeile: Trennlinie zwischen Bauten mit unterschiedlicher Ausrichtung (östlich der Pfeile parallel zur heutigen Kirche). Grüner horizontaler Strich/Pfeil: Lage von Abb. 6, Pfeil zeigt in Blickrichtung. 1: Vermuteter Standort des Oratoriums (später Peterskapelle). 2: Vermutete Lage des Gallusgrabes. 3: Sarkophag des 7. Jahrhunderts, vgl. Abb. 7. 4: Feuerstelle, vgl. Abb. 8. 5: Fundort des Blütensteins Abb. 9. Farblegende vgl. Abb. 3. *(© KASG/G. Faccani, auf Grundlage des steingerechten Grundrisses in Sennhauser 2003, S. 169 f.)*


N
0 1 5 10 20 m
Aufgehendes
Fundament
Mauergrube
7./frühes 8. Jh.
7./frühes 8. Jh.
8./frühes 9. Jh.
830–37
867
10. Jh.
13. Jh.
15. Jh.
16. Jh.
17. Jh.
18. Jh.
18. Jh.
19./20. Jh.
indet.


1
2
3
4
5
N
0 1 5 10 20 m

Feuerstellen, Kiesschüttungen, Werkgruben und Latrinen folgten. Die Datierung ins frühe 7. Jahrhundert ist über zahlreiche ^{14}C-Daten gesichert. Beachtenswert ist die grosse Ausdehnung dieser frühen Schichten, welche bereits damals über den heutigen Stiftsbezirk hinausreichte (Abb. 4). Mit der Entdeckung eines frühmittelalterlichen Sarkophags 2009 auf dem Klosterhof konnte erstmals auch die Lage des Gallusoratoriums im Bereich der späteren Peterskapelle (1666 abgebrochen) wahrscheinlich gemacht werden.[31] In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts war hier – direkt an der Aussenmauer eines Gotteshauses und somit an prominenter Stelle – ein betagter Mann bestattet worden. Die Resultate der anthropologischen Untersuchung und der Beisetzungsort zeigen, dass er zur sozialen Oberschicht gehörte. Weitere frühmittelalterliche Gräber wurden im Bereich des Bischofshofs, des Äusseren (= Kleinen) Klosterhofs, des Zeughausturms und der Zeughausgasse erfasst.[32]

Diese Befunde passen gut zur historischen Überlieferung, wonach Gallus ganz erheblich von der weltlichen und kirchlichen Elite (König, Herzog, Graf, regionaler Grundbesitzer und Bischof von Konstanz) unterstützt worden war, u. a. mit der Entsendung von Baufachleuten.[33] Schon damals sind auch zahlreiche Hilfskräfte vor Ort schriftlich nachgewiesen, welche das kirchliche Leben erst ermöglichten.

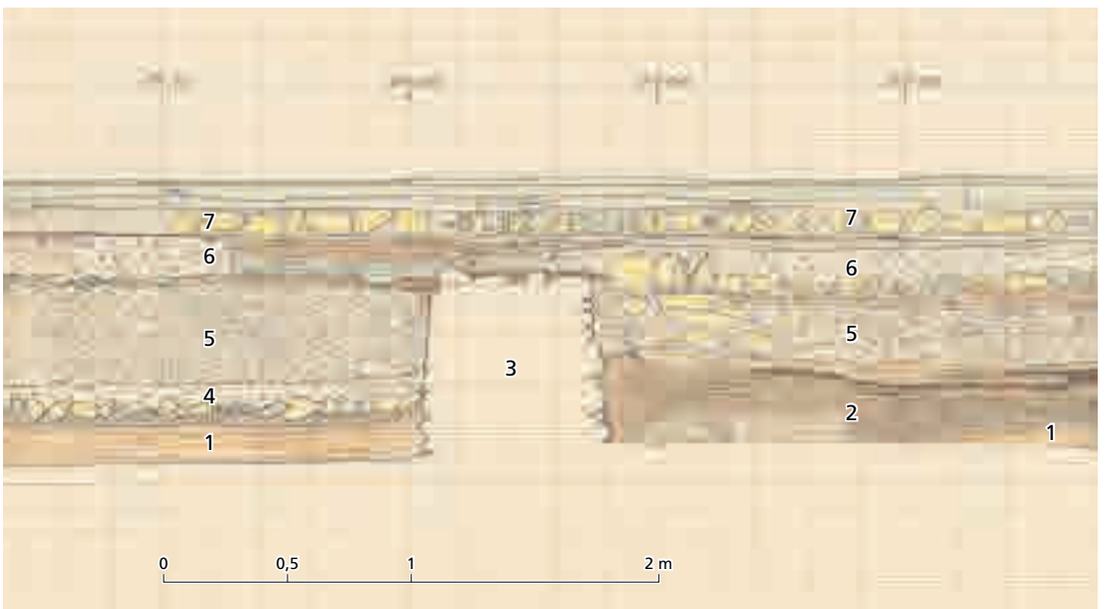


Abb. 6 St. Gallen, Kathedrale, Ausschnitt aus einer Feldzeichnung von 1966 (Mst. 1:20) mit Bodenschichten aus dem Südteil der heutigen Rotunde, Blickrichtung nach Süden (zur Lage siehe Abb. 5). In Anführungs- und Schlusszeichen die auf einem hier nicht abgebildeten Deckblatt festgehaltene Beschriftung der Ausgräber. 1: Anstehender Boden («gew. Boden mit Pfostenlöchern»). 2: Brandschutt? («unterste schwarze, rote Schicht, wohl Brandschicht der 1. Holzanlage»). 3: Gebäudemauer des 8./frühen 9. Jahrhunderts («Otmarsmauer»), bei deren Abbau der Blütenstein entdeckt wurde (Abb. 5.5 und Abb. 9). 4: Mörtelboden des 8./frühen 9. Jahrhunderts («Otmarsboden»). 5: Abbruchschutt der Zeit von Abt Gozbert (830er-Jahre, «Abbruchmaterial Otmar»). 6: Boden aus der Zeit von Abt Gozbert (830er-Jahre, «karol. Boden»). 7: «Barocke Rollierung». *(© Stiftung FSMA, Bad Zurzach, Plan Nr. 01-65_P00051-028.0. Plankopf: Ausgrabung Kathedrale St. Gallen; Aeusseres Rotundenprofil; nach Süden; 28; 18.3.66/W. Widmer)*

31 Rigert/Schindler 2012a, S. 33–35; Rigert/Schindler 2012b, S. 45–47. Siehe auch unten. Trancik Petitpierre/Steinhauser-Zimmermann/Dare 2012.

32 Rigert/Schindler 2012a, S. 41 f.; Steinhauser-Zimmermann 2007a; Steinhauser-Zimmermann/Tschirky 2012, bes. S. 77–79, Zu weiteren Gräbern in der Zeughausgasse vgl. Schindler 2013, S. 79 f. und JbAS 96, 2013, S. 238 f. ^{14}C-Daten Grab Pos. 58: ETH-49905, 1264 ± 26 BP, 690–775 (1-Sigma); 660–820 (2-Sigma). Zum Kindergrab im Bischofshof: Schindler 2018a, S. 305 und JbAS 101, 2018, S. 247.

33 Rigert/Schindler 2012a, S. 34, Anm. 37 und 38 mit Bezug auf Schär 2011.



Abb. 7 St. Gallen, Sarkophag aus Sandstein, gefunden im Klosterhof, 7. Jahrhundert. Länge aussen: 245 cm. *(© KASG)*

Innerhalb der Schichtabfolge, die 1963–1967 in der Kathedrale erfasst wurden, markieren einige Mauerreste, Pfostengruben und Balkengräben im anstehenden Boden den baulichen Anfang (Abb. 5, Abb. 6.1, Abb. 12.1/2); die Ausgräber bezeichneten diese ältesten Befunde als «Gallushorizont» und wiesen ihn dem 7. Jahrhundert zu.[34] Im Bereich der Rotunde lässt die Dokumentation eine besondere Häufung an Holzbaubefunden erkennen; die Gruben und Gräben wiesen hier Ausrichtungen auf, die nicht mit den vorkarolingischen Steinbauten im Chorbereich übereinstimmten. Auf der Linie zwischen Rotunde und Chor der heutigen Kathedrale wechselten die frühen Baufluchten ihre Ausrichtung (Abb. 5, vertikale Pfeile). Diese Trennlinie wirkt durch ihre Übernahme in die Klosterkirche Gozberts sowie in den barocken Neubau, wo sie die Grenze zwischen Chor und Rotunde markiert, bis heute nach.

Aufgrund der Nutzungsniveaus dürften die Steinbauten später einzuordnen sein als jene aus Holz und könnten damit eine erste Umbauphase noch im 7. oder frühen 8. Jahrhundert belegen. Die Steinbauten zeigten eine Ost-West-Ausrichtung wie der 2009 ausserhalb der Kathedrale entdeckte Sarkophag aus dem 7. Jahrhundert (Abb. 7; vgl. Abb. 5.3), der den Standort eines Sakralbaus (Gallusoratorium/spätere Peterskapelle, vgl. Abb. 5.1) markiert. In diesem Oratorium war um 640 Gallus' Leichnam nach seiner Überführung aus Arbon beigesetzt worden.[35]

Es liegt nahe zu vermuten, dass sich die Areale beidseits der Linie zwischen Rotunde und Chor der heutigen Kathedrale damals nicht nur durch die Ausrichtung ihrer Bauten unterschieden, sondern auch anderen Funktionen dienten. So spricht der Nachweis einer Feuerstelle für eine profane Nutzung der im Bereich der Rotunde erfassten (Holz-)Bauten (Abb. 5.4, Abb. 8).[36]

Reihungen von Gräben, Pfostengruben und Staketennegativen konnten auf der Südseite der Rotunde derart dicht dokumentiert werden, dass

[34] VK II, S. 362; Sennhauser 2003, S. 166. Für die Befunde im Innenbereich der Kathedrale fehlen bislang ^{14}C-Datierungen, ebenso Mikromorphologieuntersuchungen und Fundanalysen.

[35] Schär 2011, S. 469; Rigert/Schindler 2012a, S. 33–35; Rigert/Schindler 2012b, S. 45–47.

[36] Es dürfte sich bei den Pfostengruben und Balkengräben um die Reste von Wohngebäuden handeln, von denen bereits die älteste Gallus-Vita (Vetustissima) berichtet und von denen man in der mittleren Gallus-Vita (Wetti) liest, dass sie um das Oratorium gruppiert waren: «…oratorium…, mansinunculis per girum dispositis…». Zitiert nach Schär 2011, S. 185. – Zur Feuerstelle: Die Nordflucht der Feuerstelle entsprach der diagonalen Ausrichtung der Pfostengruben, und ihre Form markiert die Innenecke eines Gebäudes.





Links: Abb. 8 St. Gallen, Kathedrale, frühmittelalterliche Feuerstelle in Rotunde (vgl. Abb. 5.4). *(© Stiftung FSMA, Bad Zurzach, Dia Nr. 01-65_B00854-132-01)*

Rechts: Abb. 9 St. Gallen, als Kerzenständer zu deutender Quader aus Sandstein mit Blütenrelief, 7./frühes 8. Jahrhundert (vgl. Abb. 5.5). Höhe: 17 cm. *(© KASG/Rolf Rosenberg)*

sie plausibel verbunden werden können.[37] Pfostengruben mit grösserem Durchmesser, die in zentralerer Position in der Rotunde erfasst wurden, fügen sich durchaus zwanglos in das Raster der kleineren Pfostenlöcher im Südwesten.

Über die Ausstattung der frühen Bauten ist wenig bekannt. Ein Sandsteinquader mit Blütenrelief auf der Vorderseite und Bohrloch in der Oberseite ist vermutlich als Fuss eines Kerzenständers zu deuten (Abb. 9); er fand sich im Mauerwerk eines Gebäudes (Abb. 5.5), das in die Zeit nach ca. 720 datiert werden kann, und stammt damit vielleicht noch aus einer der Bauphasen vor der Ankunft von Otmar. Für alle frühmittelalterlichen Sandsteinobjekte ist gemäss petrografischer Analyse anzunehmen, dass das Material einem lokalen Steinbruch entstammt.[38] Dies zeigt, dass geübte Steinmetze vor Ort tätig waren und für entsprechend solvente Auftraggeber arbeiteten.

Von Otmar (um 720–749) bis ins frühe 9. Jahrhundert: Verlagerung, Neubau und Rundarchitektur

Gemäss der archäologisch dokumentierten Befunde griff die Siedlungsfläche des 8. und frühen 9. Jahrhunderts signifikant über jene des 7. Jahrhunderts hinaus (Abb. 10).[39] Aus dieser zweiten Bebauungsphase sind zahlreiche Holz- und Steinbauten (teilweise mit Feuerstellen) nachgewiesen. Besonders hervorzuheben ist der mehrgeschossige Rundbau mit Annex auf dem Gallusplatz mit einem Durchmesser von 6,8 m und 1 m starken, gemörtelten Mauern (Abb. 10.2). Hinzu kommen Elemente der Infrastruktur wie die befestigte Strasse in der Kugelgasse (Abb. 10.7), eine Latrine beim Grüningerplatz oder Reste eines Kalkbrennofens in der Zeughausgasse. Die 2023 neu entdeckten Gräber auf dem Marktplatz sprechen für eine Ausdehnung des genutzten Areals gegen Norden (Abb. 10.6).[40]

Neben der von Otmar errichteten Klosterkirche

37 Aus einer grossen Anzahl Pfostengruben, deren Ausgangsniveau (noch?) nicht bekannt ist, ein Gebäude zu rekonstruieren, ist eine delikate Angelegenheit und meist nur durch Aufzeigen von Varianten zu leisten.

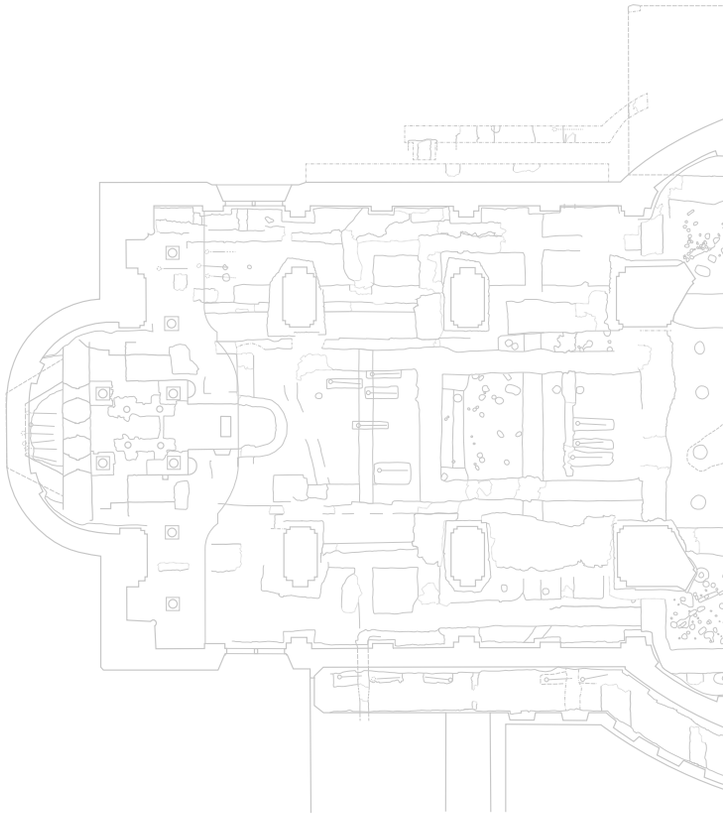
38 Beitrag David Imper in Faccani 2021.

39 Rigert/Schindler 2012a, S. 25, 33 und S. 36–40; da viele Befunde «nur» über ^{14}C-Daten datiert sind, ist eine Zuordnung zu den Phasen zwischen ca. 720 (Ankunft Otmars) und dem 9. Jahrhundert (Gozbert und Nachfolger) nicht immer möglich.

40 Schindler 2024, S. 248; JbAS 107, 2024, S. 314 f.; Fahrni/Schindler 2024; Trancik Petitpierre 2024.



Abb. 10 St. Gallen, Ausdehnung der Besiedlung in der Zeit von Otmar bis Wolfleoz (8./frühes 9. Jahrhundert). Rote Rasterfläche im Zentrum: Platz der vermuteten Klosterkirche Otmars. 1: St. Peter (ehemals Oratorium). 2: Rundbau. 3: Klosterbauten des 8./frühen 9. Jahrhunderts. 4: St. Laurenzen. 5: Friedhof im Äusseren (Kleinen) Klosterhof. 6: Friedhof auf dem Marktplatz. 7: Befestigte Strasse in der Kugelgasse.
(© KASG/G. Faccani, nach Rigert/Schindler 2012b, S. 37 und 39, mit Ergänzungen)



entstanden im 8. und frühen 9. Jahrhundert weitere Gotteshäuser, so St. Laurenzen (Abb. 10.4, mit archäologisch nachgewiesenem Friedhof) und St. Georg auf St. Georgen.[41]

Die anthropologischen Untersuchungen lassen klar Friedhofsareale für unterschiedliche Bewohnergruppen unterscheiden.[42] Der Äussere (= Kleine) Klosterhof (inkl. Zeughausturm und Zeughausgasse) kann aufgrund der Daten zu Geschlecht, Körpergrösse, Ernährung und Gesundheitszustand als Mönchsfriedhof angesprochen werden (Abb. 10.5). Davon unterschieden sich die Bestattungen vom Klosterhof und insbesondere von St. Laurenzen und vom Marktplatz deutlich. Hier war das Geschlechterverhältnis gemischt, die Körpergrösse kleiner und der Gesundheitszustand der Bestatteten markant schlechter. Auf kleinster Fläche lassen sich hier soziale Unterschiede und völlig andere Lebenswelten erkennen.

Die Kapelle St. Georg zeigt exemplarisch das Ausgreifen der Siedlung ins Gelände sowie die Nutzung von natürlichen Ressourcen (Steine, Holz, Wasser) in der näheren und weiteren Umgebung.

Seit mindestens dem 8. Jahrhundert ist auch ein Rastersystem nachgewiesen, an dem sich die Bauten orientierten. Es verlief West-Ost/Nord-Süd und orientierte sich ganz offensichtlich an den geosteten Gotteshäusern, vorab an jenem Oratorium, in dem seit ca. 640 Gallus bestattet war, sowie an der Otmar'schen Klosterkirche.[43] Ein solches Raster erforderte eine professionelle, langfristige Planung und Umsetzung, welche nur mit umfangreichen Finanzen, technischem Know-How und Manpower zu erreichen war. Voraussetzung und Grundlage war die massive Unterstützung durch die Eliten, wiederum begonnen beim König und nach unten kaskadierend.

Um 720 holte Tribun Waltram von Arbon, Grundbesitzer der Galluszelle, Otmar aus dem Bistum Chur zur Gemeinschaft im Steinachtal.[44] Unter Otmars Leitung wurde in der Folge eine tiefgreifende bauliche Neustrukturierung des Platzes umgesetzt. Im Jahr 747 führte Otmar auf königliches Geheiss die Benediktsregel ein, was den Anfang des regulierten Klosterlebens in St. Gallen markiert.[45]

Unter Otmar entstand eine neue Klosterkirche und eine erweiterte Klostersiedlung.[46] Zwar können die Gebäude archäologisch noch nicht im Detail eruiert werden, doch erkennt man auf dem Ausgrabungsplan der Kathedrale eine vermutlich sowohl architektonische als auch funktionale Kontinuität: Wie in der vorhergehenden Phase fällt für die Bauten des 8. und frühen 9. Jahrhunderts auf, dass sich zwischen den heutigen Innenflächen von Rotunde und Chor ein Wechsel in den Ausrichtungen vollzog (Abb. 11, siehe die vertikalen roten Pfeile). Wahrscheinlich diente auch jetzt noch die Bebauung im Bereich der heutigen Rotunde profanen Zwecken, während die Gebäude unter dem heutigen Chor wohl Teil der neuen Klosterkirche und weiterer Klosterbauten waren, die gemäss der erfassten Bodenbeläge (rosa Flächen) bereits die beachtliche Breite (hellrosa Fläche) der späteren Gozbertkirche besassen.

41 Zu St. Laurenzen: Sennhauser 2003, S. 161–163; zu St. Georgen: Poeschel 1957, S. 172–185.

42 Rigert/Trancik Petitpierre 2012; Steinhauser-Zimmermann 2007a; Steinhauser-Zimmermann/Tschirky 2012; Trancik Petitpierre 2024.

43 Rigert/Schindler 2012a, S. 29 und S. 38f.

44 Duft/Gössi/Vogler 1986, S. 96–98.

45 Tremp 2010.

46 Tremp 2010.

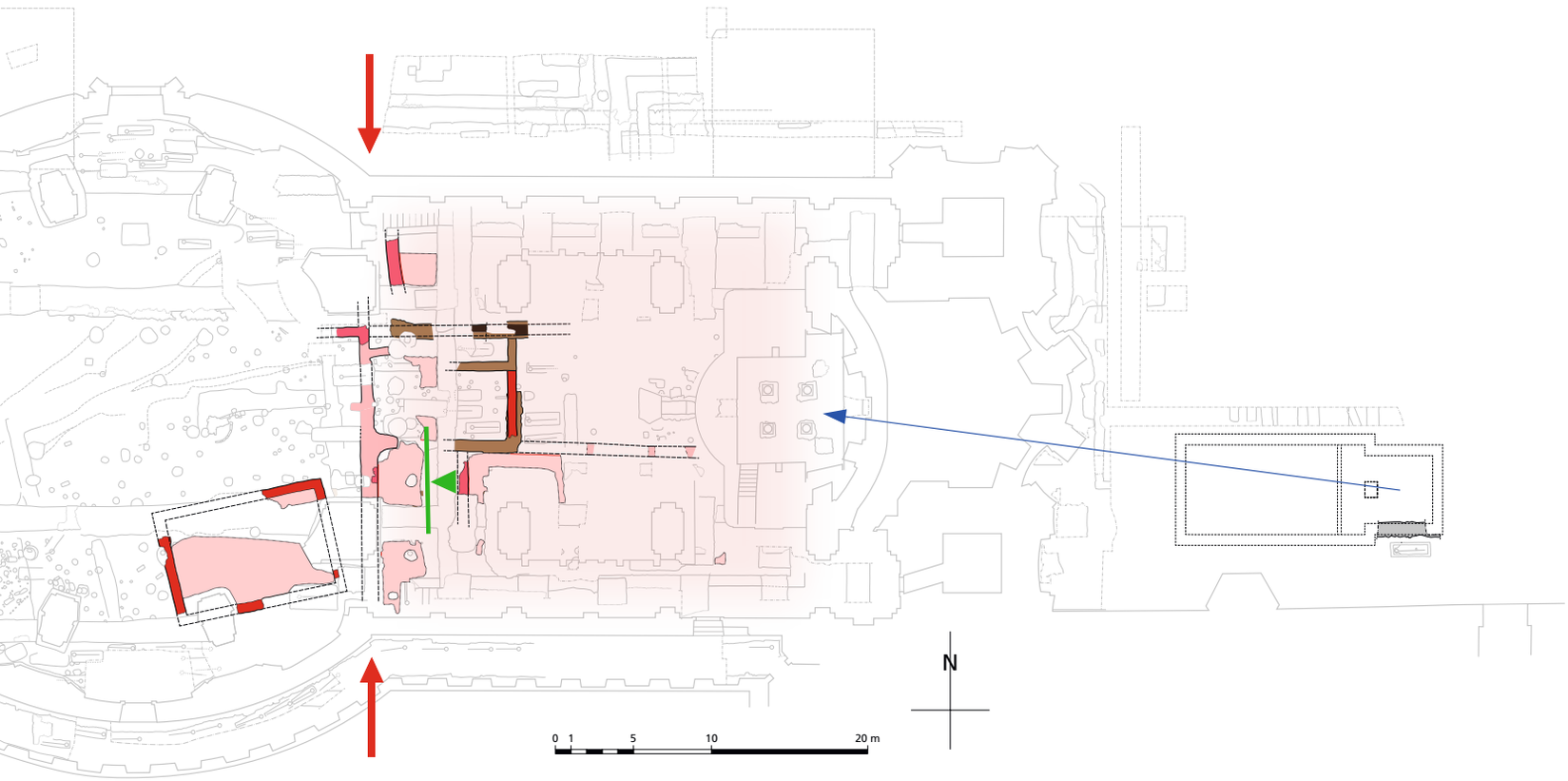


Abb. 11 St. Gallen, Kathedrale, schematischer provisorischer Grundriss mit Befunden des 8./frühen 9. Jahrhunderts. Rosa Flächen: Mörtelböden. Hellrosa Flächen: Mindeste Nord-Süd-Ausdehnung der Bauten des 8./frühen 9. Jahrhunderts. Vertikale rote Pfeile: Trennlinie zwischen Bauten mit unterschiedlicher Ausrichtung (östlich der Pfeile parallel zur heutigen Kirche). Blauer Pfeil: Vermutete Translozierung der Gallus-Reliquien. Grüner vertikaler Strich/Pfeil: Lage von Abb. 12, Pfeil zeigt in Blickrichtung. Farblegende vgl. Abb. 3. *(© KASG/G. Faccani, auf Grundlage des steingerechten Grundrisses in Sennhauser 2003, S. 169 f.)*

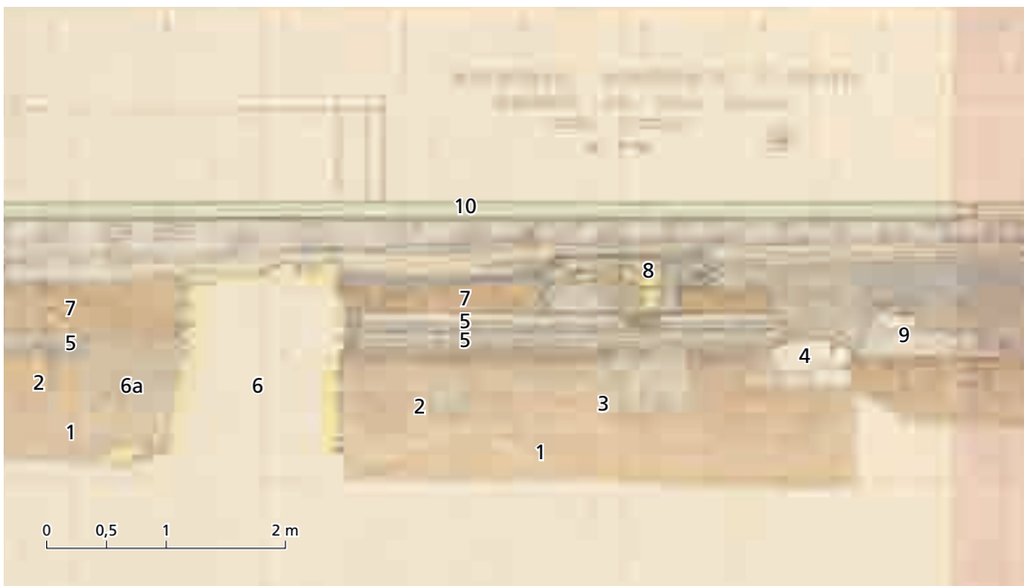


Abb. 12 St. Gallen, Kathedrale, Schichtprofil aus dem Westteil des heutigen Ostchors; Blickrichtung nach Westen. Ausschnitt aus einer Feldzeichnung von 1966 (Original-Mst. 1:20), Lage siehe Abb. 11. In Anführungs- und Schlusszeichen die auf einem hier nicht abgebildeten Deckblatt festgehaltene Beschriftung der Ausgräber. 1: Anstehender Boden («gew. Boden»). 2: Pfostengruben und Gruben des 7./frühen 8. Jahrhunderts. 3: Mauergrube des 7./frühen 8. Jahrhunderts. 4: «Fundament unter Otmarsboden». 5: Mörtelböden des 8./frühen 9. Jahrhunderts, z.T. sich überlagernd («Otmarsboden»/«unterer Otmarsboden», «oberer Otmarsboden»). 6: Baugrube (6a) und Fundament der Südarkade des Gozbertmünsters, 830er-Jahre. 7: Planierschicht. 8: Mörtelboden des Gozbertmünsters («karolingischer Boden»), 830er-Jahre. 9: Teil des gotischen Lettners, 15. Jahrhundert («2. Lettnerfundament»). 10: Barocker Boden («Sandsteinplatten 1780»). *(© Stiftung FSMA, Bad Zurzach, Plan Nr. 01-65_P00007-004.0. Plankopf: Ausgrabung Klosterkirche St. Gallen; Querprofil von Osten gesehen; Chor 3. Joch; 4; M. 1:20)*



Abb. 13 St. Gallen, Kathedrale, Fundobjekte aus dem 8./frühen 9. Jahrhundert. 1: Leistenziegel römischer Tradition aus den Schichten des 8./frühen 9. Jahrhunderts (Inv. 01.065/2172/ZM Cham 5346). 2: Teil eines Mosaiks. Es trat in einer Abbruchschicht zutage, die unter dem Boden der 830er-Jahre lag. 25,5 x 16,5 cm, noch nicht inventarisiert. 3: Schrankenbalken in Fundlage (in der Innenmauer eines Kryptastollens der Gozbertkirche), 1964 (links: Inv. 01.065.0212.001/Faccani 2021 Kat. 068/069; rechts: Inv. 01.065.0207.001/ Faccani 2021 Kat. 080).

Otmar liess aber nachweislich nicht alle vorbestehenden Bauten niederlegen. Im heutigen Chor kann nachvollzogen werden, dass ältere Teile weitergenutzt wurden: Mauerzüge aus dem 8. Jahrhundert (rot) schliessen an ältere (braun) an und setzen diese als noch bestehend voraus. Zudem lassen sich für die neuen Steinbauten aufgrund sich überlagernder Bodenbeläge mehrere Umbauphasen nachweisen (Abb. 12.5).

Über Details der Gebäude geben die Schriftquellen Auskunft: Von der Maria und Gallus geweihten Kirche liest man in der Otmar-Vita, dass das Dach mindestens 40 Fuss – also rund 12 m – über dem Boden gelegen habe und mit Tegulae, d. h. Dachziegeln, gedeckt gewesen sei.[47] Zur Klärung der Frage, ob die neue Klosterkirche auch eine Krypta aufwies, bedarf es weiterer Untersuchungen.[48] Zumindest kann dies vom archäologischen Befund her nicht ausgeschlossen werden.[49] Damit darf auch vermutet werden, dass die um 680 und 710 erneut umgebetteten Gallusreliquien damals schon in jenen Bereich transloziert waren, an dem sie in den 830er-Jahren in der Gozbertbasilika neu präsentiert wurden (Abb. 15).

Die ehemalige Ausstattung der Bauten kann anhand der archäologischen Fundobjekte zumindest partiell rekonstruiert werden. Sie war ausgesprochen anspruchsvoll: Mosaiken schmückten einzelne Böden (Abb. 13.2), von einer Schrankenanlage stammen zwei Balkenstücke mit Krabben (Abb. 13.3). Einzelne Dächer waren mit im 8. Jahrhundert gefertigten Leistenziegeln in römischer Tradition gedeckt (Abb. 13.1).[50] Ohne finanzielle Unterstützung der weltlichen und geistlichen Protektoren, ohne entsprechende Handwerker mit dem nötigen technischen Wissen und natürlich ohne Baumaterial wären solche qualitätvollen Ausstattungsstücke nie möglich gewesen.

Monumentalisierung unter Gozbert (816–837): Das goldene Zeitalter der Abtei im 9. und 10. Jahrhundert

Die im 8. und frühen 9. Jahrhundert genutzte Fläche des St. Galler Klosters erfuhr im weiteren Verlauf des 9. Jahrhunderts sowie im nachfolgenden Jahrhundert nochmals eine Erweiterung, wobei das bereits bestehende Raster weiterhin respektiert wurde (Abb. 14).[51] Die Grossbaustelle der Gozbert'schen Klosterkirche und des nachfolgenden Anbaus der sog. Otmarskirche sowie weitere Bauten bedingten eine noch weitere und tiefere Durchdringung des Umlands zur Sicherstellung von Ressourcen, insbesondere des lokal anstehenden Sandsteins, des umliegenden Waldes und wohl auch des Wassers. Die Förderung der Baumassnahmen durch höchste Kreise erlaubte eine professionelle Planung und Umsetzung, den Einsatz von technischem Know-How und die Bereitstellung von vielen Arbeitskräften, darunter auch zahlreicher Spezialisten. Die dazu nötigen umfangreichen Finanzen stammten sowohl von reichen Gönnern bis hinauf zum König, als auch aus einer intensivierten Verwaltung des Klosterbesitzes.[52]

Am 15. April 830, einem Karfreitag, translozierte der Konvent die Otmarsgebeine in die Peterskapelle.[53] Diese Umbettung fiel in jenes Jahr, als unter Abt Gozbert die bauliche Erneuerung

47 Poeschel 1961, S. 7; zum Patrozinium: Poeschel 1961, S. 6.

48 Faccani 2021, S. 15 und Anm. 44: Diese Bemerkung bezog sich auf das 24. Kapitel im zweiten Buch der Gallusvita von Walahfrid Strabo; siehe: Walahfrid Strabo, Vita sancti Galli, S. 160–164; Grünenfelder 2012, S. 19; Poeschel 1961, S. 8: «Klar belegt durch die Quellen ist, dass diese vorgozbertische Basilika bereits eine Krypta hatte, denn sie wird in den Viten der beiden Klosterheiligen [i.e. Gallus und Otmar] wiederholt erwähnt.»; Sennhauser 2003, S. 166; VK I, S. 295.

49 Die unter Abt Gozbert errichtete Krypta könnte eine ältere ganz zerstört haben. Tiefe Bodenniveaus im Bereich des Gallusreliquiengrabes liessen sich aber ebensogut mit der Zerstörung einer semihypogäen Anlage in Verbindung bringen (vgl. Stiftung FSMA, Bad Zurzach, Plan Nr. 01-65_P00409-403.0; Plankopf: Ausgrabung Klosterkirche St.Gallen, Galluskrypta Mst 1:20 Sit. 1, Schnitt durch die Krypta von Westen nach Osten, von Süden gesehen, St. Gallen 22 Oktober 64 A. Loser/Graf). Zudem besteht die Frage, ob die im Klosterplan dargestellte Anlage ohne Confessio der damals (um 820) bestehenden Krypta entsprochen haben könnte.

50 Goll 2014 – Die im 12. Kapitel der Otmars-Vita genannten *tegulae* dürfen also zwanglos als tönerne Dachziegel gedeutet werden. Die *tegulae* interpretierte Poeschel 1961, S. 7 und Anm. 5 noch als Holzschindeln. Dies wohl nicht zuletzt deshalb, weil damals frühmittelalterliche Dachziegel in St. Gallen nicht bekannt waren.

51 Rigert/Schindler 2012a, S. 36–40.

52 Duft/Gössi/Vogler 1986, S. 102 f. (Gozbert), 105–107 (Grimald) und S. 107–109 (Hartmut).

53 Duft 1959, S. 52 f.



Abb. 14 St. Gallen, Ausdehnung der Besiedlung in der Zeit von Gozbert bis ins 10. Jahrhundert. 1: Oratorium (später St. Peter). 2: Rundbau. 3: St. Laurenzen. 4: Gozbertmünster. 5: St. Mangen. 6: Otmarskirche. 7: Schulturm. 8: Heiliggrabkapelle. 9: Friedhof im Äusseren (Kleinen) Klosterhof. 10: Friedhof auf dem Marktplatz. *(© KASG/G. Faccani, nach RIGERT/SCHINDLER 2012b, S. 37 und 39, mit Ergänzungen)*

des Klosters begann. Man darf hieraus schliessen, dass der heiligmässig verehrte Abt Otmar seit 769, d. h. seit der Rückführung seiner Gebeine von der Insel Werd nach St. Gallen, in einem Sakralbau begraben gewesen war, der nun dem Gozbertmünster weichen musste. Es ist weiter anzunehmen, dass der 830 abgetragene Bau die damalige Klosterkirche war.[54]

Ob der Ablauf der Bauarbeiten am Gozbertmünster im Einzelnen zu eruieren ist, werden künftige Nachforschungen zeigen. Hier seien zwei Varianten angesprochen, die beide von der Annahme ausgehen, dass die Mauern des 8. Jahrhunderts unter dem heutigen Chor mit den Resten der Klosterkirche Otmars gleichzusetzen sind.

Variante 1: Dem 830 durch Gozbert lancierten Abbruch der alten Konventskirche war westlich davon in den 820er-Jahren das Errichten des Langhauses am Platz der früheren Profanbauten vorausgegangen. Das geräumige Schiff hätte durch das Einziehen einer provisorischen Bauwand zur älteren Klosterkirche bis 837 als Interimskirche gedient.

Variante 2: Gozbert liess 830 den Neubau mit dem Abbruch der Klosterkirche starten. Wo in diesem Fall der Konvent den Kirchendienst versah, ist offen. Errichteten die Mönche womöglich eine provisorische, hölzerne Übergangskirche im Bereich des nachmaligen Langhauses?[55]

Sicher ist, dass die Ausrichtung des Neubaus (Abb. 15) jene der postulierten älteren Klosterkirche aufnahm. Ebenso liess Gozbert die Grenze zwischen Schiff und Chor wiederum auf die Linie ausrichten, die seit dem 7. Jahrhundert nachgewiesen werden kann (vgl. die vertikalen grünen Pfeile in Abb. 15). Die mächtige dreischiffige Basilika teilte sich auf dieser Flucht in zwei annähernd gleiche Teile: im Westen das Langhaus, im Osten der Mönchschor. Unter dem Chor entstand eine Winkelgangkrypta mit einem Vierstützenraum als Confessio; durch eine in der Westmauer nach oben führende Fenestella konnte man das damals neu angeordnete Reliquiengrab des hl. Gallus erblicken.

Weitgehend unbekannt bleiben die Konventsgebäude – im Süden der Kirche sind lediglich noch Ansätze dieser Bauten ausgegraben worden, die unter Gozbert offenbar vollständig erneuert worden waren. Im weiteren Umfeld des Gozbertmünsters schliesslich belegen beispielsweise die ergrabenen Gebäudereste auf dem Gallusplatz, dass ausserhalb der Kirche Bauten des 8. Jahrhunderts noch bis weit ins Hochmittelalter hinein weitergenutzt wurden (Abb. 14).[56]

Die immense Grösse des Gozbertmünsters – die dreischiffige Basilika war innen 55 m lang und 27,5 m breit – war auch im überregionalen Vergleich beachtlich.[57] So übertraf die Gozbert'sche Klosterkirche in ihren Ausmassen sogar Bischofskirchen wie die im 1. Viertel des 9. Jahrhunderts unter Bischof Haito errichtete Basler Kathedrale, die um etwa einen Drittel kürzer war als die nur wenig jüngere St. Galler Klosterkirche von Abt Gozbert.[58]

In St. Gallen kam im ausgehenden 9. Jahrhundert mit St. Mangen ein weiteres Gotteshaus dazu, erbaut von Abtbischof Salomon III.[59] Wohl nicht nur aus topographischen Gründen setzte sich der als Grabkirche geplante Bau vom Klosterraster ab.

Nach dem Ungarneinfall im Jahr 926, bei dem auch die verehrte St. Galler Reklusin Wiborada zu Tode kam, wurde man sich der Notwendigkeit einer Befestigung des Klosterareals bewusst. Leider fehlen bis heute klare Befunde, sodass über den Verlauf einer Klostermauer oder eines Wall-Graben-Systems aus dieser Zeit nur spekuliert werden kann. Während im Süden und Südosten der Lauf der Steinach als natürliche Befestigung genutzt werden konnte, könnte der weitere Verlauf der Befestigung mit der Querung der Zeughausgasse, dem Verlauf der Spiser- und Multergasse sowie der Webergasse umschrieben werden.[60]

54 Zur genauen Lage des Grabes: Duft 1959, S. 52; Vgl. auch Tremp 2010.

55 In der Rotunde kamen bei den Ausgrabungen 1963–1967 massive Pfostengruben zum Vorschein, die der Bauzeit von Abt Gozbert zuzuweisen sind (siehe Abb. 15). Vielleicht stammen diese von einer hölzernen (dreischiffigen?) Übergangskirche und nicht vom Baugerüst, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte.

56 Rigert/Schindler 2012a, S. 30–32 und S. 36–41.

57 Faccani 2021, S. 75 und Abb. 102.

58 Meier et al. 2019, S. 76–82; Sennhauser/Courvoisier 2018, S. 75.

59 Siehe Sennhauser 2003, S. 164 f. Guido Faccani ist derzeit im Auftrag der Kantonsarchäologie St. Gallen mit einer Neubearbeitung der Grabungsergebnisse in St. Mangen von 1946 und der Bauuntersuchung von 1980 befasst, eine Publikation der Ergebnisse ist für 2026 geplant.

60 Schindler 2021, S. 87 Anm. 8.

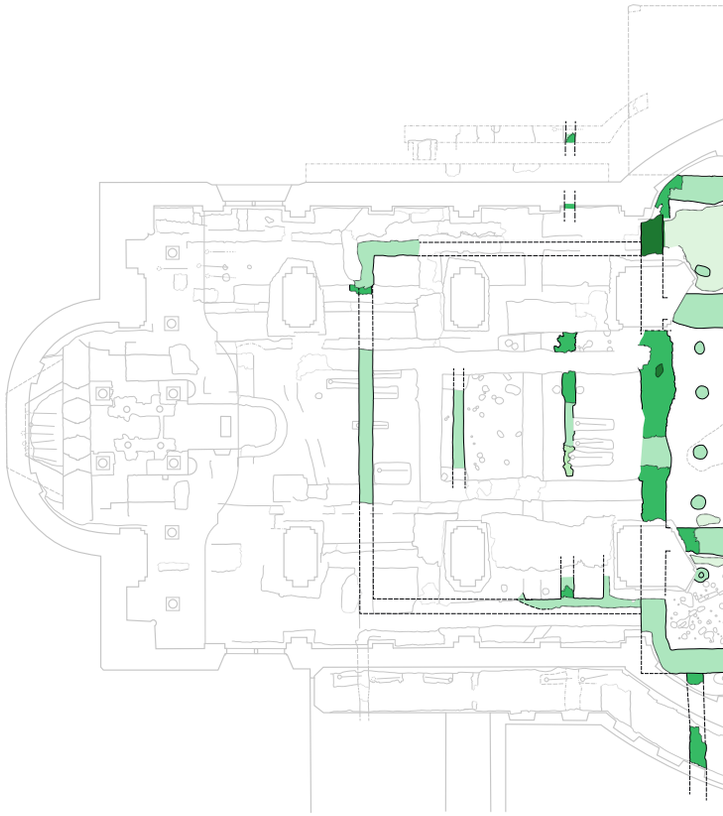


Abb. 15 St. Gallen, Kathedrale, schematischer provisorischer Grundriss mit den erfassten Bauresten des Gozbert-Münsters aus den 830er-Jahren. Vertikale grüne Pfeile: Trennlinie zwischen Schiff (links/im Westen) und Chor. Zur Farblegende vgl. Abb. 3. *(© KASG/G. Faccani, auf Grundlage des steingerechten Grundrisses in* Sennhauser *2003, S. 169f.)*

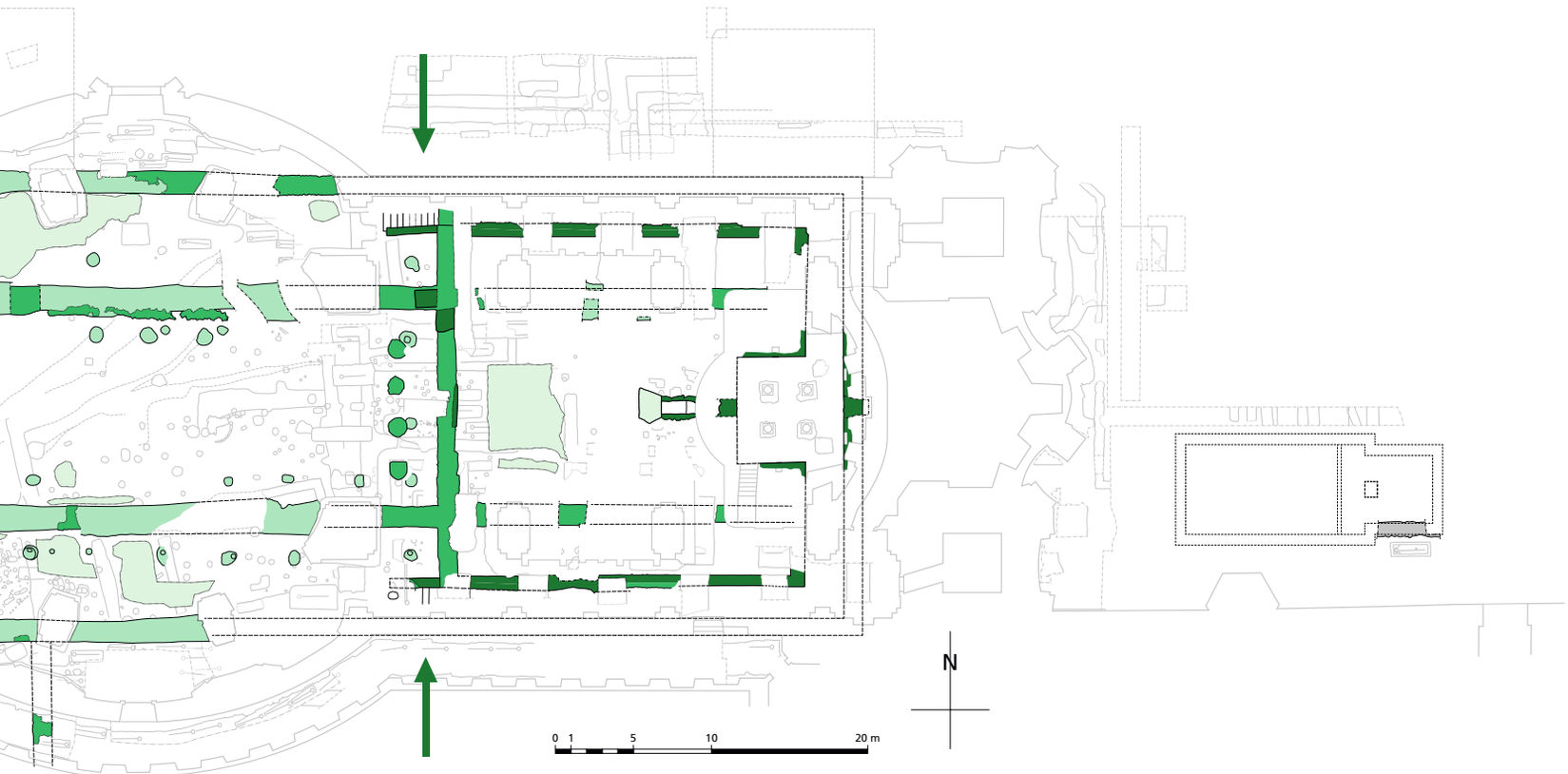
Bauliche Entwicklung der Klosterkirche bis ins 18. Jahrhundert

Der hier vorgelegte, nach Phasen eingefärbte Gesamtplan der 1963–1967 im Bereich der St. Galler Kathedrale erfassten bau- und bodenarchäologischen Befunde veranschaulicht auch im gegenwärtigen, noch unvollständigen Stadium die Hauptlinien der Baugeschichte (Abb. 3). Durch die Trennung der Phasen des 7. Jahrhunderts von jenen des 8./frühen 9. Jahrhunderts konnte wahrscheinlich gemacht werden, dass die heutige Linie zwischen Rotunde und Chor als architektonische und funktionale Trennlinie zwischen Gebäuden der Zelle und später des Klosters gedeutet werden darf: Westlich dieser Linie standen profane, östlich davon sakrale Bauten. Abt Gozberts Neubau der 830er-Jahre respektierte die Ausrichtung der Bauten östlich der Trennlinie und nahm letztere wieder auf, indem hier die Grenze zwischen dem Mönchschor im Osten und dem auch für Externe zugänglichen Langhaus im Westen gezogen wurde – eine Grenze, die bis heute respektiert wird.

Die erste grosse Veränderung im 9. Jahrhundert erfolgte auf der Westseite des Gozbertmünsters, als man die 867 geweihte Otmarskirche erbaute. Im späten 9. und 10. Jahrhundert erfolgte die Errichtung des sogenannten Schulturms (spätes 9. Jahrhundert), die Umgestaltung der Otmarskirche (Krypta, um 980) und der Bau der Heiliggrabkapelle (Ende 10. Jahrhundert). Von ebenfalls in diesem Zeitraum entstandenen, archäologisch aber nicht lokalisierten Nebenkirchen sei auf die dem hl. Gallus und dem hl. Kreuz geweihte Kapelle hingewiesen, die noch auf dem Franckplan von 1596 zu erkennen ist und wohl als Rundbau angelegt war.[61]

Vermutlich nach dem Stadtbrand von 1215 errichtete man an der Nordostecke der Klosterkirche den mächtigen Münsterturm. Nach dem Stadtbrand von 1418 beschloss der Konvent den Neubau des Chors. Dieses Unterfangen kam allerdings nur stockend voran und dehnte sich auf die Jahre zwischen 1438 und 1483 aus. Die erfass-

61 Poeschel 1961, S. 72.



ten Fundamente belegen, dass Breite und Länge des Gozbertmünsters beibehalten wurden. Der gleichzeitig eingezogene Lettner kam wohl aus Gründen des Bauablaufs direkt östlich des karolingerzeitlichen «Triumphbogens» zu stehen.

Während die karolingisch-gotische Klosterkirche bis ins 18. Jahrhundert bestehen blieb, musste die Otmarskirche zwischen 1623–1626 unter Wahrung der Krypta einem Neubau weichen. Schliesslich entstand im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts in zwei Schritten die heutige Kirche: Zuerst Schiff und Rotunde, dann der Chor – womit die «Trennlinie», die sich seit dem 7. Jahrhundert in der Bebauung nachvollziehen lässt, erneut hervortrat.

Zusammenfassung

Die frühe Geschichte St. Gallens kann anhand archäologischer Befunde folgendermassen rekonstruiert werden: Bei der Zelle des hl. Gallus wuchs im 7. und frühen 8. Jahrhundert eine Ansiedlung von Gefolgsleuten. Diese Siedlung scheint zunächst aus hölzernen, in Pfosten- und Ständerbauweise errichteten Bauten bestanden zu haben, später war sie geprägt durch ein Nebeneinander von Holz- und Steinbauten. Unter Otmar erfolgte im zweiten Viertel des 8. Jahrhunderts eine umfassende Neuplanung der wachsenden Ansiedlung. Das dabei verwendete Rastersystem richtete sich nach den bestehenden Gotteshäusern aus und wurde konsequent umgesetzt. Die Siedlung dehnte sich nun weit über den heutigen Stiftsbezirk aus. Im zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts

führten dann die Neubaupläne von Abt Gozbert zu einer Monumentalisierung der bereits zuvor beachtlich grossen Klosteranlage. Unter Gozbert erreichte die Klosterkirche ihre heutige (Über-) Grösse.

Am Anfang und im Zentrum der wachsenden Bedeutung St. Gallens im Frühmittelalter stand die Verehrung und Pflege des Gallusgrabes. Das Fortleben der Zelle und die Entfaltung zu einem mächtigen Wallfahrtsort und Kulturzentrum geschahen aber nicht allein aus sich heraus. Mitentscheidend waren sowohl kirchliche als auch weltliche Eliten, die kontinuierliche finanzielle und bauliche Förderung sowie geistliche Unterstützung garantierten – und sich damit eine Bühne zur Selbstdarstellung, aber auch eine Möglichkeit zur Einflussnahme auf ein bedeutendes Kloster sicherten.

Literatur

Archäologische Jahresberichte der Kantonsarchäologie St. Gallen 1999–2024.

Duft 1959: Johannes Duft, Sankt Otmar. Die Quellen zu seinem Leben (Zürich 1959).

Duft 1991: Johannes Duft, Die Abtei St. Gallen. Ausgewählte Aufsätze in überarbeiteter Fassung von Johannes Duft, Band II: Beiträge zur Kenntnis ihrer Persönlichkeiten (Sigmaringen 1991).

Duft/Gössi/Vogler 1986: Johannes Duft/Anton Gössi/Werner Vogler, Die Abtei St. Gallen. Abriss der Geschichte, Kurzbiographien der Äbte, Das stift-sanktgallische Offizialat (St. Gallen 1986).

Faccani 2021: Guido Faccani, Bauplastik des 1. Jahrtausends aus St. Gallen – Kathedrale, Gallusplatz, Klosterhof, St. Mangen, mit Beiträgen von David Imper und Michel und Elisabeth Muttner, Archäologie im Kanton St. Gallen 2 (St. Gallen 2021).

Fahrni/Schindler 2024: Marco-Joshua Fahrni/Martin Peter Schindler, St. Gallen-Marktplatz: Frühmittelalterliche Gräber und Rindviecher. In: arCHeo 2024, Heft 2, S. 39.

Göldi et al. 2017: Wolfgang Göldi/Ernst Tremp/Lorenz Hollenstein, St. Gallen (Fürstabtei). In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 16.03.2017. Online: https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008394/2017-03-16/, konsultiert am 05.09.2025.

Goll 2014: Jürg Goll, St. Galler Baukeramik aus dem Frühmittelalter. In: Ziegelei-Museum, 31. Bericht der Stiftung Ziegelei-Museum, 2014, S. 47–54.

Grünenfelder 2012: Josef Grünenfelder, Der Stiftsbezirk St.Gallen – Kulturhistorischer Führer (Lindenberg im Allgäu 2012).

Grünenfelder 2018: Josef Grünenfelder, Die Kathedrale St. Gallen. Das spätbarocke Bauwerk und seine Ausstattung (Weiler im Allgäu 2018).

Horn/Born 1979: Walter Horn/Ernest Born, The Plan of St. Gall, 3 Bde. (Berkeley/Los Angeles/London 1979).

Licht 2024: Tino Licht, Neue Beobachtungen zu Schriftgeschichte, Wortlaut und Rezeption des St. Galler Klosterplans. In: Wolfgang Zimmermann et al. (Hrsg), Die Klosterinsel Reichenau im Mittelalter. Geschichte – Kunst – Architektur, Regensburg ²2024, S. 166–175.

Meier et al. 2019: Hans-Rudolf Meier/Dorothea Schwinn Schürmann/Marco Bernasconi/Stefan Hess/Carola Jäggi/Anne Nagel/Ferdinand Pajor, Das Basler Münster. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt X (Bern 2019).

Poeschel 1957: Erwin Poeschel, Die Stadt St. Gallen, 1. Teil: Geschichte, Befestigungen, Kirchen (ohne Stift) und Profanbauten. Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen II (Basel 1957).

Poeschel 1961: Erwin Poeschel, Die Stadt St. Gallen, 2. Teil: Das Stift. Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen III (Basel 1961).

Rigert/Ebneter 2012: Erwin Rigert/Irene Ebneter, St. Gallen – Latrinen als Fundgruben. In: Von Gallus bis zur Glasfaser 2012, S. 85–96.

Rigert/Schindler 2012a: Erwin Rigert/Martin Peter Schindler, Archäologie im Stiftsbezirk und südlicher St. Galler Altstadt – der Befund. In: Von Gallus bis zur Glasfaser 2012, S. 23–44.

Rigert/Schindler 2012b: Erwin Rigert/Martin Peter Schindler, Der Sarkophag vom St. Galler Klosterhof. In: Von Gallus bis zur Glasfaser 2012, S. 45–54.

Rigert/Trancik Petitpierre 2012: Erwin Rigert/Viera Trancik Petitpierre: Die menschlichen Skelettreste der Ausgrabungen 2009–2010 in Stiftsbezirk und angrenzender Altstadt. In: Von Gallus bis zur Glasfaser 2012, S. 65–76.

Schär 2008: Max Schär, St. Gallen zwischen Gallus und Otmar 640–720. In: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 102, 2008, S. 317–359.

Schär 2011: Max Schär, Gallus. Der Heilige in seiner Zeit (Basel 2011).

Schindler 2012: Martin Peter Schindler, Archäologie im Stiftsbezirk und südlicher St. Galler Altstadt – Rückblick 2009–2011, aktuelle Fragen und Ausblick. In: Von Gallus bis zur Glasfaser 2012, S. 9–22.

Schindler 2013: Martin Peter Schindler, Archäologischer Jahresbericht 2012. In: Neujahrsblatt Hist. Verein Kt. St. Gallen 153, 2013, S. 79–91.

Schindler 2014: Martin Peter Schindler, Archäologischer Jahresbericht 2013. In: Neujahrsblatt Hist. Verein Kt. St. Gallen 154, 2014, S. 187–199.

Schindler 2018a: Martin Peter Schindler, Archäologischer Jahresbericht 2017. In: Neujahrsblatt Hist. Verein Kt. St. Gallen 158, 2018, S. 305–319.

Schindler 2018b: Martin Peter Schindler, Le monastère de Saint-Gall précarolingien. In: Sébastien Bully/Alain Dubreucq/Aurélia Bully (Hrsg.), Colomban et son influence, moines et monastères du Haut Moyen Âge en Europe, Collection «Art & Société» (Rennes 2018), S. 201–210.

Schindler 2021: Martin Peter Schindler, Die Plätze in der Stadt St. Gallen. In: Carola Jäggi/Andrea Rumo/Sabine Sommerer (Hrsg.), Platz da! Genese und Materialität des öffentlichen Platzes in der mittelalterlichen Stadt. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 49 (Basel 2021) S. 85–90.

Schindler 2023: Martin Peter Schindler, Archäologischer Jahresbericht 2022. In: Neujahrsblatt Hist. Verein Kt. St. Gallen 163, 2023, S. 125–143.

Schindler 2024: Martin Peter Schindler, Archäologischer Jahresbericht 2023. In: Neujahrsblatt Hist. Verein Kt. St. Gallen 164, 2024, S. 245–263.

Sennhauser 1983: Hans Rudolf Sennhauser, Das Münster des Abtes Gozbert (816–837) und seine Ausmalung unter Hartmut (Proabbas 841, Abt 872–883). In: Unsere Kunstdenkmäler 34, 1983, S. 152–167.

Sennhauser 2003: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit, 2 Bde. (München 2003).

Sennhauser/Courvoisier 2018: Hans Rudolf Sennhauser/Hans Rudolf Courvoisier, Das Basler Münster. Die frühen Kathedralen und der Heinrichsdom. Ausgrabungen 1966, 1973/74. In Zusammenarbeit mit A. Hidber/E. Kühne/W. Peter (Ostfildern 2018).

Steinhauser-Zimmermann 2007a: Regula Steinhauser-Zimmermann, St. Gallen – Klosterareal: Kleiner Klosterhof, Klosterplatz, Pfalz und Zeughausturm. Auswertung der menschlichen Bestattungen und Streufunde der Ausgrabungen und archäologischen Baubegleitungen von 1953, 1998, 2000, 2002 und 2003. Basistext Dr. Bruno Kaufmann und M.A. Tanya Uldin, Redaktion und Ergänzungen Dr. Regula Steinhauser-Zimmermann. In: Bagger, Scherben und Skelette, Neues zur Archäologie im Kanton St. Gallen, 147. Neujahrsblatt Hist. Verein Kt. St. Gallen 147, 2007, S. 29–43.

Steinhauser-Zimmermann 2007b: Regula Steinhauser-Zimmermann, Das Kloster St. Gallen: Die Ichnographia Pater Gabriel Hechts von 1719, der Gebäudebestand des Klosterbezirks 2005 und die Archäologie: eine kritische Würdigung. In: Bagger, Scherben und Skelette, Neues zur Archäologie im Kanton St. Gallen, 147. Neujahrsblatt Hist. Verein Kt. St. Gallen 147, 2007, S. 44–54.

Steinhauser-Zimmermann/Tschirky 2012: Regula Steinhauser-Zimmermann/Oliver Orest Tschirky, Der Mordfall von Grab 13. Vom Befund zum Comic und eine juristische Wertung. In: Von Gallus bis zur Glasfaser 2012, S. 77–83.

Trancik Petitpierre/Steinhauser-Zimmermann/Dare 2012: Viera Trancik Petitpierre, Regula Steinhauser-Zimmermann, Jasma Marion Dare, Das Skelett aus dem frühmittelalterlichen Sarkophag vom Klosterhof. In: Von Gallus bis zur Glasfaser 2012, S. 55–64.

Trancik Petitpierre 2024: Viera Trancik Petitpierre, Anthropologische Erstuntersuchung der Skelette aus der Fundstelle St. Gallen, Marktplatz 2023 (SG-01.517_E11). Unpubl. Mscr., Oktober 2024.

Tremp 2010: Ernst Tremp, Otmar. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 23.09.2010. Online: https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010219/2010-09-23/, konsultiert am 24.10.2024.

VK I: Friedrich Oswald/Leo Schaefer/Hans Rudolf Sennhauser, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/2 (München 1966–1971).

VK II: Friedrich Oswald/Leo Schaefer/Hans Rudolf Sennhauser, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, Nachtragsband. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/2 (München 1991).

Von Gallus bis zur Glasfaser 2012: Von Gallus bis zur Glasfaser. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 152, 2012. Online: https://www.sg.ch/kultur/archaeologie/archaeologie-erleben/open-accesspublikationen.html.

Walahfrid Strabo, Vita sancti Galli: Walahfrid Strabo, Vita sancti Galli, lateinischer und deutscher Text, übersetzt aus dem Lateinischen von Franziska Schnoor, Anmerkungen und Nachwort von Ernst Tremp (Stuttgart 2012).

MORITZ FOTH · OLAF GOLDSTEIN

Unterregenbach – Neue Forschungen an einer klösterlichen Niederlassung des Früh- und Hochmittelalters

Geradezu versteckt liegt der kleine Weiler Unterregenbach auf einem schmalen Schwemmfächer im hohenlohischen Jagsttal in Baden-Württemberg, Landkreis Schwäbisch Hall. Der Ort stand schon früh im Fokus der landesgeschichtlichen Forschung: Bereits 1752 konstatierte der hohenlohische Hofprediger Johann Christian Wibel aufgrund der Baugestalt des Kellers unter dem damaligen Pfarrhaus, «[...] daß vor langen Zeiten ein kleines Kloster allda geweßen [...]».[1] Wibels Verdacht sollte sich 128 Jahre später zweifelsfrei bestätigen, als im Zuge der Errichtung des heutigen Pfarrhauses östlich des ‹Kellers› eine Apsis zutage trat.[2] Aus dem Bauschutt barg man Fragmente hochwertig gearbeiteter Säulen und Pfeiler (Abb. 1), die seither Anlass zu kontroversen Diskussionen über die Datierung der Krypta und den zugehörigen Kirchenbau geben – bis zuletzt gab man einer Einordnung in die Ottonenzeit gegenüber einer karolingerzeitlichen Datierung den Vorzug.[3]

Erste planmäßige Ausgrabungen führte der örtliche Pfarrer Heinrich Mürdel im Jahre 1908 durch.[4] Beim Brunnenbau im Pfarrgarten war er auf Mauerreste und Estrichböden gestoßen, die sich letztlich als Teile eines mit rund 43,5 m Länge und 16,5 m Breite äußerst stattlichen Kirchenbaus, der sogenannten Großen Basilika, entpuppten (Abb. 2). Angeregt von diesen Entdeckungen formulierte der damalige Landeskonservator Eugen Gradmann den heute vielfach rezipierten Begriff des «Rätsels von Regenbach»,[5] mit dem die erstaunliche Diskrepanz zwischen diesen umfangreichen archäologischen Quellen und der mit lediglich drei Urkunden für Unterregenbach sehr spärlichen schriftlichen Überlieferung gemeint ist.[6]

Mitte des 20. Jahrhunderts verlagerte sich das Forschungsinteresse zunehmend auf die heutige Pfarrkirche St. Veit und die östlich davon gelegenen Bereiche (vgl. Abb. 2).[7] Verursacht durch eine rege Bautätigkeit und Renovierungsmaßnahmen



Abb. 1 Unterregenbach, Bauplastik aus der Kryptenapsis (a–d) und dem Umfeld der Großen Basilika (e–g), o. M. *(© Jonathan Leliveldt und Alexander Lohmann, Landesmuseum Württemberg; Montage: Moritz Foth, Universität Tübingen)*

1 Wibel 1752, S. 185.

2 Hierzu: Paulus 1877, S. 52.

3 Eine kompakte Zusammenstellung der Diskussion findet sich in Foth 2024, S. 29, Anm. 44.

4 Vgl. Mürdel 1948, S. 81–184.

5 Gradmann 1916, S. 1–46.

6 Zur schriftlichen Überlieferung: Hilsch 1983; zuletzt: Kübler 2024.

7 Vgl. Christ 1950; Christ 1952.

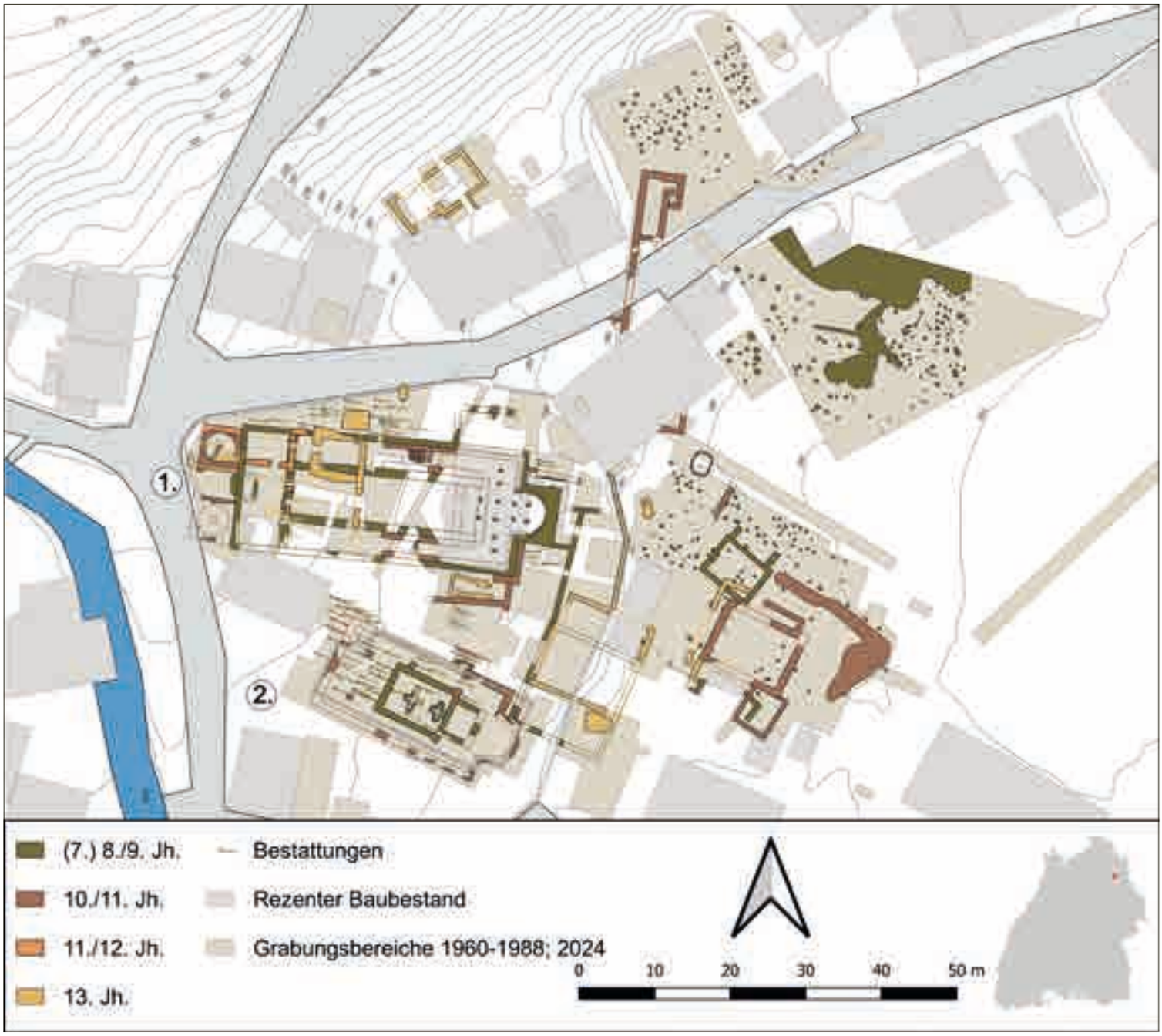


Abb. 2 Unterregenbach, idealisierter Gesamtplan der früh- und hochmittelalterlichen Befunde. 1: Große Basilika; 2: Pfarrkirche St. Veit. *(© Moritz Foth, Universität Tübingen)*

im Ort, konnten dort von 1960 bis 1968 unter der Leitung von Günter P. Fehring zwei Vorgängerbauten der Veitskirche sowie weiträumige Siedlungs- und Gewerbeareale mit mehrphasiger Holz- und Steinbebauung freigelegt werden (vgl. Abb. 2).[8] Eine Gebäudegruppe direkt östlich der Kirchen interpretierte man aufgrund der Steinbauweise in Verbindung mit einem hohen Anteil an Wildtierknochen, Münzen und dem Fund eines Spielsteins als früh- und hochmittelalterlichen Herrschaftssitz.[9] Diese These ist sicherlich in nicht unerheblichem Maße unter dem Eindruck des seinerzeit landläufig rezipierten Konzepts des Eigenkirchenwesens entstanden.[10] Plausibler erscheint indes eine Funktion als Abts- oder Äbtissinnenhaus,[11] das auch der temporären Unterbringung hochrangiger Gäste gedient haben dürfte.[12] Dazu passt die etwas abseits vom Zentrum des Klosterkomplexes gelegene Position[13] – der an die Große Basilika östlich anschließende N-S-Mauerzug könnte dann der Trennung eines «inneren» von einem «äußeren» Klosterbezirk gedient haben.

In den 1960er-Jahren avancierte Unterregenbach zu einem Hotspot der Mittelalterarchäologe Südwestdeutschlands: Das Fach war noch jung und befand sich in der Etablierungsphase hin zu einer eigenständigen Disziplin.[14] Die Grabungen der Staatlichen Denkmalpflege in Unterregenbach führten dabei demonstrativ vor Augen, wie hoch der Erkenntnisgewinn aus mittelalterlichen Bodenquellen angesichts einer spärlichen Schriftüberlieferung sein kann.[15] Bis heute sind die Untersuchungen der Jahre 1960 bis 1963 jedoch die einzigen, die wissenschaftlich vollständig ausgewertet und publiziert worden sind.[16]

Ausgelöst durch eine kritische Bilanzierung der bisherigen Forschungserkenntnisse und den daraus resultierenden Fragestellungen setzte ab 1979 im Rahmen eines Schwerpunktprogramms der Denkmalpflege in Baden-Württemberg abermals eine zehnjährige Grabungsphase ein, dieses Mal unter der Leitung von Hartmut Schäfer und Günter Stachel, die sich mit der Großen Basilika und den Flächen zwischen den beiden Kirchen auf zentrale Bereiche des Komplexes konzentrierte (vgl. Abb. 2).[17] Die Ergebnisse dieser Ausgrabungen harren seither ihrer wissenschaftlichen Auswertung.[18]

Das große Rätsel in neuem Licht

Im Jahr 2018 nahm das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg die archäologischen Forschungen in und um Unterregenbach wieder auf. Diese zielen vor allem darauf ab, alten Fragen der Archäologie mittels moderner naturwissenschaftlicher Methoden nachzuspüren. Neben geophysikalischen Untersuchungen sowie Metallsondenprospektionen umfasst dies auch archäologische Ausgrabungen an bislang noch unerforschten Schlüsselstellen des Komplexes sowie ^{14}C-Datierungen und DNA-Analysen an den Innenbestattungen des ältesten Vorgängerbaus unter der heutigen Pfarrkirche St. Veit (s. u.).[19]

Darüber hinaus konnte 2022 durch die Unterstützung regionaler Partner und in enger Zusammenarbeit mit der Landesdenkmalpflege ein Promotionsprojekt an der Universität Tübingen in die Wege geleitet werden, das sich mit der Aus-

8 Fehring 1972.

9 Fehring 1972, S. 112–143.

10 Vgl. grundlegend und kritisch gegenüber bisherigen Modellen zum Eigenkirchenwesen: Patzold 2020; vgl. dazu auch Petke 2013, S. 21–60 und Foth 2024, S. 21, Anm. 13.

11 In diesem Sinne bereits Untermann 2024, S. 57. Vgl. zum Abtshaus im Allgemeinen Claussen 1996; Krüger 2022, S. 143–147; Untermann 2009, S. 135–137; Untermann 2010.

12 Vgl. Scholz 2010, S. 103; Untermann 2009, S. 135.

13 Untermann 2009, S. 135; vgl. auch die Beispiele Hersfeld, Hornbach und Reichenau bei Untermann 2010, S. 190–193.

14 Fehring 2008, S. 22–24; Scholkmann/Brenker 2023, S. 16 f.

15 Fehring 1972, S. 13, 16.

16 Vgl. Fehring 1972.

17 Schäfer/Stachel 1989, S. 12 f.; Schäfer et al. 1989.

18 Die Grabungsergebnisse wurden lediglich in Form knapper Vorberichte publiziert: vgl. insbesondere Schäfer/Stachel 1989. Weitere Vorberichte sind aufgeführt in Foth 2024, S. 28, Anm. 41.

19 Vgl. Goldstein 2024; vgl. zu den jüngsten Ausgrabungen an der Alte Burg Foth/Barke/Goldstein 2024.

wertung der Grabungskampagnen 1964/1965 und 1979–1988 befasst.[20] Im Zentrum stehen dabei bau- und siedlungsgeschichtliche Fragestellungen in diachroner Perspektive sowie die überregionale Kontextualisierung des Komplexes.[21]

Unklare Ursprünge – St. Veit

Im Zuge der wieder aufgenommenen Forschungen des Landesamts für Denkmalpflege Baden-Württemberg sollen mithilfe von Alters-, Verwandtschafts- und Herkunftsbestimmungen an den ältesten Innenbestattungen genauere Informationen zur Datierung und Funktion des ersten Sakralbaus unter St. Veit gewonnen werden (Abb. 3, 4).[22] Diesen (Stein-)Bau datierte Günter

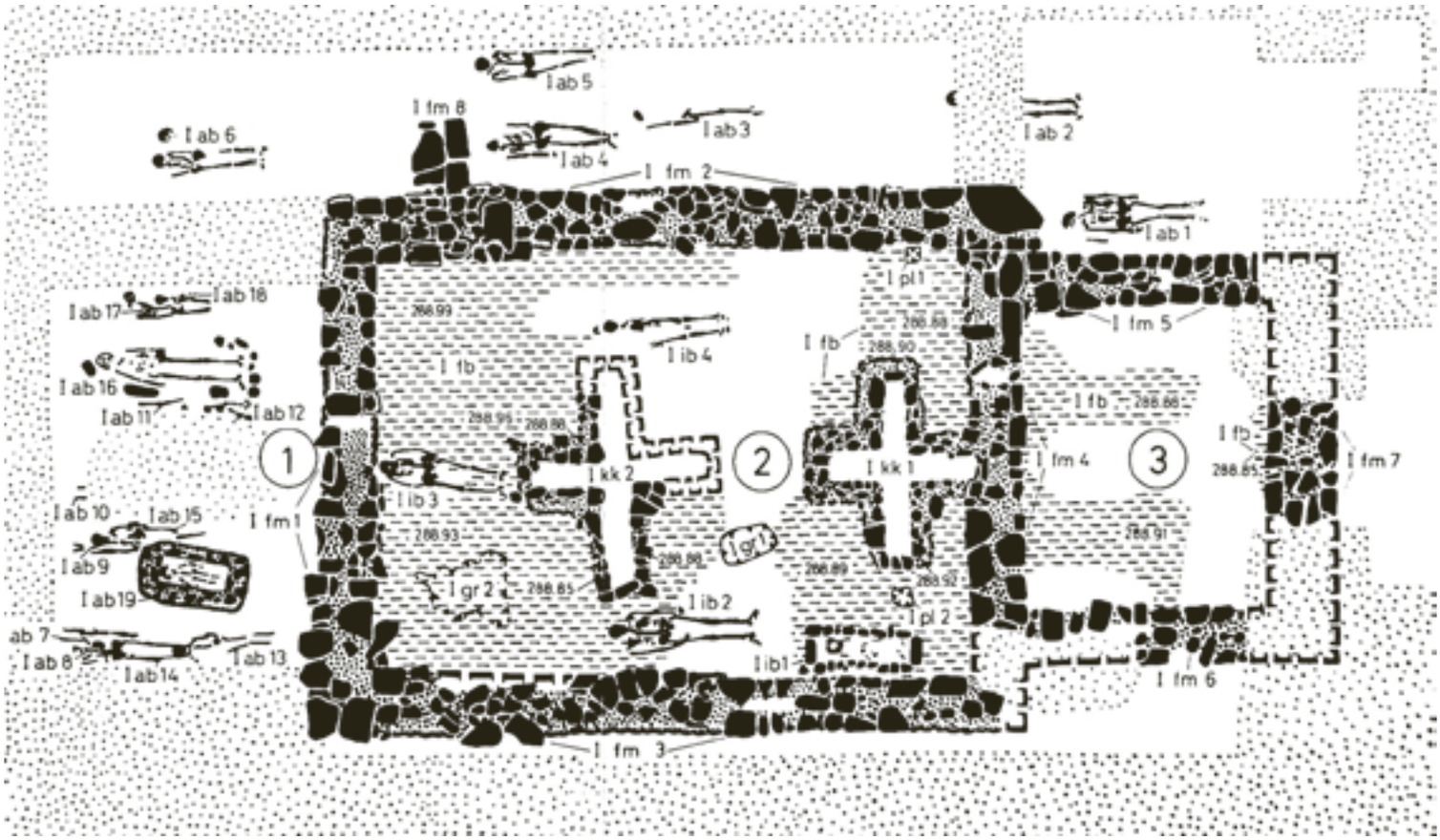


Abb. 3 Unterregenbach, St. Veit, Gesamtplan der Grabungsbefunde des ersten Steinbaus unter der heutigen Pfarrkirche. *(Aus: Fehring 1972, Beil. 7)*

20 Vgl. Foth 2024.

21 Hierzu ausführlicher: Foth 2024, S. 33–36.

22 Vgl. hierzu auch Foth/Goldstein 2023; Goldstein 2024. Bei den folgenden Ausführungen handelt es sich um eine aktualisierte und erweiterte Fassung des Beitrags zu St. Veit in Foth/Goldstein 2024.



Abb. 4 Unterregenbach, St. Veit, Überblicksfoto der Grabungsbefunde der beiden Vorgängerbauten der heutigen Pfarrkirche aus Richtung Westen. *(© Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Fotomontage 06.10.1960 und 03.11.1960)*

P. Fehring in das ausgehende 8. bzw. beginnende 9. Jahrhundert und interpretierte ihn als Eigenkirche eines nahen Herrensitzes – die genaue Zeitstellung blieb jedoch letztlich unscharf.[23]

Nach den jüngst durchgeführten ^{14}C-Analysen an den vier Bestattungen streut deren Datierung vom 2. Viertel des 7. bis zum 4. Viertel des 10. Jahrhunderts.[24] Zieht man den Sterbezeitraum des ältesten Individuums I ib 4 als *terminus ante quem* für den Bau der ersten Kirche heran, müsste diese spätestens im ausgehenden 7. Jahrhundert gestanden haben. Damit ist die steinerne Saalkirche mindestens 100 Jahre früher zu datieren als bislang angenommen, was sich weitgehend mit der Entstehungszeit der ersten Kirchenbauten im besser erforschten alamannischen Siedlungsgebiet

[23] Fehring 1972, S. 47.

[24] Bestattung I ib 1: cal AD 675-830 (Wahrscheinlichkeit 92,4%); Bestattung I ib 2: cal AD 651-774 (Wahrscheinlichkeit 95,4 %); Bestattung I ib 3: cal AD 874-977 (Wahrscheinlichkeit 83,2 %); Bestattung I ib 4: cal AD 641–683 (Wahrscheinlichkeit 92,1 %).

deckt.[25] Alternativ könnten die Bestattungen auch einem (hölzernen) Vorgängerbau zuzurechnen sein, der aufgrund der Grabungsmethode des ersten Ausgräbers, Hans Christ, nicht erfasst worden ist. Hierfür spricht auch die Existenz einer älteren Kulturschicht, in der die Fundamente der Saalkirche eingetieft waren und die schon Fehring vermuten ließ, dass «ein im Vergleich zu Saalkirche I älterer Kirchenbau (...) entweder im Bereich von St. Veit und der Pfarrhausbasilika oder – wahrscheinlicher – unter letzterer postuliert werden» kann.[26]

Die derzeit am Eurac Forschungsinstitut für Mumienforschung in Bozen durchgeführten DNA-Analysen haben insbesondere zum Geschlecht und den Verwandtschaftsverhältnissen der Bestatteten bereits erste interessante Ergebnisse erbracht. Danach handelt es sich bei der einzigen Kinderbestattung nicht um ein männliches, sondern um ein weibliches Individuum, was der Interpretation als Begräbniskirche eines Konvents widerspricht. Gleichzeitig kann für die untersuchten Individuen eine direkte Verwandtschaft sowohl mütterlicher- als auch väterlicherseits ausgeschlossen werden, was wiederum einer Deutung als Eigenkirche entgegensteht. Insgesamt scheint es daher am naheliegendsten zu sein, für den ersten Sakralbau an dieser Stelle – zumindest in dieser frühen Phase – eine pfarrkirchliche Funktion zu vermuten, die durch die gemischtgeschlechtliche Belegung des zugehörigen Außenfriedhofs noch zusätzlich bestätigt wird.

Ein stattlicher Bau – die Große Basilika

In der Großen Basilika ist die eigentliche Konventskirche des Klosterkomplexes zu sehen. Auf Grundlage der Grabungsergebnisse aus den Jahren 1979–1983 lässt sich für die erste Bauphase ein dreischiffiger, basilikaler Kirchenbau mit rechteckig ummantelter Apsis und einer (Winkelgang-?) Krypta im Osten sowie einer inneren Vorhalle im Westen rekonstruieren. Ob sich im Westen und Osten jeweils ein Querschiff befand, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen.

Die Datierung des Gebäudes erfolgte bislang im Wesentlichen anhand formaler Kriterien des heutigen Ausbauzustandes der Krypta sowie stilistischer Merkmale der Bauplastik aus der Kryptenapsis (vgl. Abb. 1).[27] Neue ^{14}C-Datierungen aus unterschiedlichen bauzeitlichen Kontexten und die Auswertung des archäologischen Fundmaterials bekräftigen eine Datierung der ersten Bauphase ins 8./9. Jahrhundert.[28] Diese Ergebnisse korrespondieren gut mit der Datierung weiterer Architekturfragmente aus Unterregenbach, die schon vor Jahrzehnten in denselben Zeitraum (8./9. Jahrhundert) datiert wurden und ebenfalls der Großen Basilika entstammen dürften (vgl. Abb. 1).[29] Die hochwertig gearbeiteten Architekturteile, die Größe des Baus und nicht zuletzt die in Form unzähliger Fragmente erhaltene Wandbemalung zeugen von einem für diese Zeit bemerkenswerten Kirchenbau außergewöhnlicher Güte, hinter dessen Bau ausgesprochen potente Stifter gestanden haben müssen.

Noch während dieser ersten Bauphase begann die Belegung eines bislang völlig unbekannten Bestattungsplatzes direkt nördlich der Konventskirche, der aufgrund seiner abseitigen Lage als Friedhof der Konventsmitglieder interpretiert werden kann.[30] Die laufende anthropologische und paläopathologische Untersuchung dieser Individuen lässt zusammen mit ^{14}C-Datierungen vielversprechende Erkenntnisse hinsichtlich der

25 Vgl. hierzu Scholkmann 2018, S. 156–163 mit Abb. 25. Eine Zusammenstellung frühmittelalterlicher Holz- und Steinkirchen findet sich bei Scholkmann 2016, S. 299 f.

26 Fehring 1972, S. 31.

27 Vgl. Anm. 3.

28 Die datierten Holzkohleproben stammen aus dem Mauermörtel der ersten Bauphase sowie einem inkohlten Holzbrett und einer Feuerstelle derselben Phase. Sowohl die ^{14}C-Datierungen als auch das Fundmaterial müssen an anderer Stelle ausführlich vorgestellt werden.

29 Vgl. Fehring 1972, S. 223–234; Meyer 1997, S. 462–473. Die Datierung Meyers wurde jüngst von Matthias Untermann bekräftigt (Untermann 2024, S. 50).

30 In Romainmôtier scheint sich eine vergleichbare topographische Situation abzuzeichnen, wenngleich die Nutzung des dortigen Areals als «Mönchsfriedhof» archäologisch bislang nicht nachgewiesen ist (vgl. Eggenberger 2020, S. 81, Abb. 63; S. 115).



Abb. 5 Unterregenbach, Krypta, Zugangsstollen. Links: Nördliche Wand des südlichen Stollens mit unterster Lage des Gewölbes; rechts: nördlicher Stollen aus östlicher Richtung. *(© Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart)*

Sozialstruktur der geistlichen Gemeinschaft in Unterregenbach erwarten.[31]

In einer zweiten Bauphase erfuhr die Kirche einen umfangreichen Aus- und Umbau: Den ursprünglichen Innenwänden der nördlichen und südlichen Zugangsstollen zur Krypta wurden nachträglich einschalige Mauern vorgesetzt, die sich allseits bis in die Kryptenapsis fortsetzen (Abb. 5). [32] Diese Konstruktion diente offensichtlich als Auflager für neue Gewölbe, die im Zuge des Ausbaus der Krypta zur Halle notwendig wurden.[33] Zugleich erweiterte man nach Ausweis des archäologischen Befundes in den Seitenschiffen die Zugangsstollen nach Westen[34] – ihre ursprüngliche Länge lässt sich nicht rekonstruieren. Im Mittelschiff scheint in diesem Zuge eine Chorschranke eingebaut worden zu sein, von der ein 3 m langes Mörtelbett in der N-S-Flucht der beiden Zugänge zeugt.

Die ursprüngliche Baugestalt der Krypta in Phase I ist aufgrund der späteren Eingriffe nicht mehr feststellbar – ihre Ausdehnung dürfte sich in dieser Phase im Wesentlichen auf die Apsis beschränkt haben,[35] aus der die karolingerzeitlichen Kapitelle stammen.[36] An der Westseite der Krypta wäre in Analogie zu vergleichbaren Anlagen eine *confessio* mit dem *sepulcrum* zu suchen[37] – ausgerechnet diese Seite ist durch den neuzeitlich eingebauten Zugang am stärksten gestört. Mit der Erweiterung der Krypta zu einer Halle in Bauphase Ia lässt sich plausibel der Gegensatz zwischen älterer Bauplastik aus der Apsis und jüngerer Hallenform erklären und die beständige Datierungskontroverse auflösen.[38]

31 So kann etwa ein Bestattungsareal östlich der Klosterkirche auf der St. Petersinsel aufgrund der überwiegend männlichen Bestattungen als «Mönchsfriedhof» angesprochen werden (Gutscher/Ueltschi/Ulrich-Bochsler 1998, S. 179 f.).

32 Dieser wertvolle Hinweis ist Matthias Untermann zu verdanken (vgl. Untermann 2024, S. 51).

33 Auch der restauratorische Untersuchungsbefund des Wandputzes in der Krypta weist auf eine Mehrphasigkeit hin (vgl. Fehring/Stachel 1977, S. 212).

34 In diesem Sinne bereits Untermann 2024, S. 51 f.

35 Untermann 2024, S. 52.

36 Sowohl Meyer als auch Untermann plädieren für eine Zweitverwendung der Bauplastik an dieser Stelle, möglicherweise aus der Oberkirche (vgl. Fehring 1972, S. 233; Untermann 2024, S. 50). Allerdings sind die bislang bekannten Säulen- und Pfeilerbasen bzw. -schäfte aus der Oberkirche mit rund 60 cm bzw. 100 × 75 cm im Vergleich deutlich zu groß und auch weitere Indizien, die an anderer Stelle näher ausgeführt werden müssen, sprechen eher gegen eine Zweitverwendung der Kapitelle in der Apsis.

37 Vgl. die bei Kleiner/Kriszt 2022, S. 25, Abb. 20, a–d aufgeführten Beispiele, insbes. Esslingen, St. Dionys selbst.

38 Vgl. für ähnliche Vorgänge etwa Esslingen, St. Dionys (Kleiner/Kriszt 2022, S. 20–24); Säckingen, St. Fridolinsmünster (Schmaedecke 1999, S. 72–79, 92–99); Konstanz, Münster (Laule/Lohrum 2013, S. 64–69); Seligenstadt, Einhardsbasilika (Platz 2006, S. 27–38). Bereits Fehring und Meyer hielten einen Umbau bzw. eine Erweiterung der ersten Krypta für denkbar (Fehring/Stachel 1977, S. 214; Meyer 1997, S. 542).

Die Umbaumaßnahmen dieser zweiten Bauphase beschränkten sich nicht auf die Krypta, sondern betrafen auch die äußere Erscheinung des Kirchengebäudes (vgl. Abb. 2). Der Westfassade stellte man zwei Türme voran, im Süden entstanden weitere Anbauten, deren Funktion noch zu klären sein wird.

Die Datierung dieser Phase erweist sich momentan noch als schwierig – Mörtelproben aus den Mauern der Krypta könnten diesbezüglich Klarheit bringen. Sollte sich die Vermutung einer Datierung ins 10. bzw. 11. Jahrhundert erhärten, könnte dies mit der schriftlichen Ersterwähnung Regenbachs in einer Urkunde von Kaiser Konrad II. aus dem Jahr 1033 zusammenfallen, die davon zeugt, dass damals ein Teil Regenbachs an das Bistum Würzburg überging.[39] Entgegen der bisherigen Auffassung von historischer Seite, dass zum Zeitpunkt der Schenkung kein geistliches Leben mehr in Unterregenbach existiert haben könne,[40] würde sich dann ein massiver Ausbau abzeichnen, der womöglich auf Bestreben des Würzburger Bischofs erfolgte und letztlich nicht nur die Klosterkirche, sondern den gesamten Komplex betraf (vgl. Abb. 2).

Nach einem Brand am Ende der zweiten Bauphase erfolgte der Versuch eines Wiederaufbaus. Mehrere Indizien in der Schichtenabfolge deuten darauf hin, dass dieser Versuch von Misserfolg gekrönt war und die innere Vorhalle der Kirche, wo die Brandschäden am größten ausfielen, eine Zeit lang der Witterung ausgesetzt war, während die östlich anschließenden Gebäudeteile nach wie vor genutzt wurden. Im 12./13. Jahrhundert entschloss man sich zu einer Kürzung des Gebäudes um nahezu ein Drittel und errichtete einen neuen Westbau mit Turm wenige Meter westlich der nach wie vor zugänglichen Krypta (vgl. Abb. 2). Von dieser Baumaßnahme zeugen unter anderem die Reste eines Kalkbrennofens südlich der Kirche sowie der seltene Befund eines Bauaufzuges in Form einer gerüstartigen Holzverankerung mit zwei Pfostenstellungen direkt nördlich derselben.[41] Den aufgegebenen Teil des ehemaligen Langhauses gab man zugleich für Bestattungen frei, ließ dabei jedoch die Außenmauern des ehemaligen Langhauses stehen, sodass sie eine Art Kirchhof bzw. Atrium gebildet haben mögen.[42] Mit diesen Veränderungen dürfte auch ein Funktionswandel der Klosterkirche einher gegangen sein – womöglich fungierte sie fortan vornehmlich als Reliquienkapelle, während die südlich gelegene Kleine Basilika nun der Liturgie des Konvents diente.[43]

Das Ende der Großen Basilika markiert ein bemerkenswerter Befund: Nachdem bereits im fortgeschrittenen 13. Jahrhundert der neu errichtete Turm wieder abgetragen oder gar nie fertiggestellt worden war, stürzte die Westfassade des Gebäudes im Mauerverband nach Westen um.[44] Nach Ausweis der Funde aus den darüber liegenden Planierschichten geschah dies im Laufe des 14./15. Jahrhunderts. Die verbliebenen Gebäudeteile der Großen Basilika dürften demnach etwas länger kirchliche Funktionen erfüllt haben als bislang gedacht.

Neue Ansätze

Die ersten Erkenntnisse der neuen Forschungen in und um Unterregenbach machen deutlich, dass der gesamte Komplex grundlegend neu gedacht werden muss. Über eine Deutung als klösterliche Niederlassung, die sich nicht zuletzt in der Nennung des Teils eines Immunitätsbezirks «Regenbach» in der Urkunde von 1033 bestätigt, herrschte in der Forschung zwar stets Konsens, doch wurde sie im Hinblick auf die Interpretation der archäologischen Befunde nie konsequent

39 Hierzu ausführlich: Hilsch 1983; jüngst: Kübler 2024.

40 Hilsch 1983, S. 56; Kübler 2024, S. 68.

41 Diese Befunde fanden bislang nur am Rande Aufmerksamkeit (vgl. Schäfer/Stachel 1989, S. 36, 43, Abb. 34; S. 46; Scholkmann/Brenker 2023, S. 256, 285) und sollen zeitnah an anderer Stelle ausführlicher vorgestellt werden.

42 Vgl. die Situation im älteren Atrium des Klosters Corvey, wo Bestattungen entlang der Atrium-Südmauer angelegt wurden (Krüger 2022, S. 138–140); vgl. allgemein Untermann 2009, S. 79 f.

43 Dafür könnten der Einbau eines Lettners in der Kleinen Basilika im 13. Jahrhundert sowie der Abbruch der Bestattungstätigkeit innerhalb der Kirche sprechen (vgl. Fehring 1972, S. 67–73). Bereits Fehring dachte in eine ähnliche Richtung (ebd., S. 73).

44 Die Mindesthöhe der Westfassade des zweiten Kirchengebäudes betrug demnach 12 m.

weitergedacht.[45] Dieser Umstand ist in nicht unerheblichem Maße auf die Absenz klassischer Klosterarchitektur wie eines Kreuzgangs zurückzuführen, was bei einem frühmittelalterlichen Kloster jedoch keineswegs selten ist.[46] Blickt man aus dieser neuen Perspektive auf den Komplex, wird das enorme Erkenntnispotenzial für die Mittelalterarchäologie im Allgemeinen und die Klosterforschung im Speziellen deutlich: Selten bietet sich eine solch günstige Gelegenheit, ein frühes Kloster und dessen Entwicklung im Hochmittelalter bis zu seinem Niedergang und darüber hinaus in all seinen Facetten zu erforschen.

Literatur

Christ 1950: Hans Christ, Die Pfarrkirche von Unterregenbach. In: Württembergisch Franken. Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken NF 24/25, 1950, S. 116–143.

Christ 1952: Hans Christ, Die Pfarrkirche von Unterregenbach. In: Württembergisch Franken. Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken NF 28/29, 1952, S. 197–232.

Claussen 1996: Hilde Claussen, Zum Abtshaus des Wibald von Stablo im Kloster Corvey. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster: Internationales Symposium, 26.09.–01.10. 1995 in Zurzach und Müstair, im Zusammenhang mit den Untersuchungen im Kloster St. Johann zu Müstair (Zürich 1996), S. 27–31.

Eggenberger 2020: Peter Eggenberger, Romainmôtier: mille ans de monachisme. Résultats des recherches archéologiques entre 1971 et 2006. Volume 1: Les resultats en lien avec leurs contextes historiques. Cahiers d'archéologie romande 183 (Lausanne 2020).

Fehring 1972: Günter P. Fehring, Unterregenbach: Kirchen – Herrensitz – Siedlungsbereiche. Die Untersuchungen der-Jahre 1960–1963 mit einem Vorbericht über die Grabungen der-Jahre 1964–1968. Band 1: Text. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 1 (Stuttgart 1972).

Fehring 2008: Günter P. Fehring, Die Entwicklung der modernen Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. In: Susanne Arnold/Folke Damminger/Uwe Gross/Claudia Mohn (Hrsg.), Stratigraphie und Gefüge. Beiträge zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit und zur historischen Bauforschung. Festschrift für Hartmut Schäfer zum 65. Geburtstag. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 28 (Esslingen a. Neckar 2008), S. 17–29.

Fehring/Stachel 1977: Günter P. Fehring /Günter Stachel, Unterregenbach: Neue Grabungsbefunde und erreichter Forschungsstand. In: Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 4 (Stuttgart 1977), S. 209–235.

Foth 2024: Moritz Foth, Ein altes Rätsel in neuem Licht – Neue archäologische Forschungen zu Unterregenbach. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 83, 2024, S. 19–36.

Foth/Barke/Goldstein 2024: Moritz Foth/Jens-Martin Barke/Olaf Goldstein, Neue Ausgrabungen an der Alte Burg bei Unterregenbach. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2023 (erschienen 2024), S. 284–287.

Foth/Goldstein 2023: Moritz Foth/Olaf Goldstein, Ein altes Rätsel in neuem Licht. Aktuelle Forschungen zu Unterregenbach. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 52/3, 2023, S. 194–201.
DOI: https://doi.org/10.11588/nbdpfbw.2023.3.99546.

Foth/Goldstein 2024: Moritz Foth/Olaf Goldstein, Frühes Kloster im Fokus: Unterregenbach. In: Archäologie in Deutschland 6, 2024, S. 32–35.

Goldstein 2024: Olaf Goldstein, Älter als gedacht? Aktuelle Forschungen zu den Ursprüngen von St. Veit in Unterregenbach. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 83, 2024, S. 37–46.

Gradmann 1916: Eugen Gradmann, Das Rätsel von Regenbach. In: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte NF 25, 1916, S. 1–46.

45 In diesem Sinne auch Untermann 2024, S. 56.

46 Vgl. dazu die Einführung von C. Jäggi in diesem Band, S. 17–19.

Gutscher/Ueltschi/Ulrich-Bochsler 1998: Daniel Gutscher/Alexander Ueltschi/Susi Ulrich-Bochsler (Hrsg.), Die St.-Petersinsel im Bielersee: ehemaliges Cluniazenserpriorat. Bericht über die Grabungen und Bauuntersuchungen von 1984–1986. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (Bern 1998).

Hilsch 1983: Peter Hilsch, Regenbach und die Schenkung der Kaiserin Gisela. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 42, 1983, S. 52–81.

Kleiner/Kriszt 2022: Marlene Kleiner/Sandra Kriszt, Alte neue Erkenntnisse zum Umbau der Krypta von St. Vitalis in Esslingen a. N. In: Andreas Diener/Marlene Kleiner/Charlotte Lagemann/Christa Syrer (Hrsg.), Entwerfen und Verwerfen: Planwechsel in Kunst und Architektur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Festschrift für Matthias Untermann zum 65. Geburtstag (Heidelberg 2022) S. 13–28. DOI: https://doi.org/10.11588/arthistoricum.885.

Krüger 2022: Kristina Krüger, Das Corveyer Atrium. Ein Perspektivwechsel. In: Andreas Diener/Marlene Kleiner/Charlotte Lagemann/Christa Syrer (Hrsg.), Entwerfen und Verwerfen: Planwechsel in Kunst und Architektur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Festschrift für Matthias Untermann zum 65. Geburtstag (Heidelberg 2022), S. 131–149. DOI: https://doi.org/10.11588/arthistoricum.885.

Kübler 2024: Christian Kübler, Das «Rätsel von Unterregenbach» – die Aussagen der Schriftzeugnisse. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 83, 2024, S. 63–75.

Laule/Lohrum 2013: Ulrike Laule/Burghard Lohrum, Die Kathedrale des 9. und 10. Jahrhunderts. In: Ulrike Laule (Hrsg.), Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche (Regensburg 2013), S. 64–69.

Meyer 1997: Ruth Meyer, Frühmittelalterliche Kapitelle und Kämpfer in Deutschland: Typus, Technik, Stil. Denkmäler deutscher Kunst (Berlin 1997).

Mürdel 1948: Heinrich Mürdel, Das Rätsel von Regenbach. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 8, 1948, S. 81–184.

Patzold 2020: Steffen Patzold, Presbyter: Moral, Mobilität und die Kirchenorganisation im Karolingerreich. Monographien zur Geschichte des Mittelalters 68 (Stuttgart 2020).

Paulus 1877: Eduard Paulus, Die Alterthümer in Württemberg (Stuttgart 1877).

Petke 2013: Wolfgang Petke, Die Pfarrei in Mitteleuropa im Wandel vom Früh- zum Hochmittelalter. In: Enno Bünz/Gerhard Fouquet (Hrsg.), Die Pfarrei im späten Mittelalter. Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte (Ostfildern 2013), S. 21–60.

Platz 2006: Kai T. Platz, Basilika Seligenstadt. Geschichte und Bauentwicklung. Förderkreis Historisches Seligenstadt 6 (Büchenbach 2006).

Schäfer et al. 1989: Hartmut Schäfer/Susanne Jenter/Uwe Gross/Christine Prohaska, Ausgrabungen in Unterregenbach, Stadt Langenburg, Kreis Schwäbisch Hall. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1988 (erschienen 1989), S. 248–257.

Schäfer/Stachel 1989: Hartmut Schäfer/Günter Stachel, Unterregenbach: Archäologische Forschungen 1960–1988. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 9 (Stuttgart 1989).

Schmaedecke 1999: Felicia Schmaedecke, Das Münster Sankt Fridolin in Säckingen: Archäologie und Baugeschichte bis ins 17. Jahrhundert. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 24 (Stuttgart 1999).

Scholkmann 2016: Barbara Scholkmann, Kultbau und Glaube. Kirchen und Kirchengräber in Alamannien. In: Edwin E. Weber (Hrsg.), Die Vor- und Frühgeschichte im Landkreis Sigmaringen (Meßkirch 2016), S. 288–309.

Scholkmann 2018: Barbara Scholkmann, Die Martinskirche in Sülchen im Kontext der frühmittelalterlichen Kirchenlandschaft in Alamannien. In: Herbert Aderbauer/Harald Kieber (Hrsg.), Die Sülchenkirche bei Rottenburg (Lindenberg i. Allgäu 2018), S. 146–171.

Scholkmann/Brenker 2023: Barbara Scholkmann/Fabian Brenker, Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg (Wiesbaden 2023).

Scholz 2010: Sebastian Scholz, Herrscheraufenthalte in Klöstern im Frühmittelalter und das Problem der Klosterpfalzen. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Pfalz, Kloster, Klosterpfalz St. Johann in Müstair: Historische und archäologische Fragen. Tagung 20.–22. September 2009 in Müstair. Berichte und Vorträge. Acta Müstair 2 (Zürich 2010), S. 99–104.

Untermann 2009: Matthias Untermann, Handbuch der mittelalterlichen Architektur (Darmstadt 2009).

Untermann 2010: Matthias Untermann, Bauten zur Beherbergung vornehmer Gäste in frühmittelalterlichen Klöstern. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Pfalz, Kloster, Klosterpfalz St. Johann in Müstair: Historische und archäologische Fragen. Tagung 20.–22. September 2009 in Müstair. Berichte und Vorträge. Acta Müstair 2 (Zürich 2010), S. 183–194.

Untermann 2024: Matthias Untermann, Die Kirchen von Unterregenbach: Fragen zum archäologischen Forschungsstand. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 83, 2024, S. 47–62.

Wibel 1752: Johann Christian Wibel, Hohenlohische Kirchen- und Reformationshistorie, Bd. 1 (Ansbach 1752).

SAURO GELICHI

Nonantola. Un grande monastero dell'Europa altomedievale alla luce delle ricerche archeologiche

Nonantola e la ricerca archeologica

Nonantola è un paese in provincia di Modena (Fig. 1), famoso soprattutto per la sua abbazia. L'abitato medievale – il cosiddetto borgo –, oggi parzialmente circondato da ciò che rimane delle mura del XIV secolo, si sviluppò in prossimità del nucleo monastico, che infatti si trova al suo estremo orientale (Fig. 2).

Una ricerca archeologica programmata è iniziata solo nel 2002 grazie ad un progetto dell'Università Ca' Foscari Venezia diretto dallo scrivente. Obbiettivi di questo progetto erano lo studio del territorio circostante il monastero, dall'antichità fino ai tempi moderni, e la ricostruzione almeno di parte della fisionomia del complesso monastico anteriore all'anno Mille.

Prima del 2002 l'attenzione archeologica al complesso monastico e all'area immediatamente circostante aveva goduto di scarse fortune: vi furono alcune scoperte fortuite avvenute nelle sue vicinanze alla fine del XIX secolo,[1] il ritrovamento casuale di alcune sepolture all'interno dell'abbazia durante il restauri avvenuti tra il 1959 e il 1963 (di cui si conservano solo un paio di fotografie), lo scavo di una tomba nel 1983 lungo un perimetrale del chiostro, infine la scoperta di un importante ciclo di affreschi, avvenuta nello stesso anno 1983, in un ambiente interpretato come il refettorio del monastero in epoca medievale (Fig. 3).[2]

Non troppo distante dall'area del cenobio, nel 1987 vennero condotte indagini archeologiche all'interno e all'esterno della chiesa di San Michele (Fig. 2), fondata dall'abate Teodorico nel IX secolo,[3] e, nel 1990, furono compiuti scavi nella più lontana chiesa parrocchiale di Bagazzano.



Fig. 1 Ubicazione del monastero di Nonantola *(© Laboratorio di Archeologia Medievale, Università Ca' Foscari Venezia)*

1 Crespellani 1890–91.

2 Segre Montel/Zuliani 1991.

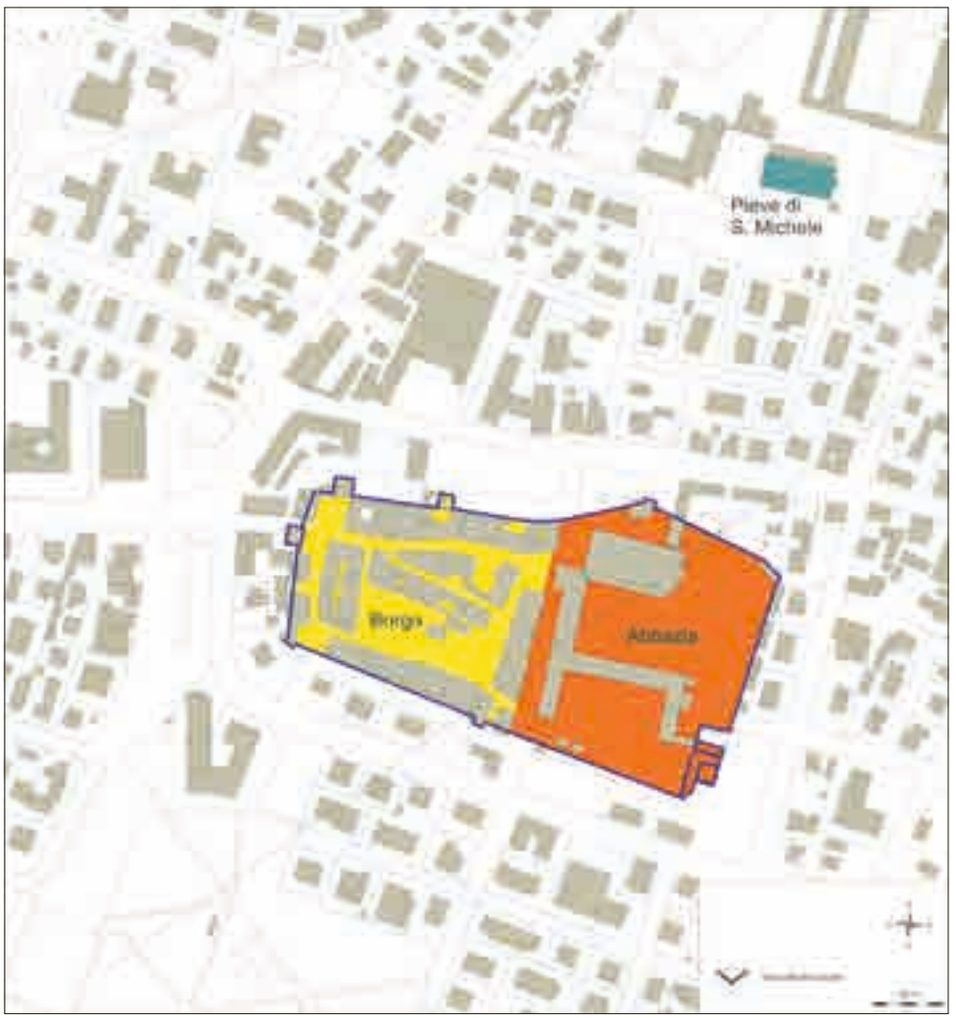


Fig. 2 Pianta dell'abitato di Nonantola con indicazione dell'area dove si trovavano l'abbazia, il borgo e la chiesa di San Michele *(© Mauro Librenti per conto del Laboratorio di Archeologia Medievale, Università Ca' Foscari Venezia)*

Diversa attenzione è stata posta, nel tempo, al territorio nonantolano nel suo complesso, dove tra gli anni Ottanta e Novanta del secolo scorso sono stati condotti studi e ricerche sugli insediamenti, in specie di età classica e preclassica.[4]

Non abbiamo informazioni, invece, su quanto sia stato rinvenuto in occasione delle ristrutturazioni che hanno interessato il corpo di fabbrica che oggi ospita l'Archivio Abbaziale e il Museo Benedettino Nonantolano e Diocesano d'Arte Sacra (un tempo parti del monastero) e che venne restaurato in occasione del Giubileo del 2000.

Mentre quasi niente è conservato a vista dell'insediamento alto-medievale, sono preservate alcune fabbriche della fase dei secoli centrali del medioevo del cenobio (prima tra tutte la chiesa abbaziale) (Fig. 4), ma anche qualche tratto di mura del borgo e due strutture ad esse connesse:

3 Per ultimo, con bibliografia precedente, Gelichi 2013.

4 Gianferrari 1992.



Fig. 3 Nonantola, refettorio, affreschi: particolare. *(© Foto: Municipio di Nonantola)*



Fig. 4 Nonantola, foto della chiesa abbaziale. *(© Foto: Mauro Librenti)*

la cosiddetta Torre dei Modenesi (o dell'Orologio) ubicata ad occidente e databile al 1261[5], ma in realtà fondata su una torre-porta del secolo XI che faceva parte, in origine, del circuito difensivo realizzato sotto l'abbaziato di Gotescalco[6]; e la cosiddetta Torre dei Bolognesi,[7] in prossimità dell'angolo sud-orientale, in connessione con una sorta di ridotto fortificato, voluto appunto dal Comune di Bologna dopo la conquista di Nonantola nel 1307 (oggi è sede del Museo di Nonantola).[8]

Le ricerche sul monastero, sul borgo e sul territorio

Durante il progetto archeologico, avviato nel 2002 e concluso nel 2015, sono state pubblicate sei monografie. La prima contiene i risultati delle iniziali ricerche sull'abbazia e sulla torre dei Modenesi (o dell'Orologio);[9] la seconda è la pubblicazione degli esisti degli scavi presso il cimitero di epoca bassomedievale legato alla chiesa di San Lorenzo e indagato in piazza Liberazione, all'interno del borgo;[10] la terza è uno studio del territorio nonantolano più prossimo al cenobio, studio basato prevalentemente sulle ricerche di superficie;[11] la quarta riguarda l'analisi della chiesa abbaziale di San Silvestro e della chiesa di San Michele;[12] la quinta è l'edizione di scavo di piazza Liberazione, a seguito di una seconda campagna di indagini condotte nell'area dove si trovava la chiesa di San Lorenzo;[13] la sesta ed ultima è l'edizione critica dello scavo nell'area monastica vera e propria, e presenta nella parte conclusiva una sintesi dei risultati delle ricerche in questo territorio.[14]

In seguito a tali pluriennali indagini di scavo, la storia di questo importante cenobio si è arricchita di nuovi significativi dati: alcuni di questi riguardano lo sviluppo di quello che possiamo identificare come il territorio nonantolano più prossimo all'abbazia, frutto di una iniziale donazione da parte del re Astolfo nel 752[15]; altri riguardano la storia del borgo che si sviluppò in prossimità dell'abbazia e che oggi è il centro storico di Nonantola; altri ancora, e sono forse i più significativi, riguardano la storia del cenobio nelle sue fasi iniziali fino al secolo XI, quando il monastero venne, almeno in parte, ricostruito. Quest'ultima è una storia principalmente di strutture e spazi, ma è anche una storia che rivela molto degli aspetti sociali, economici e culturali del cenobio, che si intreccia coerentemente con quanto le ricerche storiche più recenti ed avvertite stanno mettendo in luce sulle strategie patrimoniali e sui rapporti intessuti dagli abati nonantolani con i poteri del tempo.[16]

In questa occasione vorrei soffermarmi sulle fasi iniziali della storia del cenobio e cioè discutere in particolare le ragioni della scelta del luogo di fondazione dell'abbazia e lo sviluppo del monastero tra la seconda metà dell' VIII e la prima metà del IX secolo, in relazione alle politiche del tempo. Non sarà inopportuno premettere che gli scavi non hanno esaurito tutto il potenziale deposito archeologico conservato all'interno dell'area occupata dal monastero e che, dunque, la percezione che noi abbiamo di esso resti, necessariamente, parziale e con ancora diversi punti di domanda aperti.

5 Golinelli 2007, pp. 70s.

6 Chimienti et al. 2005.

7 Pozzi 1988.

8 Golinelli 2007, pp. 71s.; Calzolari 2012, pp. 126s.

9 Gelichi/Librenti 2005.

10 Bertoldi/Librenti 2007.

11 Librenti/Cianciosi 2011.

12 Gelichi/Librenti 2013.

13 Librenti/Cianciosi 2017.

14 Gelichi/Librenti/Cianciosi 2018.

15 La bibliografia su Nonantola e sulla sua fondazione è sterminata. Testi fondamentali restano i classici Tiraboschi 1784–85; Fasoli 1943.

16 Per le fasi più antiche vd. Manarini 2017.

Il monastero delle origini attraverso l'archeologia

Perché proprio qui?

Le fonti scritte sono concordi nell'assegnare la fondazione del monastero ad Anselmo, un membro dell'aristocrazia friulana,[17] parente del re longobardo Astolfo, da cui avrebbe ricevuto un vasto appezzamento di terreno (la *curte Gena*) probabilmente nel 752. Si trattava, di fatto, di una striscia di terra che dalla montagna modenese giungeva alla bassa pianura, fino al corso del Po (Fig. 5). Tutti coloro che si sono occupati di questa tematica hanno cercato di stabilire quale fosse l'estensione di questa proprietà e quali le sue caratteristiche sul piano ambientale. Sfrondando la fondazione da stereotipi legati alle comunità monastiche, spesso associati ad attività di bonifica di terreni incolti – accostamento da cui pure questa comunità non è esente –, le ricostruzioni plausibili rimandano in realtà ad una situazione in cui la presenza dell'incolto – in particolare rappresentato da un bosco, la *silva* Gena[18] –, doveva essere relativamente modesta e confinata nel settore settentrionale della *curte*.[19] Il resto, stando anche alle ricerche archeologiche di superficie e alla conservazione dei limiti centuriali, doveva costituire un vasto appezzamento di terreno – da quanto tempo già fiscale non possiamo saperlo – ampiamente coltivato o comunque idoneo alla coltivazione.

La fondazione di Nonantola da parte di re Astolfo si inserisce all'interno delle politiche dell'ultima età longobarda, che si caratterizzano per forti investimenti nella creazione di grandi monasteri. Tali monasteri venivano dotati di notevoli porzioni di beni fiscali, nell'intento di creare riserve di beni, che continuavano a rimanere, sebbene indirettamente, sotto il controllo regio.[20] Tradizionalmente si ritiene che la scelta di fondare un monastero proprio qui sia legata al fatto che questi territori si trovavano ancora in un'area ai margini del regno longobardo, dunque in una zona di confine. Ma è probabile che anche la disponibilità di terre fertili e la loro posizione strategica nei confronti dei corsi d'acqua – e dunque delle vie di comunicazione – siano stati fattori altrettanto decisivi.

Per quanto concerne, invece, la scelta del luogo dove fondare l'abbazia, le ragioni vanno cercate in questioni di natura essenzialmente orografica – oggi non più apprezzabili –, oltre al fatto che in questa maniera il monastero veniva a trovarsi quasi al centro di questa proprietà. La prima ragione, e sicuramente la più importante, è la vicinanza a due corsi d'acqua. Lo Scoltenna (ora Panaro), un fiume appenninico di una certa portata che correva ad ovest del monastero era sufficientemente vicino per essere utilizzato come via di comunicazione e abbastanza lontano per non correre il rischio di venire interessati dalle sue eventuali esondazioni. Ma forse ancor più che lo Scoltenna dovette giocare un ruolo importante proprio il fiume Gena, menzionato nelle fonti scritte e che, anche sulla scorta dei risultati delle ricerche archeologiche, abbiamo ipotizzato essere il Torbido documentato in epoca tardo medievale e moderna. Il Torbido-Gena (se l'accostamento è corretto), un corso d'acqua dalla portata tutt'altro che modesta, doveva peraltro lambire le strutture monastiche. Il secondo motivo è legato proprio all'orografia di questo territorio. Anche se oggi le antiche altimetrie non sono più apprezzabili, è sufficiente la realizzazione di un DTM (Digital Terrain Model), attraverso il quale valorizzare anche le minime differenze altimetriche attualmente presenti sul terreno, per accorgersi come il monastero sia stato fondato su una sorta di spalto di terre emerse a sud e di bassure a nord (le stesse bassure che confinavano con il bosco già ricordato) (Fig. 6).

17 Su Anselmo vd. Cantarella 2003.

18 Sul bosco vd. Debbia 1990.

19 Gelichi/Librenti 2004.

20 Lazzari 2017.

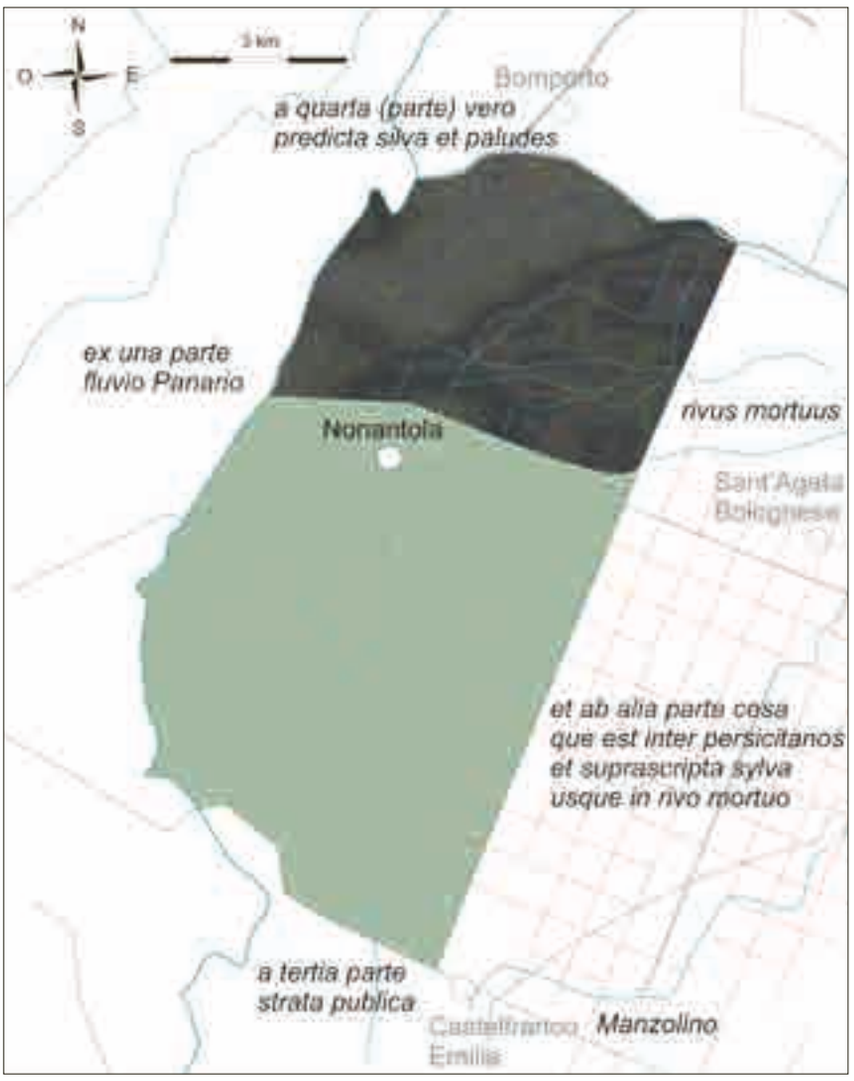


Fig. 5 Estensione della *curte* Gena sulla scorta della documentazione scritta, con evidenziate le linee centuriali superstiti e, in scuro, la probabile estensione del bosco *(© Laboratorio di Archeologia Medievale, Università Ca' Foscari Venezia)*

Com'era il primo monastero?

Solo gli scavi archeologici condotti nell'area del nucleo abbaziali hanno consentito, per la prima volta, di ricostruire con apprezzabile certezza alcune componenti del cenobio alto-medievale, che solo in parte sono coincidenti con le fabbriche che ridisegnarono la fisionomia del complesso nel corso del secolo XI.

Il primo aspetto che possiamo mettere in evidenza è il fatto che il monastero si sviluppò, almeno in parte, lungo un corso d'acqua (forse il

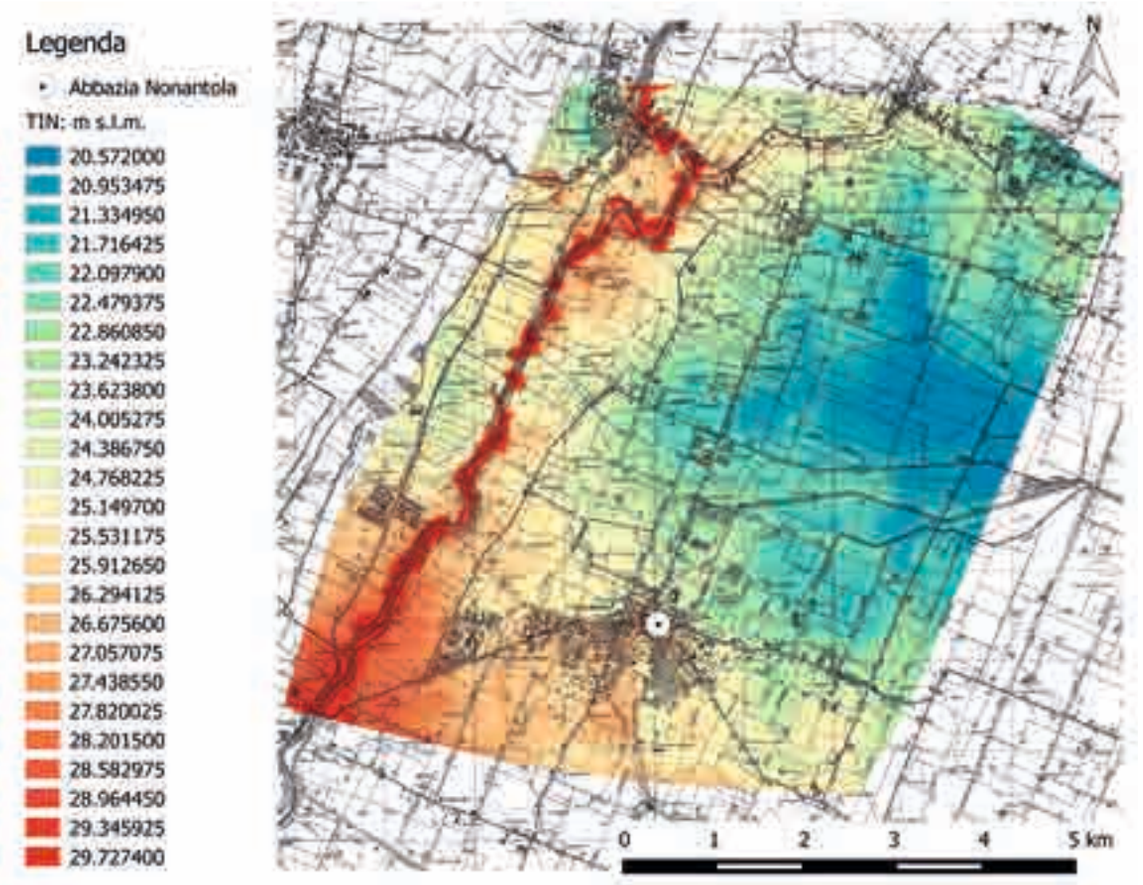


Fig. 6 Digital Terrain Model del territorio intorno all'abitato di Nonantola, con accentuazione delle altimetrie. In rosso sulla sinistra l'andamento attuale del fiume Panaro (antico Scoltenna) *(© Laboratorio di Archeologia Medievale, Università Ca' Foscari Venezia)*

Gena-Torbido, di cui abbiamo parlato). Non ci sono evidenze di epoca romana nel luogo esatto dove venne costruito il monastero e le prime tracce di occupazione si riferiscono a due edifici, distanti una trentina di metri l'uno dall'altro, realizzati nel corso del secolo VIII: quasi sicuramente una chiesa a tre navate (a nord: settore 11) (Fig. 7) e una fabbrica nella quale è possibile identificare una residenza (?)-magazzino (a sud: settori 12–22), per la presenza al suo interno di macchine per la spremitura (forse del vino). Le datazioni al ^{14}C non sono in grado di precisare se queste costruzioni siano di poco anteriori al momento della fondazione del monastero oppure appartengano, ipotesi preferibile, già alla sua prima fase di vita (tuttavia vd. *infra*).

La struttura in cui abbiamo identificato una chiesa (che tuttavia non doveva essere la prima chiesa abbaziale) venne demolita nella prima metà dell'XI secolo. Da questa data in poi l'edificio ecclesiastico della comunità si trovò quindi in un'altra posizione.

In un secondo momento il complesso rinvenuto nei settori 12–22, in origine almeno in parte legato alla produzione e stoccaggio di derrate agricole[21] venne sensibilmente modificato diventando un elemento cardine nella topografia monastica, almeno fino al secolo X (Fig. 7). Il corpo di fab-

[21] Lo scavo ne ha messo in evidenza solo una porzione e dunque non è possibile stabilire quanto fosse grande in totale e quali fossero le funzioni di altre eventuali parti.

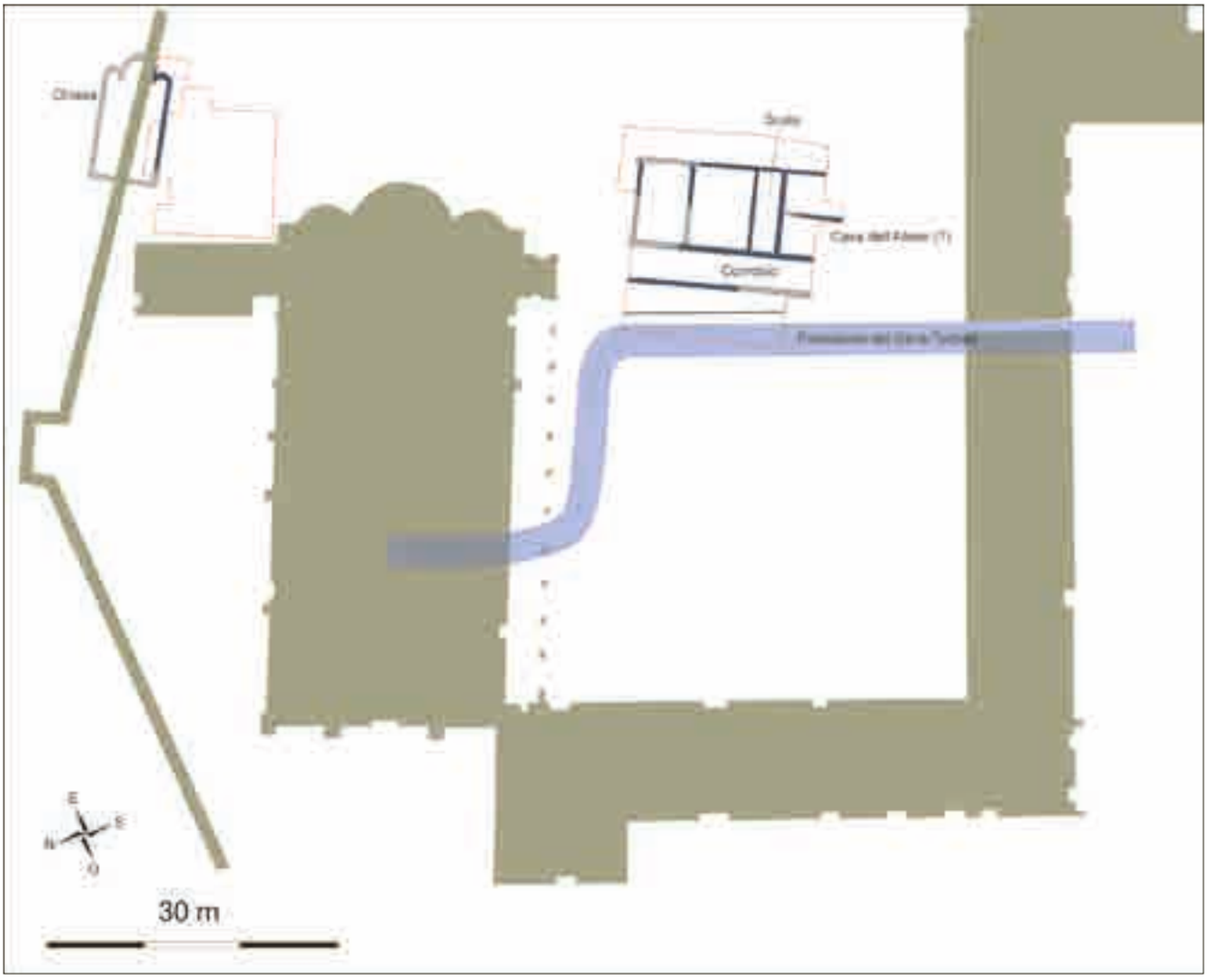


Fig. 7 Nonantola, pianta delle strutture monastiche rinvenute in scavo databili verso la fine del secolo VIII–inizi IX (in grigio l'ingombro della chiesa attuale, degli ambienti del monastero conservati in alzato e l'andamento delle mura bassomedievali) *(© Laboratorio di Archeologia Medievale, Università Ca' Foscari Venezia)*

brica venne frazionato, al suo interno venne ricavata una scala per dare accesso ad un piano superiore e sul lato ovest (verso il fiume) fu realizzato un corridoio, forse porticato. In questa seconda fase, dunque, appare decisamente evidente come gli spazi vengano organizzati in maniera più strutturata e si comincino a prevedere luoghi con funzioni specifiche per la comunità. L'elemento di maggiore novità è però costituito dal corridoio di disimpegno (porticato?) che sembra costituire una sorta di raccordo tra questi ambienti e la chiesa. Come è noto, la presenza di questi corridoi costituisce una sorta di costante in molti monasteri fondati nel secolo VIII come ad esempio in am-

bito italiano San Vincenzo al Volturno in Molise o Santa Maria in Palazzolo a Monteverdi in Toscana.[22]

Come detto, non si hanno strumenti archeologici per datare precisamente queste due fasi, ma si può ragionevolmente ipotizzare che la prima possa coincidere con il momento in cui Anselmo e la comunità presero possesso delle terre e si insediarono in questo luogo (intorno al 752). Questa prima fase monastica, dunque, disegnerebbe la fisionomia di un insediamento dotato di un edificio di culto e di una serie di ambienti tra cui quelli indagati, usati probabilmente come magazzini e spazi di trasformazione di derrate alimentari.

Poiché le fonti scritte parlano di un esilio di Anselmo (tra il 756 e il 774), si potrebbe anche congetturare che la fase successiva sia proprio riferibile al momento in cui lo stesso Anselmo riprese possesso del monastero, per guidarlo fino alla sua morte (813). Le fonti scritte, peraltro, sono molto esplicite nell'indicare come questa fase, in cui il monastero passò sotto il controllo franco, sia stata caratterizzata da un forte investimento da parte dei sovrani, in particolare dello stesso Carlo Magno. La trasformazione della fabbrica rinvenuta nei settori 12–22, con la realizzazione di una scala d'accesso ad un piano superiore e la costruzione di un corridoio (porticato?) di disimpegno prospiciente il canale, rappresentano segni tangibili di un significativo cambiamento funzionale (Fig. 7). Ma qual era la funzione di questo nuovo grande ambiente?

Una prima possibilità da non scartare è che questo corpo di fabbrica fosse utilizzato come dormitorio per i monaci[23]: in questo caso avremmo una prova che almeno una parte della struttura monastica che abbiamo scavato avesse assunto un ruolo centrale nella vita della comunità. Tuttavia è la sua storia successiva a suggerire un'altra intrigante ipotesi. L'edifico indagato somiglia molto ad un ambiente scoperto nel 2000 a San Vincenzo al Volturno e definito come W/A.[24] In tale ambiente Richard Hodges ha riconosciuto di recente il palazzo dell'abate Giosuè.[25] Le sue caratteristiche sono di avere un primo piano (a cui si accedeva tramite una scala probabilmente interna) e un piano terra con un divisorio: elemento che avrebbe suddiviso lo spazio in una zona dove risiedeva l'abate (*sitting room*: forse con un letto e un focolare) e in una zona dove i monaci aspettavano in attesa di essere ricevuti dall'abate (*waiting room*). Era dunque anche questo edificio nonantolano la casa dell'abate e, vista la cronologia (ultimo quarto dell'VIII secolo – inizi del IX), di fatto la casa di Anselmo?

Questo affascinante accostamento introduce però un problema non secondario e cioè quello dell'esistenza di uno spazio residenziale di stretta pertinenza dell'abate già verso gli inizi del IX secolo, mentre in generale si tende a considerare l'abate, a queste altezze cronologiche, come un *primus inter pares*, che dormiva assieme agli altri monaci[26]: dunque, che non vi fosse alcun luogo specificamente a lui designato. Tuttavia, e al di là dell'interpretazione che si vuole dare di un documento controverso come la famosa pianta di San Gallo (realizzata tra l'816 e l'836),[27] in essa già si prevedeva uno spazio riservato al ‹padre› della comunità, dal momento che compare il dormitorio separato dalla *mansio abbatis*[28].

Per quanto il corpo di fabbrica di cui stiamo parlando, almeno in questa prima versione, fosse privo di elementi di arredo di una certa qualità, essi non vennero a mancare in seguito ad una ristrutturazione (secondo quarto del IX secolo), quando la scala interna venne eliminata e fu creato un grande vano, intonacato e dipinto e pavimentato con tegole. Inoltre, in appoggio sul lato corto settentrionale, venne ricavata una sorta di camino (Fig. 8). Se questo ambiente aveva ancora un piano

22 Nel primo caso si veda il lungo corridoio di raccordo tra il complesso monastico degli inizi e la chiesa costruita da Giosuè (792–817); su Monteverdi Bianchi/Fichera 2006; Corti/Paris 2007, fig. 2. A questi casi si possono aggiungere forse la Novalesa (Cantino Wataghin 2004, fig. 7; Cantino Wataghin 2006, pp. 64s.).

23 Per un confronto con un caso simile, documentato da una fonte scritta databile tra l'807 e l'833, quello cioè di Fontenelle, vd. Lauwers 2014, pp. 57–59.

24 Per lo scavo vd. Marazzi et al. 2002, pp. 263–266. L'ambiente è stato identificato dagli scavatori come magazzino: Marazzi 2006, pp. 111s.

25 Hodges 2016; Hodges 2023, ambiente k, figg. 2–6. Sempre di diverso avviso Marazzi 2024, pp. 182s.

26 Lenoir 1856, pp. 361–363.

27 La pianta di San Gallo è stata edita da Horn/Born 1979. Su di essa vd. alcune interessanti considerazioni critiche nel Erhart 2016.

28 Constable 2017, pp. 212s. Si può convenire con Hodges (2016, p. 474) che la separazione dell'abate dai confratelli dovesse costituire, in quel periodo, un fatto tutt'altro che definito e come fonti più o meno contemporanee possano averci consegnato indicazioni di segno opposto.

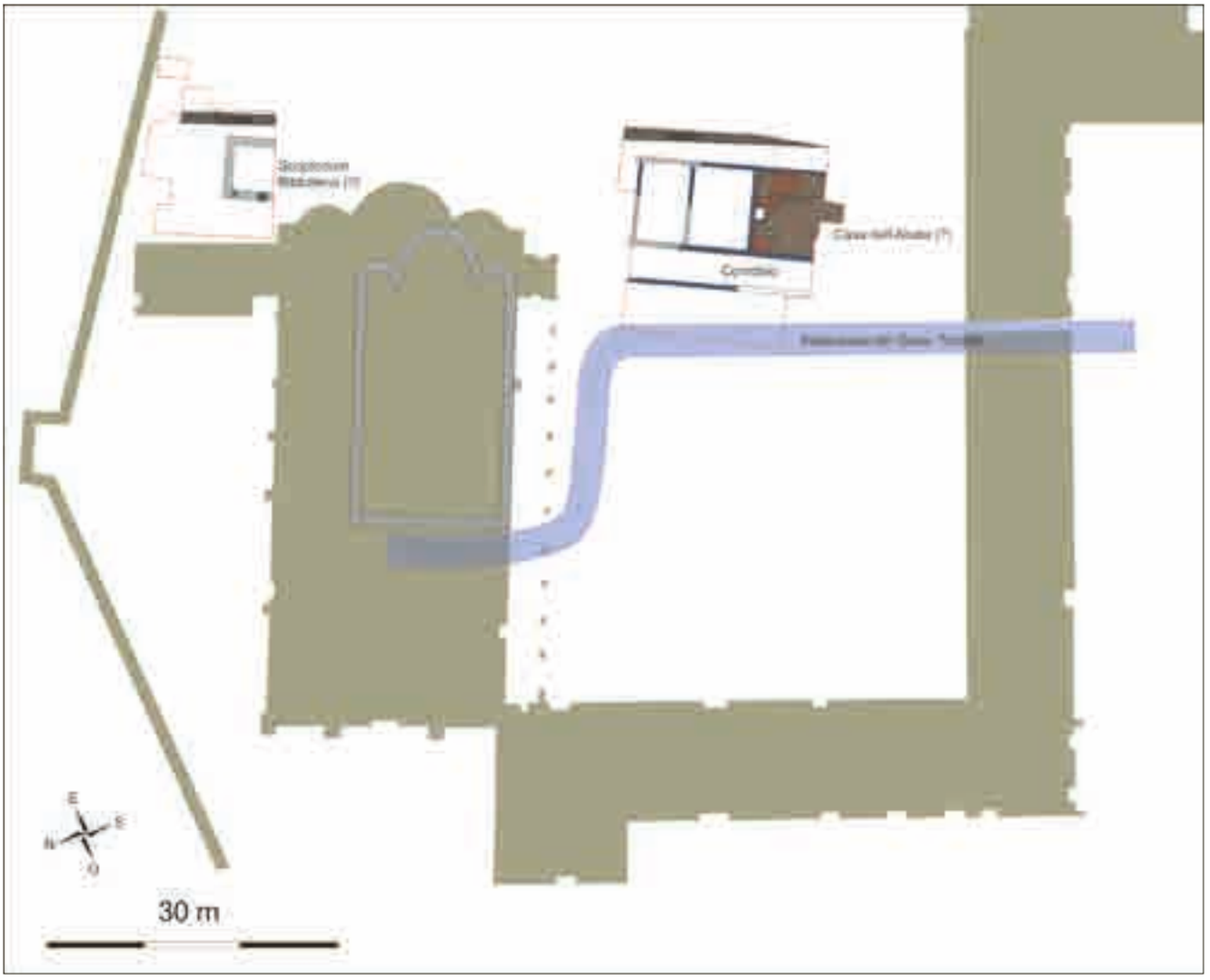


Fig. 8 Nonantola, pianta delle strutture monastiche rinvenute in scavo databili nel secondo quarto/metà secolo IX (in grigio l'ingombro della chiesa attuale, degli ambienti del monastero conservati in alzato e l'andamento delle mura bassomedievali) *(© Laboratorio di Archeologia Medievale, Università Ca' Foscari Venezia)*

rialzato (*solarium*), come crediamo, vi si doveva accedere da una scala esterna, oppure, fatto ancora più probabile, questa scala doveva trovarsi in una porzione della fabbrica che non è stata indagata.

Questo momento coincide con i due abbaziati successivi a quelli di Anselmo, e cioè quelli di Pietro (804–824) ed Ansfrit (825–837). La congiuntura politica favorevole al monastero di Nonantola continuò, anche grazie al ruolo che i due abati giocarono nell'ambito dell'*entourage* regio. Tale situazione, dunque, dovette riflettersi ancora una volta sulle fabbriche del cenobio, portando ad una nuova, anche se non radicale, modifica degli spazi abitati. Dell'edificio nei settori 12–22 abbiamo già

detto. La chiesa del settore 11 venne demolita e, in quella stessa area, furono realizzate delle strutture produttive temporanee legate ai nuovi intensi lavori di rifacimento del monastero: una fornace per mattoni e un'officina per la lavorazione del metallo (tra cui piombo). È molto probabile che queste attività siano ricollegabili anche alla costruzione di una nuova chiesa abbaziale. Recenti datazioni al ^{14}C di murature ancora esistenti in un perimetrale della grande chiesa di XI secolo[29] potrebbero rientrare nel periodo in esame ed essere riferibili, dunque, a qualche relitto murario recuperato nella grande fabbrica romanica. Pertanto si potrebbe ipotizzare che la nuova chiesa abbaziale (secondo quarto del IX secolo) fosse ubicata in uno spazio ora totalmente compreso da quella che sarebbe state la chiesa di XI secolo. Infine, in questo stesso periodo, venne realizzato un ulteriore ambiente (sopra le demolite strutture della fornace e dell'officina), che per vari motivi ipotizziamo fosse lo *scriptorium* e la biblioteca del monastero (Figg. 8–9). Intorno alla metà del secolo IX, dunque, il progetto anselmiano venne in parte confermato e in parte modificato, secondo le esigenze di una comunità che diventava sempre più ricca e prospera.

Cosa possiamo dire del monastero altomedievale

La limitatezza delle aree indagate, e il fatto che tutta la zona interna alla grande chiesa del secolo XI non sia stata esplorata (se qualcosa ancora rimane di precedente, dopo i radicali restauri del XX secolo), ci permette di avere un'idea soltanto parziale del monastero di Anselmo e quello dei suoi immediati successori. Ad esempio, non sappiamo quanto fosse estesa l'area occupata dagli edifici monastici, se la struttura avesse o non avesse delle difese, dove si trovassero alcuni spazi necessari alla vita del cenobio, come i dormitori, il refettorio, le cucine, il cimitero, nonché gli ambienti eventualmente destinati all'accoglienza. Tuttavia i dati che abbiamo scoperto ci hanno raccontato una storia totalmente inedita, con alcune indicazioni che costituiscono delle novità nell'ambito delle vicende dei monasteri benedettini di questo periodo.

Il contesto più intrigante è rappresentato dalla fabbrica individuata nei settori 12–22, nella quale abbiamo riconosciuto un complesso che, con qualche cautela, potrebbe essere considerato la casa dell'abate (dunque, per cronologia, la casa di Anselmo). Se accettiamo questo accostamento, dovremmo pensare che, almeno a Nonantola, una distinzione tra lo spazio di pertinenza dei monaci e quello dell'abate fosse un fatto già acquisito verso la fine del secolo VIII, o al massimo inizi del IX. Il caso nonantolano, dunque, anticiperebbe di qualche anno non solo la prima sicura attestazione documentata nelle fonti scritte (la carta di San Gallo), ma anche in quelle archeologiche (la casa dell'abate di San Vincenzo al Volturno). Tale complesso costituirebbe, dunque, l'esempio di una sorta di sperimentazione (nelle sue due fasi in cui si assiste, peraltro, ad un progressivo miglioramento qualitativo) verso la codifica di uno spazio di cui sarebbe stata riconosciuta una specificità solo qualche decennio più tardi.

Il secondo aspetto assolutamente imprevisto è di natura topografica e riguarda la stretta relazione che è emersa con un canale (il Gena-Torbido), che sapevamo connesso al monastero, ma non in posizione così contigua da rappresentare, almeno fino al secolo XI quando venne deviato, un suo confine ad ovest.

Un terzo ed ultimo aspetto, di cui in questa sede non è opportuno parlare, riguarda gli altri spazi identificati (come lo *scriptorium*-biblioteca) e le componenti collegate alla vita culturale ed economica. Dati interessanti sono emersi sulla storia dei secoli immediatamente successivi al IX: verso la fine del secolo IX, infatti, le fonti ricordano le incursioni degli Ungari in Italia e in questo ter-

[29] Un campione di malta, tra quelli prelevati sulle fondazioni della navata destra della chiesa, ha restituito, come datazione più antica, quella compresa tra VIII e X secolo, con probabilità dell'85% di cadere tra 771 e 899 AD (ex inf. Stefano Lugli, mail 10/09/2024, che sta studiando questi contesti in previsione di una pubblicazione).

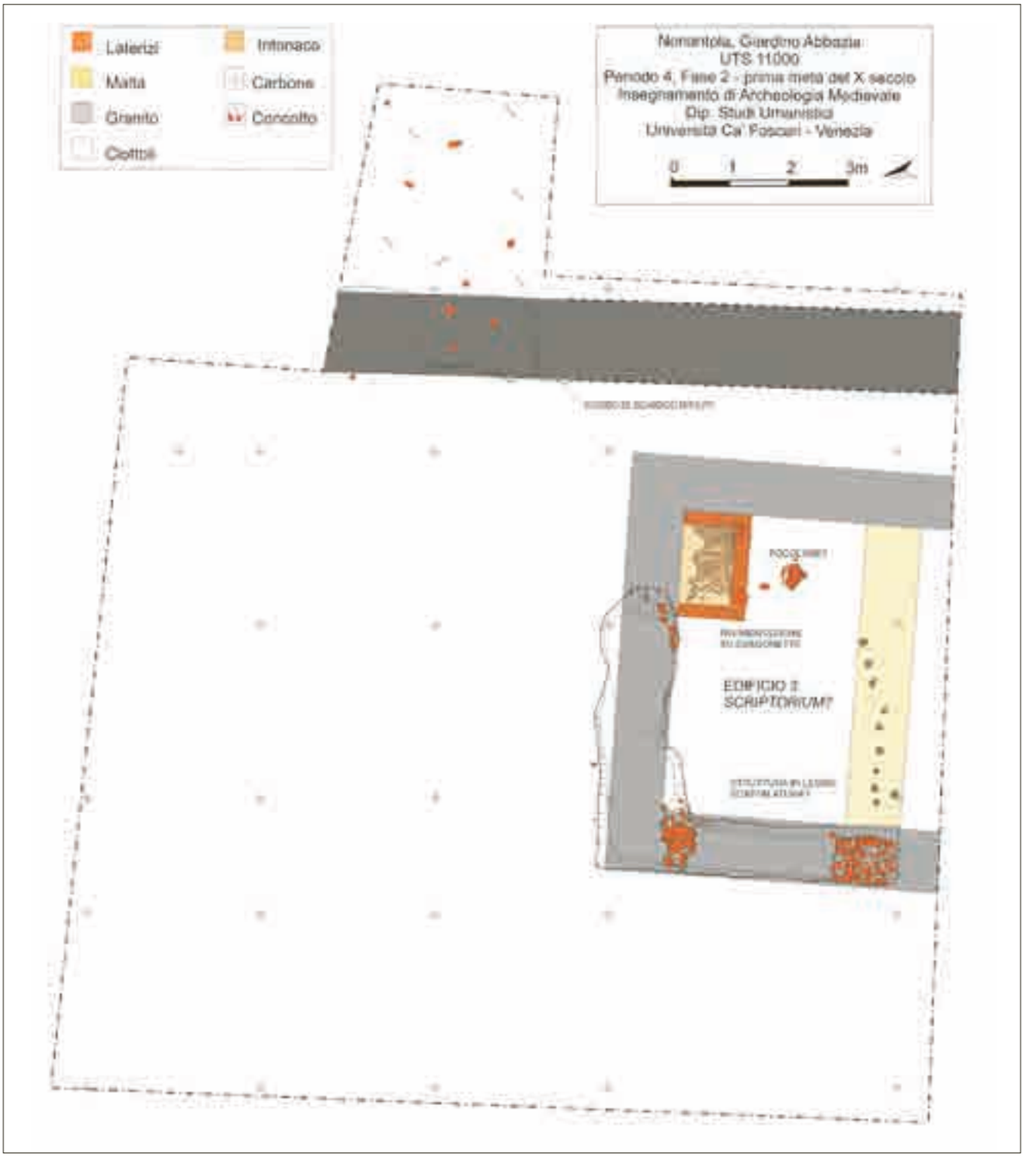


Fig. 9 Nonantola, pianta di scavo dello *scriptorium*-biblioteca *(© Laboratorio di Archeologia Medievale, Università Ca' Foscari Venezia)*

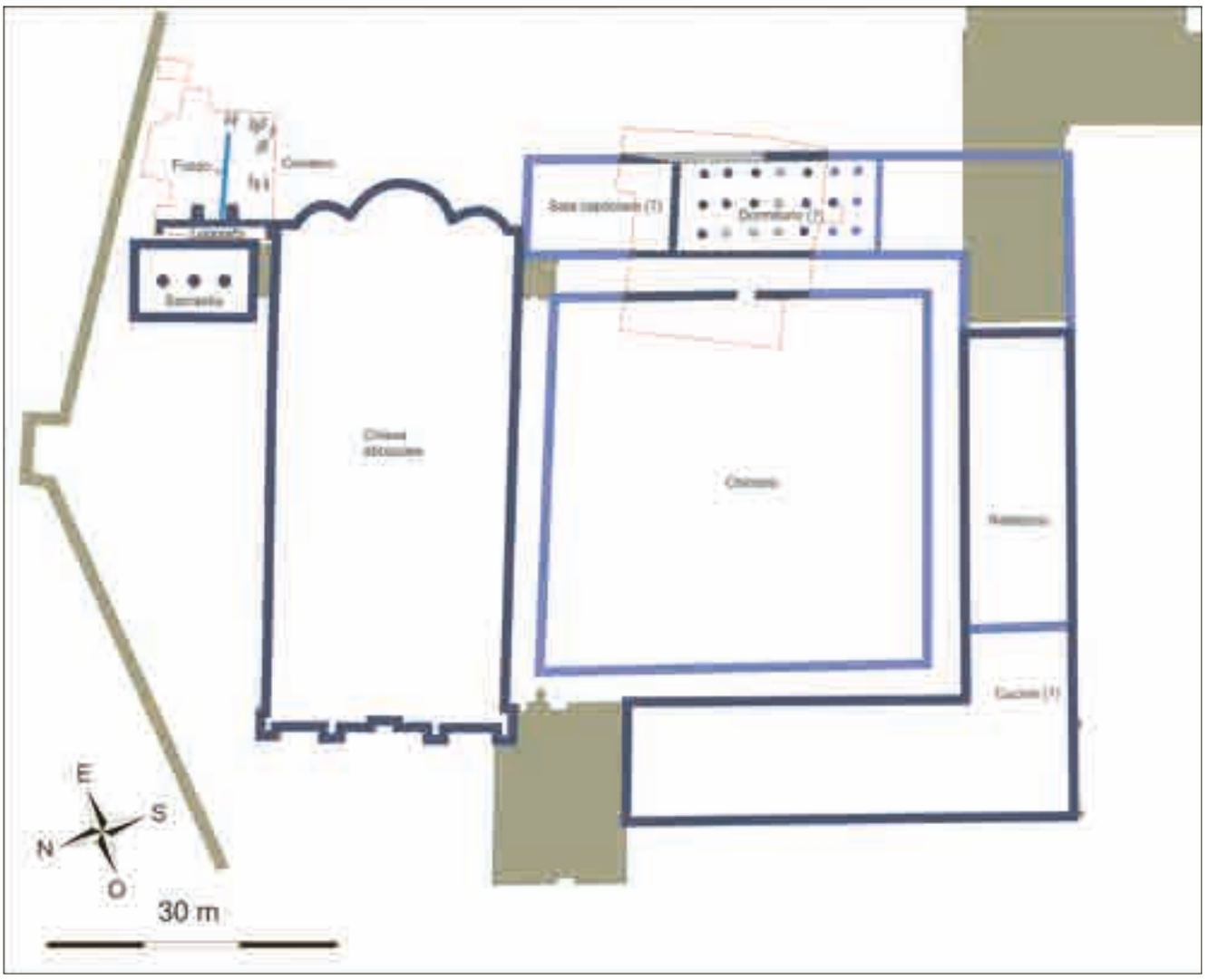


Fig. 10 Nonantola, pianta del monastero nei secoli XI–XII *(© Laboratorio di Archeologia Medievale, Università Ca' Foscari Venezia)*

ritorio, che gravi danni avrebbero inflitto anche all'abbazia. A parte questi episodi e le conseguenti ripercussioni, tutte da provare, sul monastero, la sua storia, che già aveva sperimentato un cambiamento sostanziale nelle politiche del regno, entrò in una fase radicalmente nuova. Possiamo dipingere questa nuova fase con tinte meno fosche di quanto la storiografia tradizionale l'abbia descritta sulla scorta del ricordo che ce ne hanno lasciato i monaci,[30] ma resta indubitabile che il X secolo (e l'XI–XII secolo, per altri aspetti), abbiano costituito momenti di passaggio di indiscutibile forza che lasciarono tracce consistenti e durature anche sulla fisionomia materiale del cenobio (Fig. 10).

30 Mi riferisco in particolare a Manarini in stampa.

Bibliografia

Bertoldi/Librenti 2007: Francesca Bertoldi/Mauro Librenti (a cura di), Nonantola 2. Il cimitero bassomedievale della chiesa di San Lorenzo nel Borgo di Nonantola (Firenze 2007).

Bianchi/Fichera 2006: Giovanna Bianchi/Giuseppe Alessandro Fichera, Il monastero altomedievale di S. Pietro in Palazzolo a Monteverdi M.mo: primi risultati delle indagini archeologiche. In: Notiziario della Soprintendenza per i Beni Archeologici della Toscana 2, 2006, pp. 435–440.

Calzolari 2012: Mauro Calzolari, I nomi delle vie di Nonantola dal 1300 al 2011. Le trasformazioni di un sistema (Nonantola 2012).

Cantarella 2003: Glauco Maria Cantarella, La figura di Sant'Anselmo nel contesto del monachesimo longobardo. In: Reti Medievali Rivista IV, 2, 2003, pp. 1–12.

Cantino Wataghin 2004: Gisella Cantino Wataghin, L'abbazia dei Santi Pietro e Andrea di Novalesa: il contributo delle indagini archeologiche a recupero della sua memoria. In: Maria Grazia Cerri (a cura di), Novalesa. Nuove luci dall'abbazia (Milano 2004), pp. 35–57.

Cantino Wataghin 2006: Gisella Cantino Wataghin, II.4. Novalesa. Pianta dell'abbazia dei Santi Pietro ed Andrea. In: Fabio Crivello/Costanza Segre Montel (a cura di), Carlo Magno e le Alpi. Viaggio al centro del Medioevo (Milano 2006), pp. 64–65.

Chimienti et al. 2005: Michele Chimienti/Alessandra Cianciosi/Margherita Ferri/Mauro Librenti/Annamaria Pazienza, La Torre dei Modenesi. In: Gelichi/Librenti 2005, pp. 29–57.

Constable 2017: Giles Constable, Medieval Monasticism (London 2017).

Corti/Paris 2007: Irene Corti/Maria Francesca Paris, Monteverdi Marittimo (PI). Il monastero di S. Pietro in Monteverdi. I risultati della IV campagna di scavi in loc. Badiavecchia. In: Notiziario della Soprintendenza per i Beni Archeologici della Toscana 3, 2007, pp. 589–594.

Crespellani 1890–91: Arsenio Crespellani, Scavi nel Modenese. Relazione (1889). In: Atti e Memorie della deputazione di Storia Patria di Modena e Parma III, VI, 1890–91, pp. 279–300.

Debbia 1990: Monica Debbia, Il bosco di Nonantola. Storia medievale e moderna di una comunità della bassa modenese (Bologna 1990).

Erhart 2016: Peter Erhart, La pianta di San Gallo: un archivio di spazi monastici. In: Letizia Ermini Pani (a cura di), Gli spazi della vita comunitaria. Atti del Convegno internazionale di studio, Roma-Subiaco 8-10 giugno 2015 (Spoleto 2016), pp. 1–35.

Fasoli 1943: Gina Fasoli, L'abbazia di Nonantola fra l'VIII e l'XI secolo nelle ricerche storiche. In: Atti e Memorie della Deputazione di Storia Patria per l'Emilia e la Romagna – Sez. di Modena 21/2, 1943, pp. 90–142.

Gelichi 2013: Sauro Gelichi, La pieve di San Michele: storia di una chiesa e storia degli scavi. In: Gelichi/Librenti 2013, pp. 93–116.

Gelichi/Librenti 2004: Sauro Gelichi/Mauro Librenti, Alle origini di una grande proprietà monastica: il territorio nonantolano tra antichità e alto medioevo. In: La Norma e la Memoria. Studi per Augusto Vasina (Roma 2004), pp. 25–41.

Gelichi/Librenti 2005: Sauro Gelichi/Mauro Librenti (a cura di), Nonantola 1. Ricerche archeologiche su una grande abbazia dell'altomedioevo italiano (Firenze 2005).

Gelichi/Librenti 2013: Sauro Gelichi/Mauro Librenti (a cura di), Nonantola 4. L'abbazia e le sue chiese (Firenze 2013).

Gelichi/Librenti/Cianciosi 2018: Sauro Gelichi/Mauro Librenti/Alessandra Cianciosi (a cura di), Monaci e contadini. Abati e re. Il monastero di Nonantola attraverso l'archeologia (2002–2009) (Firenze 2018).

Gianferrari 1992: Augusto Gianferrari, Il territorio nonantolano in età romana. Insediamenti e cultura materiale (Nonantola 1992).

Golinelli 2007: Paolo Golinelli, Nonantola. I luoghi e la storia. Guida spazio-temporale di un grande centro monastico e del suo territorio (Nonantola 2007).

Hodges 2016: Richard Hodges, The 9th century abbot's house at S. Vincenzo al Volturno. In: Mariano Dell'Omo/Federico Marazzi/Fabio Simonelli/Cesare Crova (a cura di), *Sodalitas*. Studi in memoria di don Faustino Avagliano (Montecassino 2016), pp. 473–490.

Hodges 2023: Richard Hodges, La Pompei dell'Alto Medioevo. San Vincenzo al Volturno dalle origini al sacco dei Saraceni (Roma 2023).

Horn/Born 1979: Walter Horn/Ernest Born, The Plan of St. Gall. A Study of the Architecture and Economy of, and Life in a Paradigmatic Carolingian Monastery, vol. I (Los Angeles 1979).

Lauwers 2014: Michel Lauwers, *Circuitus et Figura*. Exégèse, images et structuration des complexes monastiques dans l'Occident médiéval (IXe–XIIe siècle). In: Michel Lauwers (a cura di), Monastères et espace social. Genèse et transformation d'un système de lieux dans l'Occident médiéval (Turnhout 2014), pp. 43–109.

Lazzari 2017: Tiziana Lazzari, La tutela del patrimonio fiscale: pratiche di salvaguardia del pubblico e autorità regia nel regno longobardo del secolo VIII. In: Reti Medievali Rivista XVIII, 2017, pp. 1–23.

Lenoir 1856: Albert Lenoir, Architecture monastique, II^{e} et III^{e} partie (Paris 1856).

Librenti/Cianciosi 2011: Mauro Librenti/Alessandra Cianciosi (a cura di), Nonantola 3. Le terre dell'Abate. Il Nonantolano tra Tardantichità e Medioevo (Firenze 2011).

Librenti/Cianciosi 2017: Mauro Librenti/Alessandra Cianciosi (a cura di), Nonantola 5. Una comunità all'ombra dell'abate. I risultati degli scavi archeologici di piazza Liberazione (Firenze 2017).

Manarini 2017: Enrico Manarini, Politiche regie e attivismo aristocratico nell'Emilia Carolingia. Il monastero di S. Silvestro di Nonantola. In: Annali per l'Istituto Italiano per gli studi storici XXX, 2017, pp. 7–74.

Manarini in stampa: Edoardo Manarini, S. Silvestro di Nonantola nella *Klösterpolitik* ottoniana: riforma, gestione patrimoniale di un'abbazia regia nella seconda metà del X secolo. In: Giovanni Isabella/Corinna Mezzetti (a cura di), L'abbazia di Pomposa tra esarcato e regno (secoli IX-XI) (Ferrara 20–21 gennaio 2023), in stampa.

Marazzi 2006: Federico Marazzi, San Vincenzo al Volturno. Guida agli scavi (Ripalimosani 2006).

Marazzi 2024: Federico Marazzi, Recensione a Richard Hodges, La Pompei dell'Alto Medioevo. San Vincenzo al Volturno dalle origini al sacco dei Saraceni (Roma 2023). In: Rivista di Archeologia Cristiana C, I, 2024, pp. 177–190.

Marazzi et al. 2002: Federico Marazzi/Cinzia Filippone/Pier Paolo Petrone/Timothy Galloway/Luciano Fattore, San Vincenzo al Volturno – Scavi 2000–2002. Rapporto preliminare. In: Archeologia Medievale XXIX, 2002, pp. 209–274.

Pozzi 1988: Fabio Massimo Pozzi, La Torre dei Bolognesi in Nonantola, vicende storiche e restauri (Nonantola 1988).

Segre Montel/Zuliani 1991: Costanza Segre Montel/Fulvio Zuliani, La pittura nell'Abbazia di Nonantola. Un refettorio affrescato di età romanica (Nonantola 1991).

Tiraboschi 1784–85: Gerolamo Tiraboschi, Storia dell'augusta badia di S. Silvestro di Nonantola. Tomi I–II (Modena 1784–1785).

LARS BLÖCK

Die Goldene Kirche von Prüm: Die früh- und hochmittelalterliche Abteikirche im archäologischen und bauhistorischen Befund

Geschichte der mittelalterlichen Abtei und ihrer Kirche

Im Jahr 721 gründete Bertrada die Ältere mit ihrem Sohn Charibertus in der Eifel am Fluss Prüm eine Abtei als Hauskloster der im Mosel-Eifel-Ardennen-Raum ansässigen Familie.[1] Pippin III., der erste fränkische König aus der Dynastie der Karolinger und verheiratet mit Bertrada (der Jüngeren), einer Enkelin der älteren Bertrada, ließ am Ort des wohl bereits wieder aufgegeben Hausklosters zwischen 752 und 762 «[…] a novo […] opere […]» ein neues Kloster errichten.[2] Ausschlaggebend für die Wahl des Platzes war die strategisch günstige Lage Prüms fernab der Einflusszonen anderer fränkischer Adelsfamilien.[3] Die Abtei Prüm war jetzt Memorialort nicht nur für die königliche Familie, sondern für das fränkische Reich:[4] Entsprechend der gewachsenen Bedeutung verlieh Pippin III. der Abtei besondere Rechte, stattete sie mit großem regionalen und überregionalen Grundbesitz aus und stiftete Reliquien. Unter diesen war mit den «scandalii domini nostri Ihesu Christi»[5] auch eine Reliquie von enormer Strahlkraft, die noch heute in der als Pfarrkirche genutzten barocken Abteikirche gezeigt wird.[6] Hauptpatron der neuen Klosterkirche war Christus Salvator.[7] Die Abtei folgte der benediktinischen Observanz, wobei die Mönche für das neu gegründete Kloster aus dem westfränkischen Kloster Heilig Kreuz bei Meaux kamen.[8]

Während des Bestehens der karolingischen Dynastie behielt die Abtei Prüm ihre besondere Königsnähe, die ihren Höhepunkt darin fand, dass Kaiser Lothar I. kurz vor seinem Tod im Jahr 855 als Mönch in Prüm eintrat und dort auch bestattet wurde.[9] Ab dem späten 9. Jahrhundert musste die Abtei dann allerdings Rückschläge hinnehmen: So wurde sie 882 und 892 jeweils durch Normannen geplündert.[10] In ottonischer und salischer Zeit hatte Prüm als Vermittlerin der lothringischer Klosterreformbewegung überregionale Bedeutung und konnte ihre Stellung als Reichs- und Königskloster verteidigen.[11] Dass die Abtei auch in dieser Zeit noch über großen Besitz und eine reiche Kirchenausstattung verfügte, zeigen das von Abt Regino im Jahr 893 erstellte Prümer Urbar[12] und ein 1003 auf Veranlassung Heinrichs II. verfasstes Schatzverzeichnis[13].

Die herausragende Bedeutung Prüms in Früh- und Hochmittelalter spiegelte sich in der Ausgestaltung der Abteikirche wider, die von Klosterchronisten aufgrund ihres aufwendigen Bauschmucks als *templum aureum*[14] bzw. *ecclesia aurea*[15] bezeichnet wurde.

1 Beyer 1860, Nr. 8; Isphording 2005, S. 29–40; Knichel 1994, S. 55 f.; Resmini 1999, S. 612 f. Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine überarbeite und ergänzte Fassung von Blöck/Thiel 2022.

2 Beyer 1860, Nr. 10.

3 Smith 2016, S. 430–440.

4 Zum Folgenden: Isphording 2005, S. 65–91, 117–122; Knichel 1994, S. 57–59; Resmini 1999, S. 612 f.; Smith 2016, S. 439 f.

5 Beyer 1860, Nr. 16.

6 Zu den Sandalen Christi als Reliquie: Smith 2016.

7 Beyer 1860, Nr. 16; Isphording 2005, S. 75–77; Knichel 1994, S. 56; Resmini 1999, S. 612; Smith 2016, S. 439–441.

8 Isphording 2005, S. 126–138; Resmini 1999, S. 613; Smith 2016, S. 439–441.

9 Zur Geschichte und Entwicklung der Abtei Prüm in karolingischer Zeit: Isphording 2005, S. 151–389; Knichel 1994, S. 58–61; Resmini 1999, S. 615–618.

10 Reginonis abbatis Prumensis Chronicon cum continuatione Treverensi, in: MGH SS. rer. Germ. 50, hrsg. v. Friedrich Kurze (Hannover 1890), S. 118, 138.

11 Zur Geschichte der Abtei in ottonischer und salischer Zeit: Knichel 1994, S. 76–85; Wisplinghoff 1999.

12 Zum Text des Urbars: Schwab 1983. – Zur Übersetzung: Nösges 1993.

13 Zu Text und Übersetzung des Verzeichnisses: Finken 2005. – Zur Kirchenpolitik Heinrichs II: Keller/Althoff 2008, S. 330–338.

14 Otler 1623, fol. 34.

15 Frenz 1907, S. 613.

Quellen zur mittelalterlichen Abteikirche

Die mittelalterliche Abteikirche wurde 1721 wegen ihres schlechten Bauzustandes abgebrochen und durch einen heute noch erhaltenen barocken Bau ersetzt.[16] Bis auf den heutigen Nordturm der Sankt-Salvator-Basilika, der ursprünglich einen Südturm der mittelalterlichen Kirche gebildet hatte und in den Neubau des 18. Jahrhunderts integriert wurde,[17] sind keine baulichen Reste der mittelalterlichen Kirche oberirdisch erhalten. Abgesehen von symbolhaften Abbildungen der Abteikirche wie zum Beispiel jener auf dem Einband des *Liber aureus* oder in Abschriften des Prümer Urbars existieren keine bildlichen Darstellungen, die den vorbarocken Bauzustand der Abtei wiedergeben.[18] Eine heute verschollene Tüchleinmalerei soll die Abtei in vorbarocker Zeit zeigen, doch sind sowohl die Realitätsnähe der Abbildung als auch die Deutung der dargestellten Baulichkeiten umstritten.[19] Ein um 1721 angefertigter Idealplan der Abtei (Abb. 1) zeigt gut 150 m südlich der Sankt-Salvator-Basilika die Kapelle Sankt Benedikt, die kurz nach Anfertigung des Plans wegen Baufälligkeit abgerissen wurde.[20] Die Kapelle, ein ca. 30 m langer und 18 m breiter Saalbau in Form eines lateinischen Kreuzes mit Altären im Chor und den Kreuzarmen, lag nach Ausweis seiner Epitheta *extra muros monasterij nostri*[21] bzw. *in prato*[22] außerhalb des Klosterberings. Trotz dieser Lage wird die Benediktskapelle in der Prümer Klostertradition[23] sowie von Teilen der Forschung[24] mit der Kirche des Gründungsklosters von 721 identifiziert. Für das Jahr 1612 überliefert der Prümer Mönch und Klosterchronist Servatius Otler, dass bei der Anlage eines Grabes in der Kapelle ein alter Steinsarg entdeckt worden sei, dessen Inneres anthropomorph ausgearbeitet gewesen sei.[25] Derartige Steinsärge sind aus dem Früh- und Hochmittelalter vielfach belegt,[26] so dass auch der 1612 gefundene Sarkophag aus der Frühzeit des Klosters stammen dürfte und das von der Klostertradition betonte hohe Alter und Prestige der Kapelle als Bestattungsplatz bestätigt. Im Zusammenhang mit der Überführung der Reliquien des heiligen Modualds aus Trier in das Kloster Helmarshausen wird für das Jahr 1107 ein *spatiosum et remotum atrium* der Benediktskapelle erwähnt, das von den Mönchen der Abtei Prüm als *coemiterium* genutzt wurde.[27] In der Kapelle haben Äbte und Konventuale sowie hoch gestellte Laien beiderlei Geschlechts ihre letzte Ruhe gefunden, wobei die Laien mitunter in Ordenshabit bestattet wurden[28], wohl um dadurch die Chancen auf Erlangung des Seelenheils zu steigern.[29] Der deutliche Bezug, den die Kapelle in der Klostertradition als Bestattungsort von Laien und Konventualen besitzt, das hohe Alter der Bestattungstätigkeit sowie die Lage außerhalb des Klosterareals lassen annehmen, dass die Kapelle im Zusammenhang mit den sich seit dem ausgehenden Frühmittelalter aufkommenden Bestattungen von hochgestellten Laien in Kapellen auf bzw. bei Klosterfriedhöfen zu sehen ist und nicht die Abteikirche von 721 war.[30]

In den schriftlichen Quellen liegen nur wenige und schlaglichtartige Informationen zur Baugestalt der mittelalterlichen Klosteranlage von Prüm vor.[31] Für diesbezügliche Informationen ist man daher nahezu ausschließlich auf archäologische und bauhistorische Quellen angewiesen.

Während zwischen 1908 und 1912 erfolgter Umbaumaßnahmen wurde der Nordturm der barocken Kirchenanlage bauhistorisch unter-

16 Wackenroder 1927, S. 143. – Zum Bau der barocken Abteikirche: Fachbach 2013, S. 340–347.

17 Reck 1994, S. 392–394.

18 Finken 2000, S. 62 f.

19 Zur Diskussion um das Gemälde: Fachbach 2013, S. 336.

20 Zu dem um 1721 angefertigten Grundrissplan der Abtei: Fachbach 2013, S. 333 mit S. 618, Abb. 281, S. 335.

21 Otler 1623, fol. 74.

22 Knauff 1716, S. 42.

23 Otler 1623, fol. 14., fol. 28., fol. 131v.; Knauff 1716, S. 41 f.

24 Zur Forschungsdiskussion um die Sankt-Benedikt-Kapelle: Fachbach 2013, S. 335 f.

25 Otler 1623, fol. 131–131v.

26 Zur Datierung von Steinsärgen mit Kopfnische: Gai et al. 2012, S. 663–665; Ristow 2012, S. 232–236.

27 Translatio sancti Modoaldi, hrsg. v. Philipp Jaffé. In: MGH SS 12 (Hannover 1856), S. 305.

28 Otler 1623, fol. 14 und 28v.

29 Solche Laienbegräbnisse in Ordenstracht sind aus dem zeitgleichen cluniazensischen Kontext bekannt; Zettler 1988, S. 128 f.

30 Isphording 2005, S. 41 f. – Zu dem Bestattungsritus: zur Nieden 2008, S. 167; Zettler 1988, S. 128 f.

31 Zusammenfassend: Finken 2000.

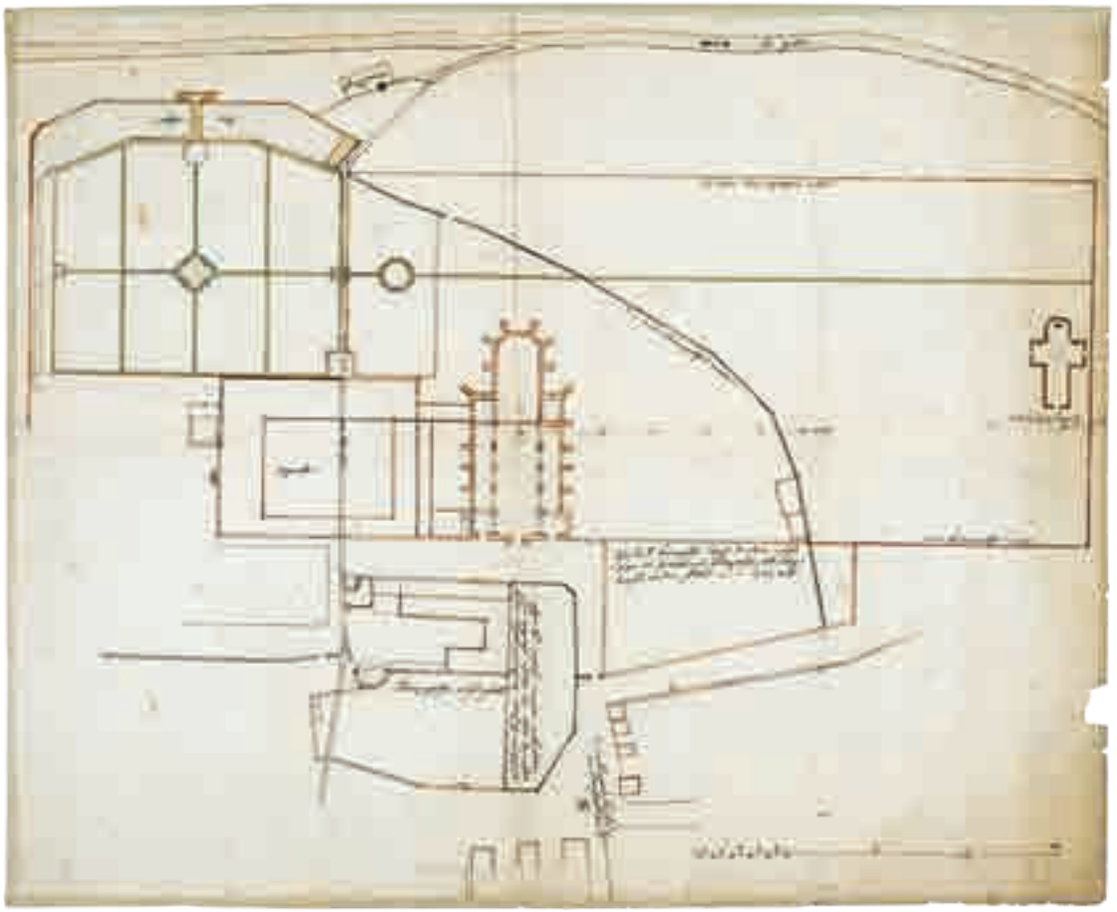


Abb. 1 Grundrissplanentwurf der Abtei Prüm um 1721. *(© Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 702, Nummer 2303)*

sucht. Dabei wurde festgestellt, dass der Turm im Kern spätmittelalterlich bzw. renaissancezeitlich ist und im 18. Jahrhundert barockisiert wurde.[32] Erste, vom Rheinischen Landesmuseum Trier vorgenommene archäologische Maßnahmen fanden 1949 im Zuge von Renovierungsarbeiten der im Zweiten Weltkrieg stark in Mitleidenschaft gezogenen Sankt-Salvator-Basilika statt.[33] Zwischen 1990 und 1993 wurden aus Anlass von Renovierungsarbeiten im Nordturm der Basilika im Auftrag des Amts für kirchliche Denkmalpflege des Bistums Trier erneut bauhistorische Untersuchungen durchgeführt und durch gezielte Bodensondierungen flankiert.[34] In den Jahren 2017 und 2018 fanden dann auf dem Hahnplatz in Prüm im Zusammenhang mit Baumaßnahmen zur Neugestaltung des Hahnplatzes und mit Renovierungsarbeiten der barocken und wilhelminischen Klausurgebäude umfangreichere Rettungsgrabungen der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz, Direktion Landesarchäologie, Außenstelle Trier statt.

32 Wackenroder 1927, S. 146 f.

33 Fachbach 2013, S. 340.

34 Reck 1994; Weber 1994.

Topographische Lage

Prüm liegt zentral im Eifel-Ardennen-Mittelgebirgsraum auf einer Höhe von ca. 433 m ü. NN am rechten Ufer der Prüm und damit außerhalb der ackerbaulich vergleichbar gut nutzbaren Prümer Kalkmulde mit ihren Kalk-Mergel-Böden.[35]

Das Areal des späteren Klosters war nach Ausweis weniger Gefäßkeramikfunde, die während der Ausgrabungen 2017/2018 geborgen wurden, in römischer Zeit in Siedlungsaktivitäten eingebunden. Eine Besiedlungskontinuität von römischer Zeit bis ins frühe Mittelalter zeichnet sich jedoch nicht ab.

Laut der am 13. August 762 abgefassten Dotationsurkunde von Pippin III. wurde die Abtei an der Mündung des Tettenbachs in die Prüm errichtet: «[…] monasterium […] edificare […] ubi rivulus qui dicitur Dethenobach ingreditur in Prumiam».[36] Auf dem von Nordwesten nach Südosten zur Prüm abfallenden Schwemmfächer des Tettenbachs liegen an der Ostseite des heutigen Hahnplatzes die erhaltenen barocken Bauten des Klosters, so dass von einer Ortskontinuität der Klosteranlage seit dem Frühmittelalter auszugehen ist.



Abb. 2 Prüm, unmittelbar nördlich der mittelalterlichen Abteikirche gelegener karolingerzeitlicher Estrich mit sekundär eingebrachten Drainagen. *(© M. Thiel, GDKE, Landesarchäologie Trier)*

35 Frentzen 1959, S. 46f, 149f.

36 Beyer 1860, Nr. 16.

Frühmittelalterliche Befunde und Funde

Bei den 2017/18 durchgeführten Grabungen auf dem Hahnplatz konnten erstmals archäologische Funde und Befunde aus der Frühzeit des Klosters festgestellt werden: Unmittelbar westlich der barocken Klausur wurde in über 2 m Tiefe ausschnitthaft ein Steinbau unbekannter Funktion mit einem Fußboden aus *opus signinum* angetroffen (Abb. 2), der nach Ausweis von ^{14}C-Beprobungen in der späten Merowinger-oder Karolingerzeit errichtet wurde.[37]

Nordwestlich des Baus wurden die im Frühmittelalter entstandenen Ablagerungen eines langsam fließenden oder sogar stehendes Gewässers beobachtet, in dem im Frühmittelalter Abfall entsorgt worden war.[38] Aus den Ablagerungen des Gewässers wurden neben zahlreichen Pflanzenresten, die einmalige Auskünfte über die Versorgung und Ernährung der Klosterinsassen liefern,[39] Abfallstücke von Lederrecycling geborgen.[40] An einer weiteren Stelle im südlichen Grabungsareal konnten das Fragment eines frühmittelalterlichen Keramiktiegels aus der Buntmetallverarbeitung sowie einige Fragmente von Glashäfen entdeckt werden, die von handwerklichen Tätigkeiten rühren.[41] Die wenigen verstreut nachgewiesenen Befunde und Funde aus den karolingerzeitlichen Siedlungsperioden des Klosters zeigen, dass im östlichen Bereich des Hahnplatzes in der Frühzeit des Klosters vor allem handwerkliche Tätigkeiten ausgeführt wurden. Die Abtei Prüm fügt sich damit in die Reihe anderer bedeutender frühmittelalterlicher Klöster ein, die innovative Orte handwerklicher Produktion waren.[42]

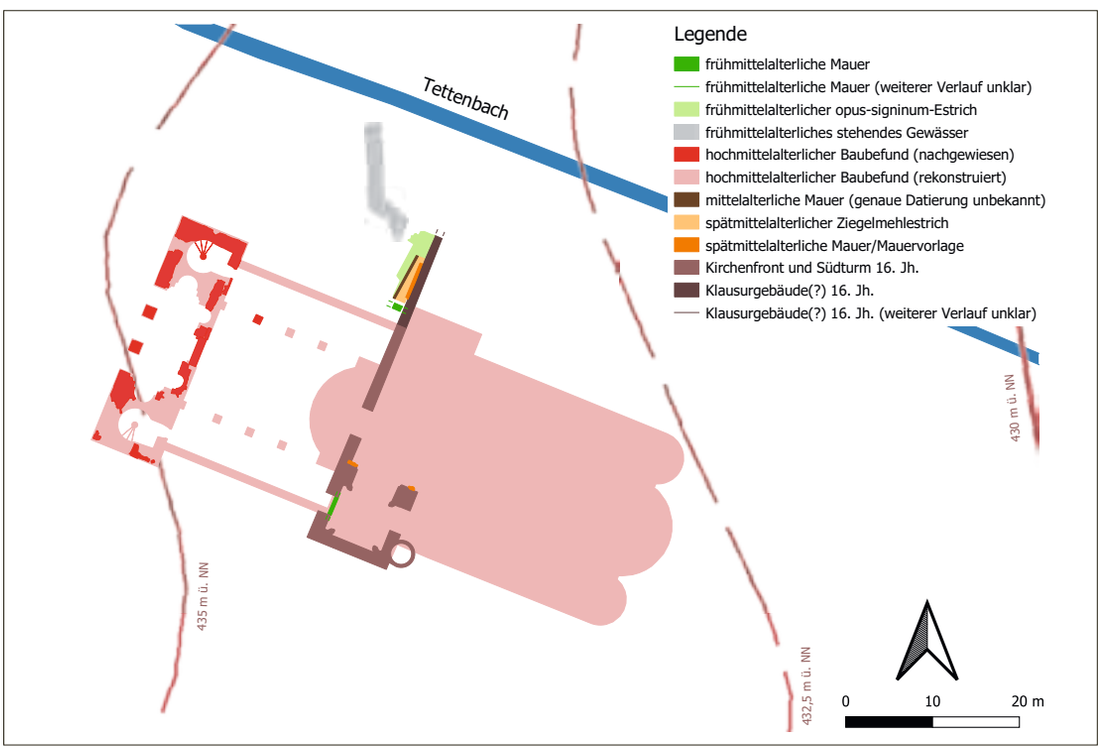


Abb. 3 Prüm, Grundrissplan der archäologischen und bauhistorischen Befunde der mittelalterlichen Abteikirche. *(© M. Thiel/L. Blöck, GDKE, Landesarchäologie Trier)*

37 Aus der Mauer bzw. dem Estrich des Baus stammen Holzkohlen, die in den Zeitraum cal AD 669-777 (2 sigma IntCal20, CEZA Mannheim, Probennr. 37670) bzw. cal AD 685–876 (2 sigma IntCal20; CEZA Mannheim, Probennr. 37541) und cal AD 674–773 (2 sigma IntCal20, CEZA Mannheim, Probennr. 37542) ^{14}C-datiert werden konnten.

38 Ein aus den Ablagerungen geborgener Ast erbrachte folgendes ^{14}C-Datum: cal AD 776-991 (2 sigma IntCal20; CEZA Mannheim, Probennr. 37666).

39 König (im Druck).

40 Blöck/Thiel 2022, S. 15, Abb. 4.

41 Blöck/Thiel 2022, S. 16, Abb. 6.

42 Haase/Werther/Wunschel 2015, S. 167–176.



Abb. 4 Prüm, westliche Außenseite des nördlichen Pfeilers der Eingangsarkade des Westkomplexes. Detailaufnahme mit Ansatz der Fußbodenplatten, schrägem Mauersockel und späterer Zusetzung für die Abtsburg des 16. Jahrhunderts. *(© M. Thiel, GDKE, Landesarchäologie Trier)*



Abb. 5 Prüm, Südturm des Westkomplexes. Ansicht der Außenseite mit Ansatz des hochmittelalterlichen Plattenfußbodens und der breiten Lisene. *(© M. Thiel, GDKE, Landesarchäologie Trier)*



Abb. 6 Prüm, Südapsis der Eingangshalle des Westkomplexes. *(© M. Thiel, GDKE, Landesarchäologie Trier)*

Die hochmittelalterliche Abteikirche

Der Westkomplex

Durch die Baubeobachtungen von Hans-Hermann Reck aus den Jahren 1992–1993 und die von dem Klosterchronisten Otler überlieferte Nachricht, dass Wilhelm von Manderscheid, der 1513–1546 amtierende vorletzte Abt der Abtei Prüm vor ihrer Inkorporation in das Erzbistum Trier, den westlichen Teil der Abteikirche abreißen ließ und an den noch stehenden östlichen Teil der Kirche einen Turm anbaute,[43] war zu vermuten, dass die mittelalterliche Abteikirche bis in den Hahnplatz hineinragte.[44]

Bei den Ausgrabungen 2017/18 im Bereich des 1937 abgerissenen Amtshauses, das im Abstand von knapp 20 m parallel zur Westfront von barocker Abteikirche und Klausur verlief (vgl. Abb. 1), wurden dann auch bauliche Hinterlassenschaften der mittelalterlichen Kirche angetroffen (Abb. 3).[45]

Im Westen befand sich ein im Außenmaß ca. 27,74 m × 8,18 m großer Baukörper, der im Süden in das von Nordwesten nach Südosten abfallende Gelände eingetieft war. Sein Fußboden war aus großen Sandsteinplatten gebildet (Abb. 4 und 5). Das Laufniveau des Bodens lag innerhalb bei 433,22 m ü. NN sowie außerhalb bei 433,16 m ü. NN nördlich bzw. bei 433,22 m ü. NN westlich des Baukörpers, während nur ca. 3 m südlich des Baus gelegene karolingerzeitliche Siedlungsschichten ihren oberen Abschluss etwa 1 m oberhalb des Fußbodenniveaus des jüngeren Kirchenbaus besaßen. Der Baukörper war mit

[43] Reck 1994, S. 393; Otler 1623, fol. 100v.

[44] Lürtzener 1992, S. 33.

[45] Zu Amtshaus und Abtsburg: Wackenroder 1927, S. 483–486; Fachbach 2013, S. 337; Reichertz 2005, S. 62.



Abb. 7 Prüm, südöstliche Apsis der Eingangshalle des Westkomplexes. *(© M. Thiel, GDKE, Landesarchäologie Trier)*

seinen Längsseiten in nordwestlich-südöstlicher Richtung orientiert. Im Westen befand sich ein Eingangsbereich, der durch drei zentral in der Westseite gelegene Pfeilerarkaden gebildet wurde (vgl. Abb. 3 und 4). Die nördliche und die südliche der drei Arkaden, deren Pfeiler einen quadratischen Grundriss mit einer Seitenlänge von ca. 1,22 m aufwiesen, besaßen Durchgangsweiten von 2,53 m, die zentrale Arkade war mit 3,06 m Breite deutlich größer dimensioniert. Der Fuß der Arkaden war umlaufend durch einen 8–10 cm hohen angeböschten Absatz betont, so dass auszuschließen ist, dass die Arkaden je durch Tore verschließbar waren.

Hinter dem Arkadendurchgang öffnete sich ein im Lichten maximal ca. 15,5 m × 6 m großer hallenartiger Raum mit vier Apsiden. Je eine Apsis befand sich an der nördlichen und der südlichen Schmalseite der Halle. Während die südliche Apsis zumindest noch in ihren unteren Bereichen erhalten war (Abb. 6), war die nördliche Apsis durch spätere Baumaßnahmen weitgehend abgetragen. Die Apsiden waren im Durchmesser ca. 2,40 m breit und tiefengestaffelt von Viertelsäulen mit attischer Basis und Viertelpfeilerstellungen eingefasst. Zwei weitere Apsiden lagen in der Ostmauer und begleiteten ein zentral gelegenes, nach Osten führendes Portal. Diese beiden Apsiden waren mit einem Durchmesser von 1,82 m kleiner angelegt als die der Schmalseiten. Sie unterschieden sich noch in weiteren Baudetails von den Schmalseitenapsiden, indem sie keine gestaffelte Einfassung besaßen und ihr Fuß im Apsidenrund durch einen waagerechten Absatz betont war (Abb. 7). Dies könnte darauf deuten, dass die Ostseite ursprünglich eine andere Baukonzeption besessen hatte und erst im Laufe des Baufortschritts geändert wurde. Das zwischen den Ostapsiden gelegene Portal war 2,76 m breit (vgl. Abb. 3), wurde über eine Stufe betreten und



Abb. 8 Prüm, Atrium des Westkomplexes, Basis der westlichsten Säule der Nordportikus, später in die Wehrmauer der Abtsburg integriert. *(© M. Thiel, GDKE, Landesarchäologie Trier)*

besaß ein sich nach Osten öffnendes Tor, das wohl über zwei nach unten führende Stufen den östlich gelegenen Bautrakt erschlossen hatte, dessen Laufniveau ca. 20 cm tiefer lag.

Nördlich und südlich des zentralen hallenartigen Raums stand je ein quadratischer Turm, der – nach Ausweis des Befunds im Nordturm – durch eine Wendeltreppe erschlossen wurde. Der Nordturm war über eine sich in das Turminnere öffnende, 1,55 m breite Tür im Osten zu betreten (vgl. Abb. 3), war also nur von dem östlich anschließenden Baukörper zugänglich. Da der Südturm nur ausschnitthaft erfasst wurde, ist unsicher, ob der Südturm eine gleichartige Zugangslösung besessen hatte. Die Außenmauern des aus Eingangshalle mit begleitenden Türmen bestehenden Bauköpers wiesen – wie auch die Pfeiler der Eingangsarkaden – am Sockel einen ca. 10 cm breiten Schrägabsatz auf. Als dekorative Mauergliederung saßen an den Schmalseiten sowie an der Westseite ca. 45 bis 50 cm breite Lisenen, die an den Schmalseiten in Abständen von ca. 2 m und an der Westseite in Abständen von ca. 1,7 m aufeinander folgten. Die westlichen Eingangsarkaden waren von sehr breiten spiegelartigen Mauervorlagen von ca. 2 m Breite eingefasst (vgl. Abb. 5). Ob die Lisenen durch Rundbogenfriese oder Blendarkaden verbunden waren, lässt sich nicht entscheiden.

An die Eingangshalle mit Ihren Türmen schloss östlich ein Bautrakt an, der durch das Ostportal der Halle zugänglich war. Dieser Trakt, der aufgrund der baubedingten Lage der archäologischen Untersuchungsflächen der-Jahre 2017/2018 und vor allem aufgrund späterer Zerstörungen nur sehr ausschnitthaft erfasst werden konnte, war zusammen mit dem Eingangskomplex errichtet worden, wie seine ca. 80 cm breite Nordmauer

zeigt. Diese ging ca. 2,06 m südlich der Nordostecke von der Ostseite des Eingangskomplexes ab, wobei sie in dessen Ostmauer eingebunden war. Der einzige weitere in den Grabungen erfasste Baubefund dieses Baukörpers ist eine attische Säulenbasis ca. 4,3 m südlich der Nordmauer und ca. 4 m westlich der Ostmauer der Eingangshalle (Abb. 8). Die Basis wies eine 90 cm × 86 cm große Plinthe auf, die wiederum nur auf einem Punktfundament aufsaß. Nach Ausweis des erhaltenen Schaftansatzes besaß der zugehörige Säulenschaft einen Durchmesser von 60 cm. Geht man von einem symmetrischen Aufbau des Bautraktes aus, ist dieser als dreischiffige Anlage mit einer äußeren Gesamtbreite von ca. 23,50 m zu rekonstruieren. Die lichte Breite der Seitenschiffe betrug dabei ca. 4,28 m, die des Mittelschiffs ca. 11,44 m. Die West-Ost-Ausdehnung des Bautraktes lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; setzte unterhalb der Westfront der barocken Klausur der Hauptkirchenbau an, wofür einige Indizien vorliegen, ist im aufgehenden Mauerwerk mit einer West-Ost-Ausdehnung von ca. 20,10 m auszugehen.

Das Mauerwerk der Eingangshalle und der begleitenden Türmen sowie des östlich anschließenden dreischiffigen Baukörpers (Atrium) ist in den erhaltenen Bereichen als Zweischalenmauerwerk ausgebildet, wobei die Schalen aus großen, sorgfältig zurechtgehauenen Werksteinen aus rotem Sandstein bestehen, während sich die Schalenfüllung aus Bruchsteinen und weißlichem Kalkmörtel zusammensetzt. Die Quader der Mauerschalen weisen einen abgespitzten Spiegel mit schmalem Randschlag auf (vgl. Abb. 4–6); sie sind weitgehend in horizontalen Lagen verlegt, doch kommen auch individuelle Einpassungen von Quadern vor. Sowohl die Lagerfugen als auch die Stoßfugen stellen Pressfugen aus sehr dünnen Kalkmörtellagen dar. Vergleichbare Mauer- und Steinbearbeitungstechniken sind beispielsweise von der frühsalischen Abteikirche von Bad Hersfeld[46] bekannt. Auch die Bauornamentik mit der Proportion der attischen Säulenbasen[47] und der Lisenengliederung[48] der Außenseite der Eingangshalle mit den beiden Türmen verweisen in das 11. Jahrhundert.

Unterstützt wird diese bauhistorische Datierung durch naturwissenschaftliche Daten, die von Holzkohlefragmenten aus der Fundamentierung der Halle und der Säulenbasis des Atriums stammen. Die jüngsten Holzkohlen datieren aus den Zeiträumen cal AD 990–1115 in der Halle bzw. cal AD 1027–1154 unter der Säulenbasis des Atriums.[49]

Der Hauptkirchenbau

Bei den 1992 von der kirchlichen Denkmalpflege durchgeführten Ausgrabungen im Nordturm der barocken Sankt-Salvator-Basilika wurden in 1,95 m Tiefe bei 432,83 m ü. NN in der Nordostecke Reste eines aus Sandsteinplatten gesetzten Fußbodens entdeckt (Abb. 9). Die Platten ziehen unter die gotische Mauer(-Verkleidung) des Turms, die ca. 1,55 m über dem Boden eine mit einer Hohlkehle profilierte Sockelzone aufwies. Dieser (älteren) gotischen Sockelzone waren die aus dem 16. Jahrhundert datierenden Dienste des heute noch im Turm erhaltenen spätgotischen Sterngewölbes vorgeblendet. In der Ostwand des Turmes öffnete sich die Sockelzone nach Osten zu dem Südschiff der Kirchenanlage.[50] An der Westseite des Turms bildete die ältere gotische Sockelzone einen sich nach Westen öffnenden ca. 2,27 m breiten Zugangsbereich aus, in dem die Mauer mit der profilierten Sockelzone sowohl im Süden als auch im Norden jeweils nach Westen abknickte. In dem Durchgang wurde zwischen den gotischen Durchgangswangen ein Nord-Süd-verlaufendes, aus Sandsteinbruchsteinen bestehendes Mauerfundament angetroffen, über das ein Estrichboden zog. Die Oberkante des Bodens lag ca. bei 432,82 m ü. NN, also in Höhe des Sandsteinplattenbodens in der Nordostecke des Turms. Das Fundament gehörte also

46 Smit 2018, S. 391–402. – Zur Mauertechnik mit Großquadern: Untermann 2009a, S. 272.

47 Scriba 1937, S. 1494 f.; Binding 2019, S. 64 f.

48 Binding 2019, S. 105; Untermann 2009a, S. 316.

49 Jeweils 2 sigma IntCal20; CEZA Mannheim, Probennr. 33196 und 37544.

50 Weber 1994, S. 480 f.



Abb. 9 Prüm, Sockel des renaissancezeitlichen Südturms. Unter die gotische Mauer ziehender Plattenfußboden mit daraufgesetztem Dienst des Sterngewölbes aus dem Umbau von 1513–1546. *(© E. Steffny, Museum am Dom Trier)*



Abb. 10 Prüm, Nordturm der barocken Kirche. Westliche gotische Wandvorlage mit Maskenkonsolen. *(© M. Thiel, GDKE, Landesarchäologie Trier)*

offenbar zu einer Mauer, die bei Anlage des sich nach Westen öffnenden gotischen Durchgangs abgebrochen und von einem Fußboden überdeckt wurde. Dies deutet darauf hin, dass der gotische Südturm auf einen älteren Baukörper zurückgeht, der eine gleichartige Grundfläche wie der Turm besaß. Dieser ältere Baukörper war anscheinend hallenartig gestaltet, wie ein zum ehemaligen Mittelschiff gehörender Befund unmittelbar nördlich der Nordwest- und Nordostecke des Südturmes zeigt. Dort war bereits bei den zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchgeführten Bauuntersuchungen jeweils eine Wandvorlage in Form einer Dreiviertelsäule festgestellt worden.[51] Die westliche – heute noch in den barocken Klausurgebäuden teilweise sichtbare (Abb. 10) – der beiden im Lichten ca. 6,70 m auseinanderstehenden Wandvorlagen konnte bei den Baubeobachtungen in den frühen 1990er-Jahren genauer untersucht werden, während die östliche nur bei Bohrungen angetroffen wurde.[52] Die Wandvorlagen gehörten zu einem (möglicherweise nicht fertiggestellten) gotischen Gewölbe, das sekundär in die Kirche eingebaut wurde. Dies wird durch den Befund belegt, dass das Mauerwerk, in das die westliche Vorlage eingebunden war, im Westen gegen ein älteres, Nord-Süd-verlaufendes Mauerwerk stieß.[53] Das gotische Gewölbe, das nach Norden den

[51] Wackenroder 1927, S. 146 mit S. 145, Abb. 100; Reck 1994, S. 369.

[52] Reck 1994, S. 391 f.

[53] Reck 1994, S. 392.

westlichen Abschnitt des Hauptschiffs einwölbte, stellte nach Süden durch einen Bogen eine Verbindung zum Turmerdgeschoss her, das die gleiche Höhe wie das Hauptschiff besaß. Dies ist ein ungewöhnlicher Befund, da die Erdgeschosse von Westtürmen bei basilikal gestalteten Kirchen in ihrer Höhe regelhaft jene der Seitenschiffe aufnahmen. Möglicherweise ist dies ein Indiz dafür, dass der Westabschluss der Kirche ursprünglich als Querhaus (mit einer Flachdecke) gestaltet war[54] und erst im Spätmittelalter im Hauptschiff mit einem Gewölbe ausgestattet wurde, während man den südlichen Arm des querschiffartigen Kirchenwestabschlusses später in einen Turm umbaute. Dass der Westabschluss der Kirche ursprünglich tatsächlich als symmetrisch angelegtes Westquerschiff gestaltet war, deutet der bereits oben erwähnte frühmittelalterliche Steinbau an, dessen Reste bei den Grabungen vor der Westfront der barocken Klausur gefasst wurde. Die Südmauer des karolingischen Baus verlief im gleichen Abstand zum zu rekonstruierenden Nordabschluss des Mittelschiffs der Basilika wie die Südmauer des Südturmes zur Südmauer des Mittelschiffs. Eventuell verlief dort seit karolingischer Zeit eine Bauflucht, die für die nördliche Begrenzung des mittelalterlichen Westquerschiffes aufgegriffen wurde. In der Mitte des Westquerschiffs besaß der mittelalterliche Kirchenbau einen nach Westen vorspringenden Baukörper, wie aus der westlichen der beiden gotischen Dienste abzulesen ist: Der zentrale Dreiviertelsäulenstrang der Vorlage weist drei nach Norden, Nordosten und Osten abgehende Gewölberippen für die oben erwähnte, nachträgliche Überspannung des Hauptschiffs auf. Zusätzlich befindet sich südlich der östlichen Gewölberippe noch eine Konsole mit einer Verzierung in Form einer Gesichtsmaske (vgl. Abb. 10),[55] die als Basis für den sich nach Osten öffnenden Bogen diente, der zwischen Hauptschiff und Südturm bzw. südlichem Querhausarm vermittelte. An der westlichen Seite der Dreiviertelvorlage geht noch eine weitere Konsole mit Gesichtsmaskendekor ab, die als Basis für die (nachträgliche) Einwölbung eines sich nach Westen öffnenden Baukörpers diente und etwas nach Norden aus der Flucht der Dreiviertelvorlage springt.[56] Da die Konsole ja in einer Ecksituation gegen eine ältere Süd-Nord-verlaufende Mauer gesetzt wurde, kann der Baukörper nur die Breite des Mittelschiffs aufgewiesen haben. Zu denken ist hier vor allem an eine sich nach Westen öffnende Apsis.[57]

Zur Grundrissgestaltung der Kirche im Osten liegen – bis auf eine Ausnahme – keine archäologischen oder bauhistorischen Befunde vor: Bei den 1949 im Zuge der Renovierungsarbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg durchgeführten Sondagegrabungen wurde in 2,50 m Tiefe bei 432,28 m ü. NN auf 2,86 m Länge der obere Abschluss einer Mauer aus großen Sandsteinquadern angetroffen, die südlich parallel zur Flucht der Südschiffmauer der mittelalterlichen Kirche verlief. Die 90 cm breite Mauer konnte 75 cm tief verfolgt werden, ohne dass ihr Fuß erreicht wurde. Dass die Mauer südlich versetzt zur südlichen Kirchenmauer verlief und eine Krone besaß, deren Oberkante noch knapp 60 cm unterhalb des im Westen im Südturm festgestellten Laufniveaus der Kirche lag, spricht dafür, dass die Mauer als Sockelmauerwerk für Gewölbepfeiler oder Ähnliches diente und zu einem in den Boden eingetieften Bauteil gehörte.

Interpretation der Baubefunde zur früh- und hochmittelalterlichen Kirche

Die wenigen vom früh- und hochmittelalterlichen Kirchenbau vorliegenden Baubefunde lassen annehmen, dass er als Basilika mit Westquerhaus mit Westapsis konzipiert war. Der mutmaßliche Vierungsbereich wurde im Spätmittelalter mittels Mauervorlagen in Form von Dreiviertelsäulen eingewölbt. Über den Aufbau der Kirche in den zentralen und östlichen Bereichen liegen keine

54 Reck 1994, S. 396.

55 Reck 1994, S. 391, Abb. 23.

56 Reck 1994, S. 392.

57 Reck 1994, S. 396.

aussagekräftigen Baubefunde vor, so dass unklar bleibt, wie die Kirche dort gestaltet war.

Der im 17. Jahrhundert schreibende Klosterchronist Otler erwähnt, dass die Kirche nach Abbruch ihrer westlichen Bauteile im 16. Jahrhundert eine annähernd quadratische Form aufwies.[58] Die damals neu erstellte Westfassade lag – wie archäologisch bei den Grabungen 2017/18 nachgewiesen werden konnte – auf Höhe der Westflucht des Südturms bzw. der späteren barocken Klausur und war ca. 27 m breit. Da jedoch unklar ist, ob Otler Baukörper wie Eingangshalle, Apsis etc. zu dem von ihm als quadratisch beschriebenen Grundriss zählte, ist nicht zu entscheiden, wie weit die Kirche nach Osten reichte. Sie dürfte im Osten maximal bis ungefähr zur Höhe des Choransatzes der barocken Kirche gereicht haben. Auf dieser Höhe wurden auch die Reste des unterirdischen Bauwerks am östlichen Ende des Nordschiffs der barocken Kirche angetroffen, die möglicherweise zu einer in den Klosterchronistik erwähnten Außenkrypta gehörten.[59]

Die Prümer Abteikirche lässt sich, soweit dies anhand der dürftigen Quellenlage überhaupt möglich ist, grundrisstypologisch anderen benediktinischen Abteikirchen der ottonisch-frühsalischen Zeit anschließen: Ein Westquerschiff mit Vierung und einer Westapsis besaß auch die Kirche Sankt Maria und Markus von Reichenau-Mittelzell, die im 11. Jahrhundert unter Abt Berno, einem ehemaligen Prümer Mönch, fertiggestellt wurden.[60] Weitere Abteikirchen, deren Westteil vergleichbare grundrisstypologische Gestaltungen aufwiesen, sind beispielsweise die Klosterkirche Sankt Michael in Hildesheim aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts[61] oder die um die Mitte des 11. Jahrhunderts fertiggestellte Abteikirche Sankt Emmeram in Regensburg.[62]

Über die architektonische Ausstattung der Kirche lassen sich nur wenige Aussagen treffen. Im ehemaligen Südflügel des Westquerschiffs wurden – wie bereits oben erwähnt – Reste des noch aus der Zeit vor den gotischen Umbaumaßnahmen datierenden Fußbodens aus Sandsteinplatten angetroffen (vgl. Abb. 9). Allerdings besaß die Kirche teilweise auch einen mosaikartig ausgelegten Fußboden, wie ein Bericht aus dem Jahr 1574 erwähnt.[63] Noch im Jahr 1719 berichten zwei französische Mönche anlässlich ihres Besuchs der Abtei Prüm, dass die Kirche einen Marmorfußboden besaß.[64] Ob sich die Berichte von 1574 und 1719 auf denselben Bodenbelag beziehen und wie dieser ausgeführt war – mit *tessellae* oder als *opus-sectile*-Boden oder als Kombination aus beiden –, ist bei der vorliegenden Quellenlage nicht zu klären. Vermutlich stammen das Fragment einer rautenförmigen Fußbodenplatte aus weißem Marmor, das aus Schuttplanierschichten des 16. Jahrhunderts stammt, sowie eine Platte aus Cipollino-Marmor, die in der im 16. Jahrhundert errichteten Westfassade des verkleinerten Kirchenbaus verbaut war und 2017/18 bei Kernbohrungen im Zuge der Renovierungen gefunden wurde, vom ehemaligen Fußboden der Kirche.[65] Bei beiden Stücken dürfte es sich um römisches Spolienmaterial handeln, das im Früh- oder Hochmittelalter in der Kirche wiederverwendet wurde.

Die Kirche besaß eine Holzdecke, die in dem Bericht von 1574 als mit einer alten Malerei elegant geschmückt bezeichnet wird.[66] Die Decke musste nach Aussage Otlers 1582 erneuert werden.[67] Der im 16. Jahrhundert noch stehende östliche Teil der Kirche wies anscheinend eine Dachdeckung aus Blei auf, in der Otler einen der wenigen Reste der ehemals prächtigen Bauausstattung der Kirche sah.[68]

Der Abteikirche wurde im 11. Jahrhundert im Westen der oben beschriebene Baukomplex aus Halle mit Seitentürmen und östlich anschließendem dreischiffigem Baukörper vorgesetzt. Vergleichbare Bauensembles sind auch bei anderen Kirchenbauten des 11. und frühen 12. Jahrhun-

58 Otler 1623, fol. 100v.

59 Frenz 1907, S. 623; Fachbach 2013, S. 339.

60 Kleiner 2024, S. 143–149.

61 Jäggi 2009.

62 Untermann 2009c.

63 Der päpstliche Nuntius Kaspar Gropper beschreibt im Rahmen seines Visitationsberichtes die Baufälligkeit der Prümer Abteikirche, was sich u. a. in deren schadhaftem Mosaikboden zeigte: «[…] pavimentum arte mosaica nitidum eruitur»; von Hontheim 1750, S. 33.

64 Martène/Durand 1724, S. 273: «Le sanctuaire est pavé de marbre […]».

65 Blöck/Thiel 2022, 27 Abb. 20, Abb. 21.

66 von Hontheim 1750, S. 33.

67 Otler 1623, fol. 124v.

68 Otler 1623, fol. 124v.

derts nachgewiesen: Der Hildesheimer Dom erhielt einen wohl unter Bischof Godehard in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts einen aus zwei Türmen und einem offenen, von zwei Portiken eingerahmten Atrium bestehenden Komplex, der dem Westriegel der Kirche vorgeblendet wurde.[69] Gleichfalls ein Atrium besaß der westliche Eingangsbaukörper der 1064 geweihten Kirche des Allerheiligenkloster in Schaffhausen:[70] Allerdings war das Atrium des dortigen Ensembles vierflügelig gestaltet und der Eingangsbereich nicht von einer Doppelturmfassade, sondern von zwei Kapellen eingefasst. Im Kloster Hirsau bekam die Kirche Sankt Peter und Paul im frühen 12. Jahrhundert einen Vorbau aus einer von zwei Türmen eingefassten Eingangshalle und dreischiffiger, geschlossener Vorkirche, die in einer früheren Bauphase jedoch als offenes Atrium gestaltet war.[71] Einen sehr ähnlichen Aufbau weist auch die an Hirsau orientierte Abteikirche Paulinzella auf.[72]

Offene Atria und überdachte Vorkirchen wie in Hirsau wurden als *porticus*, *Galilaea* oder *Paradisus* bezeichnet.[73] Indizien sprechen dafür, dass der dreischiffige Baukörper in Prüm – zumindest ursprünglich – als offenes Atrium gestaltet war: Der Westkomplex der Abteikirche Sankt Peter und Paul in Hirsau, der in seiner aus dem 12. Jahrhundert datierenden zweiten Bauperiode als geschlossene Vorkirche gestaltet war, stellt grundrisstypologisch die beste Parallele zum Prümer Eingangskomplex dar. Doch wurde für die Errichtung der geschlossenen Vorkirche in Hirsau ein Spannfundament errichtet, auf dem die Stützen der Schifftrennungen ruhten. In der ersten Periode, als der Eingangskomplex in Hirsau noch ein offenes Atrium besaß, standen die Stützen – wie in Prüm (vgl. Abb. 8) – auf Punktfundamenten.[74]

Westkomplexe mit zwei Westtürmen und anschließendem offenen Atrium bzw. überdachter Vorkirche haben ihr funktionales Vorbild im Reformkloster Cluny,[75] dessen Abteikirche in seiner als Cluny II bezeichneten, zwischen 950 und 981 errichteten Bauperiode wohl bereits eine Vorkirche besaß.[76] Die überdachten Bereiche dienten dazu, liturgische Zeremonien, die im Rahmen von Prozessionen vor dem eigentlichen Kirchraum stattfanden, wettergeschützt ausüben zu können.[77] In burgundischen Klöstern übernahmen die Vorkirchen, in denen Totenmessen abgehalten wurden, wichtige Aufgaben im Totengedenken.[78] Die vier Apsiden in der Eingangshalle des Prümer Westkomplexes dienten möglicherweise als Aufstellungsorte für Altäre. Mit weiteren Altären bzw. einer Kapelle ist im Obergeschoss der Eingangshalle zu rechnen, das über das Atrium durch die Westtürme zu betreten war.

Die architektonische Innengestaltung der Eingangshalle orientierte sich an Vorhallen frühchristlicher Bauten aus dem 4. bis 7. Jahrhundert. Ursprünglich war der als «Zangenatrium» bezeichnete Vorhallentyp in der spätrömischen Repräsentationsarchitektur des 4. Jahrhunderts entwickelt und von dort vor allem für Zentralbauten in die Sakralarchitektur übernommen worden.[79] In Prüm sollte die Verwendung dieses antikisierenden Baugliedes wohl das ehrwürdige Alter und die herausgehobene Stellung der Abtei betonen.[80]

Der archäologisch nachgewiesene Prümer Westkomplex ist aufgrund seiner Datierung ins 11. Jahrhundert und seiner Lage als westlicher Anbau an die Hauptkirche mit einem Baukörper zu identifizieren, der in einer im Prümer *Liber aureus* enthaltenen Urkunde erwähnt wird: Am 1. November 1063 weihte der Trierer Erzbischof Eberhard auf Wunsch von Abt Ruopertus einen an die alte Klosterkirche (*monasterium*) angefügten Bauteil (*pars*), der von Abt Ruopertus von Grund auf neu errichtet worden war.[81] Im Anschluss an die Weihe konsekrierte Eberhard einen Altar, der mit Reliquien ausgestattet wurde und «in der Mitte

69 Kruse 2017, S. 301–304.

70 Bänteli/Gamper/Lehmann 1999, S. 21–27.

71 Binding/Untermann 2001, S. 113–118; Kummer 1991, S. 205 f.

72 Untermann 2009d.

73 Binding/Untermann 2001, S. 117; Untermann 2009a, S. 79–81; Krüger 2003, S. 214–303.

74 Kummer 1991, S. 202, 206.

75 Untermann 2009b, S. 416; Binding/Untermann 2001, S. 117.

76 Zu Cluny II: Sapin 2010, S. 7 f.; Krüger 2003, S. 28–32.

77 Untermann 2009a, S. 80; Binding/Untermann 2001, S. 117 f.

78 Saint-Jean Vitus 2019, S. 85; Krüger 2003, S. 304–308.

79 Zum Zangenatrium: Rasch/Arbeiter 2007, 98–100.

80 Zu dem Phänomen: Untermann 2009b, S. 412.

81 Beyer 1860, Nr. 356.

lag» («in medio situm»), ohne den Altarstandort genau zu identifizieren. Der am 1. November 1063 inklusive Altar geweihte Anbau wird in der nur schriftlich überlieferten Weihinschrift des Altars, die zugleich die Bauinschrift des Anbaus darstellte, eingehender beschrieben: Aus der Inschrift geht hervor, dass der Altar dem Heiligen Kreuz (von dem er ein Fragment enthielt) geweiht war und in dem neu errichteten, als *aedificium* bezeichneten Anbau stand.[82] Dieser war offenbar deshalb an die alte Abteikirche (*monasterium*) angebaut worden, weil sie als (zu) klein empfunden wurde und vergrößert werden sollte.

Nach den beschriebenen Baumaßnahmen im 11. Jahrhundert lassen sich in den archäologischen und bauhistorischen Quellen für längere Zeit keine größeren baulichen Veränderungen der Prümer Abteikirche feststellen. Erst im Spätmittelalter wurde eine wohl nie fertiggestellte Einwölbung der Abteikirche ins Werk gesetzt, von denen die oben erwähnten noch erhaltenen Dienste zeugen (vgl. Abb. 10). Grundlegende Umbaumaßnahmen fanden dann erst wieder im 16. Jahrhundert statt und führten zu erheblichen Veränderungen vor allem der westlichen Bauteile der früh- und hochmittelalterlichen Kirchenanlage.[83]

Literatur

Bänteli/Gamper/Lehmann 1999: Kurt Bänteli/Rudolf Gamper/Peter Lehmann, Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen: Zum 950. Jahr seiner Gründung am 22. November 1049. Schaffhauser Archäologie 4 (Schaffhausen 1999).

Beyer 1860: Heinrich Beyer (Hrsg.), Urkundenbuch zur Geschichte der, jetzt die preussischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien, Bd. 1: Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1169 (Koblenz 1860).

Binding 2019: Günther Binding, Architektonische Formenlehre (Darmstadt [8]2019).

Binding/Untermann 2001: Günther Binding/Matthias Untermann, Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland (Darmstadt [3]2001).

Blöck/Thiel 2022: Lars Blöck/Marcus Thiel, Die Goldene Kirche von Prüm. Die mittelalterliche Abteikirche im archäologischen und bauhistorischen Befund. In: Der Prümer Landbote 155, 2022, S. 8–33.

Fachbach 2013: Jens Fachbach, Johann Georg Judas (um 1655–1726): Zur Architektur eines geistlichen Kurfürstentums an Rhein und Mosel im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert (Regensburg 2013).

Finken 2000: Aloys Finken, Die karolingische Klosterkirche in Prüm. In: Der Prümer Landbote 64, 1, 2000, S. 62–75.

Finken 2005: Aloys Finken, «Das Prümer Schatzverzeichnis von 1003». In: Reiner Nolden (Hrsg.), Lothar I. Kaiser und Mönch in Prüm: Zum 1150 Jahr seines Todes. Veröffentlichungen des Geschichtsvereins Prümer Land 55 (Prüm 2005), S. 161–170.

Frentzen 1959: Hans Frentzen, Der Landkreis Prüm. Regierungsbezirk Trier. Die Landkreise in Rheinland-Pfalz 4 (Speyer 1959).

Frenz 1907: Hyginus Frenz, Die letzte Chronik der Benediktiner-Abtei Prüm in der Eifel. In: Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cistercienser-Orden mit besonderer Berücksichtigung der Ordensgeschichte und Statistik 28, 3-4, 1907, S. 608–642.

Gai/Krüger/Thier 2012: Antonella Sveva Gai/Karl Heinrich Krüger/Bernd Thier, Die Klosterkirche Corvey: Geschichte und Archäologie. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 43 (Darmstadt 2012).

Haase/Werther/Wunschel 2015: Carolin Haase/Lukas Werther/Andreas Wunschel, Güterdistribution und Verkehrsinfrastruktur klösterlicher Grundherrschaft im Frühmittelalter im Spannungsfeld ausgewählter historischer und archäologischer Quellen. In: Christian Later/Michaela Helmbrecht/Ursina Jecklin-Tischhauser (Hrsg.), Infrastruktur und Distribution zwischen Antike und Mittelalter. Tagungsbeiträge der Arbeitsgemeinschaft Spätantike und Frühmittelalter 8 (Hamburg 2015), S. 151–189.

82 Dedicatio altaris s. Crucis in ecclesia prumiensi, hrsg. v. Adolf Hofmeister. In: MGH SS 30,2 (Leipzig 1934), S. 1338. – Zur Interpretation der Inschrift: Neu 1932.

83 Blöck/Thiel 2022, S. 30–33.

von Hontheim 1750: Johann Nikolaus von Hontheim, Historia Trevirensis Diplomatica et Pragmatica 3 (Augsburg/Würzburg 1750).

Isphording 2005: Bernd Isphording, Prüm. Studien zur Geschichte der Abtei von ihrer Gründung bis zum Tod Kaiser Lothars I. (721–855). Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 116 (Mainz 2005).

Jäggi 2009: Carola Jäggi, Hildesheim, ehem. Klosterkirche St. Michael. In: Bruno Reudenbach (Hrsg.), Karolingische und ottonische Kunst. Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland 1 (München/Berlin/London/New York 2009), S. 431.

Keller/Althoff 2008: Hagen Keller/Gerd Althoff, Die Zeit der späten Karolinger und der Ottonen: Krisen und Konsolidierungen 888–1024. Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte 3 (Stuttgart 2008).

Kleiner 2024: Marlene Kleiner, Keine Gründung auf der grünen Wiese? In: Wolfgang Zimmermann/Olaf Siart/Marvin Gedigk (Hrsg.), Die Klosterinsel Reichenau im Mittelalter: Geschichte – Kunst – Architektur (Regensburg 2024), S. 136–149.

Knauff 1716: Cosmas Knauff OSB, Defensio imperialis liberae, et exemptae abbatiae sanctissimi Salvatoris Ord. S. Benedicti S. R. I. principatus Prumensis. Contra Archi-Episcopatum, et Capitulum Metropolitanum Trevirens. praetensam unionem, ejusque gravamina per manifesta rationis, juris, et facti ut castrorum acies per arma justitiae virtutis Dei ordinata. Ex quâ Ecclesiae & Imperio, Urbi & Orbi constabit De Statu Abbatiae Prumiensis. In quo fuit, & floruit. In quo est. In quem restitui potest & justitia requiririt. Adornata studio & labore admodum Reverendi Patris et Amplissimi Domini Cosmae Knauff, ejusdem Abbatiae Prioris (ohne Ort 1716).

Knichel 1994: Martina Knichel, Geschichte der Abtei Prüm bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. In: Johannes Mötsch/Martin Schoebel (Hrsg.), Eiflia Sacra: Studien zu einer Klosterlandschaft. Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 70 (Mainz 1994), S. 55–89.

König (im Druck): Margarethe König, Archäobotanische Untersuchungen zum Kloster Prüm, Kreis Bitburg-Prüm, im Frühen Mittelalter. In: Trierer Zeitschrift 88, 2025 (2027) (im Druck).

Krüger 2003: Kristina Krüger, Die romanischen Westbauten in Burgund und Cluny: Untersuchungen zu einer Bauform (Berlin 2003).

Kruse 2017: Karl Bernhard Kruse, Die Baugeschichte des Hildesheimer Domes (Regensburg 2017).

Kummer 1991: Stefan Kummer, Die Gestalt der Peter-und-Paulskirche in Hirsau: Eine Bestandsaufnahme. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.), Hirsau: Sankt Peter und Paul. 1091–1991. Teil 1: Zur Archäologie und Kunstgeschichte. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 10/1 (Stuttgart 1991), S. 199–208.

Lürtzener 1992: Robert Lürtzener, Der Nordturm der Salvator-Basilika in Prüm. In: Der Prümer Landbote 32, 1, 1992, S. 29–35.

Martène/Durand 1724: Edmond Martène/Ursin Durand, Voyage litteraire de deux religieux benedictins de la Congregation de Saint Maur (Paris 1724).

zur Nieden 2008: Andrea zur Nieden, Der Alltag der Mönche. Studien zum Klosterplan von St. Gallen (Hamburg 2008).

Neu 1932: Heinrich Neu, Eine Prümer Weihinschrift vom Jahre 1063. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 2/3, 1932, S. 228–231.

Nösges 1993: Nikolaus Nösges, Das Prümer Urbar: Übersetzt und kommentiert. In: Reiner Nolden (Hrsg.), «*Anno verbi incarnati DCCCXCIII conscriptum*». 1100 Jahre Prümer Urbar. Festschrift. Geschichtsverein «Prümer Land» (Trier 1993), S. 17–115.

Otler 1623: Otler 1623: Chronicae relationes rerum gestarum Prumiensium conscriptae per fratrem Servatium Otlerum imperialis monasterii S. Salvatoris Prumiensis professum Anno Domini 1623. Ed. Aloys Finken e manuscripto 1712/428 2 bibliothecae publicae civitatis Treverensis (o. J./ o. O.).

Rasch/Arbeiter 2007: Jürgen J. Rasch/Achim Arbeiter, Das Mausoleum der Constantina in Rom. Spätantike Zentralbauten in Rom und Latium 4 (Mainz 2007).

Reck 1994: Hans-Hermann Reck, Neue Befunde zum nördlichen Westturm der ehemaligen Abteikirche in Prüm. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte nebst Berichten zur kirchlichen Denkmalpflege 46, 1994, S. 369–397.

Reichertz 2005: Erich Reichertz, Prüm früher – heute: Die «Abtsburg – der Aale Torem». In: Der Prümer Landbote 64, 1, 2005, S. 61–62.

Resmini 1999: Bertram Resmini, Prüm. In: Friedhelm Jürgensmeier (Hrsg.), Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Rheinland-Pfalz und Saarland. Germania Benedictina 9 (Sankt Ottilien 1999), S. 612–649.

Ristow 2012: Sebastian Ristow, Sarkophag für einen Säugling aus der Domgrabung in Aachen. In: Bonner Jahrbücher 212, 2012, S. 227–239.

Saint-Jean Vitus 2019: Benjamin Saint-Jean Vitus, Tournus: L'abbaye Saint-Philibert: À la découverte d'un grand site du Moyen Âge (Tournus 2019).

Sapin 2010: Christian Sapin, L'archéologie à Cluny (2006–2010). In: Dossiers d'Archéologie, hors-série 19, 2010, S. 4–13.

Schwab 1983: Ingo Schwab (Hrsg.), Das Prümer Urbar. Rheinische Urbare 5. Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 20 (Düsseldorf 1983).

Scriba 1937: Wilhelm Scriba, Basis. In: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte 1 (Stuttgart 1937), S. 1492–1506.

Smit 2018: Verena Smit, Die Baugeschichte der salischen Abteikirche in Hersfeld. Studien zum Kulturerbe in Hessen 4 (Regensburg 2018).

Smith 2016: Julia M. H. Smith, Pippin III and the Sandals of Christ: The Making and Unmaking of an Early Medieval Relic. In: Rob Meens et al. (Hrsg.), Religious Franks: Religion and Tower in the Frankish Kingdoms. Studies in honour of Mayke de Jong (Manchester 2016), S. 437–454.

Untermann 2009a: Matthias Untermann, Handbuch der mittelalterlichen Architektur (Darmstadt 2009).

Untermann 2009b: Matthias Untermann, Kloster und Stift: Baukunst und Bildung der geistlichen Gemeinschaften. In: Wittekind 2009, S. 411–428.

Untermann 2009c: Matthias Untermann, Regensburg, Benediktinerabteikirche St. Emmeram. In: Wittekind 2009, S. 436–438.

Untermann 2009d: Matthias Untermann, Paulinzella, Benediktinerabteikirche St. Maria. In: Wittekind 2009, S. 441–442.

Wackenroder 1927: Ernst Wackenroder, Die Kunstdenkmäler des Kreises Prüm. Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 12/2 (Düsseldorf 1927).

Weber 1994: Winfried Weber, Prüm. Pfarrkirche Verklärung des Herrn (St. Salvator). In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte nebst Berichten zur kirchlichen Denkmalpflege 46, 1994, S. 479–482.

Wisplinghoff 1999: Erich Wisplinghoff, Untersuchungen zur Geschichte des Klosters Prüm an der Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert. In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 55, 1999, S. 439–475.

Wittekind 2009: Susanne Wittekind (Hrsg.), Romanik. Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland 2 (München etc. 2009).

Zettler 1988: Alfons Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau: Ausgrabungen – Schriftquellen – St. Galler Klosterplan. Archäologie und Geschichte 3 (Sigmaringen 1988).

MARLENE KLEINER

Reichenau-Mittelzell: Vorstudien zu einem neuen Auswertungsprojekt

Die Klosterinsel Reichenau ist von zentraler Bedeutung für die Erforschung insbesondere frühmittelalterlicher Klöster und Klosterfamilien.[1] Zuletzt wurden im Rahmen des DFG-Projekts *Ein karolingisches Teilkloster: Reichenau-Niederzell, Kirche und Schrankenanlage* die Baugeschichte und die reiche Ausstattung der Kirche eingehend untersucht.[2] Auch für St. Georg in Oberzell liegen detaillierte Studien zur Baugeschichte und zu den erhaltenen frühmittelalterlichen Wandmalereien vor.[3] Die Forschungsarbeiten zeichnen jedoch nur ein lückenhaftes Bild der Klosterinsel, denn die Baugeschichte der Hauptkirche dieser komplexen Anlage – St. Maria und Markus in Mittelzell – ist nach wie vor ein Desiderat.

Dies ist umso erstaunlicher, wenn man die Fülle an Forschungskampagnen bedenkt, die seit 1921 in der Kirche, im Klausurbereich und im Bereich der nahegelegenen Abtspfalz stattgefunden haben und die bis heute nicht ausgewertet sind.[4] Insbesondere die seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen geglaubte und in den 1980er-Jahren von Alfons Zettler wiederentdeckte Dokumentation der Ausgrabungen, die Emil Reisser ab 1921 und verstärkt 1929–1941 in der Kirche durchgeführt hatte, gibt wichtige Einblicke in die frühe Baugeschichte der Mittelzeller Kirche und damit in die Gründungszeit des Klosters Reichenau (Abb. 1).[5] Auch die 1970–1984 von Zettler selbst durchgeführten Grabungen insbesondere im Bereich der

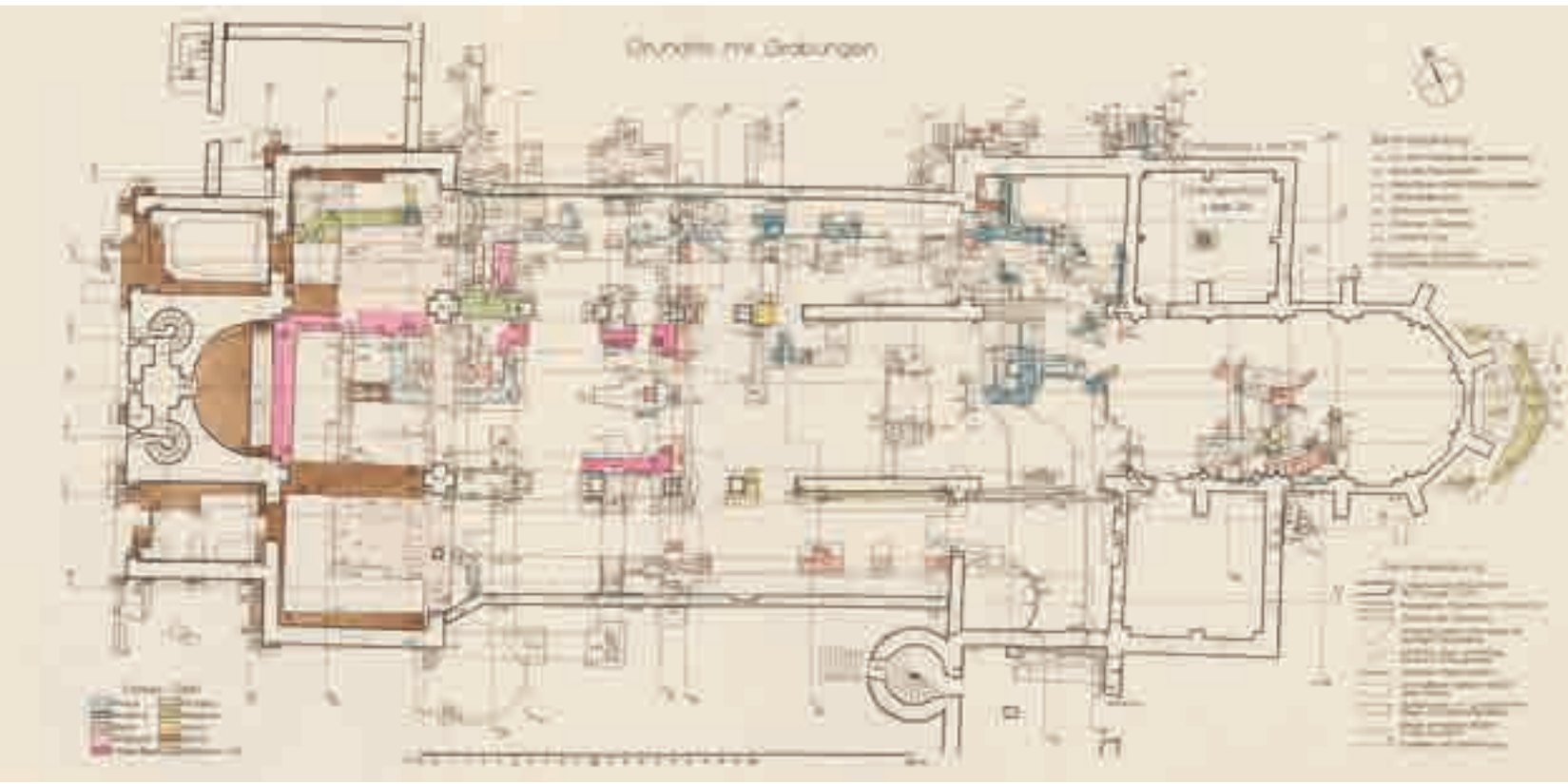


Abb. 1 Reichenau-Mittelzell, Gesamtplan der Reisser-Grabung, die über die Hälfte der Grundfläche der Kirche umfasste. *(Aus: Reisser 1960, Beilage j)*

1 Der vorliegende Aufsatz ist eine verkürzte Version des anlässlich der Großen Landesausstellung *Welterbe des Mittelalters – 1300 Jahre Klosterinsel Reichenau* erschienenen Katalog-Beitrags (Kleiner 2024).

2 Kriszt/Schiavone 2024. Vgl. auch den Beitrag von Sandra Kriszt in diesem Band.

3 Eggenberger 2005; Jakobs 1999.

4 Mit detaillierten Angaben zu allen vorliegenden Dokumentationen Kleiner 2024.

5 In seine 1939 fertiggestellte Dissertation konnte Reisser nur einige zentrale Ergebnisse einfließen lassen; sie wurde erst 1960 posthum publiziert (Reisser 1960).



Abb. 2 Reichenau-Mittelzell, Blick von Nordosten auf das Langhaus und eine unverputzte Mauer des ehemaligen Klausur-Westflügels *(© Hilarmont [Kempten], CC BY-SA 3.0 DE, via Wikimedia Commons)*

ehemaligen Abtspfalz und des karolingerzeitlichen Klausur-Westflügels sind bislang nicht umfassend ausgewertet.[6] Eine 2004 durchgeführte geophysikalische Prospektion ist bisher ebenfalls nicht im Detail ausgewertet, doch hat sie Zettlers Beobachtung bestätigt, dass sich das ursprüngliche Klaustrum nördlich der Kirche befunden hatte (Abb. 2).[7] Erst im frühen 17. Jahrhundert, unter dem Konstanzer Fürstbischof Jakob Fugger (1604–1626), wurde die Klausur in den Süden der Kirche verlegt, wo die Gebäude noch heute erhalten sind, auch wenn sie seit der Auflösung des Reichenauer Konvents 1757 nicht mehr als Konventsgebäude dienen.

Seit 2020 wird auf Initiative von Matthias Untermann am Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg ein Forschungsprojekt vorbereitet, dessen Ziel die zusammenführende architekturhistorische Auswertung aller bisherigen Dokumentationen ist. Neben der Sichtung aller älteren Grabungsdokumentationen durch Marlene Kleiner, Sandra Kriszt und Matthias Untermann wurden im Rahmen der Projektvorarbeiten 17 von Reisser zugänglich gelassene Grabungsschnitte innerhalb der Kirche durch Dieter Lammers gereinigt und mit modernen Methoden nachdokumentiert. In diesem Zuge wurden auch Mörtel- und Holzkohleproben genommen und durch Roland Prien vom Heidelberg Zentrum Kulturelles Erbe (HCCH) hochauflösende 3D-Scans der alten Grabungsschächte sowie aller freiliegenden Mauerwerksbereiche in der Kirche und angrenzenden Räumen angefertigt.

Bereits eine erste kursorische Durchsicht der vorliegenden Dokumentationen, insbesondere der Unterlagen aus den Grabungen von Emil Reisser, macht deutlich, dass vor dem Hintergrund des aktualisierten Forschungstands einige Aspekte der Mittelzeller Baugeschichte heute in anderem Licht erscheinen und neu interpretiert werden müssen. Dies betrifft unter anderem die relative Chronologie der frühesten Steinbauphasen. Insbesondere die zeitliche Stellung eines von Reisser als Sakristei der unter Abt Haito (805–823) errichteten Kreuzbasilika interpretierten Raumes nördlich des Sanktuariums steht zur Diskussion, da sein Fußbodenniveau und seine Türöffnungen mit dem Bau des frühen 9. Jahrhunderts nur schwer in Einklang zu bringen sind. Die Niveaus suggerieren eine Zugehörigkeit des Gebäudes zu

6 In seiner historisch ausgerichteten Dissertation ging Zettler nur auf die Bauphasen des 8. bis 10. Jahrhunderts – insbesondere auf die Holzbaubefunde der Zeit um 727 sowie die Befunde zu den Fußbodenheizungen nordöstlich der Kirche und im Westflügel der Klausur – ein; Zettler 1988.

7 Schmidt-Thomé/Osten-Woldenburg 2004; Zettler 2014.

einer bislang unbekannten steinernen Vorgängerbebauung an Stelle des Klosterbezirks, die demnach bei der pirminschen Klostergründung 724 bereits bestanden haben muss. Das unverputzte Mauerwerk des Innenraumes, heute Untergeschoss der Schatzkammer, zeigt Bestandteile mehrerer unterschiedlicher Bauphasen, die bauforscherisch untersucht und gemeinsam mit den von Reisser und Lammers dokumentierten Grabungsbefunden betrachtet werden müssten, um die genaue Zeitstellung und Funktion des Gebäudes zu bestimmen. Sicher scheint, dass dieses Gebäude zu einer ersten Bebauung in Stein am Ort der heutigen Kirche gehört hat.

Zu dieser neu entdeckten Bauphase 1 könnte ein weiterer Steinbau zählen, der sich südlich des beschriebenen Baus befand und mit einer gemauerten Bank ausgestattet war. Zwischen diesen beiden Steinbauten und einem Holzgebäude, das weiter westlich zu vermuten ist, wurde schließlich nach der Klostergründung die erste steinerne Kirche als Saalkirche mit eingezogenem rechteckigem Altarraum errichtet (Abb. 3a). Deren unregelmäßig gebaute Ost- und Westmauern scheinen die frühere Zeitstellung der benachbarten Gebäude zu bestätigen. Diese relative Chronologie entspricht auch der Darstellung in den Viten Pirmins und Meinrads, die bereits von einer qualifizierten Vorbebauung am Ort des späteren Klosters berichten.[8] Wie jüngst auch für Lorsch archäologisch nachgewiesen,[9] erfolgte die Gründung des Klosters Reichenau demnach nicht auf der grünen Wiese, sondern innerhalb einer bestehenden *cella*, einer Siedlung oder eines Adelshofs, deren/dessen Gebäude dem frühen Kloster als Konventswohnung und als Abtshaus dienen konnten.

Im Altarraum der ersten Saalkirche wurden in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts drei Personen beigesetzt, vermutlich die Abtbischöfe Arnefrid († ca. 746), Sidonius († 760) und Johannes († 782).[10] Die Bestattungen wären für den Altarraum einer Klosterkirche, in der das Chorgebet der Mönche stattfindet, ungewöhnlich und legen deshalb eine Funktion des Baus als Ort des Totengedächtnisses nahe, wie es auch für die jüngst neu untersuchte Kirche des 7./8. Jahrhunderts in Esslingen am Neckar diskutiert wird.[11] Wie in Esslingen wäre dann der Standort der eigentlichen Klosterkirche auch in Mittelzell für das 8. Jahrhundert unbekannt. Eine umfassende Auswertung der vorhandenen Dokumentationen könnte die Funktion der Saalkirche klären und auch neue Indizien zum Standort der Klosterkirche ergeben.

Im späteren 8. Jahrhundert wurde die Saalkirche durch einen Anbau nach Westen in ihrer Größe etwa verdoppelt und erhielt eine westliche Vorhalle (Abb. 3b). Dabei blieb eine Mauer zwischen Ost- und Westteil des Kirchenschiffs bestehen, die wohl den Laienbereich abtrennte. Ähnlich langgestreckte, zweigeteilte Kirchen sind aus frühen Klöstern in England bekannt (Jarrow).[12] Der Ostteil der Kirche wurde im Zuge dieser Baumaßnahme mit einer gemauerten Sitzbank vor der Ostwand und zwei Nebenaltären am Triumphbogen ausgestattet. Nördlich an das Sanktuarium schloss nun eine zweigeschossige Sakristei an, deren Treppe direkt zum Hochaltar führte; aus diesem Grund sind im oberen Geschoss wohl nicht die Wohnräume des Konvents anzunehmen. Nördlich an das Kirchenschiff grenzte ein weiterer Raum an, dessen kirchenseitiger Wand eine gemauerte Bank vorgelagert war. 799 wurden die drei bestehenden Gräber zusammengelegt, um vor der Südwand des Sanktuariums Platz für das Grab Markgraf Gerolds († 799) zu schaffen, der einen Marienaltar gestiftet hatte.[13]

Anfang des 9. Jahrhunderts erhielt der Mittelzeller Konvent unter Abt Haito eine neue, größere Klosterkirche, deren kurzes, dreischiffiges Langhaus in einem östlichen Querhaus mündete und deren Sanktuarium mit einer Doppelapsis schloss (Abb. 3c). Die hohen Rundbögen der Vierung und die großen Rundbogenfenster des Querhauses haben sich in der heutigen Kirche erhalten. Die Langhausarkaden waren vermutlich mit einem Stützenwechsel aus Säulen und Pfeilern gestaltet; ein Blattkapitell aus dieser Bauphase befindet sich heute in einer Zweitverwendung des 12. Jahrhunderts im Westquerhaus. Die in der Reisser-Grabung festgestellten Niveaus der Vierung und

8 Zettler 1988, S. 38; Jäggi 2000, S. 59.

9 Lammers 2019, S. 327 f.

10 Zettler 1988, S. 80–82.

11 Kleiner 2022.

12 Cramp 2005, Bd. 1, S. 147–158.

13 Rhythmi ex variis codicibus collecti. In: Karl Strecker (Hrsg.), MGH Poetae Latini aevi Carolini 4 (Berolini 1923), S. 639.

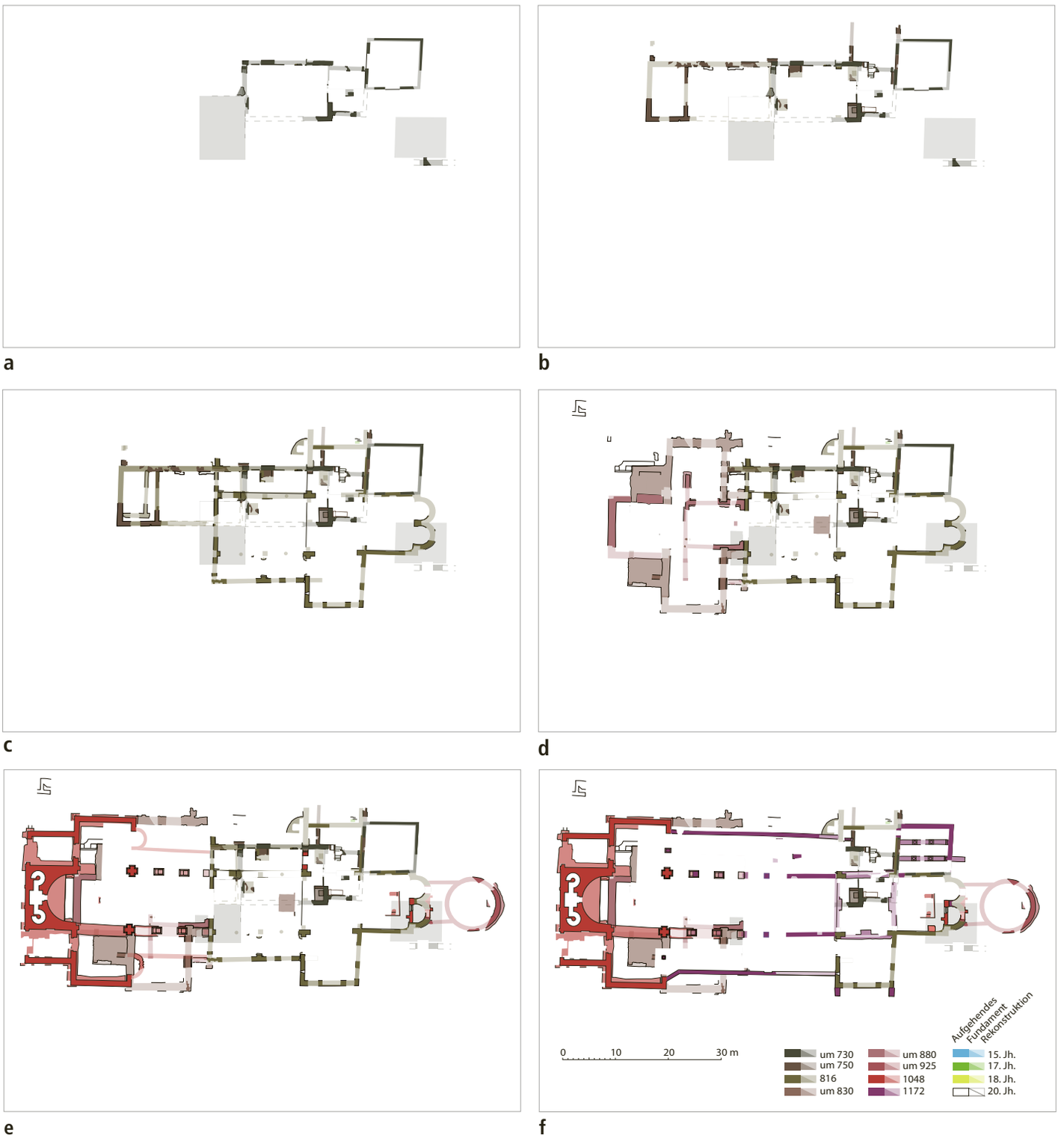


Abb. 3 Reichenau-Mittelzell, vorläufige Bauphasenpläne.

a) Die erste steinerne Saalkirche zwischen den Gebäuden der Vorgängerbebauung im 8. Jahrhundert

b) Erweiterung der Kirche nach Westen im späten 8. Jahrhundert

c) Neubau unter Abt Haito mit Resten der alten Westteile, frühes 9. Jahrhundert

d) Der neue Westbau mit Sanktuarium und Abschrankungen für einen Chor in der Westvierung, spätes 9. Jahrhundert

e) Die östliche Außenkrypta, 10. Jahrhundert, und der neue Westbau, erste Hälfte 11. Jahrhundert

f) Erneuerung des Langhauses, spätes 12. Jahrhundert

(© Matthias Untermann und Marlene Kleiner, Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg)

der Doppelapsis sprechen dafür, dass sich östlich der Vierung eine Krypta befunden hatte, über der ein stark erhöhter Altarraum gelegen haben muss und über mehrere Stufen erreichbar war. Eine ähnliche Situation ist auf dem St. Galler Klosterplan dargestellt, der etwa zur gleichen Zeit auf der Reichenau entstand.[14] An das kurze Langhaus schloss sich im Westen zunächst noch der Westteil des Vorgängerbaus an, dessen Vorhalle nun einen Einbau erhielt – vielleicht eine Treppe, die das Obergeschoss des Klausur-Westflügels erschloss.

Das erhaltene Mauerwerk der Kreuzbasilika trägt Reste von Verputz, ist aber ansonsten vollkommen schmucklos. Dies spricht dafür, dass Kämpfer und andere Architekturgliederungen in Stuck ausgeführt waren, wie es dann für die Renovierung der Kirche um 990 schriftlich überliefert ist.[15] Wandmalereifragmente, die bei Grabungen aus jüngeren Schuttschichten geborgen wurden, könnten ebenso von dieser Kirche stammen wie flechtbandverzierte Sandsteinpfeiler einer Schrankenanlage. Deren Werkleute dürften, anders als jene der Niederzeller Schrankenplatten, aus Rom auf die Reichenau gekommen sein oder haben sich zumindest an römischen Vorbildern orientiert.[16]

Bereits kurze Zeit später, wohl unter Abt Erlebald (823–838),[17] wurde der alte Westteil der Kirche durch ein großes Westquerhaus ersetzt, an das sich zwei quadratische Türme und mittig wohl eine Eingangshalle anschlossen. In der Folgezeit, wohl nach der Translation der Valens/Markus-Reliquien auf die Reichenau, wurde die Vorhalle zu einem westlichen Altarraum umgebaut und in der Westvierung ein Chorbereich abgeschrankt (Abb. 3d). Dieser Westchor war, so geht es aus der Grabungsdokumentation hervor, vom Langhaus der östlichen Kirche durch eine Mauer getrennt, die bis ins 11. Jahrhundert bestand. Diesem Befund entspricht die ausdrückliche Trennung der «basilica s. Mariae» und der «basilica s. Marci» in den um 930 verfassten *Miracula Sancti Marci*.[18] Ähnlich verhält es sich auch im Kloster St. Gallen, wo die Galluskirche (837/839) und die Otmarskirche (867) zwar in derselben Achse, aber dennoch deutlich voneinander getrennt standen.[19]

Im 10. Jahrhundert wurde östlich der Kirche eine Außenkrypta mit einer runden Scheitelkapelle errichtet, die durch zwei nachträglich in die Doppelapsis eingebrochene Türen über einen Zwischenbau erschlossen wurde (Abb. 3e). Nimmt man unter dem Sanktuarium der Kreuzbasilika, wie oben erläutert, eine Krypta an, so wäre auch das Forschungsproblem gelöst, dass der Zugang zur Rundkapelle durch zwei Türen unmittelbar hinter dem Hochaltar erfolgte: Die Durchgänge befinden sich auf dem Niveau der vermuteten Krypta und nehmen so keinen Einfluss auf die Gegebenheiten im Sanktuarium. Als Nachbildung des Heiligen Grabes in Jerusalem nahm die Kapelle ein Reliquiar mit einem Tropfen Blut und einem Splitter des Kreuzes auf, die das Kloster 923 erhalten hatte.[20]

Im 11. Jahrhundert ließ Abt Berno (1008–1048) den Westbau durch einen aufwändigen, größeren Neubau ersetzen (vgl. Abb. 3e), der in der heutigen Kirche größtenteils erhalten ist. Er besteht aus einem großen Westquerhaus mit einer Vierung, an die sich eine Westapsis anschließt. Diese wird von außen nicht erkennbar, da sie mit einem breiten Turm überbaut ist, der von zwei eingeschossigen Eingangshallen flankiert wird. In den Vorhallenobergeschossen befinden sich weitere Räume gehobener Ausstattung, die zu den Querarmen hin geöffnet sind und deren Funktion noch zu klären ist; Eine Weihenachricht von 1249 berichtet von einer hochgelegenen Michaelskapelle,[21] die hier vermutet werden kann. Die Obergeschossräume werden über zwei Wendeltreppen in den Zwickeln der Apsis erschlossen. Die Westquerarme schlossen nach Osten in je einer kleinen Apsis, in denen wohl Nebenaltäre aufgestellt waren – wie auch in anderen Westchören üblich, wurde auch hier zu jener Zeit nach wie vor in Richtung Osten zelebriert. Im Zentrum des Neubaus stand erneut der Markusaltar, neben dem sich der Bauherr Berno 1048 bestatten ließ. Langhaus und Ostteile der karolingerzeitlichen Kirche blieben von dieser Baumaßnahme unbeeinträchtigt, diese diente also nicht einer Erneuerung der monastischen Liturgie, sondern hatte die Neu-

14 Licht 2024.

15 Berschin/Staub 1992, S. 54f.

16 Schiavone 2024.

17 Für Erlebalds Amtszeit ist der Bau einer großen Kirche (*templum)* überliefert; Walahfridi Strabi Carmina. In: Ernst Dümmler (Hrsg.), MGH Poetae Latini aevi Carolini 2 (Berolini 1884), S. 410.

18 Berschin/Klüppel 2015.

19 Auch die 1963–1967 im St. Galler Stiftsbezirk durchgeführte Grabung ist bislang nicht ausgewertet. Eine Übersicht der rekonstruierten Grundrisse aus Vorberichten zuletzt bei Faccani 2021, S. 19–21, Abb. 11–20. Vgl. auch den Beitrag von Faccani/Schindler in diesem Band.

20 Hermann von Reichenau, Chronik. In: Georg Heinrich Pertz (Hrsg.), MGH Scriptores 5 (Hannover 1844), S. 112; Berschin/Klüppel 2015.

21 Bock 2022, Anm. 24.



Abb. 4 Reichenau-Mittelzell. Der Blick von Westen in das Westquerhaus zeigt die beiden wiederverwendeten Stützen. *(© Foto: Steffen Fuchs, Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg)*

organisation der Infrastruktur für Laien und Pilger zum Ziel.

Unter Abt Diethelm von Krenkingen (1169–1206, ab 1189 Bischof von Konstanz) wurde das Langhaus der Kirche neugebaut, wobei die Seitenschiffe deutlich verbreitert wurden, um mehr Platz für Nebenaltäre zu schaffen (Abb. 3f). In diesem Zuge wurden die Ostapsiden des Westquerhauses abgebaut und das Erscheinungsbild des Mittelschiffs durch den Einbau von Pfeilerarkaden vereinheitlicht. Am Übergang von den Seitenschiffen zu den Westquerarmen entstand je eine Doppelarkade – im Norden getragen von einem wiederverwendeten rechteckigen Pfeiler des Berno-Baus, im Süden von einer heute fälschlich als Witigowo-Säule bezeichneten Säule des karolingerzeitlichen Haito-Baus (Abb. 4). Der Ostteil des Mittelschiffs wurde mit geschlossenen Mauern gestaltet, wohl um die Bögen der Ostvierung zu stabilisieren. Der quadratische Bau aus Steinbauphase 1, der nun östlich an den Nordostquerarm angeschlossen war, wurde teilweise erneuert und erhielt eine zweigeschossige, gewölbte Kapelle. Der Zugang zur Heilig-Blut-Rotunde durch die südliche Apsis wurde aus statischen Gründen vermauert und der Zwischenbau zweigeschossig erneuert.

Nach einem Brand wurde das Dach des Mittelschiffs 1235 durch ein hölzernes Tonnengewölbe erneuert.[22] 1447–1499 wurden die bis dahin noch erhaltenen Ostteile der karolingerzeitlichen Kreuzbasilika durch einen neuen, hochgotischen Altarraum ersetzt und die Sakristei neugebaut (Abb. 5). Der Chorbereich wurde durch einen Lettner abgeschrankt.

Die neuen Überlegungen zur Baugeschichte des Mittelzeller Münsters basieren lediglich auf einer ersten Durchsicht der Reisser-Dokumentation und sind bislang weder ausreichend belegt,

22 Zu den Dachwerken der Reichenauer Kirchen weiterführend Lohrum 2024.

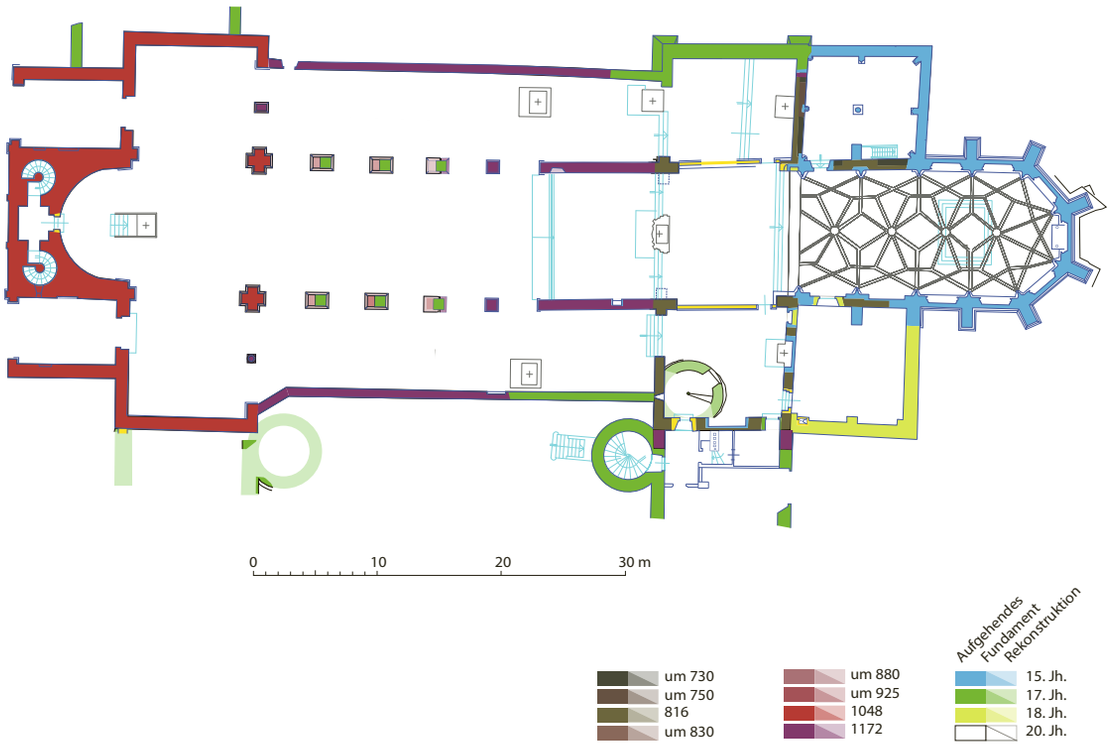


Abb. 5 Baubestand des Reichenau-Mittelzeller Marienmünsters nach Bauphasen. *(© Matthias Untermann und Marlene Kleiner, Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg)*

noch können sie in diesem Rahmen angemessen differenziert dargestellt werden. Dennoch werfen sie ein Schlaglicht auf die Fülle der architekturhistorischen Erkenntnisse, die eine fundierte, umfassende Auswertung nicht nur der Reisser-Grabung, sondern auch der angrenzenden kleineren archäologischen Untersuchungen verspricht.

Eine Prüfung der neuen Thesen zur Baugeschichte ist zwingend erforderlich, um die Mittelzeller Kirche zuverlässig kunsthistorisch einordnen und in größere Kontexte, zum Beispiel zu frühmittelalterlichen Kirchenfamilien oder zur Sakraltopographie von Inselklöstern, einbinden zu können. Hierfür ist eine umfassende, zusammenführende Auswertung nicht nur der Grabung Emil Reissers, sondern auch der von Alfons Zettler und Joachim Müller angefertigten Dokumentationen unerlässlich, in die auch die geophysikalischen Prospektionsergebnisse sowie die anthropologischen Untersuchungen einbezogen werden müssen.

Neben Erkenntnissen zur ältesten Steinbebauung des Geländes vor der Klostergründung durch Pirmin 724 und zu den ältesten Sakralgebäuden an dieser Stelle sind dabei auch weiterführende Erkenntnisse über die Gestalt der karolingerzeitlichen Kreuzbasilika und der dort zu vermutenden Krypta zu erwarten. Diese versprechen auch neue Denkanstöße in der Diskussion um die Funktion des St. Galler Klosterplans. Insbesondere eine vollständige Auswertung der Zettler-Grabungen wird Aufschluss über das Aussehen der Abtspfalz und der frühmittelalterlichen Klausur geben. Fragestellungen zur Funktion der Obergeschossräume im Westbau sowie zur Baugeschichte der ersten Steinbauten im Osten können erst nach weiteren Bauuntersuchungen am erhaltenen Mauerwerk vor Ort beantwortet werden.

Literatur

Berschin/Klüppel 2015: Walter Berschin/Theodor Klüppel, Die Reichenauer Heiligblut-Reliquie. Reichenauer Texte und Bilder 1 (Heidelberg 2015).

Berschin/Staub 1992: Walter Berschin/Johannes Staub (Hrsg), Die Taten des Abtes Witigowo von der Reichenau (985–997). Eine zeitgenössische Biographie. Reichenauer Texte und Bilder 3 (Sigmaringen 1992).

Bock 2022: Sebastian Bock, Das Markusgrab im Münster von Reichenau-Mittelzell. Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte am Oberrhein 3 (Heidelberg 2022).
DOI: https://doi.org/10.11588/arthistoricum.1138.

Cramp 2005: Rosemary Cramp, Wearmouth and Jarrow Monastic Sites, 2 Bde. (Swindon 2005).

Eggenberger 2005: Peter Eggenberger, Beiträge zur Baugeschichte der Kirche St. Georg in Oberzell auf der Reichenau. In: Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung 6, 2005, S. 215–327.

Faccani 2021: Guido Faccani, Bauplastik des 1. Jahrtausends aus St. Gallen. Kathedrale, Gallusplatz, Klosterhof, St. Mangen. Archäologie im Kanton St. Gallen 2 (St. Gallen 2021).

Gedigk/Siart/Zimmermann 2024: Marvin Gedigk/Olaf Siart/Wolfgang Zimmermann (Hrsg.), Die Klosterinsel Reichenau im Mittelalter. Geschichte, Kunst, Architektur (Regensburg 2024).

Jäggi 2000: Gregor Jäggi, Zur ersten Lebensbeschreibung des hl. Meinrad. In: Lang 2000, S. 39–63.

Jakobs 1999: Dörthe Jakobs, Sankt Georg in Reichenau-Oberzell. Der Bau und seine Ausstattung. Bestand, Veränderungen, Restaurierungsberichte, 3 Bde. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 9 (Stuttgart 1999).

Kleiner 2022: Marlene Kleiner, «Klosterkirche» oder Memorialbau? Neue Erkenntnisse zu den Anfängen der Stadtkirche St. Dionys in Esslingen a. N. In: Esslinger Studien 51, 2022, S. 9–30.

Kleiner 2024: Marlene Kleiner, Keine Gründung auf der grünen Wiese? Neue Thesen und offene Fragen zur Baugeschichte des Reichenauer Münsters. In: Gedigk/Siart/Zimmermann 2024, S. 136–149.

Kriszt/Schiavone 2024: Sandra Kriszt/Romina Schiavone, St. Peter in Reichenau-Niederzell. Die Baugeschichte der Stiftskirche und die karolingerzeitliche Bauskulptur der Reichenau. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 21 (Ostfildern 2024).

Lammers 2019: Dieter Lammers: Kloster Lorsch, Bd. 3: Das Umfeld der Torhalle und die Bau- und Nutzungsstrukturen des Klosters. Schriften zum Kloster Lorsch 3 (Regensburg 2019).

Lang 2000: Odo Lang (Hrsg), Sankt Meginrat. Festschrift zur zwölften Zentenarfeier seiner Geburt. Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 111 (St. Ottilien 2000).

Licht 2024: Tino Licht, Neue Beobachtungen zu Schriftgeschichte, Wortlaut und Rezeption des St. Galler Klosterplans. In: Gedigk/Siart/Zimmermann 2024, S. 166–175.

Lohrum 2024: Burghard Lohrum, Offen – verdeckt – geschlossen. Die hochmittelalterlichen Kirchendachwerke der Insel Reichenau im Kontext der europäischen Dachlandschaft. In: Gedigk/Siart/Zimmermann 2024, S. 188–203.

Reisser 1960: Emil Reisser, Die frühe Baugeschichte des Münsters zu Reichenau. Forschungen zur deutschen Kunstgeschichte 37 (Berlin 1960).

Schiavone 2024: Romina Schiavone, Venetier auf der Reichenau. Frühmittelalterliche Bauskulptur in Niederzell und Mittelzell. In: Kriszt/Schiavone 2024, S. 341–635.

Schmidt-Thomé/Osten-Woldenburg 2004

Peter Schmidt-Thomé/Harald von der Osten-Woldenburg, Archäologische Prospektion im mittelalterlichen Klosterbezirk von Reichenau, Kreis Konstanz. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2003, 2004, S. 217–219.

Zettler 1988: Alfons Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen – Schriftquellen – St. Galler Klosterplan. Archäologie und Geschichte 3 (Sigmaringen 1988).

Zettler 2014: Alfons Zettler, Infirmerie und Noviziat. Anmerkungen zu den Ergebnissen einer geophysikalischen Prospektion (2004) im Areal des ehemaligen Klosters Reichenau. In: Hans-Jürgen Baier/Thomas Weber, Altes und Neues. Vom Museum in den Landtag. Festschrift für Volker Schimpff zum sechzigsten Geburtstag. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 76 (Langenweißbach 2014), S. 243–252.

SANDRA KRISZT

Reichenau-Niederzell – Die Baugeschichte der ehemaligen Stiftskirche St. Peter und Paul

Die im Jahr 2000 als UNESCO-Welterbe ausgewiesene Bodenseeinsel Reichenau umfasst eine der wichtigsten Klosteranlagen Europas aus dem Früh- und Hochmittelalter. Nach der Klostergründung in Reichenau-Mittelzell um 724 bildete sich eine vielteilige, komplexe und über die gesamte Insel angelegte monastische Struktur aus. Dazu gehörten die heute noch bestehenden Kirchen St. Maria und Markus in Mittelzell, St. Georg in Oberzell und St. Peter und Paul in Niederzell sowie weitere, heute nicht mehr erhaltene Kirchen. Die hohe Bedeutung der erhaltenen «Nebenkirchen» in Niederzell und Oberzell war Anlass, in Niederzell 1970–1977 großflächige Ausgrabungen durchzuführen, doch kam es im Anschluss nicht zu einer zusammenfassenden Auswertung der Grabungsbefunde. In Oberzell waren 1982–1990 die Wandmalereien Gegenstand einer umfassenden restauratorischen Dokumentation und Auswertung, während 1996 die komplizierte Baugeschichte erforscht wurde; für beide Bereiche liegen entsprechende Publikationen vor.[1]

Die bauarchäologischen Untersuchungen 1970–1977

Die ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul befindet sich im nordwestlichen Ortsteil Niederzell, der topografisch einen eigenständigen Teil der Insel Reichenau darstellt und bis heute nur durch eine einzige Straße und einen Fußweg mit der Hauptinsel verbunden ist. Die Stiftung einer dem heiligen Petrus geweihten Kirche geht auf Bischof Egino von Verona zurück, der den Kirchenbau um 795/800 errichtete.[2] Von dieser Stiftung und der Gründung der «Eginozelle» an der Westspitze der Insel berichten die um 930/40 auf der Reichenau geschriebenen, in einem Codex des 10. Jahrhunderts[3] enthaltenen *Miracula S. Marci*: «Zur Zeit des großen Kaisers Karl lebte ein hochangesehener Bischof namens Egino, aus alemannischem Geschlecht, der damals die Kirche von Verona leitete. Als dieser sich anschickte, seine Heimat wieder aufzusuchen, gefiel es ihm, den Abt unseres Klosters mit Bitten zu bestürmen, er möge ihm auf dieser Insel zu wohnen erlauben. Als der ihm aufgrund seines hohen Ansehens den Wunsch keineswegs abschlagen konnte, begann dieser nach Empfang der gewünschten Antwort, am äußersten Ende der Insel eine kleine Klosterzelle anzulegen, die er zur Ehre des heiligen Apostelfürsten Petrus erbaute und mit seinem Namen benannte [also: *Eginoniscella*, *Anm. S.K.*]. Er versah sie mit zahllosem Schmuck, mit Gold und Silber und mit kostbaren Steinen, mit verschiedenen Gewändern und Büchern für die Liturgie und überhaupt mit aller Ausstattung für den gottesdienstlichen Gebrauch. Und als alles rechtens gemäß seinem Willen ausgeführt war, machte er sich, unter dem Lobpreis Gottes diesem irdischen Licht entzogen, auf zu Christus.»[4]

Im 12. Jahrhundert wurde das über lange Zeit gewachsene Baugefüge abgebrochen und durch einen neuen Kirchenbau ersetzt. Die heute noch bestehende Kirche präsentiert sich als querhauslose Basilika mit einer Vorhalle im Westen sowie zwei Türmen im Osten (Abb. 1).

Der Niederzeller Kirchenbau gab lange Zeit Rätsel auf, mit deren Lösung sich die Forschung nicht zufriedenstellend auseinandersetzen konnte. Erst mit den von 1970–1977 durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, unter der Leitung von Wolfgang Erdmann durchgeführten archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen konnte eine Basis für die intensive Beschäftigung mit dem Niederzeller Kirchenbau geschaffen werden. Anlass für die umfassenden Untersuchungen waren notwendige Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten an dem durch Feuchtigkeit geschädigten Kirchenbau sowie der geplante Einbau einer Fußbodenheizung. Zusammen mit den Restaurierungs- und Instandsetzungsarbeiten am bestehenden Bau wurden ab Juli 1970 der gesamte Kircheninnenraum sowie

1 Jakobs 1999; Eggenberger 2005. Zu Reichenau-Mittelzell siehe den Beitrag von Marlene Kleiner in diesem Band.

2 Zettler 2024, S. 97.

3 BLB Karlsruhe, Cod. Aug. perg. 84; vgl. Klüppel 1980, S. 86 f. und S. 102–105; Berschin 1994, S. 14; Klüppel 1994, S. 27 f. und S. 33.

4 «Tempore igitur magni karoli imperatoris augusti · erat quidam magnae reverentiae episcopus egino nomine · de alamannorum gente procreates · qui tunc veronensis civitatis ecclesiae monarchiam tenuit ·Hic dum propriam coepisset revisere patriam · placuit ei ut abbatem nostri monasterii interpellaret · quatenus illi in eandem insula habitandi licentiam concederet · qui dum ipsius reverentiae bonitate illi minime negaret · accepta ab eo optata responsione · coepit in ultima eiusdem cespitis parte fabricare cellulam · quam in honore sancti petri principis apostolorum construxit ·



Abb. 1 Reichenau-Niederzell, St. Peter und Paul, Ansicht von Nordwesten. *(© Foto: Romina Schiavone; Uni Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte)*

die angrenzenden Außenbereiche im Norden archäologisch untersucht. Die Grabungen brachten – wenn auch an vielen Stellen durch jüngere Störungen beeinträchtigt – Befunde einer vorangehenden Bebauung zutage (Abb. 2).

Die Teilergebnisse der Untersuchungen wurden in mehreren Vorberichten[5] publiziert, doch blieb – wie oben bereits erwähnt – eine abschließende Auswertung der Grabungsergebnisse aus und stellte seither ein wichtiges Desiderat der Forschung dar.

Von 2015 bis 2017 war die Niederzeller Kirche erneut Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen. Das von der DFG finanzierte und in Verbindung mit dem Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg durchgeführte Projekt «Ein karolingisches Teilkloster: Reichenau-Niederzell, Kirche und Schrankenanlage» widmete sich unter anderem der Erarbeitung eines gesicherten Gesamtbildes in Bezug auf Baugestalt, Baugeschichte und Datierung der Kirchengebäude. Als Grundlage diente die stratigrafische Auswertung der Befunde, die architekturhistorische Einordnung sowie die Einordnung der Funde in den jeweiligen Fundkontext. Der neue Erkenntnisstand zur Bau- und Funktionsgeschichte wurde im Rahmen einer Dissertation am Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg dargelegt.[6] Dabei ergaben sich gegenüber den Vorberichten des Ausgräbers Wolfgang Erdmann zum Teil wesentliche Änderungen hinsichtlich Datierung und Interpretation der Grabungsbefunde.

vocabulumque sui nominis eidem cellulae aptavit; Quam dum innumerabilibus decoraret ornatibus · auro et argento · lapidibusque pretiosis · vestibusque variis ad opus dei aptis · libris quoque ac omnibus ornamentis ad dei servitium pertinentibus · cunctisque secundum suae voluntatis arbitrium rite peractis · cum laude et honore dei ex hac luce subtractus migravit ad christum»; BLB Karlsruhe, Cod. Aug. perg. 84, fol. 138v, hier zitiert nach der Edition von Klüppel 1994, S. 38, dt. Übersetzung ebd. S. 39.

5 Erdmann 1972a; Erdmann 1972b; Erdmann 1973; Erdmann 1974; Erdmann 1975.

6 Kriszt 2024, S. 114–296.

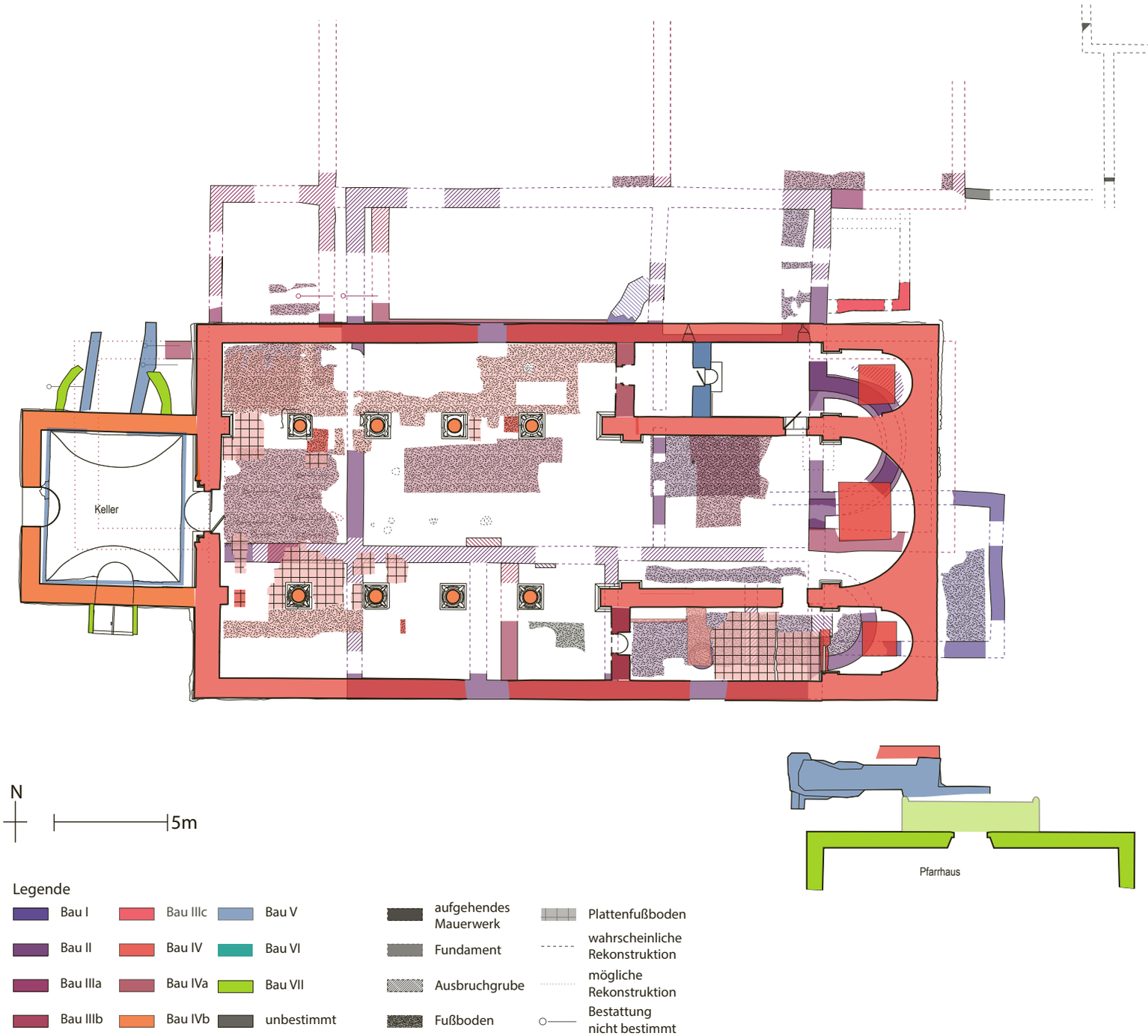


Abb. 2 Reichenau-Niederzell, Kirche St. Peter und Paul, Gesamtplan IEK/RNZ, Verena Stein, Entwurf Sandra Kriszt. *(© Grafik von Verena Stein auf Basis eines Entwurfs von Sandra Kriszt; Uni Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte)*

Bau I: Ein früher Bau – Profanbau oder Kirche?

Die ältesten archäologisch erfassten Baureste kamen östlich der romanischen Kirche und im Bereich der heutigen «Egino-Kapelle» (südliche romanische Seitenkapelle) zum Vorschein (vgl. Abb. 2) und können einem rechteckigen Gebäude zugewiesen werden (Abb. 3). Dieses wurde im Zuge der Errichtung des ersten großen Kirchenbaus (Bauphase II, um 795/800) abgebrochen. Es handelte sich vermutlich um einen Steinbau, der bereits im 6./7. Jahrhundert bestanden hatte, da die geborgenen Keramikfragmente einen Siedlungshorizont dieser Zeitstellung belegen.

Charakteristische Befunde oder Funde, die eindeutig auf einen Sakralbau hinweisen würden, fehlen, wohingegen für ein profan genutztes Gebäude, das im Kontext eines frühmittelalterlichen Herrenhofs oder Verwaltungssitzes zu sehen ist, gute Vergleiche in der Schweiz, zum Beispiel in Lausen-Bettenach[7], Embrach[8], Porrentruy[9] und Sézegnin[10] genannt werden können. Diese Steinbauten, für die jeweils eine Funktion als gehobene Wohn- und Wirtschaftsgebäude diskutiert wird, datieren allesamt aus dem Zeitraum zwischen dem 7. und dem 10. Jahrhundert. In Niederzell wird damit deutlich, dass die «cella» des Bischofs Egino von Verona wohl im Bereich eines alten Herrenhofs eingerichtet wurde, der auch älter sein dürfte als die Klostergründung in Mittelzell 724. Für eine Besiedlung der Insel bereits in vorklösterlicher Zeit sprechen Funde aus der spätbronzezeitlichen Urnenfelderkultur, die in Mittelzell etwa 5 m nordöstlich des Münsterchors bei Grabungen geborgen wurden,[11] sowie Nutzungsspuren, die sich im Westteil des Südseitenschiffs der Niederzeller Kirche fanden und der mittelbronzezeitlichen Hügelgräberkultur (ab 1500 v. Chr.) zugewiesen werden können.[12]

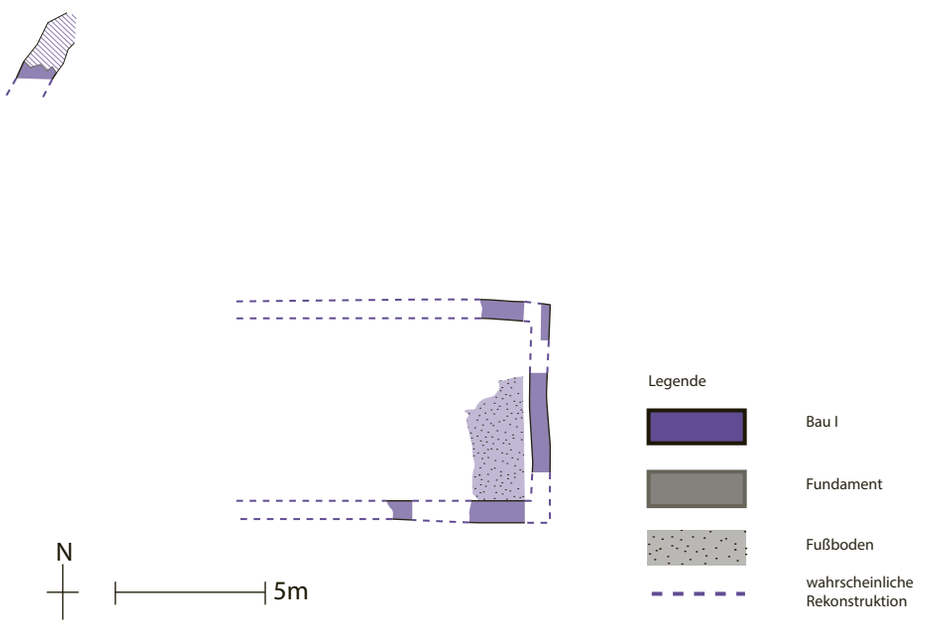


Abb. 3 Reichenau-Niederzell, Kirche St. Peter und Paul, Grundriss-Rekonstruktion von Bau I. *(© Grafik von Verena Stein auf Basis eines Entwurfs von Sandra Kriszt; Uni Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte)*

7 Schmaedecke 1995, S. 17–26; Marti 2000, S. 284–286 und S. 348–351.

8 Matter 1994, S. 68–71.

9 Demarez 2003, S. 145.

10 Privati 1986, S. 9–19; Marti/Windler 2002, S. 250.

11 Schlichtherle 1988, S. 317–324.

12 Schlichtherle 2001, S. 152–154 mit Anm. 19 und Abb. 146, 17–19.

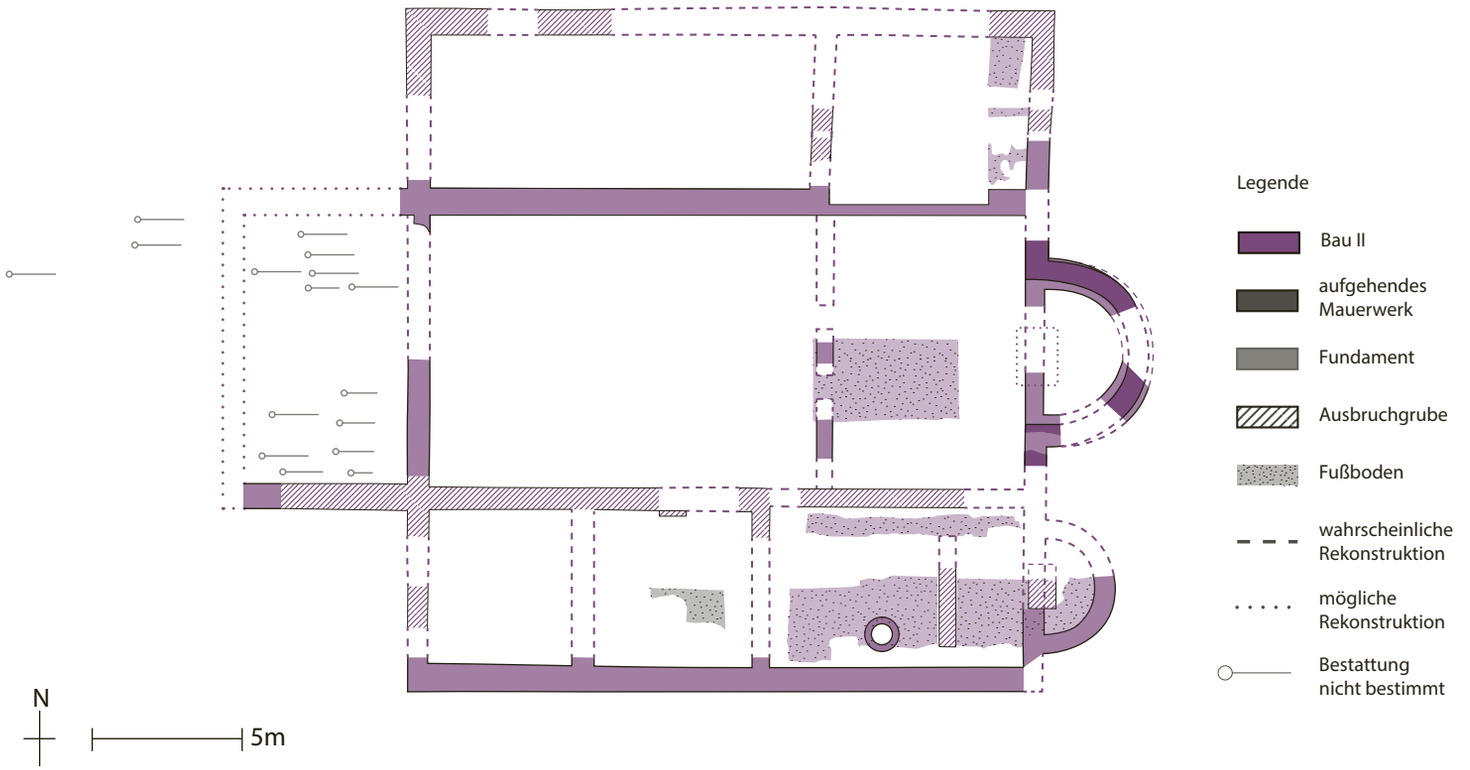


Abb. 4 Reichenau-Niederzell, Kirche St. Peter und Paul, Grundriss-Rekonstruktion von Bau II. *(© Grafik von Verena Stein auf Basis eines Entwurfs von Sandra Kriszt; Uni Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte)*

Bau II: Ein bischöflicher Kirchenbau des späten 8. Jahrhunderts

Der erste sicher nachgewiesene Kirchenbau in Niederzell ist in seinen Fundamenten und Resten des Aufgehenden noch in weiten Teilen erhalten. Die erfassten Baureste ergeben einen rechteckigen Kirchensaal mit eingezogener Apsis im Osten und einer zu Bestattungszwecken angelegten Vorhalle im Westen. Im Norden und Süden gab es je einen das Kirchenschiff flankierenden, mehrräumigen Seitenannex (Abb. 4). Der Südannex ist in drei Räume unterteilt, von denen der östliche mit einer Apsis abschließt, was ihn als sakral genutzten Kapellenraum auszeichnet. Der Nordannex ist in zwei Räume unterteilt. Die Saalkirche wies eine Gesamtlänge von 29 m auf, während für die Breite ein lichtes Maß von 9 m zu erschließen ist. Für den Südannex ergibt sich eine Gesamtlänge von 22,50 m und eine lichte Breite von 5,30 m. Der Nordannex war im Lichten gemessen 5 m breit und hatte eine Gesamtlänge von 20 m.

Innerhalb des Kirchenbaus haben sich Reste der Innenausstattung erhalten. Dazu gehören zum einen eine Schrankenanlage im östlichen Teil der Saalkirche und zum anderen der Abdruck eines Altars sowie einer Schrankenanlage im östlichen Teil des Südannexes. In diesem befand sich zudem das Fundament eines Sickerschachts, der zu einer Taufanlage gehörte. Genauer Ort und Aufbau der beiden Schrankenanlagen konnten im Zuge der jüngsten Auswertung erstmals rekonstruiert werden.[13]

[13] Kriszt 2024, S. 143 f.; Schiavone 2024, S. 527–534.

Der Kirchenbau der Phase II wird Bischof Egino von Verona (amt. um 780–799) zugeschrieben, der ihn um 795/800 errichtete und 802 darin bestattet wurde, wobei das bislang regelmäßig mit Niederzell verbundene Weihejahr 799 ein chronikalisches Konstrukt des Reichenauer Mönchs Hermanns des Lahmen aus dem 11. Jahrhundert ist.[14] Mit Egino von Verona stand diesem Kirchenbau ein aus seinem Bistum vertriebener Bischof vor. Die Kirche kann deshalb als «bischöflicher Kirchenbau» gedeutet werden, und ihre Bauform findet durchaus Parallelen bei frühmittelalterlichen Domkirchen. Vor allem gilt dies für die ungewöhnliche, in der älteren Forschung zwar diskutierte, bislang aber ungeklärte Größe der Kirche, die sogar die zeitgleiche Klosterkirche in Mittelzell übertraf. Auch die qualitätvolle liturgische Bauausstattung spricht für eine Inszenierung der Kirche als Bischofskirche, und die in der Südkapelle dokumentierte Taufanlage kann als Demonstration Eginos gelten, seine pontifikalen Rechte weiterhin wahrnehmen zu wollen. Dementsprechend kann die erste Niederzeller Kirche nicht – wie bisher angenommen – als konventionelle «Nebenkirche» des Inselklosters angesprochen werden. Dennoch darf die Niederzeller Kirche nicht isoliert vom Kloster in Mittelzell betrachtet werden, da ohne Erlaubnis des Abts der Bau von St. Peter und Paul mit Sicherheit nicht möglich gewesen wäre.[15]

Da Bischöfe beim Vollzug der Liturgie auf die Unterstützung von Klerikern angewiesen sind, ist auf eine gewisse Anzahl von Geistlichen zu schließen, die in Niederzell ihren Dienst verrichteten.[16] Ob zu diesem Zweck – zumindest für die Anfangszeit – klösterliche Kleriker aus Mittelzell abgerufen wurden oder bereits zu diesem Zeitpunkt eine feste Klerikergemeinschaft in Niederzell existierte, muss beim derzeitigen Kenntnisstand offenbleiben. Die archäologischen Befunde reichen jedenfalls nicht aus, um an die Kirche angrenzende Wohngebäude einer im ausgehenden 8. Jahrhundert eingerichteten Klerikergemeinschaft für Niederzell zu belegen. Die von Wolfgang Erdmann mit diesem Kirchenbau in Verbindung gebrachten Wohnbauten im Norden gehören erst zu einer späteren Bauphase (IIIa).

Auf Basis eines Vergleichs mit anderen frühmittelalterlichen Kirchenbauten, die einen vergleichbaren Grundriss mit Annexbauten aufweisen, liegt die Vermutung nahe, dass der Nordanbau als Durchgangs- und Versammlungsraum diente. Zu nennen sind hier unter anderem die erste Klosterkirche von Schuttern,[17] die Klosterkirchen von Sandau und der Insel Wörth[18] sowie Frauenwörth[19] und Solnhofen Bau V[20]. Im Alpengebiet sind zu nennen die Kirchen in Zillis, Schiers und die frühen Bauphasen der Kirchen von Sagens/Sagogn,[21] Romanshorn[22] und Mistail[23] sowie Müstair[24].

Die zahlreichen Bestattungen innerhalb der Niederzeller Westvorhalle deuten auf eine elitäre, mit der Kirche eng verbundene Personengruppe hin.[25] Die Position der Gräber spricht eher für eine Gruppe hochrangiger Laien als für eine Klerikergemeinschaft. Frühe Friedhofsfunde im Umkreis der Kirche fehlen im Grabungsausschnitt; innerhalb der Kirche wurden keine Gräber gefunden. Die Chronik des Reichenauer Mönchs Hermanns des Lahmen aus dem 11. Jahrhundert berichtet zum Jahr 802: «Bischof Egino schied aus diesem Leben und wurde auf der Reichenau in der Basilika seiner cella begraben».[26] Das hier genannte Grab des bischöflichen Stifters Egino († 802) wurde im Zuge der archäologischen Untersuchungen jedoch nicht gefunden.

14 Dazu Zettler 2024, S. 82–97.

15 Zettler 1988, S. 281.

16 Berschin/Zettler 1999, S. 65.

17 Galioto 2004, S. 257 f.

18 Dannheimer 2003, S. 57–106 Beil. 1; Haas-Gebhard 1999, S. 149 f., Abb. 5; Haas-Gebhard 2000, S. 68–72, Abb. 41.

19 Dannheimer 2006, S. 10–41 mit Abb. 30.

20 Later 2011, S. 134.

21 Sennhauser 1979, S. 201–204, Abb. 7.

22 Sennhauser 1979, S. 204, Abb. 7, 8.

23 Oswald/Schaefer/Sennhauser 1966–71, S. 221.

24 Goll 2016, S. 344.

25 Zettler 1988, S. 131.

26 Herimanni Augiensis chronicon. In: MGH SS 5 (Hannover 1844), S. 101: «Egino quoque Veronensis episcopus hac vita decessit, Augiae in basilica cellae suae sepultus est.»

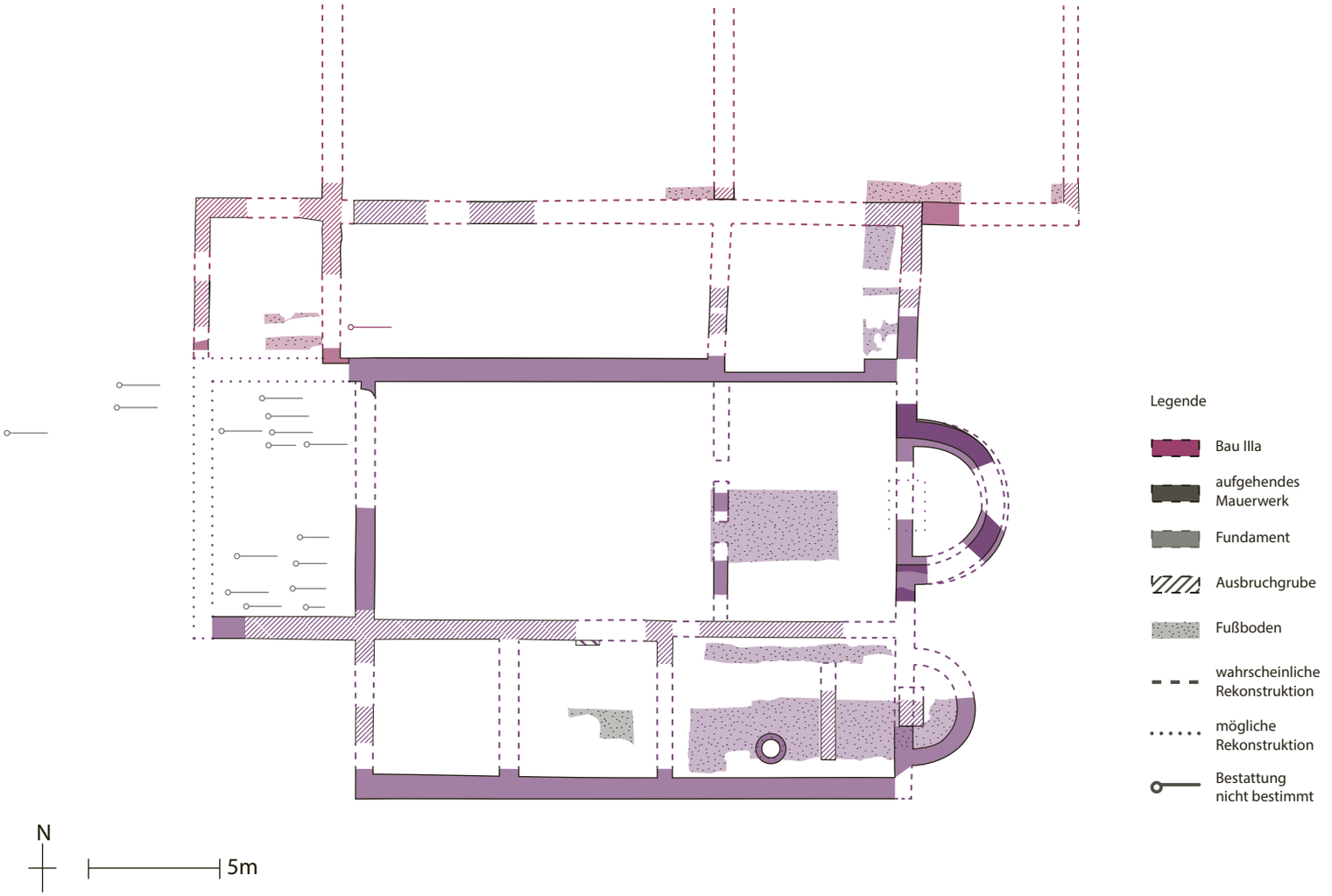


Abb. 5 Reichenau-Niederzell, Kirche St. Peter und Paul, Grundriss-Rekonstruktion von Bau IIIa. *(© Grafik von Verena Stein auf Basis eines Entwurfs von Sandra Kriszt; Uni Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte)*

Bau IIIa: Niederzell als Reichenauer Nebenstift

Mit der Bauphase IIIa ist eine Erweiterung des Nordannexes nach Westen fassbar. Im so entstandenen mittleren Raum des Nordannexes kam bei den Grabungen von 1970–1977 eine Bestattung zum Vorschein, die sich stratigrafisch eindeutig der Phase IIIa zuweisen lässt. Der gewählte Bestattungsort lässt – in Hinblick auf das seit dem 9. Jahrhundert bestehende Bestattungsverbot innerhalb einer Kirche – auf eine privilegierte Person schließen.

Der restliche Baubestand wurde durch die Baumaßnahmen dieser Phase nicht tangiert. Allerdings bezeugen die erhaltenen Baureste umfassende Baumaßnahmen im Norden des Kirchengebäudes. Funde zur Datierung dieser Eingriffe liegen nicht vor. Der Befund spricht aber klar dafür, dass in der auf Bau II folgenden Bauphase IIIa mindestens ein Gebäude mit zwei Räumen errichtet wurde, in denen sich Reste von Fußböden erhalten haben (Abb. 5). In dieser Bau-

phase sind über den archäologischen Befund erstmals Innenräume lokalisierbar, die einem Wohngebäude einer Klerikergemeinschaft zugeordnet werden können.

Welche Aufgaben der in Niederzell ansässigen, religiösen Gemeinschaft zukamen, lässt sich aufgrund fehlender schriftlicher Überlieferung nur vermuten. Die in Niederzell lebenden Kleriker hatten in erster Linie dafür Sorge zu tragen, das Gedenken an den Gründer und Stifter aufrecht zu erhalten. Das in der Südkapelle befindliche Taufbecken kann jedoch als Indiz für darüber hinausgehende Aufgaben im Bereich der Seelsorge gedeutet werden. Alfons Zettler geht davon aus, dass es sich bei den in der Westvorhalle bestatteten Personen nur um «Klosterleute» gehandelt haben kann, was ein Indiz für Laien in Niederzell wäre.[27] Informationen zu den bestatteten Individuen sind noch nicht publiziert; es handelte sich jedoch nachgewiesenermaßen um Männer und Frauen.[28]

Die archäologischen Befunde haben gezeigt, dass erst nach Eginos Tod an die Nordseite der einstigen bischöflichen Kirche Wohnbauten angeschlossen wurden. Eine im Jahr 1008 ausgestellte Urkunde des Reichenauer Abts Bern (1008–1048) macht deutlich, dass spätestens zu diesem Zeitpunkt eine Klerikergemeinschaft in Niederzell bestand, da dort unter anderem beschrieben wird, dass in Niederzell zu diesem Zeitpunkt Kanoniker wirkten.[29] Diese Klerikergemeinschaft unterstand dem Kloster in Mittelzell, d. h. dem Gesamtkloster Reichenau, und hatte die Aufgabe, die Niederzeller «cella» zu betreuen und liturgisch zu versorgen.[30] Die Wohnräume im Norden machen deutlich, dass die verantwortlichen Kleriker vor Ort untergebracht waren und nicht in Mittelzell. Ob es sich um eine feste Klerikergemeinschaft handelte oder diese immer wieder ausgewechselt wurde, muss nach derzeitigem Kenntnisstand offenbleiben.

Die Peterskirche[31] in Niederzell gehörte zu einer der bedeutendsten früh- und hochmittelalterlichen Klosteranlagen Europas. Charakteristisch für diese Klöster ist, dass sie aus einer Mehrzahl von räumlich getrennten Kirchen und Teilklöstern bestanden, die unterschiedliche Bedürfnisse der Konvente, der Stifter und der Gläubigen erfüllten. Sie bildeten ein Netz liturgischer, memorialer und repräsentativer Funktionen für Stifter und Konventualen, die den früh- und hochmittelalterlichen Eliten Mitteleuropas entstammten. Allerdings sind solche polyzentrischen Klosterstrukturen nirgends sonst so gut erhalten und untersucht wie auf der Reichenau.

Die Forschung hat sich bislang mehr den Netzwerken zwischen Großklöstern gewidmet und weitaus weniger mit den Netzwerken, die diese Klöster selbst gebildet haben, befasst. «Kompakte» Klosteranlagen, wie sie um 825 auf dem St. Galler Klosterplan gezeichnet und erst in hochmittelalterlichen Klöstern überkommen sind, entsprechen aber weder der gebauten Realität noch den Bedürfnissen frühmittelalterlicher Mönche, Kleriker und Nonnen.

Seit vielen Jahren gibt es qualifizierte Forschungen und Ausgrabungen an Nebenkirchen und Nebenklöstern, zum Beispiel für St-Denis, für Fulda oder in Corvey, die bisher aber kaum je Anlass boten zu einer übergreifenden Analyse der jeweiligen monastischen Gesamtstruktur.[32]

Die Klosterinsel Reichenau ist hier durch die Forschungen von Zettler eine wichtige Ausnahme.[33] Für die Reichenau ist charakteristisch, dass Nebenkonvente nicht in großer Entfernung entstanden wie bei St-Denis oder Fulda, sondern nur in der engeren Umgebung des Hauptklosters und spätestens seit dem 10. Jahrhundert mit diesem in engem liturgischen Bezug zueinanderstehend. Abt Bern musste allerdings erhebliche Leistungen zusagen, um diese Bindung dauerhaft wirksam bleiben zu lassen. Die wirtschaftliche und soziale Autonomie des Niederzeller Konvents dürfte folglich um 1000 schon ausgeprägt gewesen sein.

27 Zettler 1988, S. 131.

28 2023 hat Amelie Alterauge die Bestimmungsbögen der geborgenen Bestattungen am Institut für Anthropologie und Humangenetik der Universität Tübingen wiederentdeckt; sie sind unvollständig, eine Neubearbeitung ist in Vorbereitung.

29 Pokorny 2010, S. 129–131, Nr. 29; Zettler 2024, S. 104f.

30 Vgl. Rappmann/Zettler 1998, S. 228.

31 Die mittelalterlichen Schriftquellen nennen ausschließlich Petrus als Patron der Niederzeller Kirche. Der Apostel Paulus erscheint erstmals in der barocken Grabinschrift des Egino-Grabes; zur Datierung dieser Inschrift vgl. Kriszt 2024, S. 254; Hedtke/Drös 2024, S. 650f.

32 Wyss 2004; Ellger 1989; Later 2011; Kloster tom Roden 1982; Stephan 2000. Vgl. auch den einführenden Beitrag von Carola Jäggi zu diesem Band, S. 21.

33 Zettler 1988; Zettler 2005.

Bau IIIb: Erweiterungen für die Klerikergemeinschaft im 10. bis frühen 11. Jahrhundert

Die erhaltenen Baureste belegen, dass in Bauphase IIIb stärker in den Baubestand eingegriffen wurde; der Baukörper als solcher blieb aber in seiner Grundstruktur als Saalkirche mit Annexbauten im Norden und Süden bestehen (Abb. 6).

Während das Langhaus von Bau II weitgehend beibehalten wurde, entstand in dieser Phase ein gänzlich neuer Ostabschluss, indem die Hauptapsis nun zu einem rechteckigen Altarraum umgebaut wurde. Diese Baumaßnahmen im Osten des Kirchenbaus setzen einen teilweisen Abbruch der Apsis aus Bauphase II voraus. Neben den größeren Baumaßnahmen im Osten der Saalkirche dürfte dieser Kirchenbau auch einen neuen Westabschluss erhalten haben. Anhand der Baureste wird deutlich, dass die Vorhalle zu einem geschlossenen Anbau umgebaut wurde. In diesem hat sich der bauzeitliche Fußboden in großen Teilen erhalten, der geschlossen über die Bestattungen aus den Bauphasen II–IIIa hinwegzieht. Mit Einbringen dieses Fußbodens in der ehemaligen Vorhalle endete deren Nutzung als Bestattungsplatz. Nordwestlich der einstigen Vorhalle konnte der Rest einer Mauer festgestellt werden, der sich zu einem Anbau rekonstruieren lässt.

Im Zuge des Umbaus der Kirche von Phase IIIa zu IIIb fanden auch innerhalb der Annexbauten im Süden und Norden Veränderungen statt. Die Befunde im heutigen Südseitenschiff belegen, dass die Vorräume der Südseitenkapelle aus Bauphase II verändert sowie die Taufanlage und die Schranke abgerissen wurden. Damit endete die

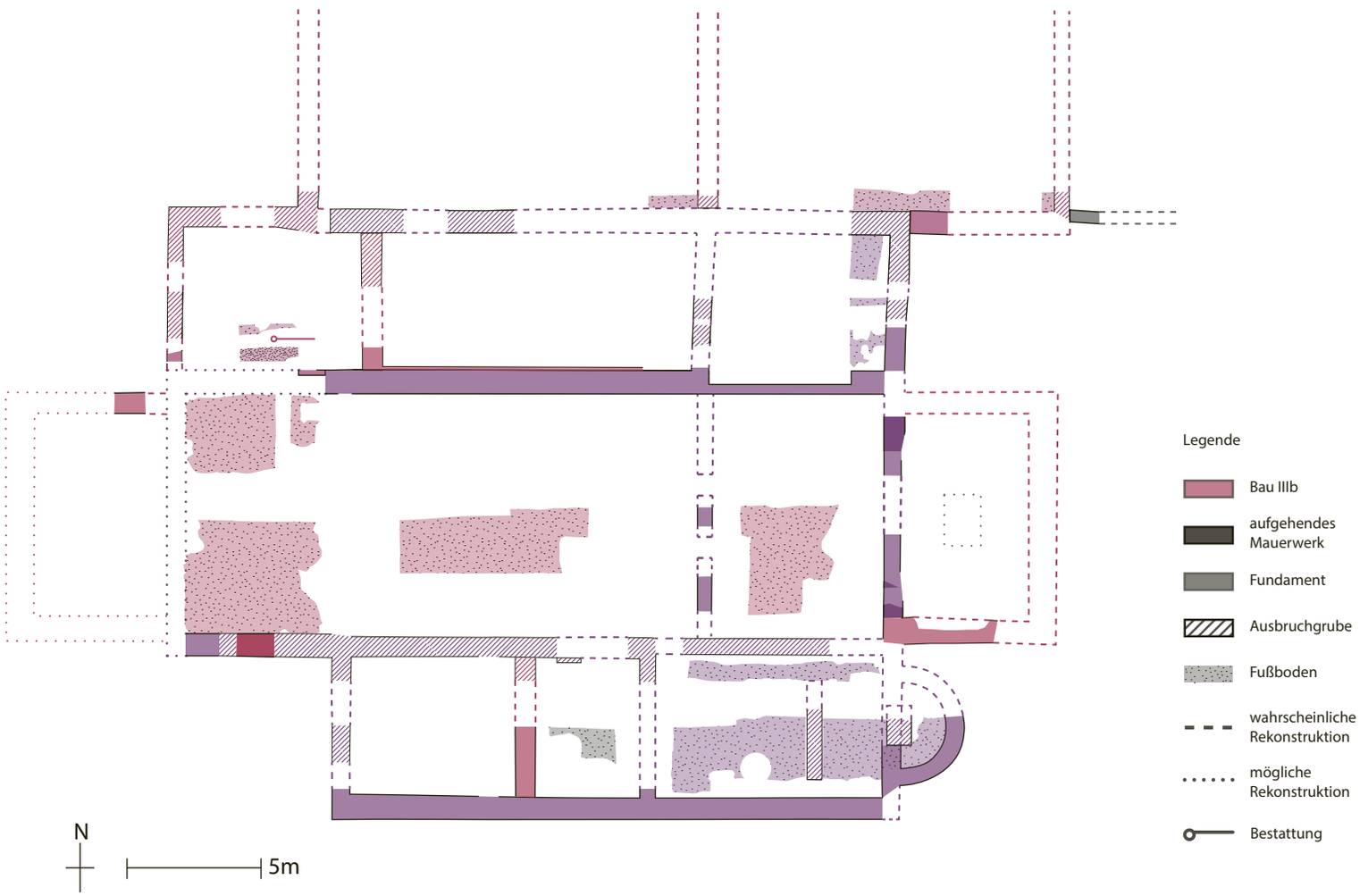


Abb. 6 Reichenau-Niederzell, Kirche St. Peter und Paul, Grundriss-Rekonstruktion von Bau IIIb. *(© Grafik von Verena Stein auf Basis eines Entwurfs von Sandra Kriszt; Uni Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte)*

Funktion des Südannexes als Taufkapelle. Die Taufanlage als solche wurde vermutlich innerhalb des Kirchenbaus verlegt.[34]

Auch die Raumsituation im Nordannex wurde verändert. Zusammen mit einer neuen Quermauer wurde eine Wandbank eingebaut sowie eine zweite vornehme Person im Nordannex bestattet. Dessen westlicher Raum kann deshalb als Kapelle gedeutet werden.

Die Baumaßnahmen in Phase IIIb belegen ein verändertes und erweitertes Raumbedürfnis der Klerikergemeinschaft. Die Schriftquellen geben hierzu jedoch keine Auskunft.

Die Bauphasen IIIa und IIIb sind nur durch die spätere Errichtung des bestehenden Kirchenbaus (Bauphase IV) datiert und bestanden bis ins frühe 12. Jahrhundert.

Bau IIIc: Eine Kirche für die Bauzeit IV?

In der auf Bauphase IIIb folgenden Bauphase IIIc sind erneut Eingriffe in die Baustruktur fassbar (Abb. 7). Die Baumaßnahmen betrafen den Annexbau im Norden. Dabei handelte es sich um einen Anbau an die Ostwand des Nordannexes. Von diesem haben sich die Reste einer Südmauer und einer Ostmauer erhalten; Hinweise auf eine Nordmauer fehlen hingegen im archäologischen Befund. Daher erscheint es naheliegend, dass die Ostmauer annähernd rechtwinklig auf die Südmauer des im Norden erfassten Gebäudes getroffen ist. Dementsprechend lässt sich ein rechteckiger Anbau mit einer lichten Länge von 3,30 m und einer lichten Breite von 4,10 m rekonstruieren. Die bisherige Vermutung, dass es sich dabei um den rechteckigen Altarraum einer Nordkapelle gehandelt haben könnte, lässt sich anhand der erhaltenen Befunde weder verifizieren noch ausschließen.[35] Aufgrund seiner Grundrissgestalt kann der Ostanbau hypothetisch als Beleg für eine Nutzung des Nordannexes als provisorische Kirche während des Neubaus der Kirche in Bauphase IV gedeutet werden. Die Errichtung des Anbaus ist nur relativchronologisch zwischen Bauphase IIIb und Bau IV einzuordnen und nicht präzise zu datieren.

Bau IV: Bau der romanischen Kirche im 12. Jahrhundert

Der jüngste mittelalterliche Sakralbau in Niederzell ist die heute noch bestehende querhauslose dreischiffige Säulenbasilika mit einem ausgedehnten, dreiteiligen Ostbau und einer eingeschossigen Vorhalle im Westen (Abb. 8). Chorraum und Sanktuarium werden im Norden und Süden von je einem Nebenraum flankiert, der in einer Flucht mit den Seitenschiffen liegt. Das Sanktuarium sowie die Nebenräume schließen im Osten jeweils mit Apsiden ab, die außen gerade ummauert sind. Über den tonnengewölbten Ostjochen und Apsiden der Nebenräume erheben sich die beiden Osttürme, die ursprünglich kaum mittelschiffhoch gewesen sein dürften. Das Langhaus ist durch Mittelschiffarkaden mit je vier Säulen und zwei Wandpfeilern im Westen und Osten in drei Schiffe gegliedert. Die Glocken der Kirche hingen ehemals in einem Dachreiter, der sich bis 1354/55 (d) über dem Chorjoch erhob.[36]

Trotz wiederholter Eingriffe in gotischer und barocker Zeit hat sich der romanische Kern des Kirchenbaus der Phase IV bis heute bewahrt. Aus der Errichtungszeit stammen das Kirchenschiff sowie die unteren Geschosse der Osttürme und der Vorhalle im Westen. Auch die Bauausstattung der Kirche aus Phase IV hat sich umfangreich im

34 Erdmann 1974, S. 531.

35 Erdmann 1974, S. 531.

36 Kriszt 2024, S. 240.

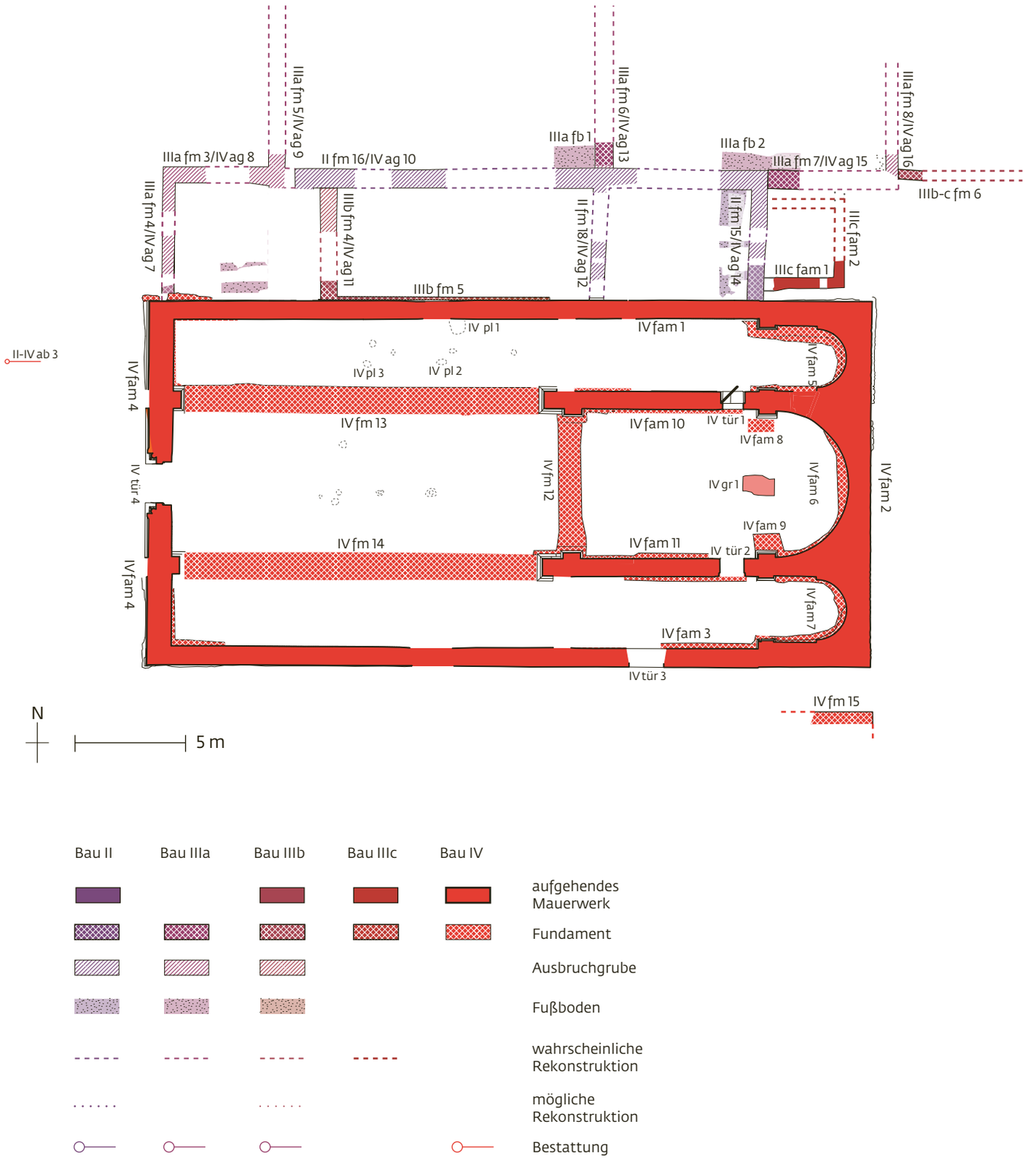


Abb. 7 Reichenau-Niederzell, Kirche St. Peter und Paul, Grundriss-Rekonstruktion von Bau IIIc und Bau IV.
(© Grafik von Verena Stein auf Basis eines Entwurfs von Sandra Kriszt; Uni Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte)

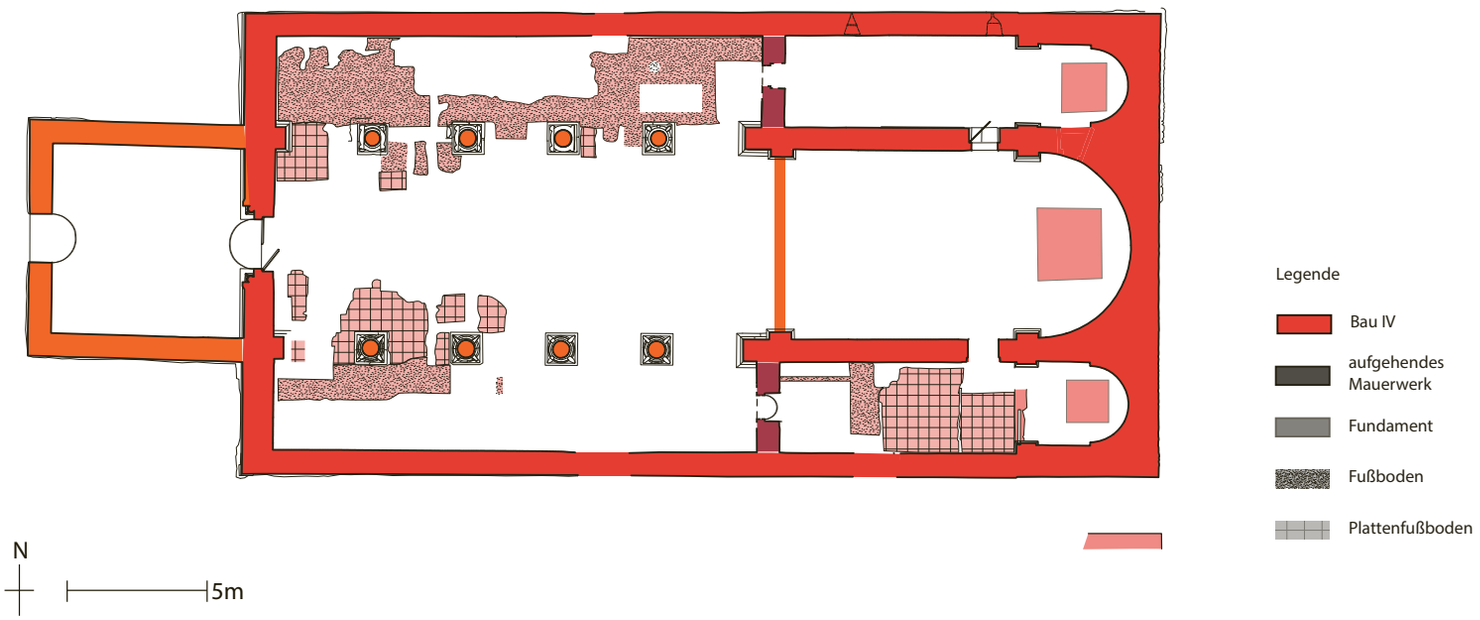


Abb. 8 Reichenau-Niederzell, Kirche St. Peter und Paul, Grundriss-Rekonstruktion von Bau IVa und Bau IVb. *(© Grafik von Verena Stein auf Basis eines Entwurfs von Sandra Kriszt; Uni Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte)*

Aufgehenden erhalten. Dazu gehören neben den heute noch bestehenden Säulen mit ihren Basen und Kapitellen sowie dem Westportal auch bedeutende Überreste der Wandmalereien in der Hauptapsis und in der Südkapelle.[37] Besonders sensationell ist der fast vollständig erhaltene romanische Dachstuhl. Dendrochronologische und gefügekundliche Untersuchungen des Dachwerks haben ergeben, dass alle analysierten Hölzer 1144/45 (d) gefällt wurden und man das Langhaus-Dachwerk mit dem Dachreiter über dem Chor offenbar in einem einzigen Arbeitsgang aufgerichtet hat.[38] Durch mehrere Gerüst- und Bauhölzer sind auch der Bau des Chor-Obergadens, des Langhaus-Ostgiebels sowie der ersten Obergeschosse von Nordturm und Südturm auf 1146 beziehungsweise 1147/48 (d) datiert. Diese Daten decken sich mit der kunsthistorischen Neudatierung der Bauskulptur der Langhaussäulen, insbesondere der Basen mit den unterschiedlich gestalteten knollenartigen Ecksporen. Vergleichsbeispiele finden sich unter anderem im Vorhallen-Obergeschoss der Damenstiftskirche St. Fridolin in Säckingen aus dem 12. Jahrhundert[39], im Nordquerarm (Bauphase II) der Zisterzienserklosterkirche Maulbronn aus der Zeit um 1150/55[40] und in der Vorkirche der Augustinerchorherrenkirche Marbach im Elsass, die zwischen 1130 und 1150 errichtet wurde[41]. In Anbetracht der Analogie zur Gestaltung der Basen der genannten Beispiele lässt sich für die Niederzeller Langhaussäulen und dementsprechend für Arkatur und Obergaden der Errichtungszeitraum in das zweite Drittel des 12. Jahrhunderts setzen. Entsprechend der dendrochronologischen und kunsthistorischen Daten kann die Fertigstellung der romanischen Kirche folglich in die Mitte des 12. Jahrhunderts datiert werden.

37 Kriszt 2024, S. 198–223.

38 Lohrum 2004, S. 273 f. mit Anm. 27.; Bleyer/Lohrum 2024, S. 304–311.

39 Schmaedecke 1999, S. 109 mit Abb. 106 f.

40 Thome 2024, S. 102.

41 Thome 2024, S. 97–108.

Spätere Umbauten: Entwicklungen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert

Die um Mitte des 12. Jahrhunderts erbaute Basilika blieb in den beschriebenen Abmessungen und Form letztlich bis heute bestehen, doch haben auch in den nachfolgenden Jahrhunderten Umbau- und Ausstattungsmaßnahmen das Erscheinungsbild der Kirche bereichert und verändert. So wurde im 14./15. Jahrhundert (Bauphase V) ein Lettner errichtet, von dem sich nur Fundamentreste erhalten haben (vgl. Abb. 2). Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurden beide Osttürme auf ihre heutige Höhe aufgemauert. Die aus dem Dachwerk des Südturms entnommenen Holzproben datieren aus den Jahren um 1322/23 (d), jene aus dem Nordturm um 1389/90 (d). Das Mittelschiffdachwerk wurde um 1355 (d) umgebaut; gleichzeitig wurden der Dachreiter abgebrochen und die Glocken, die bis dahin dort gehangen hatten, im Südturm aufgehängt.

In der Spätrenaissance (Bauphase VI, um 1600) wurde der gotische Lettner abgebrochen (vgl. Abb. 2), außerdem wurden in allen Räumen der Kirche neue Holzdecken eingezogen, von denen Reste im Ostteil des nördlichen Nebenraums bis 1975 erhalten waren.[42] Anschließend sind Apsis, Chorbereich und das gesamte Langhaus neu ausgemalt worden. Heute wieder überdeckte Reste im Sockelbereich der Hauptapsis[43] sind der Überrest einer weitgehenden Übermalung der Apsis mit einem Jüngsten Gericht in Spätrenaissance-Formen, in die bemerkenswerterweise die Christusfigur des romanischen Kalottenbildes einbezogen worden war.[44]

Grundlegende Baumaßnahmen, die das Bild der Kirche bis heute prägen, fanden im 17. und 18. Jahrhundert statt. 1756/57 wurden im Mittelschiff und Chorbereich die heute noch erhaltene, flach gewölbte Stuckdecke eingezogen sowie die heutigen Seitenschiff- und Obergadenfenster angelegt. 1764 erhielt die Kirche mit Hochaltar, Gestühl, Orgelempore und Orgel eine neue Ausstattung. 1863 und nach 1900 erfolgten Teilerneuerungen des Fußbodens, der bis zum Beginn der archäologischen Untersuchungen 1970 bestand.

Fazit

Mit der Auswertung der archäologischen Untersuchungen in St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell war es möglich, einen wesentlichen Beitrag nicht nur zur (Bau-)Geschichte der Niederzeller Kirche des Früh- und Hochmittelalters, sondern auch zu ihrer Funktion innerhalb der frühmittelalterlichen Klosteranlage Reichenau zu leisten. Erst in den letzten Jahren wurde deutlich, dass mittelalterliche Klosteranlagen oft aus einer Mehrzahl von räumlich getrennten Kirchen und Teilklöstern bestanden hatten. Am Beispiel der Reichenau, einer der bedeutendsten Klosteranlagen des Früh- und Hochmittelalters, zeigt sich ein vielteiliger Komplex von Kirchen, Nebenkirchen, Wohn- und Wirtschaftsbauten, die den Klosterbezirk bildeten. Das um 724 von Bischof Pirmin auf der Reichenau gegründete Kloster in Mittelzell stellte den Kern dieser Klosteranlage dar. Einige Jahrzehnte später stiftete Bischof Egino von Verona die Kirche St. Peter in Niederzell. Bereits Alfons Zettler erkannte, dass dieser Kirchenbau nicht isoliert vom Kloster in Mittelzell betrachtet werden darf, da ohne Erlaubnis des Abts der Bau einer Kirche nicht möglich gewesen wäre.[45] Die großen Dimensionen der Kirche und die Taufanlage zeigen, dass es sich um eine bischöfliche Kirche handelte. Kleriker müssen dort gewirkt, aber nicht unbedingt als Gemeinschaft gelebt haben. Erst für das 10. Jahrhundert kann anhand der ergrabenen Baureste ein archäologischer Nachweis über Wohngebäude im Norden des Kirchenbaus erbracht werden. Für das beginnende 11. Jahrhundert ist dann auch in den Schriftquellen eine Chorherrengemeinschaft in Niederzell zu fassen.

Die vorgestellten Ergebnisse zeigen eindrücklich, dass der von Egino von Verona gestiftete

42 Erdmann 1975, S. 95

43 Reichwald 2002, S. 61–64, Abb. 85, 86; Jakobs 2001, S. 78 f.

44 Künstle/Beyerle 1901, S. 2 («der Renaissance angehörend»), S. 47 f. («Zeit der Spätrenaissance«); Jakobs 2001, S. 78 f. (mit Datierung ins frühe 16. Jh.).

45 Zettler 1988, S. 281.

und im Laufe der Zeit gewachsene Baukomplex in Niederzell als Nebenkirche beziehungsweise Nebenstift fungierte. Die Klerikergemeinschaft bestand trotz Inkorporation der Propstei 1294 in die Abtei Reichenau bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts mit sechs Kanonikern, von denen zwei zum Mittelzeller Konvent gehörten.

Literatur

Berschin 1994: Walter Berschin, Der Evangelist Markus auf der Reichenau. In: Berschin/Klüppel 1994, S. 7–24.

Berschin/Klüppel 1994: Walter Berschin/Theodor Klüppel, Der Evangelist Markus auf der Reichenau. Reichenauer Texte und Bilder 4 (Sigmaringen 1994)

Berschin/Zettler 1999: Walter Berschin/Alfons Zettler, Egino von Verona. Der Gründer von Reichenau-Niederzell (799). Reichenauer Texte und Bilder 8 (Stuttgart 1999).

Bleyer/Lohrum 2024: Hans-Jürgen Bleyer/Burghard Lohrum, Dendrochronologische und baugeschichtliche Untersuchungen an den Bauhölzern der Stiftskirche St. Peter in Reichenau-Niederzell. In: St. Peter in Reichenau-Niederzell 2024, S. 299–340.

Czarnetzki/Pusch 2000: A[lfred] Czarnetzki/C[arsten] M. Pusch, Identification of Sarcomas in two Burials of the 9th century in Western Germany. In: Journal of Paleopathology 12, Heft 3, 2000, S. 47–62.

Dannheimer 2003: Hermann Dannheimer, Sandau. Archäologie im Areal eines altbaierischen Klosters des frühen Mittelalters. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 55 (München 2003).

Dannheimer 2006: Hermann Dannheimer, Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee. Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Abhandlungen NF 126 (München 2006).

Demarez 2003: Jean-Daniel Demarez, Un bâtiment en pierre du 7e s. à Porrentruy JU. Nouvelles donnèes archéologiques dans le Jura mérovingien. In: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 86, 2003, S. 145–166.

Eggenberger 2005: Peter Eggenberger, Beiträge zur Baugeschichte der Kirche St. Georg in Oberzell auf der Reichenau. In: Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung 6, 2005, S. 215–327.

Ellger 1989: Otfried Ellger, Die Michaeliskirche zu Fulda als Zeugnis der Totensorge. Zur Konzeption einer Friedhofs- und Grabkirche im karolingischen Kloster Fulda. Veröffentlichungen des Fuldaer Geschichtsvereins 55 (Fulda 1989).

Erdmann 1972a: Wolfgang Erdmann, Zum Gründungsbau von St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell. Ein Bericht der Denkmalpflege zum Forschungsstand. In: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 10, 1972, Nr. 35, S. 82–95.

Erdmann 1972b: Wolfgang Erdmann, Die Ausgrabungen in St. Peter und Paul zu Reichenau-Niederzell. Ein erster Überblick. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg NF 1, 1972, Heft 3, S. 8–18.

Erdmann 1973: Wolfgang Erdmann, Die ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul, Reichenau-Niederzell. In: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte 68, 1973, S. 91–103.

Erdmann 1974: Wolfgang Erdmann, Die ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell. Zum Stand der Untersuchung Ende 1973. In: Helmut Maurer (Hrsg.), Die Abtei Reichenau. Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Inselklosters. Bodensee-Bibliothek 20; Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Sonderband 5; Hegau-Bibliothek 28 (Sigmaringen 1974), S. 523–539.

Erdmann 1975: Wolfgang Erdmann, Die ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell. Zum Stand der Untersuchungen Ende 1974. In: Albrecht Leuteritz/Barbara Lipps-Kant/Ingrid Nedo/Klaus Schwager (Hrsg.), Festschrift für Georg Scheja zum 70. Geburtstag (Sigmaringen 1975), S. 78–97.

Galioto 2004: Luisa Galioto, Die Abtei Schuttern. Vom Stützpunkt zur monastischen Durchdringung der Ortenau zum repräsentativen und kulturellen Zentrum. In: Die Ortenau 84, 2004, S. 253–266.

Goll 2016: Jürg Goll, Müstair, St. Johann. In: Katarina Papajanni/Judith Ley (Hrsg.), Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz (Regensburg 2016), S. 343–359.

Haas-Gebhard 1999: Brigitte Haas Gebhard, Archäologische Ausgrabungen auf der Insel Wörth. In: Ludwig Wamser (Hrsg.), Dedicatio. Hermann Dannheimer zum 70. Geburtstag. Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung, Beiheft 5 (Kallmünz 1999), S. 140–161.

Haas-Gebhard 2000: Brigitte Haas-Gebhard, Die Insel Wörth im Staffelsee. Führer zu archäologischen Denkmälern in Bayern, Oberbayern 2 (Stuttgart 2000).

Hedtke/Drös: Britta Hedtke/Harald Drös, Die Grabinschriften in der ehemaligen Stiftskirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell. In: St. Peter in Reichenau-Niederzell 2024, S. 641–654.

Jakobs 1999: Dörthe Jakobs, Sankt Georg in Reichenau-Oberzell. Der Bau und seine Ausstattung. Bestand, Veränderungen, Restaurierungsberichte, 3 Bde. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 9 (Stuttgart 1999).

Jakobs 2001: Dörthe Jakobs, Drei Kirchen auf der Insel Reichenau und ihre Restaurierungen. St. Georg in Oberzell, St. Peter und Paul in Niederzell, Marienmünster in Mittelzell. In: Untermann 2001, S. 69–84.

Kloster tom Roden 1982: Kloster tom Roden. Eine archäologische Entdeckung in Westfalen. Ausstellungskat. Münster (Münster 1982).

Klüppel 1980: Theodor Klüppel, Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno (Sigmaringen 1980).

Klüppel 1994: Theodor Klüppel, De Miraculis et Virtutibus Sancti Marci Evangelistae (Miracula S. Marci). Über die Wundertaten des Heiligen Evangelisten Markus. Edition und Übersetzung. In: Berschin/Klüppel 1994, S. 25–57.

Kriszt 2024: Sandra Kriszt, Die Baugeschichte der Stiftskirche St. Peter in Reichenau-Niederzell. In: St. Peter in Reichenau-Niederzell 2024, S. 114–296.

Kriszt/Untermann 2024: Sandra Kriszt/Matthias Untermann, Schriftquellen zu Bauten und Nutzung. In: St. Peter in Reichenau-Niederzell 2024, S. 16–28.

Künstle/Beyerle 1901: Karl Künstle/Konrad Beyerle, Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell und ihre neuentdeckten Wandgemälde. Eine Festschrift. Dr. Franz Xaver Krauss zum sechzigsten Geburtstage am 18. September 1900 (Freiburg 1901).

Later 2011: Christian Later, Die Propstei Solnhofen im Altmühltal. Untersuchungen zur Baugeschichte der Kirche zur Inszenierung eines früh- und hochmittelalterlichen Heiligenkultes und zur Sachkultur. Materialhefte zur bayerischen Archäologie 95 (Kallmünz 2011).

Lohrum 2004: Burghard Lohrum, Vom Pfettendach zum Sparrendach. Bemerkungen zur konstruktiven Entwicklung des süddeutschen Dachwerkes ab dem frühen 12. Jahrhundert. In: Herbert May/Kilian Kreilinger (Hrsg.), Alles unter einem Dach. Häuser, Menschen, Dinge. Festschrift für Konrad Bedal zum 60. Geburtstag. Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern 12 (Petersberg 2004), S. 255–284.

Marti 2000: Reto Marti, Zwischen Römerzeit und Mittelalter. Forschungen zur frühmittelalterlichen Siedlungsgeschichte der Nordwestschweiz (4.–10. Jahrhundert). Archäologie und Museum 41 (Liestal 2000).

Marti/Windler 2002: Reto Marti/Renata Windler, Siedlung und Besiedlung in der frühmittelalterlichen Schweiz: Einführung. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 59, 2002, S. 237–254.

Matter 1994: Annamaria Matter, Frühmittelalterliche Gebäude und fünf Mörtelmischwerke südöstlich des ehemaligen Chorherrnstifts in Embrach (Kanton Zürich). In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 51, 1994, S. 45–76.

Oswald/Schaefer/Sennhauser 1966–1971: Friedrich Oswald/Leo Schaefer/Hans Rudolf Sennhauser, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/2 (München 1966–1971).

Pokorny 2010: Rudolf Pokorny, Augiensia. Ein neuaufgefundenes Konvolut von Urkundenabschriften aus dem Handarchiv der Reichenauer Fälscher des 12. Jahrhunderts. Monumenta Germaniae Historica, Studien und Texte 48 (Hannover 2010).

Privati 1986: Béatrice Privati, Sézegnin GE. Une unité agricole du haut Moyen Age. In: Archäologie der Schweiz 9, 1986, S. 9–19.

Rappmann/Zettler 1998: Roland Rappmann/Alfons Zettler, Die Reichenauer Mönchsgemeinschaft und ihr Totengedenken im frühen Mittelalter. Archäologie und Geschichte 5 (Sigmaringen 1998).

Reichwald 2002: Helmut F. Reichwald, Bestandserhaltung oder Entrestaurierung? Drei Fallbeispiele aus dem Bodenseeraum. In: Matthias Exner/Ursula Schädler-Saub (Hrsg.), Die Restaurierung der Restaurierung? Zum Umgang mit Wandmalereien und Architekturfassungen des Mittelalters im 19. und 20. Jahrhundert. Schriften des Hornemann-Instituts 5, ICOMOS. Hefte des Deutschen Nationalkomitees 37 (München 2002), S. 49–69.

Schiavone 2024: Romina Schiavone, Venetier auf der Reichenau. Frühmittelalterliche Bauskulptur in Niederzell und Mittelzell. In: St. Peter in Reichenau-Niederzell 2024, S. 341–635.

Schlichtherle 1988: Helmut Schlichtherle, Bemerkungen zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Klosterplatzes. In: Zettler 1988, S. 317–324.

Schlichtherle 2001: Helmut Schlichtherle, Zur Besiedlung der Insel Reichenau von den Anfängen bis in vorklösterliche Zeit. In: Untermann 2001, S. 147–155.

Schmaedecke 1995: Michael Schmaedecke, Die frühmittelalterliche Siedlung Lausen-Bettenach. In: Michael Scmaedecke (Bearb.), Ländliche Siedlungen zwischen Spätantike und Mittelalter. Beiträge zum Kolloquium in Liestal 1995. Archäologie und Museum 33 (Liestal 1995), S. 17–26.

Schmaedecke 1999: Felicia Schmaedecke, Das Münster Sankt Fridolin in Säckingen. Archäologie und Baugeschichte bis ins 17. Jahrhundert. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 24 (Stuttgart 1999).

Sennhauser 1979: Hans Rudolf Sennhauser, Spätantike und frühmittelalterliche Kirchen Churrätiens. In: Joachim Werner/Eugen Ewig (Hrsg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Vorträge und Forschungen 25 (Sigmaringen 1979), S. 193–218.

St. Peter in Reichenau-Niederzell 2024: St. Peter in Reichenau-Niederzell. Die Baugeschichte der Stiftskirche und die karolingerzeitliche Bauskulptur der Reichenau. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 21 (Ostfildern 2024).

Stephan 2000: Hans-Georg Stephan, Studien zur Siedlungsentwicklung und -struktur von Stadt und Reichskloster Corvey (800–1670). Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte 26 (Neumünster 2000).

Thome 2024: Markus Thome, Zum Kontext der Kapitellformen. In: Matthias Untermann, Die Kirche des Zisterzienserklosters Maulbronn. Die Ostteile. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 20 (Ostfildern 2024), S. 97–111.

Untermann 2001: Matthias Untermann (Hrsg.), Klosterinsel Reichenau im Bodensee. UNESCO-Weltkulturerbe. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 8 (Stuttgart 2001).

Wyss 2004: Michael Wyss (Hrsg.), Saint-Denis, de Sainte Geneviève à Suger. Les découvertes archéologiques et les témoignages historiques. Les dossiers d'archéologie 297 (Quétigny 2004).

Zettler 1988: Alfons Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen, Schriftquellen, St. Galler Klosterplan. Archäologie und Geschichte 3 (Sigmaringen 1988).

Zettler 2005: Alfons Zettler, Klösterliche Kirchen, Cellae und Stifte auf der Insel Reichenau. In: Sönke Lorenz/Thomas Zotz (Hrsg.), Frühformen von Stiftskirchen in Europa. Funktion und Wandel religiöser Gemeinschaften vom 6. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Festgabe für Dieter Mertens zum 65. Geburtstag. Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 54 (Leinfelden-Echterdingen 2005), S. 357–376.

Zettler 2024: Alfons Zettler, Zur älteren Geschichte der Kirche St. Peter und Paul. In: St. Peter in Reichenau-Niederzell 2024, S. 78–113.

MATTHIAS UNTERMANN

Wechselnde Prioritäten. Die Baugeschichte der Klausur des Zisterzienserklosters Maulbronn

Die mittelalterlichen Klausuranlagen der Zisterzienser sind in letzter Zeit vornehmlich unter Fragen nach Raumkonzepten diskutiert worden, mit Themen der Klausur oder der Liminalität.[1] Sorgfältige bauhistorische Einzelstudien haben gezeigt, dass sie – wie bei großen, vielteiligen Baukomplexen kaum erstaunlich – längere Bauzeiten haben und stilistische Wechsel zeigen.[2] Gerade für die Zisterzienser scheint gesichert zu sein, dass es ein festgelegtes Baukonzept für die Klausur gab, das allenfalls aufgrund topografischer Bedingungen leicht variiert wurde.[3] Lediglich für ihre Frauenklöster waren verschiedenartige Konzepte üblich.[4] Grundsätzlichere Überlegungen zu Klosterentwürfen im monastischen Kontext sind aber auch für die Architektur der Männerkonvente möglich, sowohl aufgrund von Beobachtungen zu Zisterziensern[5] wie im Ordensvergleich[6].

Dass sich ein mittelalterlicher Zisterzienser in jedem Kloster seines Ordens zurechtfinden würde (und sollte), gehört zu den Narrativen auch ernsthafter Wissenschaft. Wolfgang Braunfels ließ 1969 den bis heute breit rezipierten «Idealplan» eines Zisterzienserklosters zeichnen[7] – im Hintergrund durchaus geprägt von seinen Forschungen zu italienischen Idealstadtkonzepten[8] und von der knapp zwanzig Jahre älteren ‹Entdeckung› des «bernhardinischen Plans» der frühen Zisterzienserkirchen.[9] Bekanntlich sind die Narrative zu Regeltreue und Baugesetzen auf historischer wie



Abb. 1 Maulbronn, Ansicht der Klausurbauten von Nordosten. *(© Foto: Steffen Fuchs, Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg)*

1 Cassidy-Welch 2001; Sternberg 2013; Mersch 2016.

2 Coomans 2000; Thome 2007; Krug 2012.

3 Aubert 1947, vol. 2; Rüffer 2008; problematisch Eberle 2011, Rezension dazu Untermann 2011. – Für Diskussion der nachfolgend angesprochenen Themen danke ich herzlich Heike Hansen, Nadja Lang und Charlotte Lagemann.

4 Mohn 2006; Mersch 2007; Untermann 2008; Untermann 2015.

5 Sennhauser 1990; Felten/Rösener 2009; Beuckers/Peschel 2011; Mölich/Nussbaum/Wolter-von dem Knesebeck 2017; Dendorfer/Krieb 2023.

6 Sonntag 2016.

7 Braunfels 1969, S. 124; vgl. den «plan type» von Aubert 1947, vol. 2, vor S. 1.

8 Braunfels 1953.

9 Esser 1953.

kunsthistorischer Seite in den letzten Jahrzehnten weitestgehend dekonstruiert worden, zugunsten personaler und regionaler Strukturen und Entwurfskontexte.[10] Die Einheitlichkeit der Kirchen- und Klosterentwürfe ist ein spirituelles Element, keine architektonische Norm.[11]

Nachfolgend sei das Zisterzienserkloster Maulbronn (Abb. 1), in dem seit 2003 restaurierungsbegleitend detaillierte Bauuntersuchungen stattfinden, nicht als individueller Entwurf südwestdeutscher Prägung präsentiert, sondern mit der Beobachtung, dass die dortigen Verantwortlichen im 12. und 13. Jahrhundert offenbar nicht so richtig gewusst zu haben scheinen, wie man ein Zisterzienserkloster baut.[12] Dass die Klosteranlage im 12. bis 14. Jahrhundert in zahlreichen Bauabschnitten entstand, ist längst bekannt und seit 1873 in farbigen Bauphasenplänen visualisiert.[13]

1178 wurde die um 1147 begonnene, rasch gebaute Klosterkirche geweiht.[14] Sie ist das Produkt so vieler Planänderungen, dass an ihr die stufenweise Suche nach der endgültigen Form noch heute ablesbar ist.[15] Zu ihrem Ostbau ist soeben ein neues Buch erschienen.[16] Die Kirche soll nachfolgend aber nicht Thema sein, sondern nur für ihren Bezug auf die Klausurbauten in den Blick kommen. Auch bei der Maulbronner Klosteranlage soll es weniger um ihre ‹Form› und deren stilistische Einordnung gehen als um die Anordnung und vor allem um die Bauabfolge der für das Klosterleben notwendigen Räume.

Mehrfach abgebrochene Planungen und geänderte Prioritäten bestimmten in Maulbronn das Baugeschehen fast seit der Gründung bis ins späte 13. Jahrhundert.[17] Ein klares Konzept, wie man es bei einem Zisterzienserkloster voraussetzen möchte, ist dabei nicht erkennbar. Das ist insofern überraschend, als die Anlage nicht am Rande der damaligen Welt lag, sondern durchaus zentral im Südwesten des deutschen Reichs, an einer wichtigen Fernstraße,[18] und es sich um ein Kloster in einer dichten Filiationskette handelte – von Morimond über Bellevaux in der Franche-Comté, dann Lützel und Neuburg im Elsass. Von mangelnder Kenntnis von Vorbildern und Konzepten kann also keine Rede sein, architektonische und monastische Kompetenz war bequem zu konsultieren.

Die zisterziensische Klosterliste führt Maulbronn als 139. Gründung des Ordens auf.[19] Der Konvent wurde 1138 am Ostrand des Bistums Speyer angesiedelt und 1147 um 8 km an einen neuen Ort auf Speyerer Bistumsgut verlegt.[20] Entgegen dem in der Gründungsurkunde des Speyerer Bischofs und in jüngeren Bildwerken[21] ordensgemäß vorgetragenen Narrativ lag Maulbronn – wie die meisten Zisterziensergründungen – nicht in einer wüsten, gefährlichen Einöde, auch nicht in einem Rodungsgebiet, sondern übernahm zahlreiche Bauernhöfe und damit letztlich die Gemarkung eines älteren Dorfs mit einem Herrenhof der großen Benediktinerabtei Hirsau, den diese 1157 auf Druck des Bischofs auch formell den Zisterziensern überließ.[22] Kleinflächige archäologische Untersuchungen der letzten Jahre belegen einen Siedlungsbeginn im 11./12. Jahrhundert,[23] wobei es den Anschein hat, dass die mächtigen Aufschüttungen im engen Talgrund älter sind als die Niederlassung der Zisterzien-

10 Leroux-Dhuys 1998; Kinder 2002; Rüffer 2008; Felten/Rösener 2009; Jäggi 2012.

11 Mit abwägender Neubestimmung zu den Kirchen: Untermann 2001; Jäggi 2012.

12 Die Frage, wie man ein Zisterzienserkloster gründet, hat Tremp 1988 in den Blick genommen. Zu den in Schriftquellen fassbaren Konzepteuren vgl. Untermann 2001, S. 227–231.

13 Paulus 1873, Taf. 1; Knapp 1997, S. 46 f., Abb. 35; Maulbronn 1997, Beilage. – Eigentümlich unkritisch gegenüber monastischen Bedürfnissen ist die zeichnerische Darstellung der Bauzustände bei Frank 1993.

14 Gohl 1978, S. 30 mit Anm. 36.

15 Untermann 2005; Untermann 2017b; Untermann 2024, bes. S. 177 f.

16 Untermann 2024. – Für den Ostbau der Maulbronner Kirche sind die nachfolgenden Aussagen dort ausführlich belegt.

17 Die Darstellung in Text und Plänen entspricht dem Auswertungsstand 2022; Vorbericht zum Ostflügel: Untermann 2025. Eine ausführliche Publikation der Befunde ist für 2027 geplant.

18 Rückert 1997.

19 Janauschek 1877, S. 56 f.

20 Gohl 1978; Eberl 1999.

21 Gohl 1978, S. 28–30; zur 1450 datierten, aber im überkommenen Zustand erst 1638 gemalten Stiftertafel vgl. demnächst eine Publikation von Peter Rückert, Erwin Frauenknecht, Michael Hoff und Matthias Untermann.

22 Gohl 1978, S. 34–36.

23 Damminger 2024.

Abb. 2a

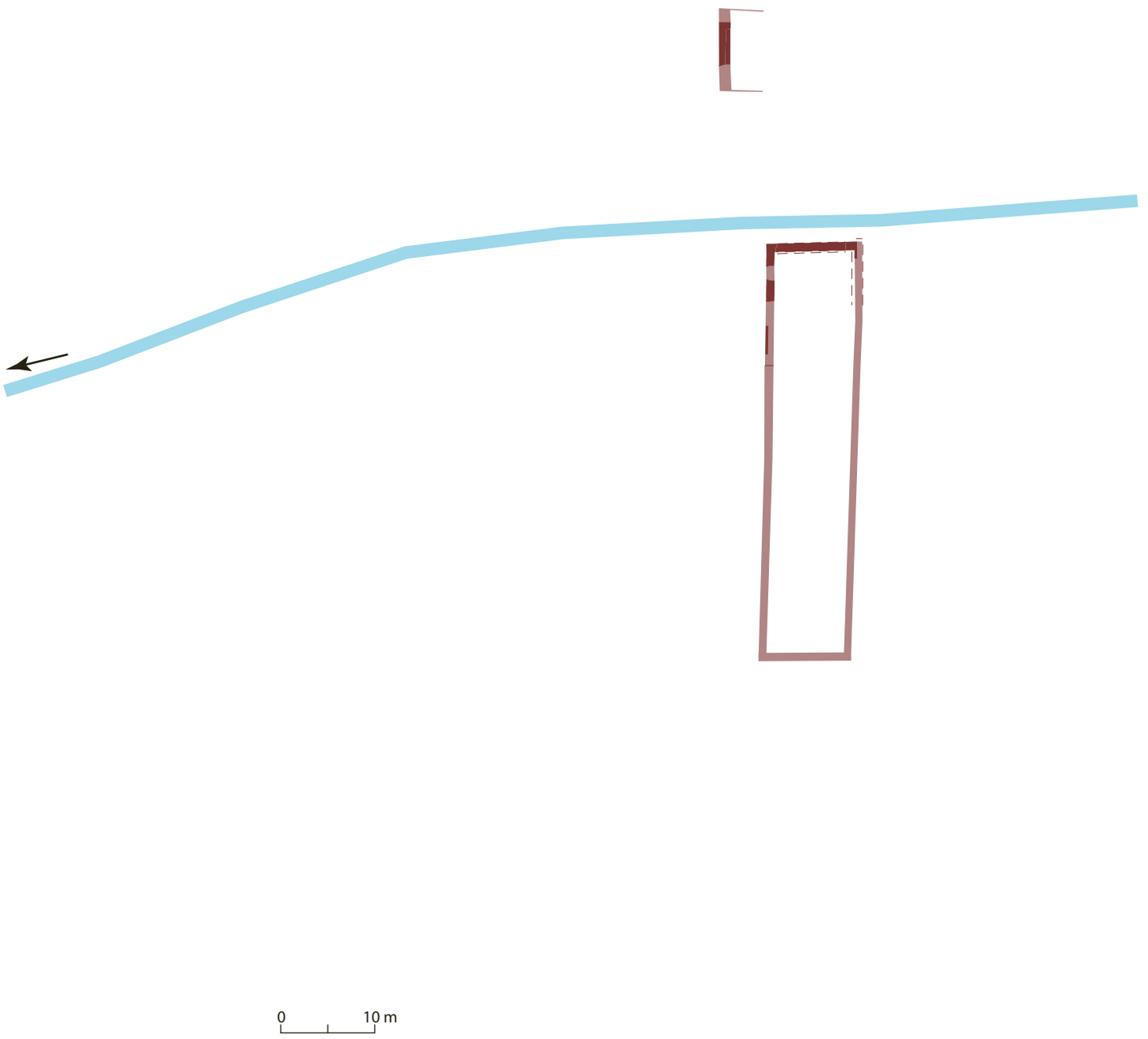


Abb. 2 Bauabfolge der Klausur: a) Zustand um 1145, Hirsauer Klosterhof (Bauphase A); b) Zustand um 1150, Baubeginn der Klosterkirche (Bauphase I); c) Zustand um 1155, Baubeginn des Ostflügels und Planwechsel an der Klosterkirche (Bauphase II); d) erschlossene Planung um 1155 für den Ostflügel (Bauphase II).
(© Matthias Untermann)

Abb. 2b

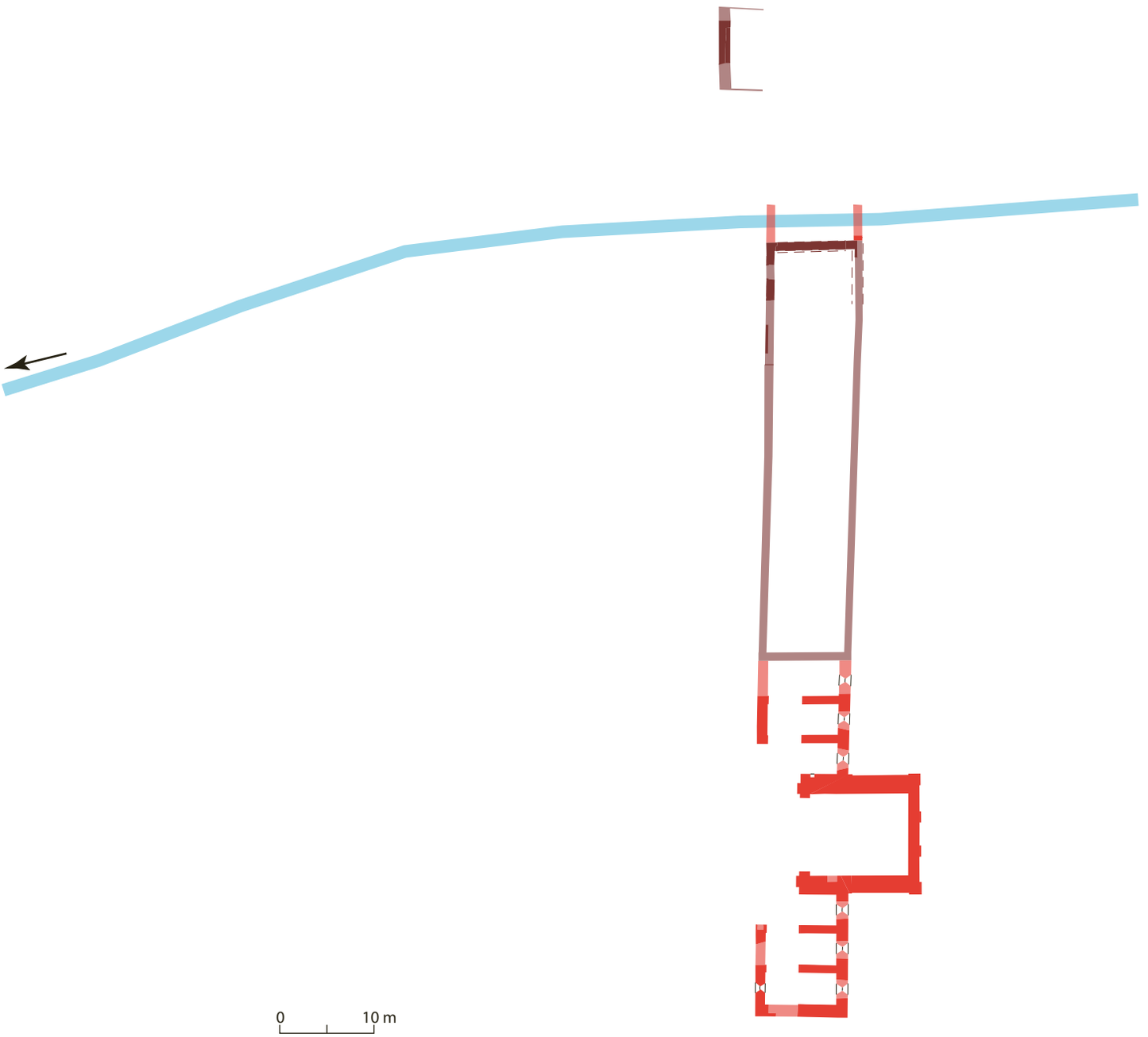


Abb. 2c

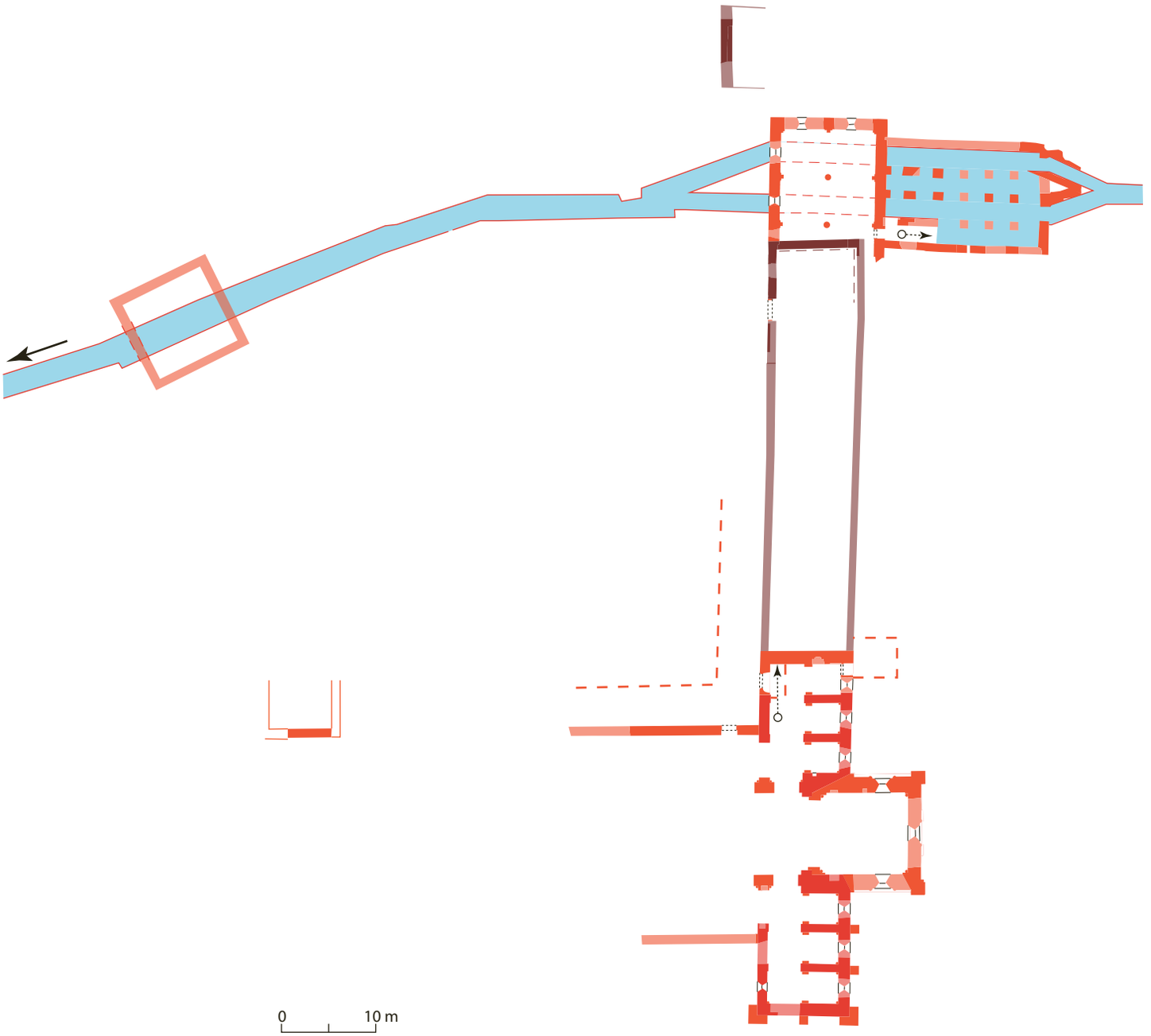
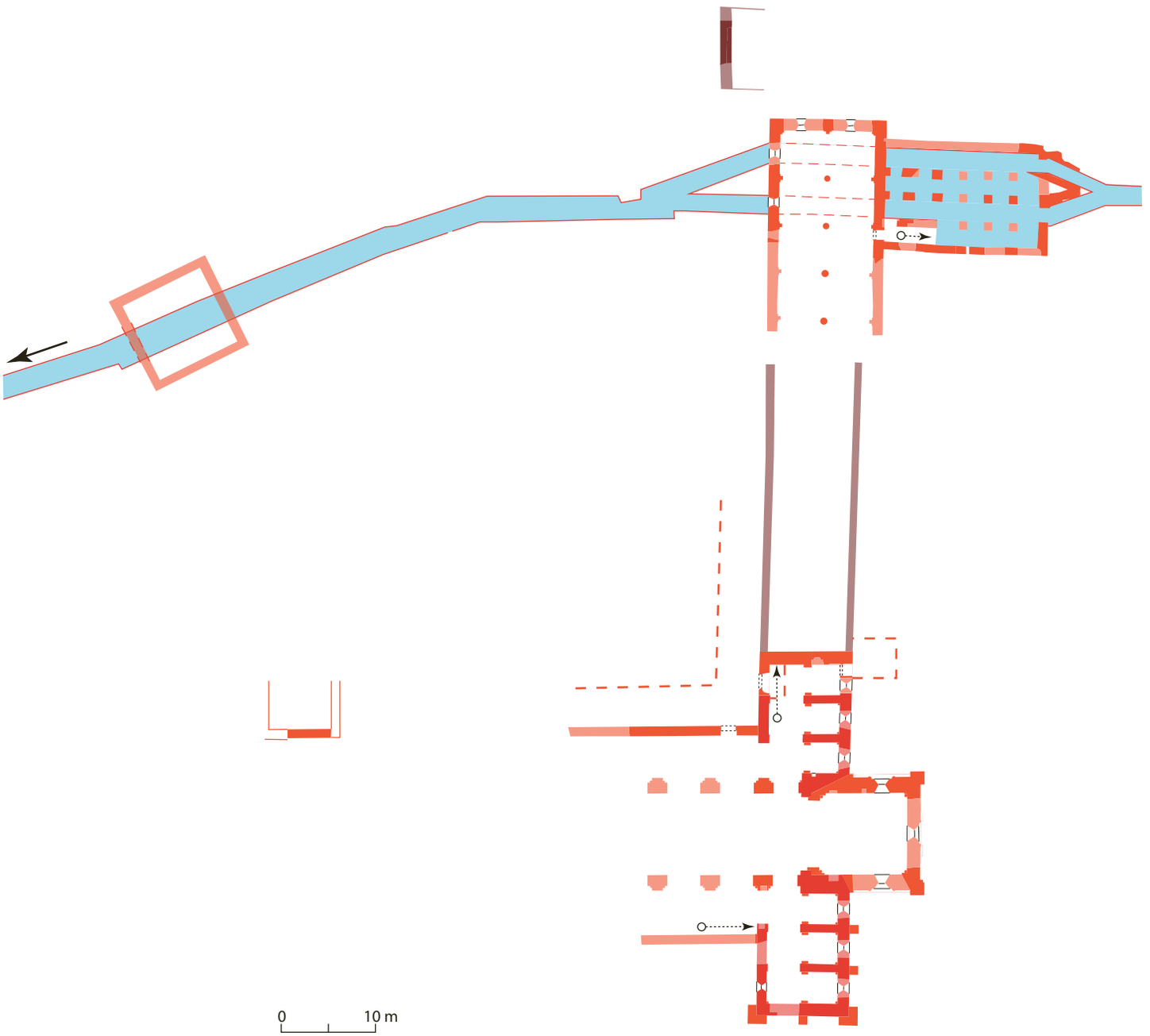


Abb. 2d



ser.[24] Die Zisterzienser übernahmen und nutzten bei ihrer Ankunft ein großes zweigeschossiges Steinhaus, das quer im Tal stand und von dem ohne Grabungen unklar bleibt, ob es ein einzelnes Gebäude war oder aber Teil eines Baukomplexes (Abb. 2a).[25] Von einem zweiten, unterkellerten Steinhaus sind Baureste sichtbar erhalten. Lage und Baugestalt der mindestens sechs dem Kloster übereigneten bäuerlichen Anwesen in Maulbronn sind noch unbekannt.

Zahlreiche dendrochronologische Daten von Gerüstriegeln und Dachwerken in bestehenden Mauern der erhaltenen Klosteranlage erlauben es,[26] die nachfolgend präsentierte, am Mauerwerk ablesbare Klosterbaugeschichte auch mit absoluten Daten zu fassen. Historische Nachrichten fehlen hingegen in Maulbronn für die Frühzeit fast völlig.[27] Die recht dichte Überlieferung von Originalurkunden des 12./13. Jahrhunderts zeigt ein Aufblühen der Wirtschaftskraft ohne größere Probleme, erlaubt aber keine Rückschlüsse auf die Baugeschichte. Ins Werk gesetzt wurde im Kontext der Klosterverlegung 1147 eine anspruchsvolle Kirche im typischen Zisterziensergrundriss (Abb. 2b), die, wie die Mauerdicke nahelegt, ebenso typische Tonnengewölbe erhalten sollte und kein echtes Querschiff, sondern niedrige Querarmgänge aufweist. Der Nordquerarm steht nicht im rechten Winkel, weil die Kirchenachse des Sanktuariums – vielleicht versehentlich – schräg auf das ältere Steinhaus hin abgesteckt wurde[28] und dann nur der Südquerarm rechtwinklig gebaut wurde.

Das Steinhaus, bei dem es sich um den ehemaligen Hirsauer Klosterhof gehandelt haben dürfte, nahm wohl die meisten Funktionsräume des frühen Klosters auf. Ein früher Teilneubau des Nordquerarms (Abb. 2c) legt nahe, dass die Querarmmauern anfangs stumpf an dessen Südgiebel anschlossen und rasch eine eigens fundamentierte Nordgiebelmauer für die Kirche notwendig erschien. Die Nordseite dieser neuen Mauer benutzten die Bauleute für Ritzzeichnungen, so dass es dort zeitweise eine Baulücke gab. Überraschend ist, dass diese Nordmauer keinen Sakristeizugang aufweist, sondern die Sakristeitür in die Ostmauer des Querarms eingefügt wurde und das Fenster der nördlichen Querarmkapelle deshalb verschoben ist. Es war also nicht geplant, die Sakristei wie üblich im Ostflügel der Klausur einzurichten. Ostflügel ohne Sakristei, bei denen der Kapitelsaal unmittelbar an die Kirche anstößt, gab es bei den Zisterziensern um 1140/50 auch andernorts, etwa in Zwettl und Sittich.[29] Die Sakristei gehörte also nicht zum notwendig erscheinenden Raumprogramm neugebauter Klöster. In Maulbronn zeichnet sich an der Ostwand des Querschiffs ein Fachwerkanbau für die Sakristei ab, dessen Größe unbekannt ist. Das Kreuzgangportal im Nordseitenschiff ist auffallenderweise so angeordnet, dass es nicht axial zum später ausgeführten Kreuzgang-Ostflügel passt. Aber auch für die frühe Zeit erscheint ein deutlich breiterer Kreuzgang kaum denkbar, so dass dieser Achsbezug entweder als irrelevant galt oder die Anordnung des Portals anderen Überlegungen folgte.

Die Kirche wurde schon bald nach 1150 umgeplant zu einer aufwendig gegliederten, kreuzrippengewölbten Anlage in der Formensprache des Wormser Doms. Mit diesem ersten großen Planwechsel wurde auch der erste Klausurostflügel mit gleichem Aufwand begonnen, und zwar nördlich des älteren Steinhauses, mit zwei höheren Geschossen. Er überbaute den Bachlauf der Salzach und war mit einer kürzlich ergrabenen, großen Abortanlage kombiniert, in der dieser Bach mit zwei Kanälen durch eine vierschiffige Pfeilerhalle unter den Abortsitzen durchgeleitet wurde.[30] Die geplante Ostflügel-Länge von 55,5 m und die Zahl von ca. 60 Abortsitzen zeigen ebenso wie die Disposition der Kirche, dass Maulbronn sogleich als großes Zisterzienserkloster ins Werk gesetzt wurde. Als Erdgeschoss-Nordraum erhielt der Ostflügel eine zweischiffig kreuzgratgewölbte Halle. Auffallenderweise sollte sie breiter sein als das Querschiff – die schmalen, damals noch kaum begonnenen Querarme sind nämlich zeitgleich so schmal weitergebaut worden. Die breitere Bauflucht nach Osten war aber nicht geeignet, die als Fachwerkbau angefügte Sakris-

24 Schwing 1996; Untermann 2024, S. 30–38.

25 Untermann 2024, S. 38 f.; Untermann 2025; vgl. bereits Mettler 1909, S. 16; Knapp 1997, S. 35 f.

26 Erstmals Lohrum 1994; vgl. jetzt Lohrum, in: Untermann 2024, passim. Einige Daten werden erstmals im vorliegenden Aufsatz publiziert.

27 Vgl. Anm. 19.

28 Paulus 1873, S. 18; Untermann 2024, S. 40–42.

29 Untermann 2024, S. 82.

30 Damminger 2020; ergänzte Rekonstruktion bei Untermann 2024, S. 124.

tei einzubeziehen. Der Anlass für diesen später wieder aufgegebenen Wechsel der Dimensionen bleibt unklar. Zu jenem Zeitpunkt war jedenfalls der Abbruch des älteren Steinhauses geplant (Abb. 2d). Die aufwändige Verdolung der Salzach bleibt archäologisch zu erforschen; der heutige, mit Beton ausgekleidete unterirdische Verlauf erlaubt keine Beobachtungen.

Schon nach wenigen Jahren wurde dieses aufwändige Bauprogramm gestoppt: Beim Kirchenbau entfielen die geplanten Gewölbe, und der neue Klausur-Ostflügel endete provisorisch am älteren Steinhaus. Die Priorität lag nun bei der Fertigstellung der 65,3 m langen Kirche, die 1178 geweiht werden konnte. Hochsitzende, mit ungewöhnlichen Formen variierte Seitenschifffenster und ein Wasserschlaggesims zeigen, in welchen Dimensionen seit etwa 1160 der Kreuzgang geplant war,[31] von dem keine weiteren Überreste existieren. Es war wohl eine hölzerne Konstruktion. Eine in den Kirchenbau einbezogene Kellerwand bezeugt, dass ein frühes, eingeschossiges Gebäude im Westen Abstand zum Kreuzgang hielt. Indizien für die Existenz eines steinernen romanischen Kreuzgangs fehlen. An anderen süddeutschen Klöstern (Alpirsbach; St. Georgen) sind bei gotischen Kreuzgangneubauten einzelne romanische Kreuzgangwerkstücke erhalten geblieben und/oder zweitverwendet worden.[32] In Maulbronn scheint der Kreuzgang demnach sehr lange eine Holzkonstruktion gewesen zu sein; erst um 1290 wurde der letzte Flügel in Stein ausgebaut.

Gleich nach Fertigstellung der Kirche wurde der 63,5 m lange Westflügel der Klausur errichtet (Abb. 3a), in üblicher Weise mit der Klosterpforte, dem Cellarium und dem Refektorium der Konversen im Erdgeschoss sowie ihrem Dormitorium im Obergeschoss. Der von der bisherigen Forschung vermisste Abort der Konversen befand sich in einem eigenen Gebäude über dem Salzachkanal, das wegen seiner abweichenden Achse wohl einer älteren Planung entstammt.[33] Die meines Erachtens wesentliche Frage, wo sich der von den Regeln her zu erwartende Kapitelsaal der Konversen befand,[34] wo ihr Calefactorium bzw. Auditorium und ihre Infirmarie lagen, ist bislang ungeklärt, doch geben die nicht einheitlich durchlaufenden Erdgeschossfenster hierfür Indizien.[35] Eine genauere bauhistorische Erforschung dieses Westflügels ist für 2025/26 geplant. Er zeigt mehrere Planwechsel – Säulen und Gewölbe des Refektoriums wurden erst im 13. Jahrhundert eingezogen.[36] Vier Beobachtungen scheinen schon jetzt der Diskussion zu bedürfen: Der Konversentrakt ist länger als der zuvor begonnene, an den Nordquerarm anstoßende Ostflügel und hat dieselbe Nordflucht, ist mithin architektonisch gleichrangig. Zusätzlich weist er eine aufwändig gegliederte, sorgfältig gearbeitete monumentale Westfassade auf, wie sie Eduard Paulus idealisierend aus den Befunden rekonstruierte (Abb. 4).[37] An wen richtete sich diese Schauseite? Weder die Kirche noch gar der Ostflügel zeigen eine vergleichbare Außengliederung mit Lisenen, Halbsäulen und komplizierten Gesimsprofilen. Und nachfolgend noch wichtig wird der bereits Paulus bekannte, von ihm aber nicht weiter beachtete Befund sein, dass der Nordteil des Westflügels kein steinernes Obergeschoss hatte, sondern mit zwei Fachwerkhäusern überbaut war (Abb. 5).[38] Aus dem ersten Geschoss dieser 1896 weitgehend abgebrochenen Fachwerkkonstruktion stammt ein Dendrodatum von 1331/32.[39] Dieser Aufbau ist also keine Reparatur eines Bauschadens, vielmehr war das Obergeschoss im Nordteil offenbar unfertig geblieben, genau wie zunächst auch die Gewölbe im Erdgeschoss darunter.

Zu diesem Westflügel gehören später abgearbeitete, mehrteilige Wandvorlagen für einen gewölbten Kreuzgang mit sehr flachem, vielleicht steinernem Dach, der nach Norden hin weniger groß werden sollte als der heutige, aber nicht zur Ausführung gelangte (Abb. 3b).

Denn wenige Jahre nach Bau des Westflügels kam eine neue Werkstatt nach Maulbronn, die viel beachtete, nicht zuletzt von Bernd Nicolai

31 Knapp 1997, S. 51; Untermann 2024, S. 130.

32 Weyer 2005, S. 108.

33 Frühneuzeitlich nahm das 1746 erneuerte und 1896 abgebrochene Gebäude den Speisesaal der Schüler und eine Lehrerwohnung auf; es wurde «Speisung» genannt.

34 Späth 2000, S. 66.

35 Untermann 2017a, S. 158f.

36 Läpple 2013.

37 Paulus 1873, Taf. 2.

38 Ehlers/Stober 1998, Nr. 205.

39 Läpple 2013, Befund 59. – Für das zweite Obergeschoss gibt es ein Datum von 1506/07d, das wohl zu Reparaturen nach den Kriegszerstörungen von 1504 gehört; vgl. Wagener 2024; Untermann 2024, S. 383–390.

Abb. 3a

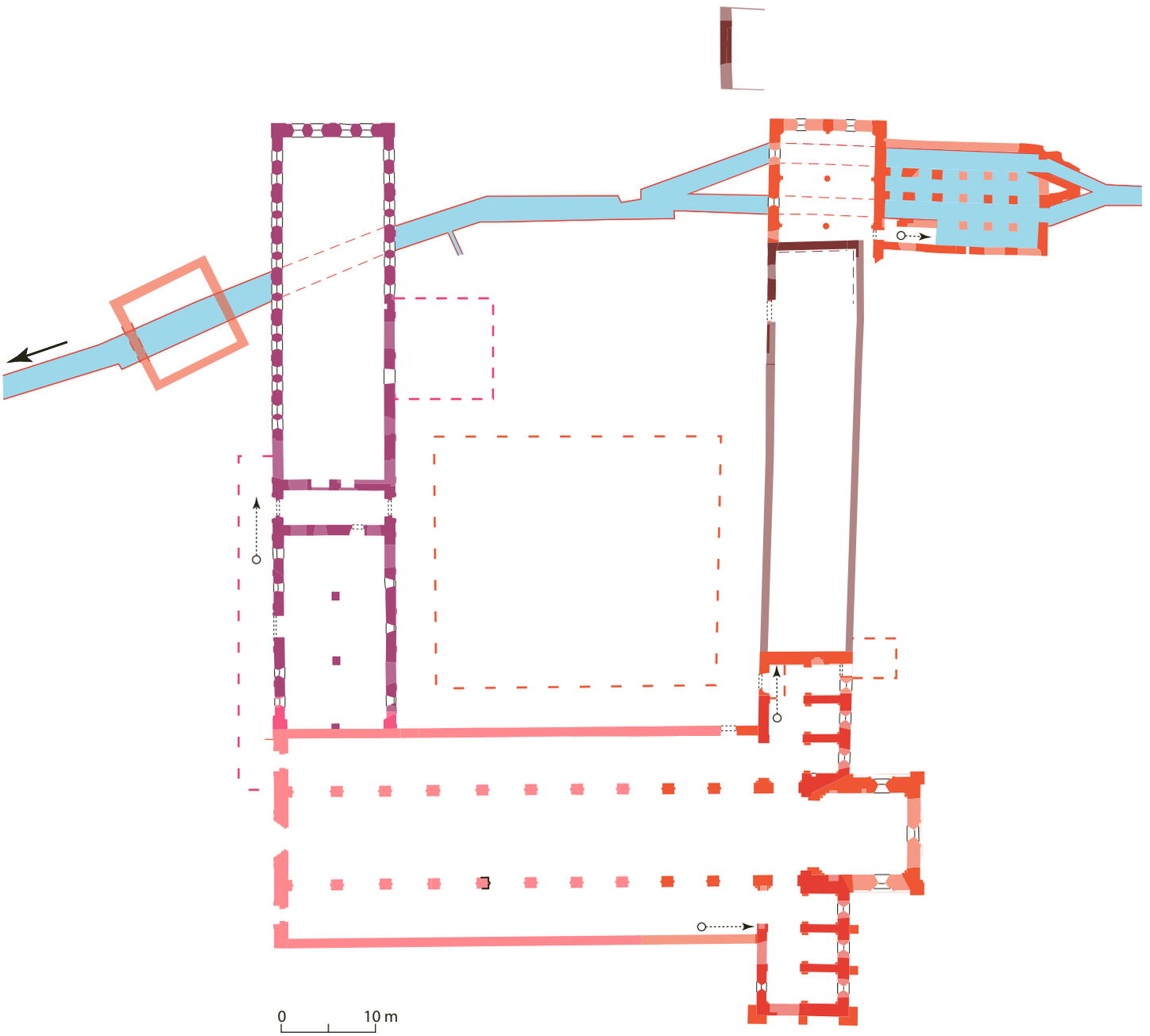


Abb. 3 Bauabfolge der Klausur: a) Zustand um 1190, Bau des Westflügels (Bauphase VIII); b) erschlossene Planung um 1190 für den Kreuzgang-Westflügel (Bauphase VIII); c) Zustand um 1205, Baubeginn des Nordflügels (Bauphase IXa); d) Planung um 1205 für den Kreuzgang-Nordflügel (Bauphase IXa). *(© Matthias Untermann)*

Abb. 3b

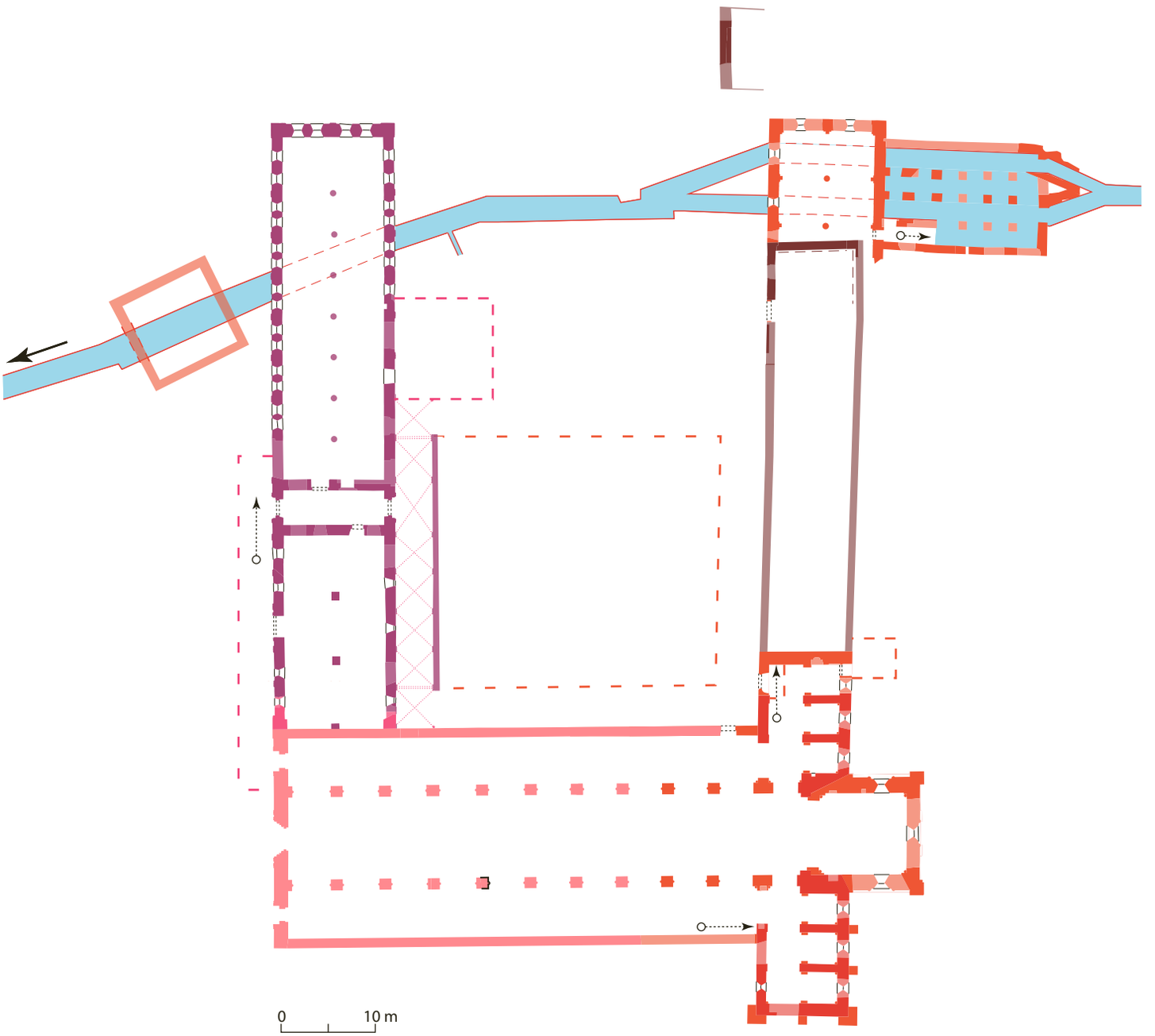


Abb. 3c

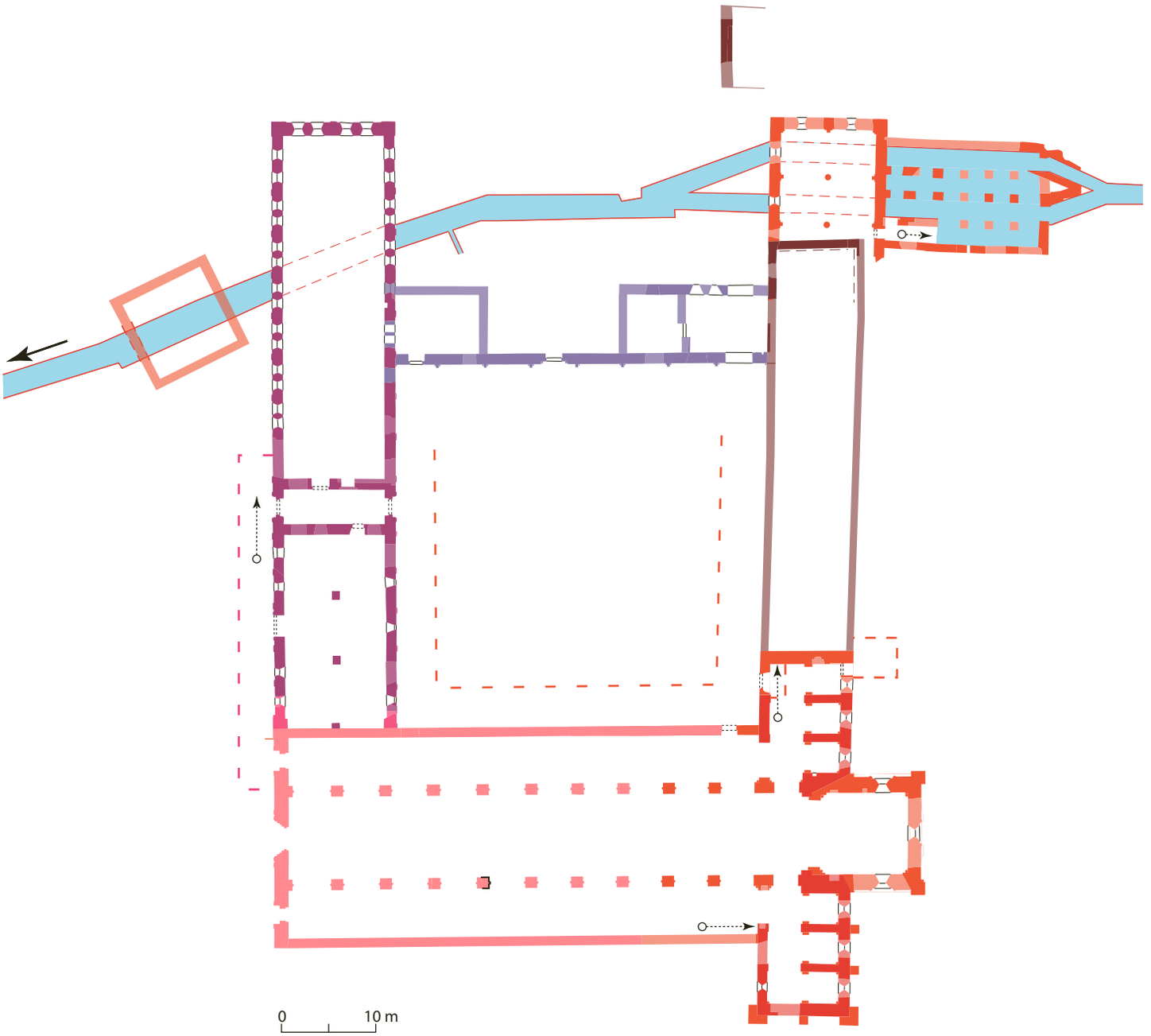
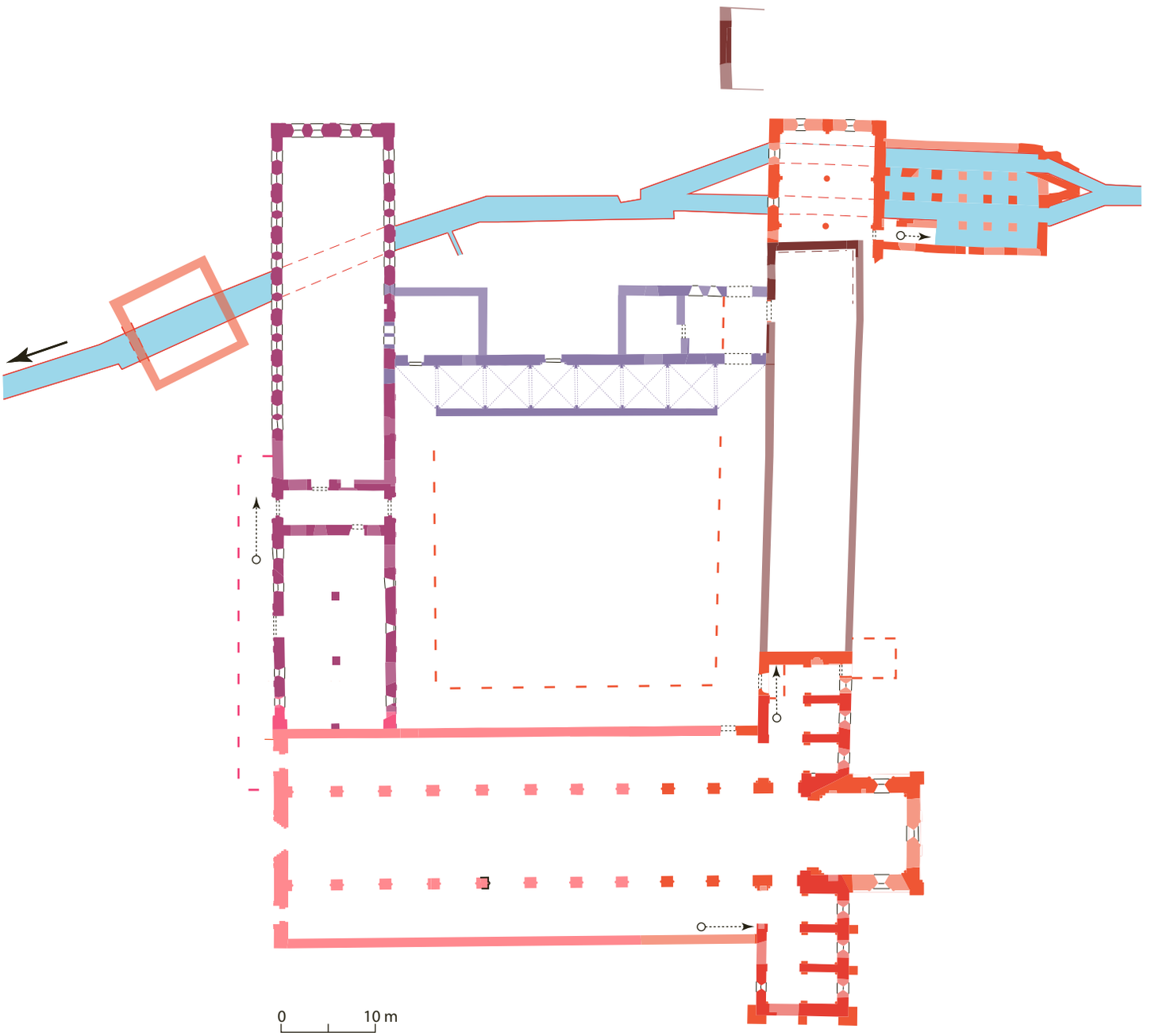


Abb. 3d



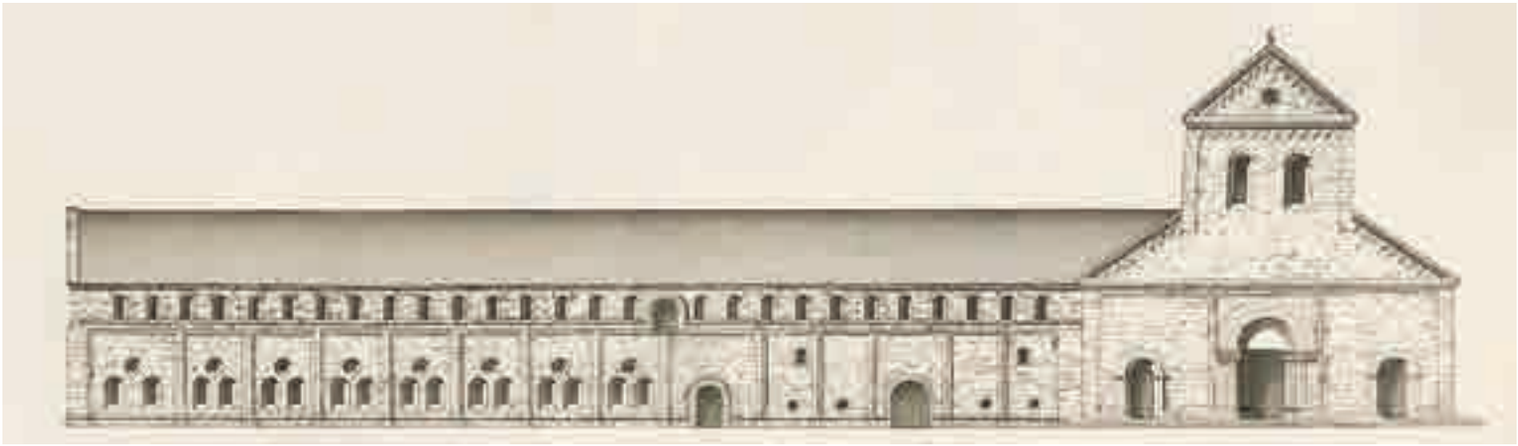


Abb. 4 Idealisierte Rekonstruktion der geplanten Fassade des Westflügels. *(Aus: Paulus 1879, Taf. 2)*



Abb. 5 Fachwerkaufbau auf dem Nordende des Westflügels, Zeichnung um 1880. *(Aus: Ehlers/Stober 1998, Kat.-Nr. 205)*

untersuchte Werkstatt, die frühgotische Formen benutzte und deren Mitglieder bald nach 1200 auch in Ebrach, Walkenried und Magdeburg tätig waren.[40] Unter ihrer Mitwirkung wurden Kreuzgang und Klausurnordflügel vollständig neu konzipiert – wiederum sahen Abt, Konvent und potentielle Stifter keinen Anlass, vordringlich das Mönchshaus im Ostflügel zu modernisieren, und es gibt auch keine Anzeichen, dass ein Neubau des Ostflügels der Aufmerksamkeit der Bauforschung entgangen sein könnte.

Mit der neuen Kreuzgang-Nordmauer (Abb. 3c) wurde das kirchseitige Maß auch als Nord-Süd-Maß festgelegt, mit jeweils 125 Fuß. Die Portale von Küche und Refektorium wurden damals schon gebaut, als Räume ausgeführt aber wohl nur das Calefactorium im Osten und – aus Notwendigkeit zu erschließen – die Küche im Westen. Im Osten gab es eine Baustellenzufahrt. Der Kreuzgang sollte über Wandvorlagen mit Ecksäulchen kreuzrippengewölbt werden (Abb. 3d). Die schon für die Südwand des Nordflügels gefertigten Basen wurden dann allerdings genutzt, um als Kapitelle die en-délit-Schäfte zu fixieren, und der Kreuzgangbau blieb ebenso wie der Westflügel der Klausur erneut unfertig. Auch bis zum Bau des großen Refektoriums sollte es noch rund 20 Jahre dauern. Das Dachwerk eines notwendigen, aber provisorischen holzgedeckten Kreuzgang-Nordteils wurde auf Konsolen gelegt – bis um 1300 blieb er so in Benutzung.

Zwischendurch ließen Abt und Konvent nach zweimal geändertem Plan die prächtige Kirchenvorhalle und dann den Kreuzgang-Südflügel errichten – seltsamerweise hingegen nicht die funktional wichtigeren Flügel des Kreuzgangs im Osten und Westen. Ein auffallend reiches Kreuzgang-Joch im Südwesten wurde als Probejoch gebaut (Abb. 6a), mit Nachbesserungen im Stützensystem.[41] Ausgeführt wurde eine schlichtere Lösung, mit nur 20 Säulen pro Joch statt 28 im ersten Entwurf und mit Anschlägen für Glasfenster, die anfangs nicht geplant gewesen waren (Abb. 6b; Abb. 7). Die Höhendimensionen des neuen Kreuzgangs passen nicht zum bestehenden, älteren Ostflügel und hätten die dortigen Dormitoriumsfenster verdeckt (Abb. 8). Wenn der Kreuzgang zudem tatsächlich genau quadratisch geplant war (Abb. 6c), hätte der anstehende Neubau des Ostflügels überdies in die Kirchenachse gedreht werden müssen.

Auch dieser Kreuzgangbau wurde dann unfertig abgebrochen, sogar im Westen, wo einem Fertigbau nichts im Wege gestanden hätte. Stattdessen wurde zunächst das berühmte Refektorium gebaut (Abb. 6d). Die formalen Brüche seiner Einwölbung zeigen, dass auch für diesen Bau kein fertiger Bauplan existierte.[42] Der großangelegte Neubau setzte einen zuvor ungeplanten Teilabbruch von Küche und Calefactorium voraus, auf der Ostseite sogar eine Neuplanung, da die hohen Fenster und Strebepfeiler dort bis an den Kreuzgang heranreichten. 1227/28 und 1228 wurden die Balken für das Dachwerk des Refektoriums gefällt.[43] Die neue Nordflucht lag etwas mehr als 3 m weiter im Norden als bei Ost- und Westflügel. Gleich nach der Fertigstellung der Gewölbe hat die Werkstatt Maulbronn verlassen: Nachfolgend gab es hier für rund 30 Jahre weder demonstrativ durchlaufende Quaderlagen noch sorgfältig geglättete Wandflächen oder gar aufwändige Bauskulptur und Gewölbe. Historische Ereignisse innerhalb oder außerhalb des Konvents, die diesen Bruch erklären würden, sind weder überliefert noch begründet zu erschließen.

Was passierte nun? Erstens wurde im Norden das Calefactorium wiederhergestellt (Abb. 9a) und das erste Refektoriumsfenster dabei schon wieder vermauert, zweitens – endlich, nach rund 80 Jahren! – der vergrößerte Neubau des Klausur-Ostflügels erneut ins Werk gesetzt.[44] Die Höhendimensionen des Erdgeschosses wurden nun entsprechend dem frühgotischen Kreuzgang festgesetzt, das Obergeschoss über dem Nordflügel etwas niedriger ausgeführt, für den Ostflügel etwas höher begonnen. Der kurze Ansatz der neuen Westmauer zeigt, dass das Dormitorium nun über den (noch nicht begonnenen) Kreuzgang-Ostflügel hinweg reichen sowie deutlich höher und breiter werden sollte als der unfertige romanische Baukörper. Die Bauqualität des Mauerwerks ist

40 Nicolai 1990, S. 174–206; Frank 1993, S. 112–158.

41 Untermann 2024, S. 182 f.

42 Fischer 2025.

43 Lohrum 1994, S. 130–134.

44 Frühdatierung bereits bei Knapp 1997, S. 101.

Abb. 6a

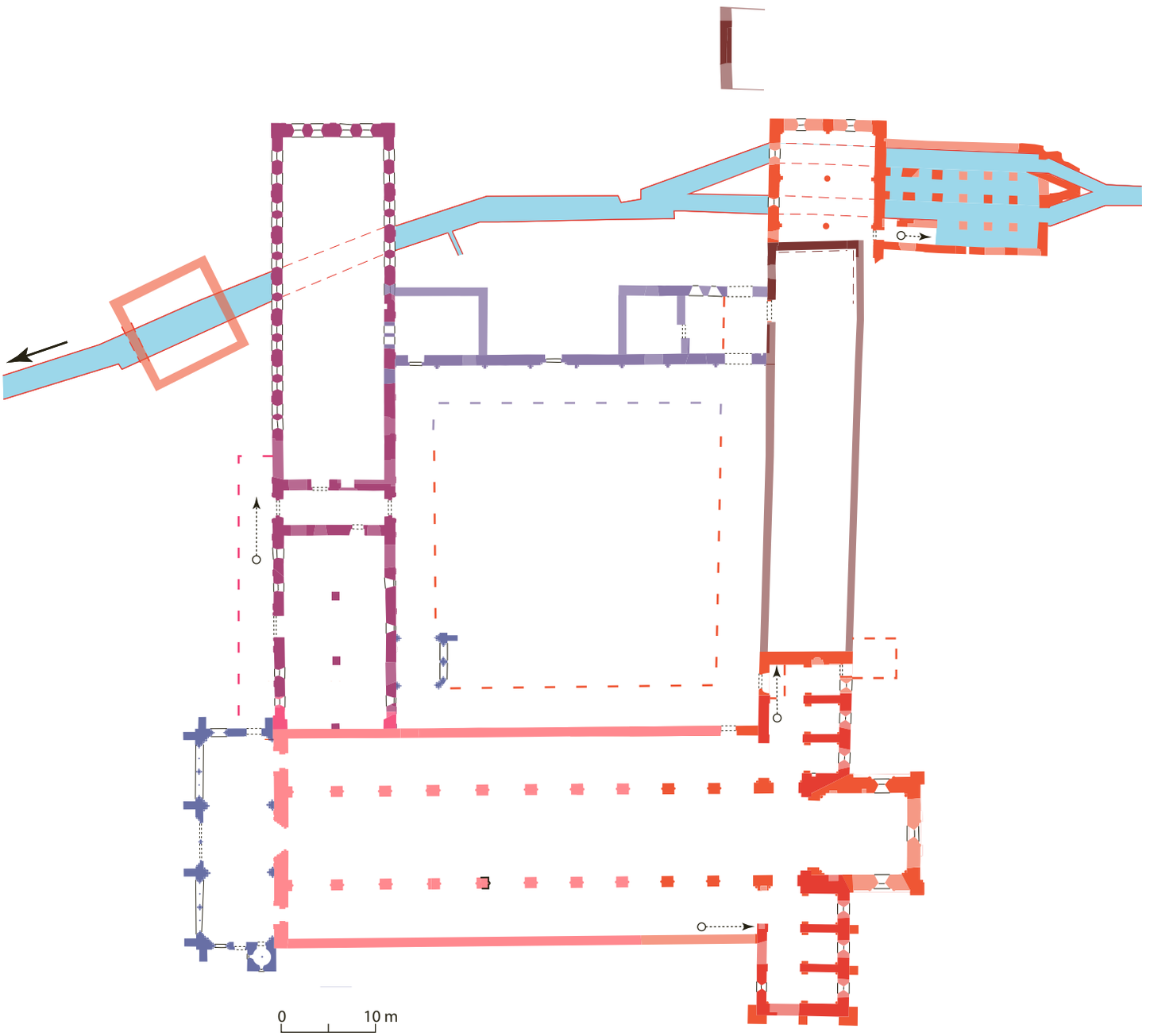


Abb. 6 Bauabfolge der Klausur: a) Zustand um 1210, Probejoch am Kreuzgang-Westflügel (Bauphase IXb); b) Zustand um 1215, Kreuzgang-Südflügel (Bauphase IXc); c) Planung um 1215 für den Kreuzgang (Bauphase IXc); d) Zustand um 1230, Bau des Mönchsrefektoriums (Bauphase IXd). *(© Matthias Untermann)*

Abb. 6b

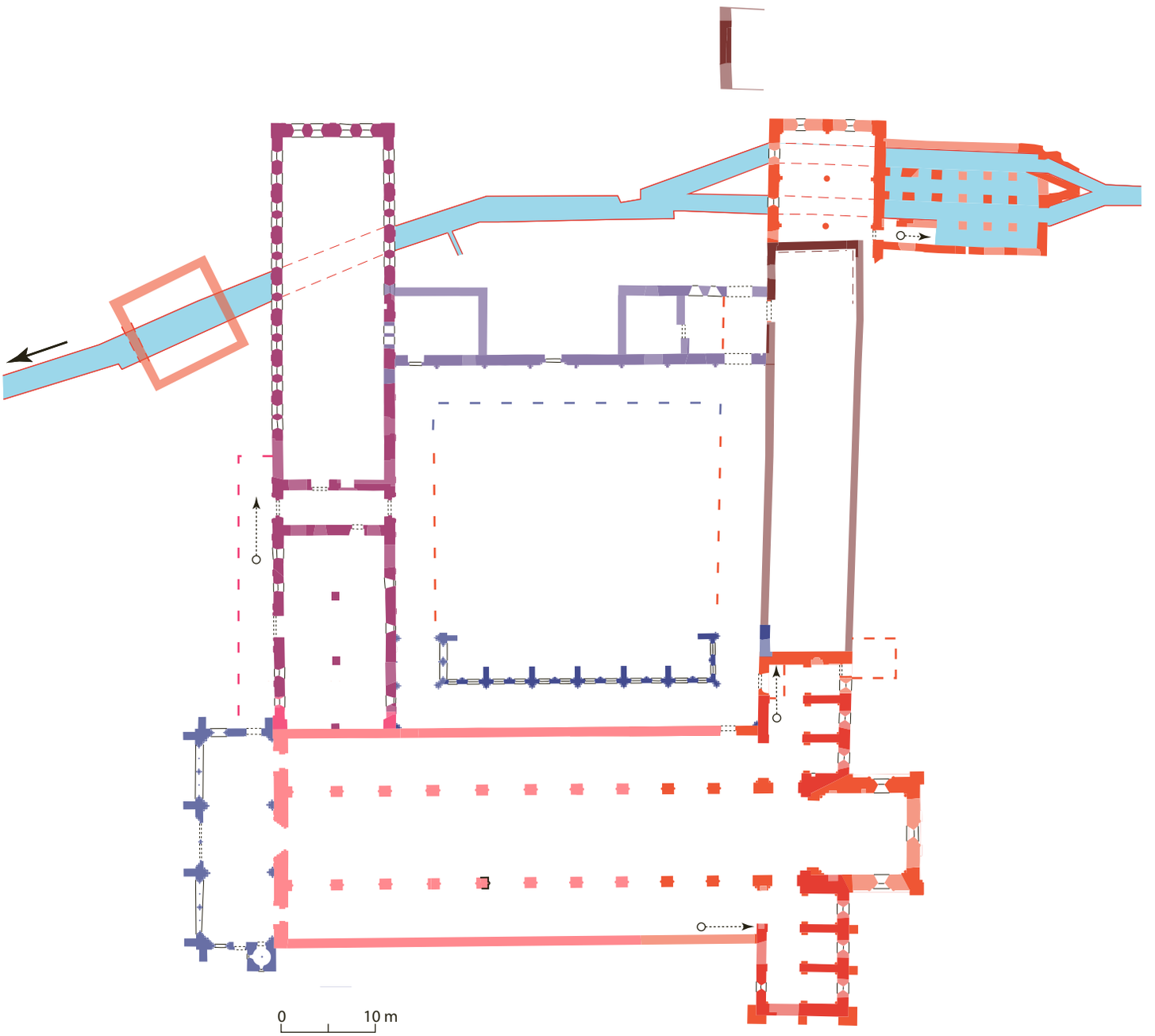


Abb. 6c

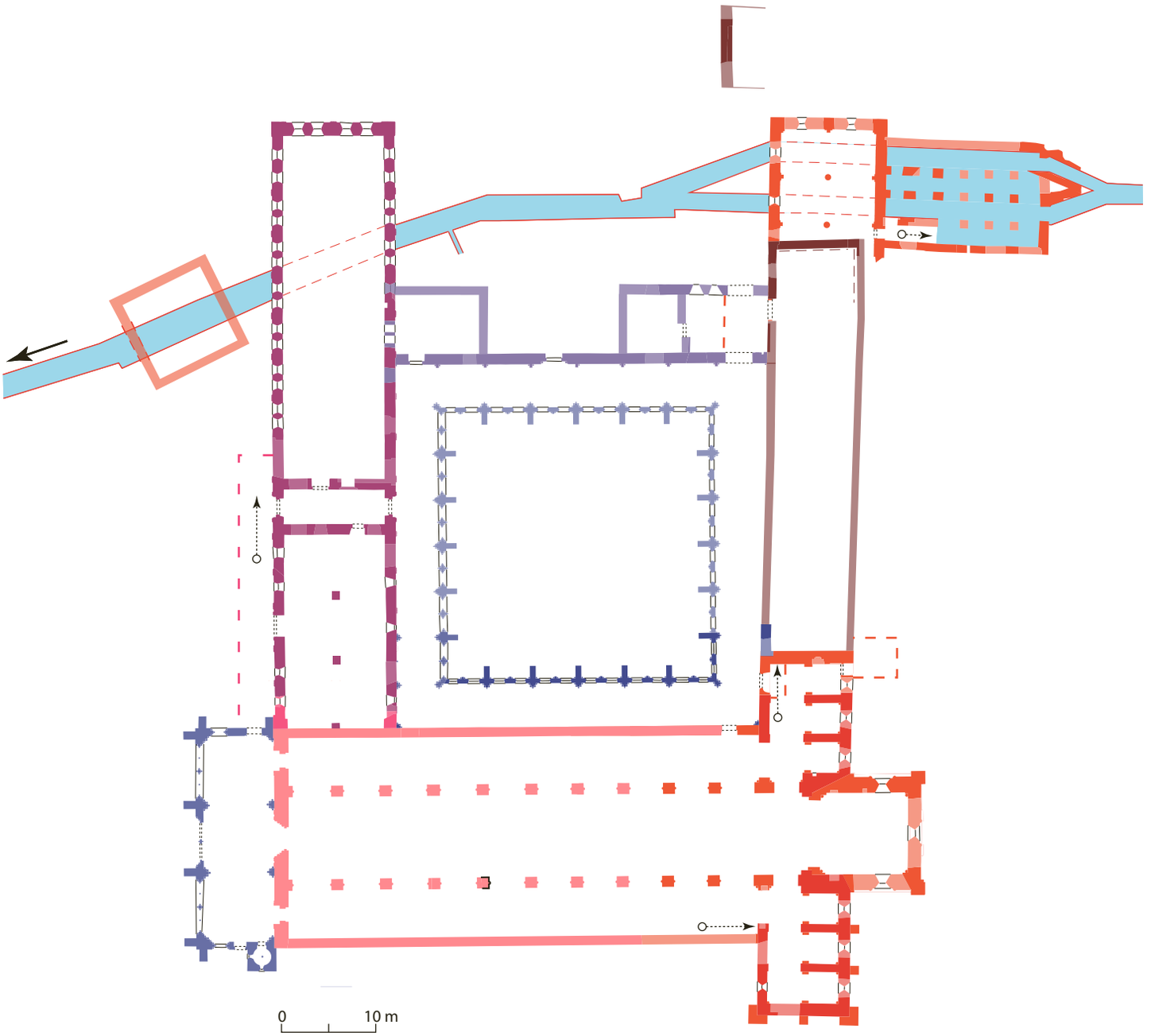


Abb. 6d

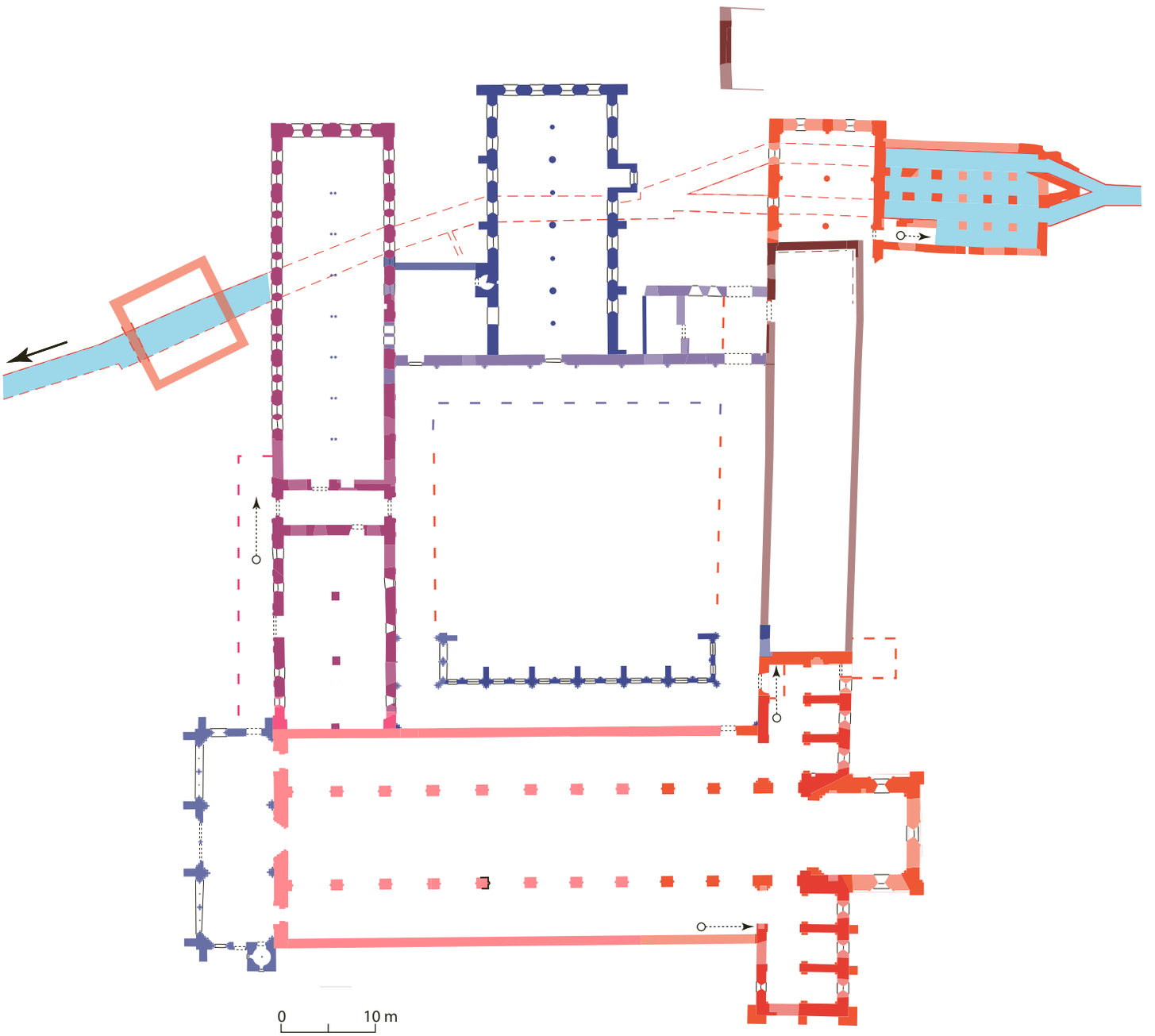




Abb. 7 Kreuzgang-Südflügel, Blick nach Osten. *(© Foto: Nadja Lang, Köln)*

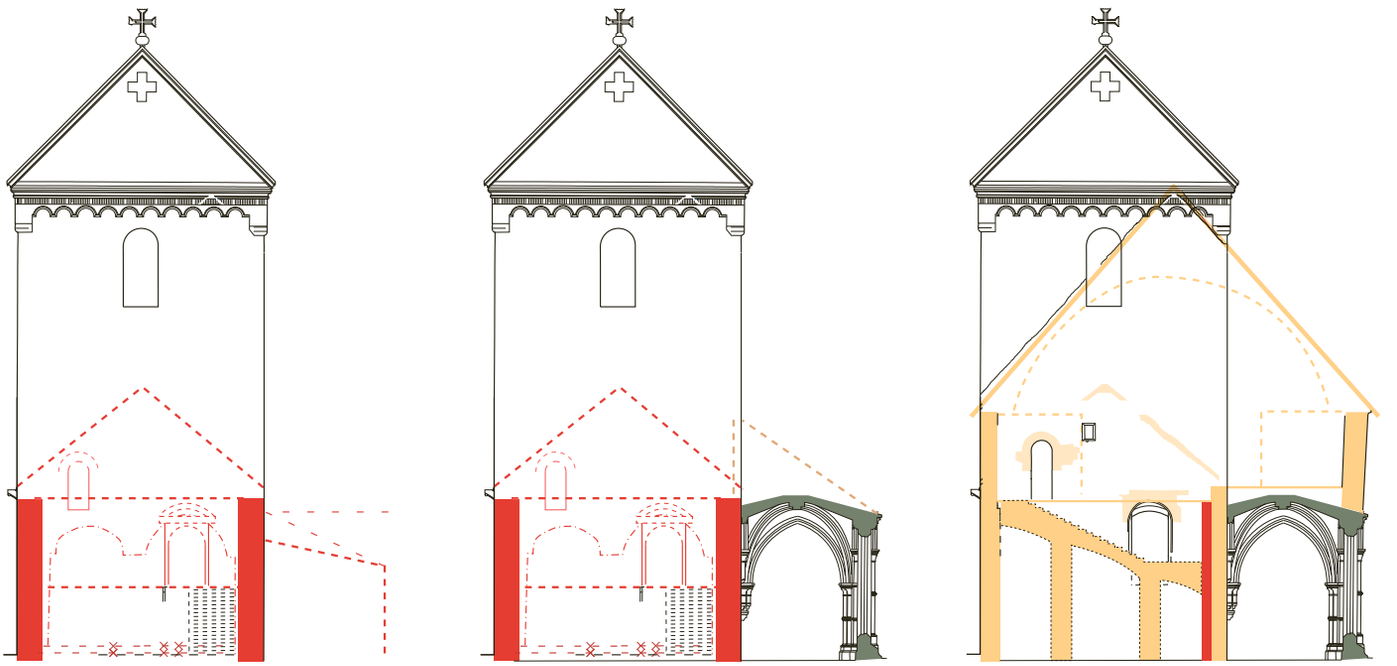


Abb. 8 Querschnitt durch den Ostflügel am Anschluss an den Nordquerarm der Kirche: a) Zustand um 1175; b) Zustand um 1215 mit dem frühgotischen Kreuzgang; c) Zustand um 1275 mit dem hochgotischen Ostflügel. *(© Matthias Untermann)*

Abb. 9a

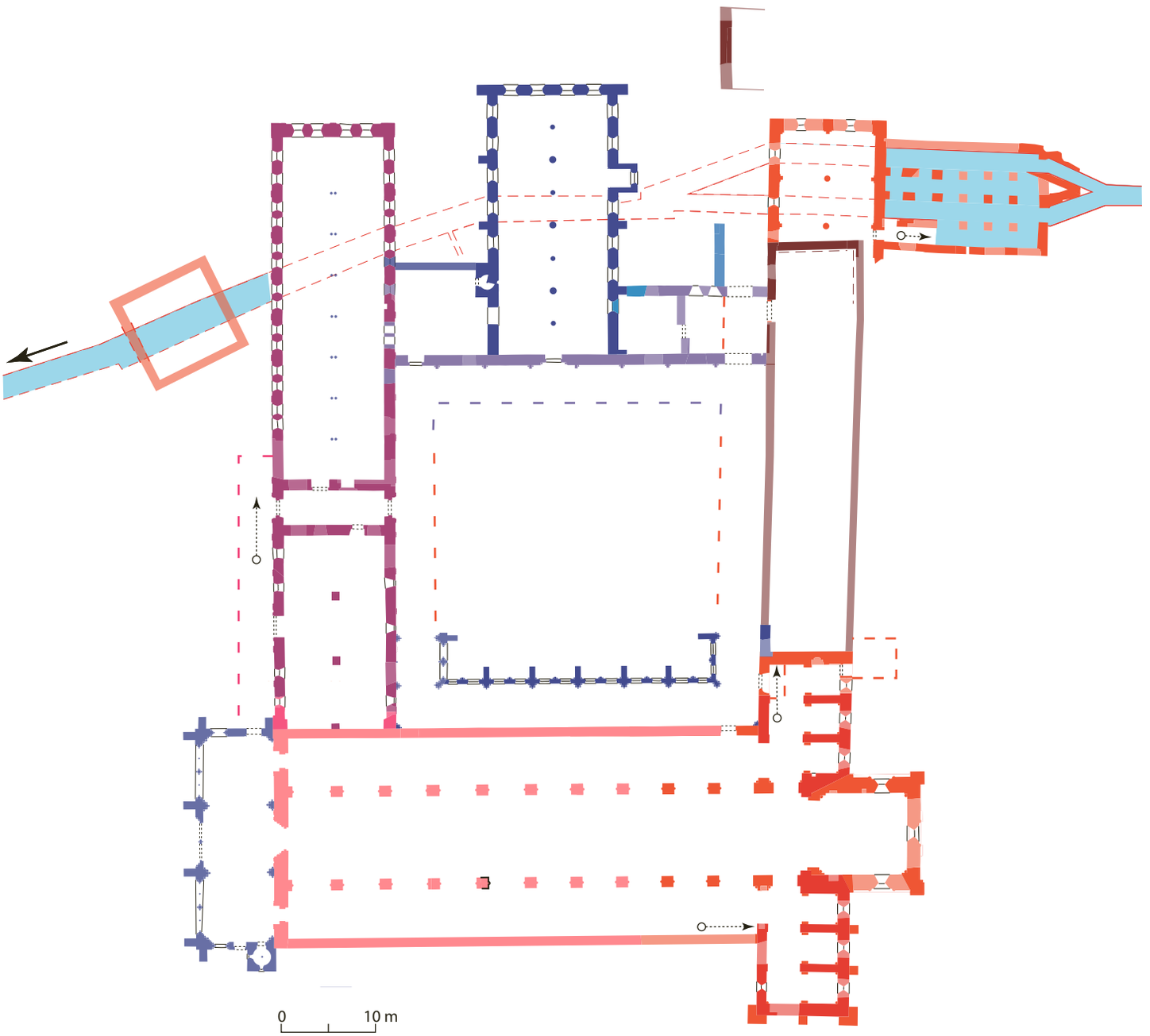


Abb. 9 Bauabfolge der Klausur: a) Zustand um 1245, Baubeginn des hochgotischen Nord- und Ostflügels (Bauphase Xa/b); b) Zustand um 1250, Bau des Ostflügel-Nordteils, Erdgeschoss (Bauphase Xc); c) Zustand um 1260, Probejoch im Kreuzgang-Ostflügel, Bau des Ostflügel-Mittelteils (Bauphase XIa/b); d) Zustand um 1275, Bau des Ostflügel-Südteils und des Kreuzgang-Ostflügels (Bauphase XIc/d). *(© Matthias Untermann)*

Abb. 9b

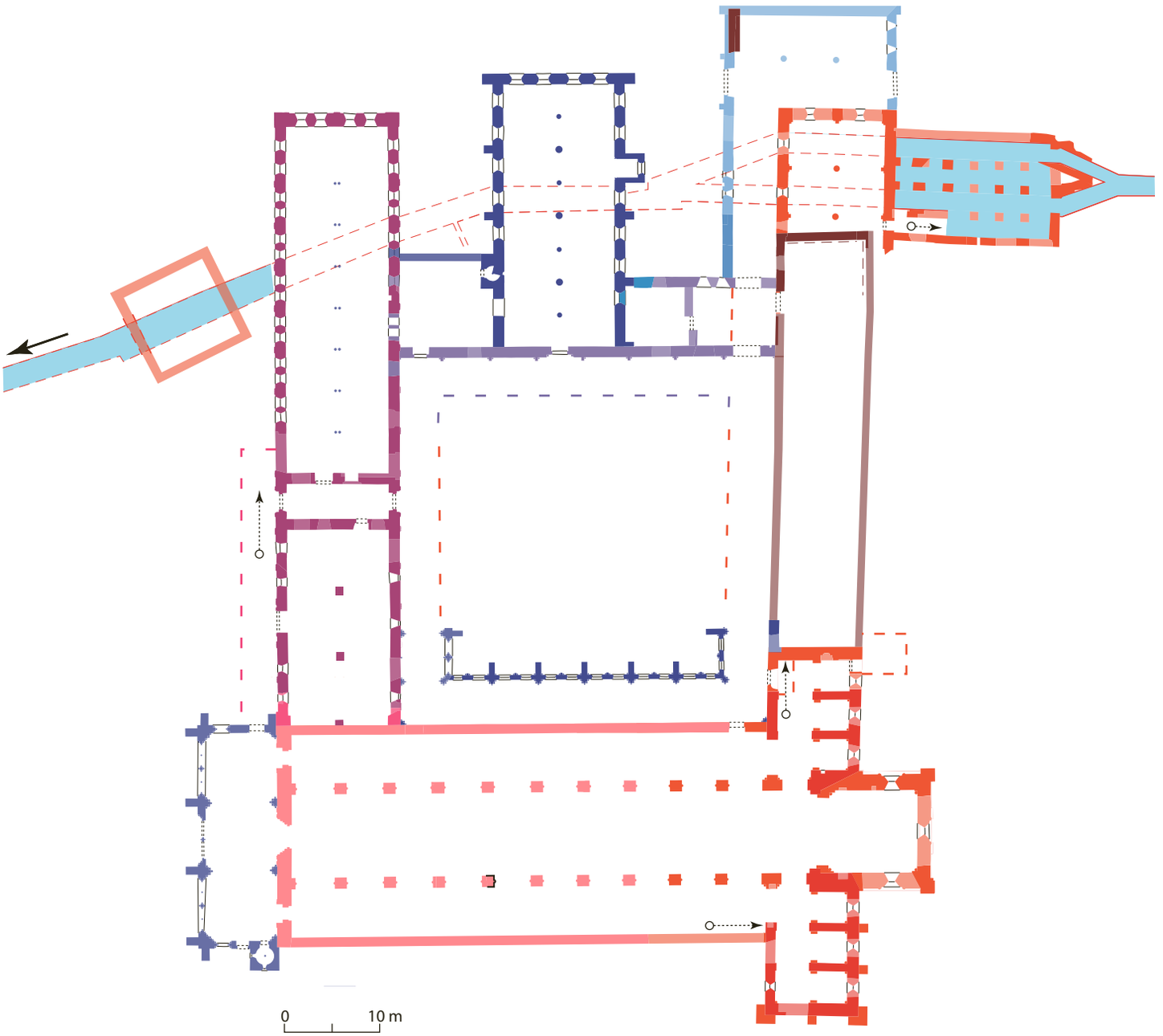


Abb. 9c

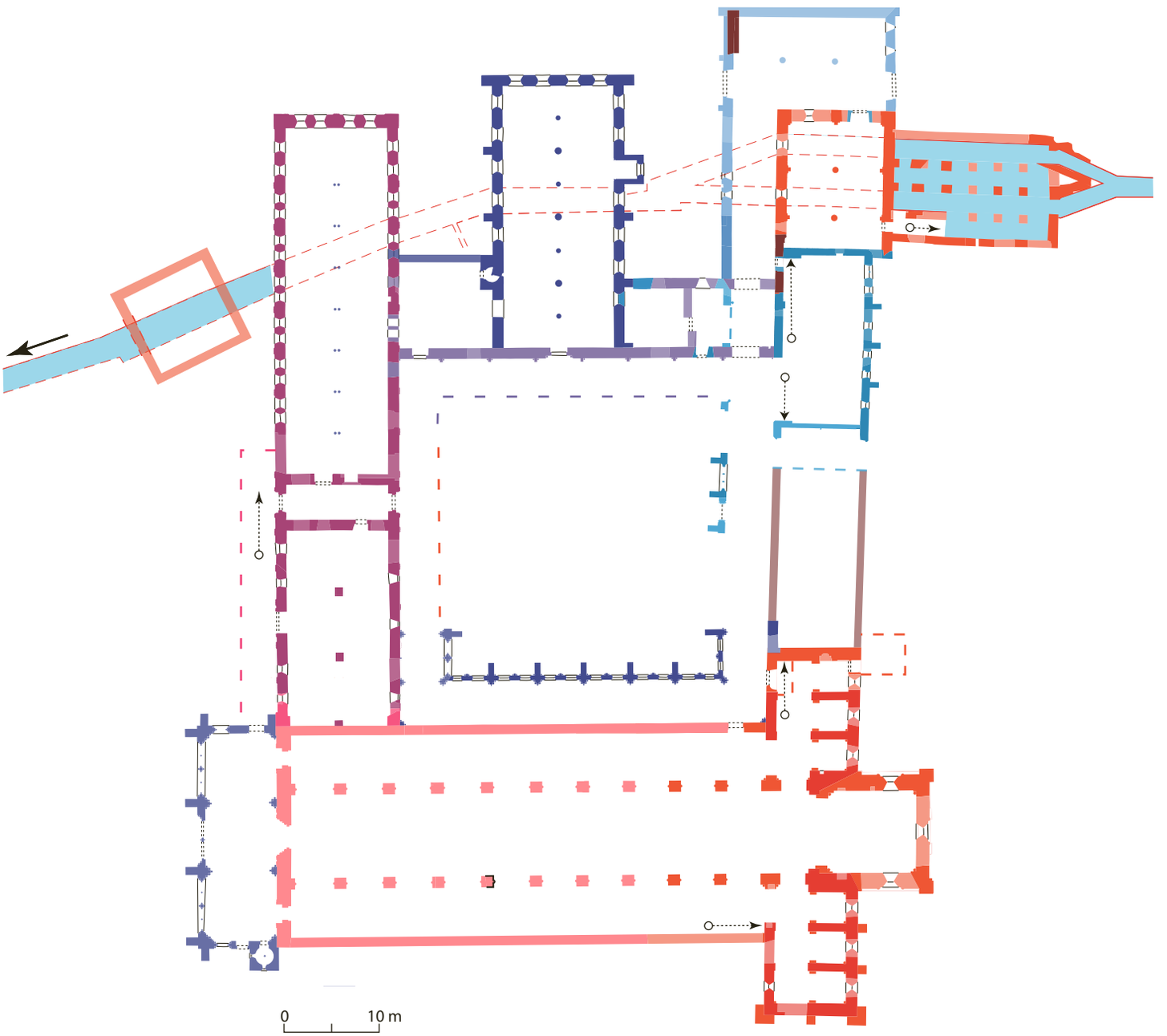
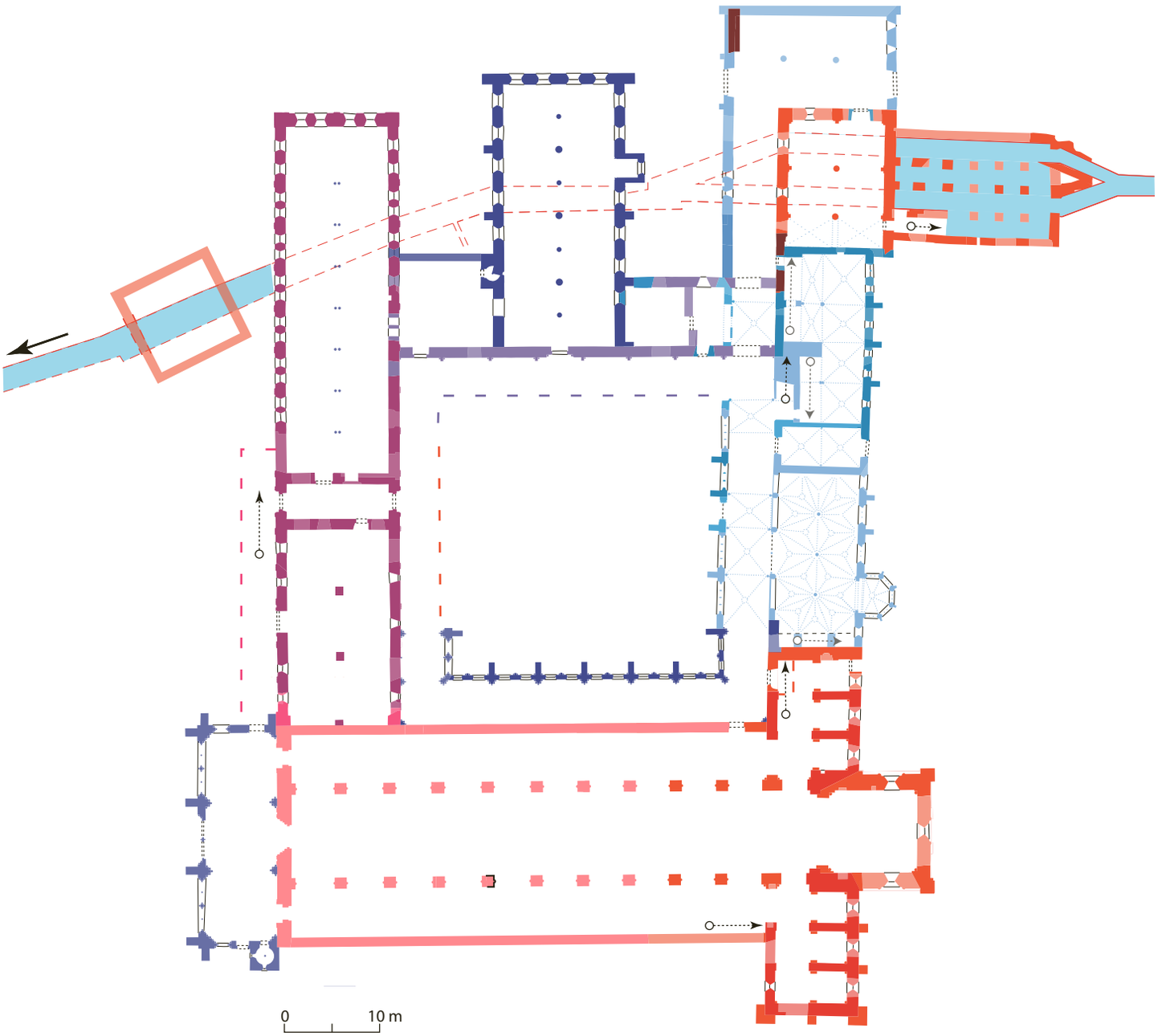


Abb. 9d



solide, aber anspruchslos; das Calefactorium erhielt große Rundbogenfenster – in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine eher altertümliche Form – das Obergeschoss darüber kleine Spitzbogenfenster. Der Obergeschossraum war nach Osten hin nicht abgeschlossen und sollte vermutlich Teil des Dormitoriums werden.

Beim Weiterbau wurde der neue Nordteil des Ostflügels zunächst im Erdgeschoss bis an die Hangkante heran gebaut und bezog dort die Mauer eines älteren Gebäudes mit ein (Abb. 9b). Die Außenmauern erhielten eine Wandgliederung mit kantigen Lisenen, die sich unter den jüngeren Strebepfeilern in Resten erhalten hat.[45] Der Ostflügel sollte demnach fast 67 m lang werden – also wenig länger als das Konversenhaus – und auch in seiner Außenerscheinung nicht schmucklos sein. Die Nutzung der Erdgeschossräume war untergeordnet: In Norden gab es zwei große Tore, die eine Durchfahrt in den nordöstlichen Hof bei der Infirmarie und in den Kreuzhof ermöglichten. In den nördlich angrenzenden Räumen stieg der Fußboden zum Hang hin an; sie wurden bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht qualifiziert genutzt. Die heute außen vorbeiführende Straße wurde erst 1864 angelegt. Das romanische Auditorium verlor damals seine Belichtung und war nicht mehr angemessen nutzbar. Der Erdgeschossraum über dem Salzachkanal weist vier Abflussöffnungen im Boden auf;[46] möglicherweise waren hier vier Karzerzellen eingerichtet, die in der Struktur dem zeitgleichen Karzer in der Zisterzienserabtei Villers entsprochen haben könnten.[47]

Es folgte erneut eine Reduktion des Bauaufwands – auch dieser Bauteil blieb unfertig. Bis um 1260 wurde nämlich nur das Erdgeschoss gebaut, und auch dieses nur bis zu einer Höhe von 3 m. Die oberen Mauerbereiche sind nach stilistischer und dendrochronologischer Datierung erst 1308/09 zugefügt worden. Die Vermutung liegt nahe, dass wie am Westflügel zunächst zwei Obergeschosse in Fachwerk aufgesetzt worden sind: Ziel dürfte gewesen sein, zeitnah Räume für das Dormitorium der Mönche zu gewinnen, um das ältere Steinhaus nun für den Neubau abbrechen zu können. Dies geschah zunächst nur in dessen nördlicher Hälfte. Neugebaut wurde dann ein neues Auditorium mit den nördlichen Gewänden der Portale des Durchgangs (Abb. 9c). An der erneuerten Ostmauer des Auditoriums stieg nun nach Norden hin die Treppe zum Dormitorium auf. Am Auditorium arbeitete eine Werkstatt, die innen zierliche Kreuzrippengewölbe vorbereitete,[48] die Fenster in der Ostmauer aber – um 1260 – weiterhin als Rundbogenfenster gestaltete.

Etwa zeitgleich begann der Bau des Kreuzgang-Ostflügels mit einem neuen Musterjoch. Zwischen den drei vierbahnigen Fenstern mit mehrteiligem Couronnement befindet sich ein schlichteres dreibahniges Fenster, das spitzbogige, aber für die damalige Zeit modische genaste Bahnen und einfache Stabprofile aufweist.[49] Es passt weder von seiner Position noch von seiner Gestaltung zu den übrigen Kreuzgangarkaden. Indizien für eine spätmittelalterliche Einfügung fehlen, und die Kreuzgangfassade wäre ohne das Fenster nicht sinnvoll in einem älteren Zustand zu rekonstruieren – für ein viertes vierbahniges Fenster fehlte dort schlichtweg der Platz. Die Bauabschnittsgrenzen im Quadermauerwerk zeigen, dass das dreibahnige Fenster älter ist als die angrenzenden Wandfelder. Wie beim frühgotischen Kreuzgang liegt also die Deutung als «Musterjoch» nahe. Es wurde in einer Position errichtet, dass nach Süden hin drei gleichartige dreibahnige Arkaden genau Platz gefunden hätten.

Zum Glück hat man sich gegen diese schlichtere Lösung entschieden, und noch glücklicher war es, dass damals ein hervorragender, innovativer Werkmeister für Maulbronn angeworben werden konnte.[50] Ihm sind zunächst drei Elemente zuzuschreiben: Erstens an der Nordostecke die Festlegung der nördlichen Kreuzgangbreite entsprechend der frühgotischen Planung sowie der östlichen Breite entsprechend dem Musterjoch, zweitens der Bau von zwei kräftigen Gurtbögen, die über den Kreuzgang-Nordflügel und im Klausur-Nordflügel gespannt wurden, um das Dormitorium im Obergeschoss bauen zu können, und drittens Konzeption und Ausführung von

45 Untermann 2025.

46 Damminger 2016, S. 282.

47 Coomans 2000, S. 475–477.

48 Kriewitz 1996.

49 Vgl. Lang 2022, S. 674 f.

50 Lang 2023; Lang 2025.

bemerkenswerter Bauskulptur. Die Kreuzgang-Ecksäule erhielt ein Kapitell, das mit tütenförmig geschwungenen Konsolen besetzt ist. Die dreiviertelrunde Säule ist mit einer Kehle an die Ecke angebunden, die von einem senkrechten Wulstprofil begleitet wird, das oben mit einem kleinen Kapitell abschließt, während es unten keine eigene Basis erhielt. Dass diese zierliche Säule später nach anderem Plan zwei Gurtbögen, drei Rippen und zwei Schildbögen aufnehmen musste, sieht man ihr nicht an; die anderen Kreuzgangecken erhielten solidere Ecklösungen. Das Mauerwerk ist erstmals wieder sorgfältig geglättet, und das gilt auch für die Mauerzunge, die den Gurtbogen im Nordflügel trägt, an die ebenfalls eine zierliche Säule angebunden wurde.

In den folgenden 40 Jahren arbeiteten dann qualifizierte Werkmeister, Steinmetzen und Bildhauer in Maulbronn. Ostflügel und Kreuzgang wurden abschnittsweise fertiggebaut – nun gab es keine Probleme in Bauführung und monastischen Prioritäten mehr, sondern künstlerisch hochrangige, in vielen Elementen hochaktuelle und überraschende Architektur.[51] Dazu gehören zunächst das berühmte Dreistrahlgewölbe des Kapitelsaals, das um 1270 entstand,[52] ferner das Adlerkapitell der Trumeausäule am Kapitelsaal mit seinem in Konsolen aufgelösten Kämpfer und einem entsprechend gegliederten Sockel sowie die dicht mit Konsolen besetzten Kapitelle im Kapitelsaal. Die Säulen im Kreuzgang-Ostflügel wurden erneut mit Kehlen an die Wand angebunden, und zwei an ältere Mauern angefügte Säulen – eine fehlt – standen mit solchen Kehlen stumpf vor der Wandfläche. Kurzfristig war sogar ein Bildhauer in Maulbronn tätig, dessen Blattkapitelle dem Vergleich mit hervorragenden Arbeiten in Straßburg und Toul standhalten.[53]

Die Werkstatt musste jedoch mehrere Probleme lösen, die aus der vorherigen Bauführung entstanden waren: Im Kreuzgang-Ostflügel passten Gewölbeplanung und Kreuzgang-Arkaden nicht zusammen. Über der nördlichen Arkade sollten die Rippen zunächst auf einer ins Bogenprofil integrierten Konsole abgefangen werden, doch wurde dort dann – mitten vor dem Maßwerkfenster! – ein achteckiger Pfeiler aufgestellt und mit acht Diensten besetzt, die für das Gewölbesystem gar nicht erforderlich waren.

Schwierig zu konzipieren waren auch die Treppen zum Obergeschoss: Im Ostflügel gab es zwei Niveaus, nämlich ein niedriges über dem romanischen Auditorium, das als Zugang zu den Aborten bestehen bleiben musste, und ein ca. 1,5 m höheres im übrigen Neubau. Die Treppe erhielt deshalb ein mittleres Podest, von dem aus zwei Läufe nach Süden und Norden weiterzogen, der eine höher, der andere weniger hoch. Beide werden von weit gespannten Bögen getragen, die frei im nun als neues Auditorium genutzten Raum aufsteigen und von zierlichen Pfeilern getragen werden, die mit den gewölbetragenden Säulen kombiniert sind. Auch die Nachttreppe zwischen dem Nordquerarm der Kirche und dem neuen Dormitorium bot ein Problem. Sie konnte in der Kirche nicht steil ansteigen, da der gewölbte Querarmgang sehr niedrig war. Vermutlich knickte deshalb der Lauf außen an der Querarmnordwand um und führte in vergleichbarer Weise auf einem frei gespannten Bogen innerhalb des Kapitelsaals aufwärts (Abb. 8).[54] Die ältere Forschung hat nie verstanden, warum dessen Gewölbe nicht bis an die Kirche heranreicht und wozu der Zwischenraum gedient haben könnte.[55] Heute ist dieses Gewölbe im Südteil abgebrochen und wird von einer barocken Quermauer getragen, die zu einer Neukonzeption der Treppe um 1680 gehört.[56]

Die Raumaufteilung des Dormitoriums ist im Übrigen fast unbekannt; das Obergeschoss wird seit der Reformation bis heute als Schule genutzt. Es wurde 1806–1810 und erneut um 1970 stark umgebaut. Zellen- und Mittelgangmaße sind immerhin durch Aufmaße des 18. Jahrhunderts und geringe Baubefunde überliefert. Die Bauuntersuchungen bei der Schulsanierung 2011–2018 zeigten keine klaren Hinweise auf das Alter dieser Raumstruktur und nur punktuell Belege für spätmittelalterliche Umbauten wie das erneuerte Dachwerk des Nordteils (1428d) und den Fachwerkaufbau über der Kapitelsaalkapelle (1481d).

51 Lang 2025.

52 Michler 2001.

53 Lang 2025.

54 Untermann 2024, S. 191–198.

55 Mettler 1909, S. 58–62, 79.

56 Irrtümlich als mittelalterlich angesprochen u. a. von Paulus 1873, S. 21; Knapp 1997, S. 103; Michler 2001, S. 305, 312–314.

Abb. 10a

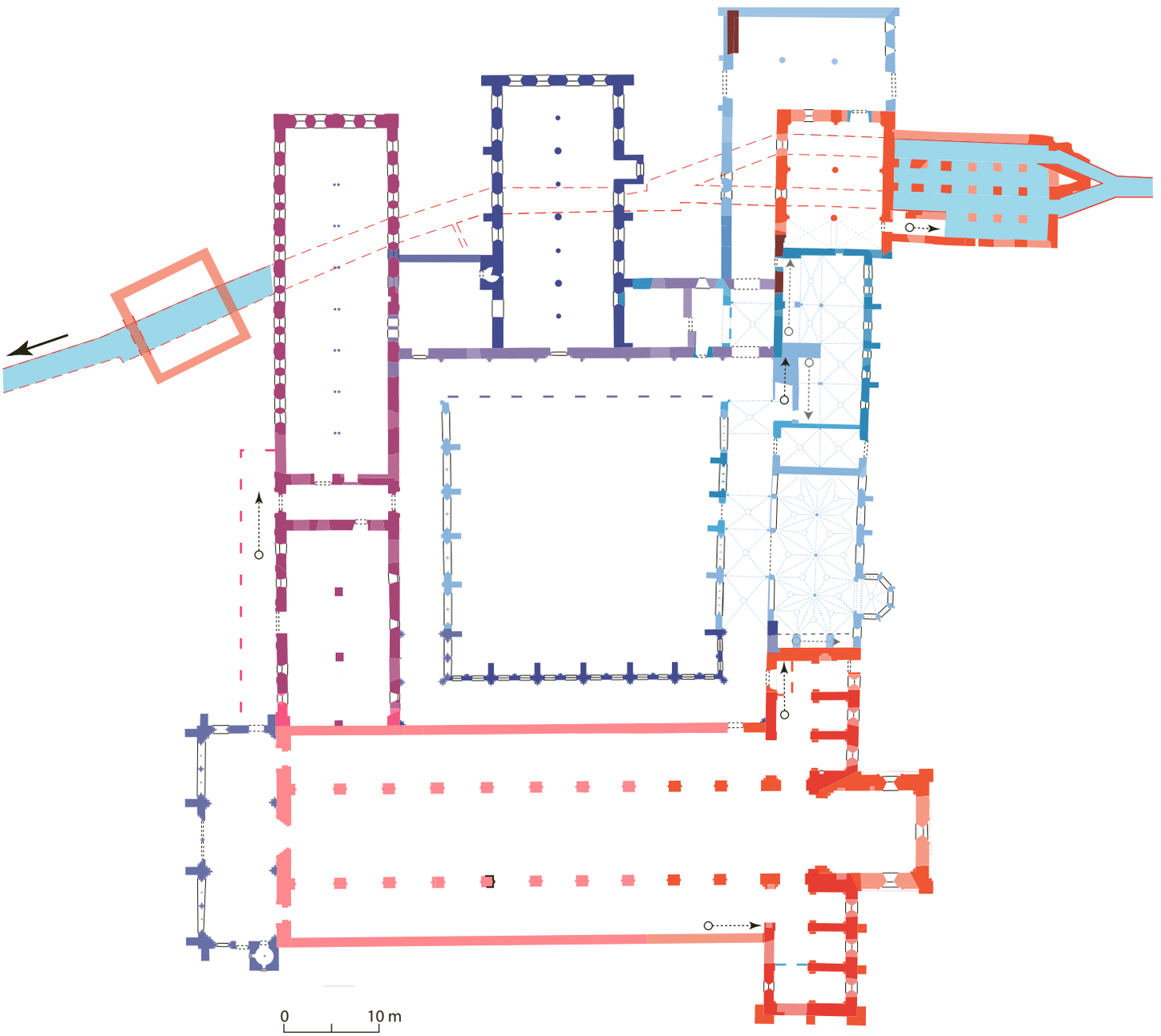


Abb. 10 Bauabfolge der Klausur: a) Zustand um 1280, Bau des Kreuzgang-Westflügels, ohne Gewölbe (Bauphase XIe); b) Zustand um 1290, Bau des Kreuzgang-Nordflügels und der Sakristei (Bauphase XIf); c) Zustand um 1295/1310, Bau des Brunnenhauses, Einwölbung des Kreuzgang-Westflügels und Teilneubau des Klausur-Ostflügel-Nordteils (Bauphase XIg–j). *(© Matthias Untermann)*

Abb. 10b

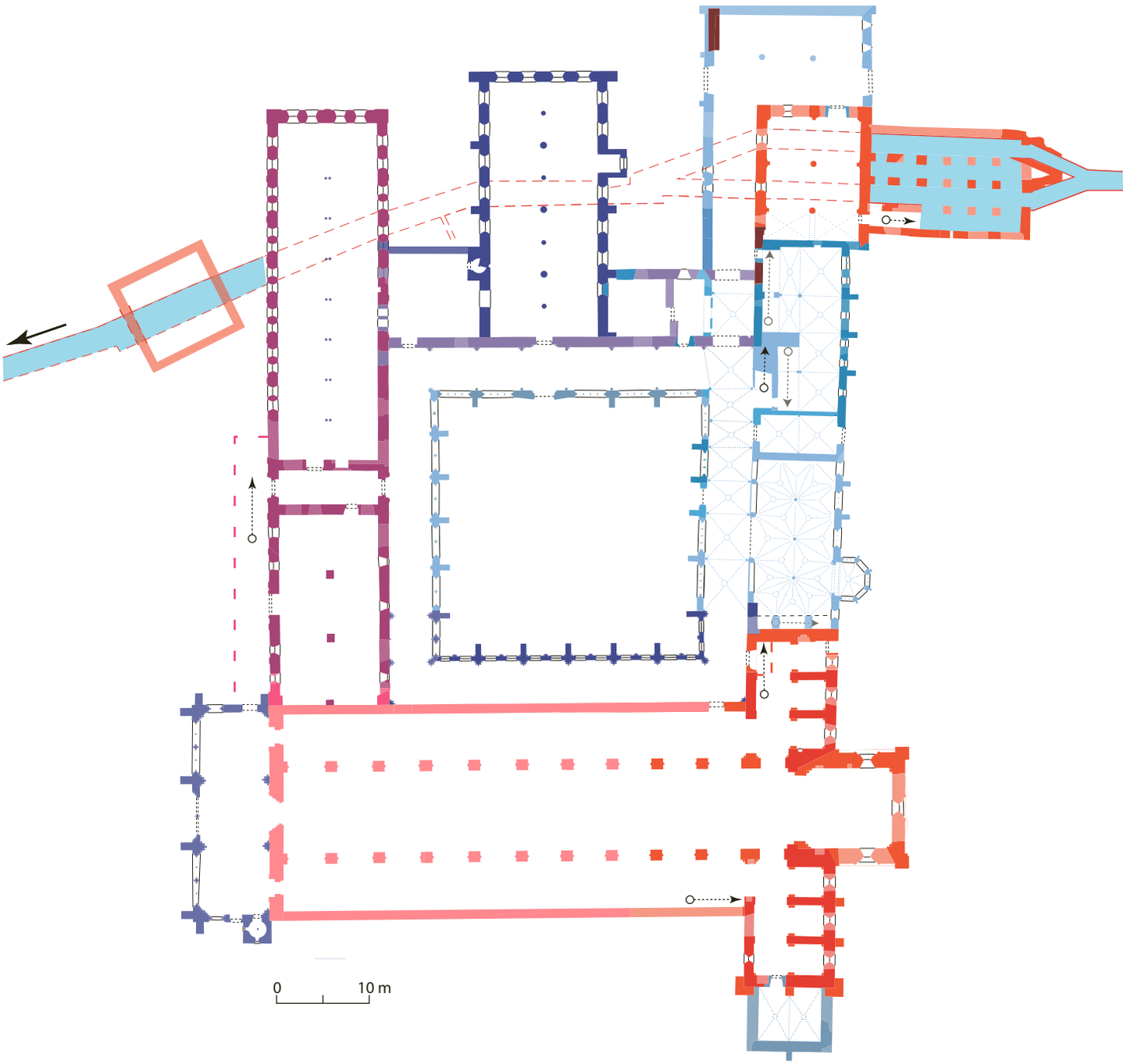


Abb. 10c

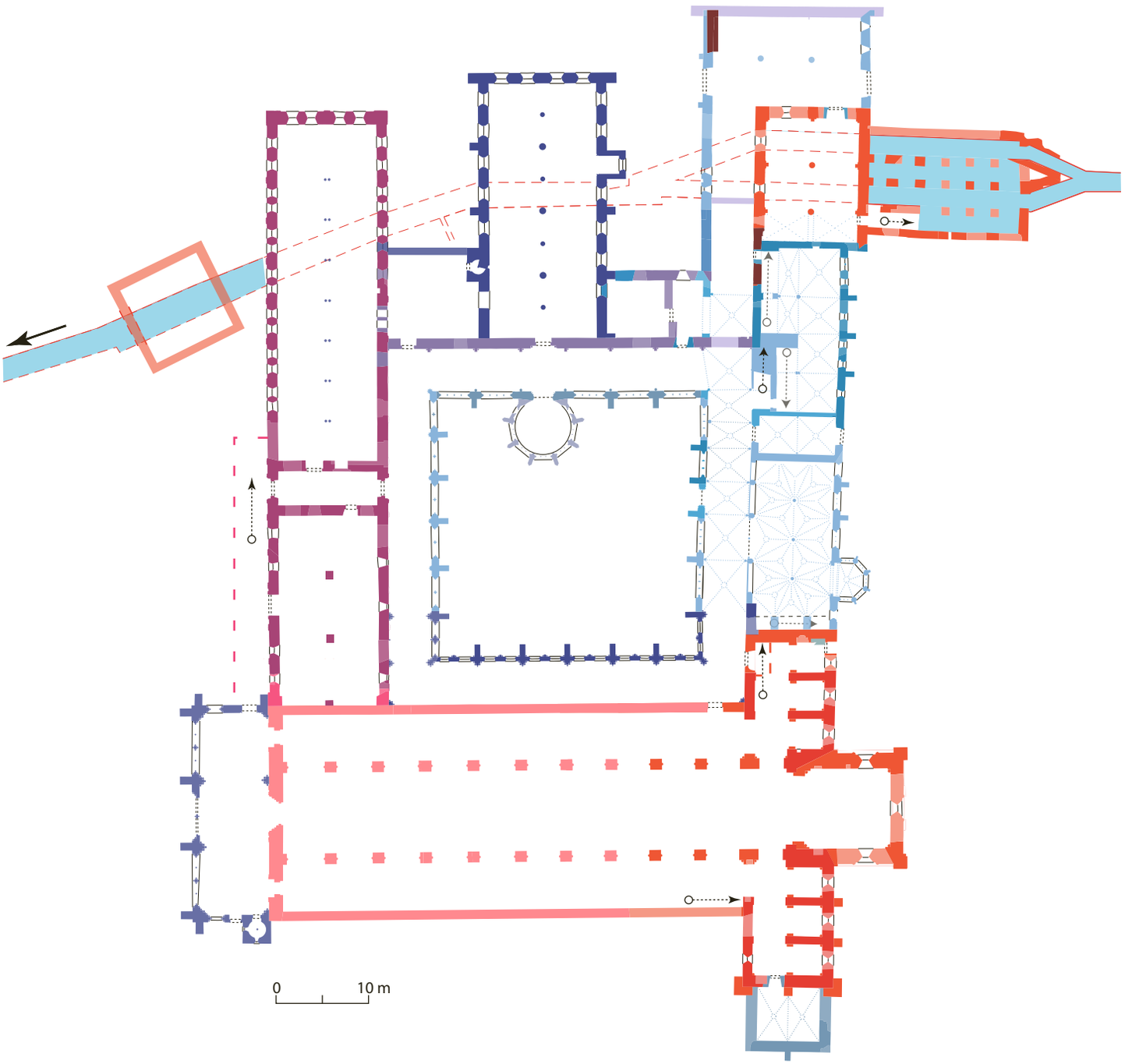




Abb. 11 Kreuzgang-Nordflügel von Süden, im Osten der Fachwerkaufbau des «Schlössle» (14. bis 18. Jahrhundert), 1895 abgebrochen; über dem Brunnenhaus der Fachwerkaufbau des «Großen Hörsaals» (1611). *(Aus: Jakob August Lorent, Denkmale des Mittelalters in dem Königreiche Württemberg 1: Maulbronn, Bebenhausen, Hirschau, Alpirsbach u. Herrenalb (Mannheim 1866), Taf. 18; DOI: 10.11588/diglit.43623)*

Während im Nordteil des Ostflügels weiterhin das provisorische Fachwerk-Dormitorium existierte, wurden zwischen etwa 1280 und 1305 zunächst der Kreuzgang-Westflügel errichtet, mit interessanten Abkragungen dicht über dem Fußboden, dann der Kreuzgang-Nordflügel und das Brunnenhaus, im Detail mit jeweils sehr unterschiedlicher, teilweise fantasievoll-modischer Formensprache und in sorgfältiger Ausführung (Abb. 10a–10c).[57] Den Abschluss machte die Einwölbung des Kreuzgang-Westflügels, auf dessen Konsolen Prior und Werkmeister dargestellt sind. Der Fachwerkaufbau des Brunnenhauses wurde erst 1611d als Hörsaal für die evangelische Klosterschule aufgesetzt. Die bislang fehlende Sakristei ließ der Konvent um 1290/1300 am Giebel des Südquerarms anbauen.

In Stein auszubauen waren um 1300 noch die Nordteile des Klausur-Westflügels und des Ostflügels. Der Nordteil des Ostflügels ist als letzter Bauabschnitt des hochgotischen Neubaus fertiggestellt worden. Erneut war die Nutzung des Dormitoriums sicherzustellen, für das der soeben fertiggestellte Südteil offenbar nicht ausreichte. Über dem Calefactorium wurde damals ein neuer Fachwerkaufbau errichtet, der mit seinem Giebel zum Kreuzhof ausgerichtet war. Dieses Gebäude blieb – mehrfach umgebaut – bis 1896 als Lehrerwohnung erhalten und ist im Zustand des 18. Jahrhunderts sogar im Foto überliefert (Abb. 11). Das teilweise geschlossene, aus großen Steinplatten gefügte Maßwerk des Kreuzgang-Nordflügels dürfte, wie schon Ulrich Knapp vermutet hat,[58] mit einem solchen Aufbau bereits gerechnet haben. Anschließend konnte der Fachwerkaufsatz im Norden des Ostflügels abgebrochen und in Stein neugebaut werden; der Nordgiebel wurde dabei wohl aus statischen Gründen vollständig neu gebaut (vgl. Abb. 10c). Vom Dachwerk stammen Bauhölzer, die 1308/09 datiert sind, und die

57 Lang 2023; Lang 2025.

58 Knapp 1997, S. 118. – Zum Maßwerk: Kayser 2012, S. 421 f.

Maßwerkfenster der Nordfassade zeigen charakteristische Formen genau dieser Zeit.[59]

Die Kreuzgang-Werkleute hatten Maulbronn gleich nach Fertigstellung des Brunnenhauses und der Gewölbe im Westflügel verlassen, und die Bauqualität im Stein- und Holzbau war nun wieder recht bescheiden. Schon 1428 musste das große Dachwerk des neuen Nordteils vollständig ersetzt werden.[60] Pläne des frühen 19. Jahrhunderts und Maßlisten des 18. Jahrhunderts überliefern die seitlichen, bis 1806 existierenden Zellen und den breiten, in den Dachraum geöffneten mittleren Gang. Am unfertigen Konversendormitorium wurde, wie schon erwähnt, 1331/32 der Nordteil als Fachwerkaufbau errichtet oder erneuert; erst 1896 hat man hier ein steinernes Obergeschoss aufgesetzt.

Die Klosterforschung des späten 19. und 20. Jahrhunderts stand dieser Baugeschichte von Maulbronn irritiert gegenüber, allem voran den Fachwerkaufbauten über Nordflügel und Westflügel, die nie als Elemente des mittelalterlichen Klosters diskutiert und deshalb im späten 19. Jahrhundert auch nicht bewahrt oder zumindest dokumentiert worden sind. Die jüngere Forschung wiederum war überdies einer Situation gegenüber hilflos, in der es nicht nur um mittelalterliche Formfindungsprozesse oder Werkstattkontexte ging, sondern in der man feststellen muss, dass Abt und Konvent in ganz grundsätzlichen Punkten offenbar nicht wussten oder sich nicht einig waren, wie man in nützlicher Zeit ein funktionierendes Kloster baut. Dass die Konversen zwei Generationen vor den Chormönchen ein sehr repräsentatives Gebäude erhielten, ist kaum mit einer besonderen Fürsorge für diese Gruppe zu erklären, sondern eher damit, dass das Konversenhaus zusammen mit der Kirche die Hauptfassade des Klosters bildete (vgl. Abb. 4).[61] Auch die Entscheidung, dann zunächst Vorhalle und Refektorium mit eindrücklichem künstlerischen Aufwand bauen zu lassen und eben immer noch nicht das Mönchshaus, dürfte belegen, dass für die Klosterleitung auswärtige Stifter bedeutender waren als die Mönche selbst. Und als dann der Ostflügel zum Neubau anstand, konnten oder wollten die Verantwortlichen zunächst keine qualifizierten Bauleute anwerben. Kapitelsaal und Kreuzgang belegen dann aber, dass hohe architektonische und bildhauerische Qualität doch wieder angestrebt wurde, nicht zuletzt – wie schon vorher – die Ausführung einzigartiger und überraschender Formen.

Sind in diesen wechselnden Entscheidungen Aushandlungsprozesse innerhalb des Konvents zu fassen oder sind darin Hinweise zu erkennen, dass damals kompetente Werkleute im Südwesten des Reichs nicht so leicht anzuwerben waren? War es, wie heute, immer wieder leichter, Neues prächtig zu beginnen, als Notwendiges, Unfertiges fertigzubauen? Erkennbar waren die personellen Ressourcen nicht kontinuierlich verfügbar, und der notwendige Ressourceneinsatz stand wiederholt in der Diskussion.[62]

Man wird die Maulbronner Befunde in größerem zisterziensischen und monastischen Kontext diskutieren müssen. Wesentlich bleibt die Erkenntnis, dass trotz Visitation durch den Vaterabt und Reisen des Maulbronner Abts zum Generalkapitel von der Gründungszeit bis ins mittlere 13. Jahrhundert hinein in Maulbronn keine stabilen Kompetenzen und keine Rezepte für den zügigen, strukturierten Bau eines Klosters existierten. Erkennbar konnten die Prioritäten durchaus frei gewählt werden, und die Baukonzepte blieben immer wieder unfertig. Von besonderem Interesse erscheint mir die Beobachtung, dass mehrfach kleinere Bauteile als Probearbeiten erstellt wurden, um ästhetische Wirkung, Zeitaufwand und Kosten vor einem großen Auftrag prüfen und diskutieren zu können. Klosterbau scheint im Konvent also als eine durchaus auch künstlerische Aufgabe gesehen worden zu sein.

Im Umkehrschluss könnte dies bedeuten, dass in den klösterlichen Aushandlungsprozessen die praktischen Bedürfnisse für das Klosterleben zwar keine hohe Priorität hatten, sondern irgendwie immer realisiert werden konnten, und dass die Wahl der Baugestalt nicht primär von spiri-

59 Untermann 2025.

60 Lohrum 1994, S. 134 f.

61 Untermann 2017a.

62 Ohne Blick dezidiert auf Klausurbauten: Untermann 2018.

tuellen Überlegungen geprägt war. «Angemessenheit» der Architektur war eine Statusfrage, keine der monastischen Zielsetzungen und Ideale.

Dass Arbeitsabschnitte und Spuren der Planwechsel sichtbar belassen wurden und damit das Prozesshafte des Planens und Bauens dauerhaft ablesbar blieb, war oberrheinische Baugewohnheit, aber es gehörte auch zur zisterziensischen «Suche nach der richtigen Form» – und nur unter diesem Blickwinkel vielleicht sogar als spirituelles Element.

Literatur

Aubert 1947: Marcel Aubert, L'architecture cistercienne en France (Paris 1947).

Beuckers/Peschel 2011: Klaus Gereon Beuckers/Patricia Peschel (Hrsg.), Kloster Bebenhausen. Neue Forschungen. Wissenschaftliche Beiträge der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg 1 (Bruchsal 2011).

Braunfels 1953: Wolfgang Braunfels, Mittelalterliche Stadtbaukunst in der Toskana (Berlin 1953, [7]2012).

Braunfels 1969: Wolfgang Braunfels, Abendländische Klosterbaukunst (Köln 1969, [5]1985).

Cassidy-Welch 2001: Megan Cassidy-Welch, Monastic spaces and their meanings: Thirteenth-century English Cistercian monasteries. Medieval church studies 1 (Turnhout 2001).

Coomans 2000: Thomas Coomans, L'abbaye de Villers-en-Brabant: Construction, configuration et signification d'une abbaye cistercienne gothique. Cîteaux. Studia et documenta 11 (Bruxelles 2000).

Damminger 2016: Folke Damminger, Indoor-Archäologie im Kloster Maulbronn. Sanierungsbegleitende Untersuchungen im Herrendorment. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015 (Darmstadt 2016), S. 278–282.

Damminger 2020: Folke Damminger, Genau da, wo sie hingehört. Zur Identifizierung der romanischen Latrine des Klosters Maulbronn. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2019 (Darmstadt 2020), S. 302–304.

Damminger 2024: Folke Damminger, Archäologische Beobachtungen zur Vorbesiedlung des Klosterareals und zur Geländeplanierung im Osten der Klausur. In: Untermann 2024, S. 34–38.

Dendorfer/Krieb 2023: Jürgen Dendorfer/Steffen Krieb (Hrsg.), Zisterzienser und Zisterzienserinnen am Oberrhein (12. bis 14. Jahrhundert). Oberrheinische Studien 45 (Ostfildern 2023).

Eberle 2011: Jürgen Eberle, Mittelalterliche Zisterzienserklöster in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Grundriss-Planatlas (Petersberg 2011).

Eberl 1999: Immo Eberl, Gründung und frühe Geschichte des Klosters Maulbronn. In: Peter Rückert/Dieter Planck (Hrsg.): Anfänge der Zisterzienser in Südwestdeutschland. Politik, Kunst und Liturgie im Umfeld des Klosters Maulbronn. Oberrheinische Studien 16 (Stuttgart 1999), S. 79–100.

Ehlers/Stober 1998: Martin Ehlers/Karin Stober, Maulbronn. Das Kloster und die Maler. Eine Abtei in alten Ansichten (Maulbronn 1998).

Esser 1953: Karl Heinz Esser, Über den Kirchenbau des hl. Bernhard von Clairvaux. Eine kunstwissenschaftliche Untersuchung aufgrund der Ausgrabung der romanischen Abteikirche Himmerod (mit Ausgrabungsbericht). In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 5, 1953, S. 195–222.

Felten/Rösener 2009: Franz J. Felten/Werner Rösener (Hrsg.), Norm und Realität. Kontinuität und Wandel der Zisterzienser im Mittelalter. Vita regularis, Abhandlungen 42 (Münster 2009).

Fischer 2025: Florence Fischer, Das Herrenrefektorium. Die Rekonstruktion der ursprünglichen Planungen. In: Kloster Maulbronn. Neue Forschungen und Perspektiven (Ubstadt-Weiher 2025), S. 214–225.

Frank 1993: Georg Frank, Das Zisterzienserkloster Maulbronn. Die Baugeschichte der Klausur von den Anfängen bis zur Säkularisierung. Studien zur Kunstgeschichte 70 (Hildesheim/Zürich/New York 1993).

Gohl 1978: Eberhard Gohl, Die Entstehung des Klosters. In: Wolfgang Irtenkauf (Red.), Kloster Maulbronn 1178–1978 (Maulbronn 1978), S. 25–45.

Jäggi 2012: Carola Jäggi, Ordensarchitektur als Kommunikation von Ordnung: Zisterziensische Baukunst zwischen Vielfalt und Einheit. In: Cristina Andenna/Klaus Herbers/Gert Melville (Hrsg.), Die Ordnung der Kommunikation und die Kommunikation der Ordnungen, 1: Netzwerke: Klöster und Orden im Europa des 12. und 13. Jahrhunderts. Aurora 1,1 (Stuttgart 2012), S. 203–222.

Janauschek 1877: Leopold Janauschek, Origines cistercienses 1 (Wien 1877).

Kayser 2012: Christian Kayser, Die Baukonstruktion gotischer Fenstermaßwerke in Mitteleuropa. Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 93 (Petersberg 2012).

Kinder 2002: Terryl N. Kinder, Cistercian Europe. Architecture of Contemplation. Cistercian Studies Series 191 (Grand Rapids 2002).

Knapp 1997: Ulrich Knapp, Das Kloster Maulbronn. Geschichte und Baugeschichte (Stuttgart 1997).

Kriewitz 1996: Jutta Kriewitz, Klosterbereich Auditorium/Geißelkammer. Befundbeobachtungen bei den Handaufmaßen. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke. SFB 315, Jahrbuch 1993 (Berlin 1996), S. 301–314.

Krug 2012: Katinka Krug, Kloster Bronnbach. Die Baugeschichte von Kirche und Klausur des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 15 (Stuttgart 2012).

Läpple 2013: Till Läpple, Befund-Katalog zur Bauaufnahme und bauhistorischen Untersuchung Westflügel: Laienrefektorium und Dorment, ehemaliges Zisterzienserkloster Maulbronn (Stuttgart 2013).

Lang 2022: Nadja Lang, Stilwechsel: Das Langhaus von St. Michael in Pforzheim. In: Andreas Diener/Marlene Kleiner/Charlotte Lagemann/Christa Syrer (Hrsg.), Entwerfen und Verwerfen: Planwechsel in Kunst und Architektur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Festschrift für Matthias Untermann zum 65. Geburtstag (Heidelberg 2022), S. 661–678.

Lang 2023: Nadja Lang, Gotik in Südwestdeutschland um 1300. Neue Wege der Architektur in Maulbronn, Esslingen und Schwäbisch Gmünd. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 52, 2023, S. 202–209.

Lang 2025: Nadja Lang, Die hochgotischen Baumaßnahmen in der Klausur. Eine kunsthistorische Einordnung. In: Kloster Maulbronn. Neue Forschungen und Perspektiven (Ubstadt-Weiher 2025), S. 238–253.

Leroux-Dhuys 1998: Jean-François Leroux-Dhuys, Les abbayes cisterciennes en France et en Europe (Paris 1998); dt. Ausgabe: Die Zisterzienser. Geschichte und Architektur (Köln 1998).

Lohrum 1994: Burghard Lohrum, Die mittelalterlichen Dachwerke auf der Kirche und den Klausurbauten des Klosters Maulbronn. In: Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung 2, 1994, S. 121–139.

Maulbronn 1997: Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 7 (Stuttgart 1997).

Mersch 2007: Margit Mersch, Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Vallis Dei in Brenkhausen im 13. und 14. Jahrhundert. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 45 (Mainz 2007).

Mersch 2016: Margit Mersch, Konzepte und Konstitution von Räumen im Zisterzienserorden. In: Sonntag 2016, S. 121–140.

Mettler 1909: A[dolf] Mettler, Zur Klosteranlage der Zisterzienser und zur Baugeschichte Maulbronns. In: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. 18, 1909, S. 1–159.

Michler 2001: Jürgen Michler, Der Kapitelsaal des Zisterzienserklosters Maulbronn. Ein Beitrag zur Zisterziensergotik. In: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 52/53, 1998/99 (2001), S. 299–321.

Mölich/Nussbaum/Wolter-von dem Knesebeck 2017

Georg Mölich/Norbert Nussbaum/Harald Wolter-von dem Knesebeck (Hrsg.), Die Zisterzienser im Mittelalter (Köln/Weimar/Wien 2017).

Mohn 2006: Claudia Mohn, Mittelalterliche Klosteranlagen der Zisterzienserinnen: Architektur der Frauenklöster im mitteldeutschen Raum. Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 4 (Petersberg 2006).

Nicolai 1990: Bernd Nicolai, «Libido aedificandi». Walkenried und die monumentale Kirchenbaukunst der Zisterzienser um 1200. Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 28 (Braunschweig 1990).

Paulus 1873: Eduard Paulus, Die Cistercienser-Abtei Maulbronn. Jahreshefte des Wirtembergischen Alterthums-Vereins 2, 1–3. (Stuttgart 1873, ^{3}1889).

Rückert 1997: Peter Rückert, Die Bedeutung Maulbronns für die Siedlungsgenese zwischen Stromberg und Schwarzwald im Mittelalter. In: Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 7 (Stuttgart 1997), S. 15–29.

Rüffer 2008: Jens Rüffer, Die Zisterzienser und ihre Klöster. Leben und Bauen für Gott (Darmstadt 2008).

Schwing 1996: Erwin Schwing, Kloster Maulbronn. Baugrund und Gründung an der Ostseite des Dormentbaus. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke. SFB 315. Jahrbuch 1993 (Berlin 1996), S. 371–376.

Sennhauser 1990: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Zisterzienserbauten in der Schweiz. Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte, 1: Frauenklöster; 2: Männerklöster (Zürich 1990).

Sonntag 2016: Jörg Sonntag (Hrsg.), Geist und Gestalt. Monastische Reformkonzepte als Ausdrucksformen religiöser Leitideen im Mittelalter. Vita regularis. Ordnungen und Deutungen religiösen Lebens im Mittelalter 69 (Berlin 2016).

Späth 2000: Markus Späth, Zisterziensische Klausurarchitektur als Mittel institutioneller Differenzierung: Eine Fallstudie zum Problem der räumlichen Dualität von Konversen und Mönchen am Beispiel der hochmittelalterlichen Klöster in Yorkshire. Medium aevum quotidianum, Sonderbd. 8 (Krems 2000).

Sternberg 2013: Maximilian Sternberg, Cistercian Architecture and Medieval Society. Brill's Studies in Intellectual History 221/Brill's Studies on Art, Art history, and Intellectual History 5 (Leiden 2013).

Thome 2007: Markus Thome, Kirche und Klosteranlage der Zisterzienserabtei Heiligenkreuz. Die Bauteile des 12. und 13. Jahrhunderts. Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 52 (Petersberg 2007).

Tremp 1988: Ernst Tremp, Wie gründet man ein Zisterzienserkloster? Die Anfänge der Abteien Hauterive und Hautcrêt. In: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 82, 1988, S. 115–141.

Untermann 2001: Matthias Untermann, Forma Ordinis. Studien zur Baukunst der Zisterzienser im Mittelalter. Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. 89 (München/Berlin 2001).

Untermann 2005: Matthias Untermann, Auf der Suche nach der Form. Planwechsel an Zisterzienserkirchen des 12. Jahrhunderts. In: Denkmalpflege in Sachsen 2004 (2005), S. 17–31.

Untermann 2008: Matthias Untermann, Das Nonnenhaus. Traditionen eines klösterlichen Bautyps. In: Renate Oldermann (Hrsg.), Gebaute Klausur. Funktion und Architektur mittelalterlicher Klosterräume. Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 52 (Bielefeld 2008), S. 97–109.

Untermann 2011: Matthias Untermann, Rezension von Eberle 2011. In: sehepunkte 11, 2011, Nr. 6. Online: http://www.sehepunkte.de/2011/06/19023.html.

Untermann 2015: Matthias Untermann, The Place of the Choir in Churches of Female Convents in the Medieval German Kingdom. In: Janet Burton/Karen Stöber (Hrsg.), Women in the Medieval Monastic World. Medieval Monastic Studies 1 (Turnhout 2015), S. 324–353.

Untermann 2017a: Matthias Untermann, Fragen an zisterziensische Konversenbauten. In: Christian Stadelmeier/Andreas Kuczera/Holger Sturm (Hrsg.), Das Konverseninstitut und sein Umfeld im Hoch- und Spätmittelalter. Arbeiten der Hessischen historischen Kommission, N. F. 37 (Darmstadt 2017), S. 151–171.

Untermann 2017b: Matthias Untermann, Forma Ordinis sichtbar gemacht. Mittelalterliche Formdebatten in der Zisterzienserarchitektur. In: Georg Mölich/Norbert Nussbaum/Harald Wolter-von dem Knesebeck (Hrsg.), Die Zisterzienser im Mittelalter (Köln/Weimar/Wien 2017), S. 65–84.

Untermann 2018: Matthias Untermann, Planen – Bauen – Aufgeben? Mittelalterliche Klosterbaukonzepte als Quelle für den Umgang mit Ressourcen. In: Marco Krätschmer/Katja Thode/Christina Vossler-Wolf (Hrsg.), Klöster und ihre Ressourcen. Räume und Reformen monastischer Gemeinschaften im Mittelalter. RessourcenKulturen 7 (Tübingen 2018), S. 19–38.

Untermann 2024: Matthias Untermann, Die Kirche des Zisterzienserklosters Maulbronn. Die Ostteile. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 20 (Ostfildern 2024).

Untermann 2025: Matthias Untermann, Um 1300: Der neue Dormentbau – und seine Umbauten im 17.–19. Jahrhundert. In: Kloster Maulbronn. Neue Forschungen und Perspektiven (Ubstadt-Weiher 2025), S. 254–271.

Wagener 2024: Olaf Wagener, Die Belagerung von 1504. In: Untermann 2024, S. 374–383.

Weyer 2005: Angela Weyer, Die bauplastischen Überreste der Klostergebäude. Ein Diskussionsbeitrag mit Objektkatalog. In: Matthias Untermann (Hrsg.), Fragmente eines Benediktinerklosters: St. Georgen im Schwarzwald. Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung 6 (Esslingen 2005), S. 101–153.

MARKUS C. BLAICH · CLEMENS LUDWIG

Kloster Walkenried. Ausgrabungen, Bauuntersuchungen, Prospektionen

Historischer Überblick

Das ehemalige Zisterzienserkloster Walkenried, 35 km südöstlich von Osterode am Harz (Landkreis Göttingen, Niedersachsen) gelegen, gehört aufgrund seiner wirtschaftlichen Bedeutung, aber auch seiner hervorgehobenen Stellung innerhalb des Ordens zu den wichtigsten Klöstern seiner Zeit.[1] Gegründet im Jahr 1129 als erstes Tochterkloster der Abtei Altenkamp (heute Kamp-Lintfort), entwickelte sich das am Südharz gelegene Kloster schnell zu einem überregional bedeutenden religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum.[2] Diesen Aufstieg verdankte Walkenried vor allem der starken Förderung durch geistliche und weltliche Würdenträger wie Kaiser Lothar III., Herzog Heinrich den Löwen oder Bischof Udo von Naumburg, welche den Konvent nicht nur mit umfangreichem Landbesitz und rechtlichen Freiheiten ausgestattet, sondern ihn auch politisch unterstützt haben.[3]

Das hohe Ansehen des Konvents während des hohen und späten Mittelalters zeigt sich unter anderem auch an der Größe der Klostergemeinschaft. So lebten im Jahr 1280, knapp ein Jahrzehnt vor der Weihe der gotischen Abteikirche, 80 Mönche und 180 Konversen im Kloster.[4] Durch seine Tochtergründungen unterhielt das Kloster weitreichende Kontakte im mittel- und norddeutschen Raum und trug erheblich zur Verbreitung des Ordens in den Gebieten östlich der Elbe bei.[5]

Wesentlichen Anteil am Wohlstand des Klosters, der nicht zuletzt im wenige Jahre nach der Fertigstellung der romanischen Klosteranlage begonnenen gotischen Neubau Ausdruck fand (Abb. 1), hatten vor allem die umfangreichen wirtschaftlichen Aktivitäten. Bereits kurz nach der Klostergründung war damit begonnen worden, den Besitz des Stiftungsgutes und früher Schenkungen zur größeren Güterkomplexen zu arrondieren, um darauf Grangien errichten zu können. Hinzu kamen Stadthöfe in Nordhausen, Goslar und Würzburg.[6] Den mit Abstand wichtigsten Wirtschaftszweig stellte allerdings das Montanwesen im Harz dar: Spätestens seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts verfügte der Konvent über Rechte an Gruben am Goslarer Rammelsberg, der größten und bedeutendsten Erzlagerstätte im Westharz. Bis zum 14. Jahrhundert war Walkenried eine der führenden Bergbauinstitutionen im Harz.[7]

Im Spätmittelalter vermochte das Kloster seine hervorgehobene Stellung nicht mehr zu halten. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts schwanden die Einkünfte aus dem Montanwesen, und die Folgen der Pest sowie wiederholte Überfälle auf Ländereien des Klosters stürzten den Konvent in eine finanzielle Krise. Ein Ende setzten schließlich die Zerstörungen im Bauernkrieg von 1525 und die Auswirkungen der Reformation.[8] Im Jahr 1556 trat das Kloster formal der evangelischen Konfession bei; in den alten Klausurgebäuden wurde eine Schule eingerichtet, die bis 1669 bestand.[9]

Forschungsgeschichte und Forschungsstand

Die große historische Bedeutung von Walkenried ist schon den Chronisten des 17. und 18. Jahrhunderts bewusst gewesen, und so versuchten sie, ausgehend vom Studium der Schriftquellen, die Klostergeschichte näher zu ergründen.[10] Denkmalpflegerische Bemühungen zur Erhaltung der Bausubstanz sind erstmals seit der Zeit um 1900 zu verzeichnen. In den Jahren 1910–1913 dokumentierte der örtliche Baurat Hans Pfeiffer mittelalterliche Mauerreste, die bei Bauarbeiten im Kircheninnenraum zum Vorschein gekommen waren. Obwohl zu den Untersuchungen leider

1 Vgl. Heutger 2007, S. 56–74, 103–141; Maier/Keibel-Maier 1985, S. 1; Reinboth/Knolle 2018, S. 37.

2 Alphei 1994, S. 678; Baumann 1980, S. 51; Dolle 2012, S. 1471.

3 Heutger 2007, S. 22–35.

4 Dicks 1913, S. 83; Lekai 1989, S. 337; Winter 1871, S. 19.

5 Vgl. Heutger 2007, S. 62–74.

6 Blaich/Ludwig 2020, S. 176–180; Heutger 2007, S. 110–131.

7 Heutger 2007, S. 135 f.; Reinboth 2018, S. 183 f.; Reinboth/Knolle 2018, S. 36–39; Bartels/Fessner/Klappauf 2007, S. 171 f. und 184–186; Heutger 2007, S. 135; Reinboth/Knolle 2018, S. 42–48.

8 Letzner 2002, S. 152–155; Heutger 2007, S. 149–152; Dolle 2012, S. 1473–1475.

9 Eckstrom 1617, S. 230; Wagnitz/Reinboth 2012; Heutger 2007, S. 191.

10 Eine kurze Bewertung der einzelnen chronikalischen Werke findet sich bei Heutger 2007, S. 11–15.

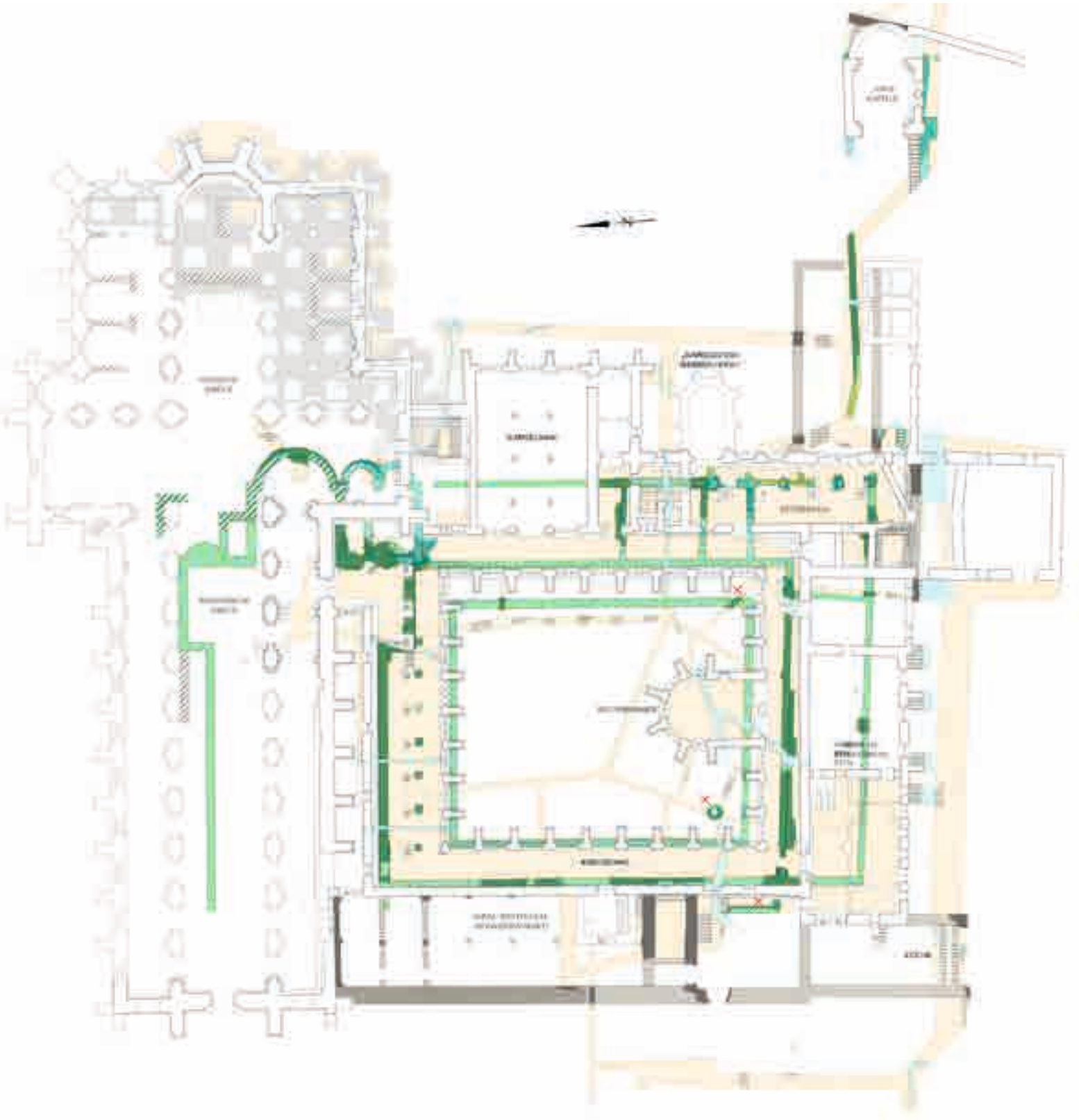


Abb. 1 Walkenried, ehem. Zisterzienserkloster. Übersichtsplan zu den Ergebnissen der zwischen 1978 und 1992 im Kloster durchgeführten Ausgrabungen und Bauuntersuchungen. *(© Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Archäologische Sammlungen und Dokumentationen)*



keine Dokumentation vorliegt, sind ihre Ergebnisse doch von großem Interesse, denn sie wiesen nach, dass am heutigen Standort die romanische Vorgängeranlage zu suchen ist.[11] Den ersten vollständigen Bestandsplan der Klosteranlage fertigte Karl Steinacker im Jahr 1922 an.[12]

Seit Mitte der 1970er-Jahre rückte das Kloster immer stärker in den wissenschaftlichen Fokus. Im Zuge einer umfangreichen Sanierungs- und Instandsetzungsmaßnahme wurden in den Jahren 1978–1992 Ausgrabungen durchgeführt, bei denen zahlreiche mittelalterliche Baustrukturen freigelegt werden konnten (vgl. Abb. 1). Besonderes Aufsehen erregten verschiedene dabei angetroffene Überreste der romanischen Bauphase, welche in Kombination mit den Ergebnissen von Hans Pfeifer erstmals die Rekonstruktion des Gründungsklosters ermöglichten. Darüber hinaus wurden an Teilen des erhaltenen Baubestandes baugeschichtliche Analysen vorgenommen.[13] Fast zeitgleich führte der Kunsthistoriker Bernd Nicolai Bauforschungen an der Kirchenruine durch, die in seine Dissertation zur Architektur der gotischen Klosterkirche und ihrer Stellung im Kontext der monumentalen Baukunst der Zisterzienser mündeten.[14]

In der Folgezeit gab es nur wenige Forschungen in Walkenried. Hervorzuheben sind die geophysikalischen Prospektionen im Jahr 2005, bei denen sowohl der Innenraum der Kirchenruine als auch die an den Klausurkomplex angrenzenden Teile des Klostergeländes untersucht werden konnten.[15] Von 2012 bis 2015 wurden im Vorfeld von Umgestaltungsmaßnahmen Ausgrabungen im ehemaligen Westflügel der gotischen Klausur sowie im Bereich südlich des Mönchsrefektoriums durchgeführt. Bei den Untersuchungen konnten bedeutende Teile des 1739 abgetragenen gotischen Konversentraktes und dessen romanischen Vorgängerbaus untersucht werden. Am Südflügel wurde ein Areal mit mehreren handwerklichen Einrichtungen entdeckt.[16]

Trotz dieser umfangreichen Untersuchungen ist die Baugeschichte der Klosteranlage noch lange nicht vollständig erschlossen. Durch die einseitige Fokussierung auf die frühgotische Klosterkirche blieben viele Aspekte der Baugeschichte bislang unbeachtet. Dies betrifft in erster Linie die Bau- und Umbauphasen der gotischen Klausur, die trotz ihres deutlich besseren Erhaltungszustandes in der Forschung noch keine größere Aufmerksamkeit erhalten hat, aber auch der durch die Ausgrabungen erfasste romanische Vorgängerbau ist noch weitgehend unerforscht. Dabei zählt Walkenried aufgrund der langjährigen archäologischen und bauhistorischen Maßnahmen zu den am umfangreichsten untersuchten Zisterzienserklöstern im heutigen Deutschland[17] und bietet dadurch enormes Potential für Forschungen zur baulichen Entwicklung einer frühen Zisterze im sächsischen Raum.

11 Pfeifer 1914, S. 92–118.

12 Steinacker 1913, S. 25–45, Steinacker 1922, S. 263–367.

13 Maier/Keibel-Maier 1985; Maier 1987/90; Keibel-Maier 1985.

14 Nicolai 1990.

15 Von der Osten 2008, S. 249–262.

16 Moos 2017.

17 Vgl. die Zusammenstellung in Untermann 2003, S. 36–52.

Das Projekt «Kloster Walkenried» – Anlass, Konzeption und Durchführung

Ein zunächst auf drei Jahre angelegtes Forschungsprojekt[18] setzte an diesem Punkt an. Bei diesem wurden die Auswertung der Altgrabungen mit den vorliegenden Ergebnissen der Bauforschung verbunden und darauf aufbauend noch offene Fragen zur Baugeschichte durch minimal-invasive Sondagegrabungen und weitere Forschungen am Gebäude geklärt.

Die moderne Mittelalterarchäologie stellt bei der Untersuchung eines Klosters nicht nur Fragen nach der Geschichte des Konvents und der Gebäude. Die Perspektive hat sich geweitet: Untersucht werden auch Fragen der Wirtschaftsgeschichte, die Einbindung des Klosters in die umgebende Landschaft (z. B. Ressourcennutzung) und das Verhältnis zu Burgen und Dörfern im Umland.[19] Walkenried bietet ideale Bedingungen, ein hochmittelalterliches Kloster sowohl als Baulichkeit in seiner Gesamtheit zu betrachten als auch das nähere Umfeld in einem interdisziplinären Ansatz zu erforschen. Dabei müssen alle Verfahren und Möglichkeiten der modernen Dokumentation angewandt werden. Erst dadurch wird eine umfassende Auswertung von «Kloster» und «Klosterlandschaft» möglich, die beispielhaft für ein Kloster europäischen Ranges in Niedersachsen sein könnte.

Forschungen zur Bau- und Nutzungsgeschichte

3D-Erfassung der gotischen Bausubstanz

Obwohl das Kloster Walkenried und insbesondere die dortige Kirchenruine immer wieder Gegenstand von bauhistorischen Untersuchungen gewesen ist, existierte bis zum Projektstart kein Aufmaß, das sowohl den Grundriss als auch die Wandflächen der einzelnen Räume vollständig und verzerrungsfrei wiedergibt. Die Pläne, die sich in den meisten Publikationen finden, gehen auf ein händisches Aufmaß von Karl Steinacker bzw. begleitende Vermessungen im Zuge der bauarchäologischen Ausgrabungen zwischen 1978 und 1992 zurück. Aufgrund von Ergebnissen, die 2018 am spätgotischen Kapitelsaal gewonnen worden waren, fiel die Entscheidung, das Aufmaß und alle darauf aufbauenden Untersuchungen mit modernen, IT-gestützten Verfahren durchzuführen. Allein auf diesem Weg konnte eine Verknüpfung von Bauforschung und Archäologie sichergestellt werden, und nur so konnte eine dem architektur- und kunstgeschichtlichen Rang der Gebäude angemessene Dokumentation erstellt werden.

Für die Erfassung des baulichen Bestandes wurde die aus der Fotogrammmetrie abgeleitete Computertechnik «Structure from Motion» eingesetzt.[20] Grundlage für die Erstellung des 3D-Modells war dabei eine das gesamte Objekt abdeckende fotografische Aufnahme. Im Innenraum der Klausur erfolgte die Dokumentation vom Boden mit Stativ, von Leitern sowie von einem verschiebbaren Gerüst aus. Die Aufnahme der Gebäudehülle und der umliegenden Bebauung innerhalb des Klosterbezirkes wurde mit einer Drohne sowie durch bodengebundene Fotografie vorgenommen.

Das wichtigste Ergebnis der 3D-Vermessung war ein Grundrissplan des gesamten Baukomplexes, der erstmals in den nun beinahe 120 Jahren Forschung zu Walkenried den räumlichen Zusammenhang der Kirchenruine mit dem Kreuzgang und den daran anschließenden Klausurgebäuden in korrekter geografischer Position wiedergibt (Abb. 2). In den auf dieser Grundlage erstellten Bestandsplan konnten verschiedene Daten eingehängt werden, so beispielsweise Altpläne der archäologischen Untersuchungen, deren exakte Verortung aufgrund fehlender absoluter Mess-

18 Das Projekt «Kloster Walkenried. Archäologie im ältesten Zisterzienserkloster Norddeutschlands» wurde von 2020 bis 2022 am Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege, Referat Mittelalterarchäologie, durchgeführt. Die Projektleitung lag bei PD Dr. Markus C. Blaich. Zur Konzeption und Durchführung siehe auch Blaich 2020.

19 Vgl. hierzu auch die Einleitung von Carola Jäggi in diesem Band.

20 Reinhard 2016, S. 20.



Abb. 2 Walkenried, ehem. Zisterzienserkloster. 3D-Modell der Klosteranlage auf Grundlage der Drohnenvermessung. Ansicht von Südwesten. *(© Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Christian Seitz)*

werte bislang nicht gelungen war. Darüber hinaus können die 3D-Daten zukünftig für diverse Zwecke genutzt werden, sei es für eine virtuelle Begehung, eine Animation oder als Grundlage für digitale Rekonstruktionen.

Bauhistorische Untersuchungen in der Klausur

Bei den bauhistorischen Untersuchungen von 2020 konnten der Kreuzgang und die an den Kreuzgang anschließenden Erdgeschossräume der Klausurgebäude, soweit diese zugänglich waren, vollständig aufgenommen werden. Die Dokumentation der Baubefunde erfolgte auf Grundlage der neu erstellten Aufnahmen der Wandflächen. Aufgenommen wurden alle bauhistorisch relevanten Befunde (Auffälligkeiten im Mauerwerk, Störungen, Markierungen, Öffnungen, etc.).

Zur großen Überraschung hat sich dabei gezeigt, dass einige Klostergebäude sowohl in der räumlichen Verortung als auch bezüglich ihrer Baugestalt neu gedacht werden müssen. So konnten im aufgehenden Mauerwerk der Klausuranlage an verschiedenen Stellen romanische Strukturen in zum Teil beachtlichem Umfang ausgemacht werden (Abb. 3). Wie in Klöstern bei genauerer Betrachtung der Bausubstanz oft erkennbar, lässt sich auch in Walkenried in vielen



Abb. 3 Walkenried, ehem. Zisterzienserkloster. Bestandsplan der Klosteranlage mit Eintragung der im Sommer 2020 identifizierten Bauphasen innerhalb der Klausur. *(© Institut für Europäische Kunstgeschichte Universität Heidelberg, Florence Fischer)*

Gebäudeteilen eine rege Bau- und Umbautätigkeit während der aktiven Klosternutzung nachweisen, die anhand zahlreicher Bauphasen und Planwechsel fassbar wird und darauf hinweist, dass der ältere (romanische) Baubestand selbstverständlich – soweit dies möglich war – im Zuge des Umbaus der Klosteranlage weitergenutzt wurde. Die in der Forschung zur Baugeschichte von Walkenried vorherrschende Auffassung, die Klosteranlage des 13./14. Jahrhunderts sei ein vollkommener Neubau gewesen,[21] lässt sich damit nicht mehr aufrechterhalten. Vielmehr muss von einem differenzierten Bild ausgegangen werden. So zeichnet sich ab, dass vor allem dort, wo – wie im Bereich der Kirche – der gotische Neubau eine erhebliche Vergrößerung vorsah, die Vorgängerbebauung vollständig abgebrochen wurde, während anderswo auf älteres Mauerwerk aufgebaut worden ist. Der Fortbestand romanischer Baustrukturen lässt sich vor allem im Bereich des Süd- und Ostflügels der Klausur nachweisen, wo der durch den Neubau entstandene Raumgewinn – im Vergleich zum archäologisch erschlossenen romanischen Bestand – deutlich geringer ausfällt. Allerdings ist bei den bauhistorischen Untersuchungen auch deutlich geworden, dass die bauliche Entwicklung der Klosteranlage viel komplexer ist als bislang angenommen worden war, denn in manchen Bereichen wie etwa der Sakristei finden sich Hinweise auf eine spätromanisch-frühgotische Bauphase. Nicht in jedem Fall lässt sich daher zweifelfrei entscheiden, ob die romanischen Mauerstrukturen auch tatsächlich zur Klosteranlage der Gründungszeit gehört haben. Um die Abfolge der einzelnen Bauphasen genauer bestimmen und in Bezug zueinander setzen zu können, fehlen jedoch an einigen Stellen noch Detailbeobachtungen.

Bodenradarmessungen

Eine wichtige Rolle für die Rekonstruktion der Walkenrieder Baugeschichte spielten Ergebnisse von geophysikalischen Prospektionsverfahren im Klostergelände. Trotz der zahlreichen Ausgrabungen seit dem frühen 20. Jahrhundert fehlten zu vielen Teilen des Gesamtkomplexes noch baugeschichtliche Erkenntnisse. Die Möglichkeit, ein umfassendes Bild der im Boden erhaltenen Baustrukturen zu gewinnen, ergab sich im Jahr 2005, als im Vorfeld der Einrichtung des heutigen Zisterziensermuseums Bodenradarmessungen auf dem Klostergelände stattfanden und dabei der Innenraum der Kirchenruine und einige Teile des daran anschließenden Klosterareals prospektiert werden konnten.[22] Bei der Auswertung der großflächigen Prospektionen ließen sich in vielen Bereichen Strukturen identifizieren, die auf mittelalterliche Mauern zurückgeführt werden können und teilweise auch mit archäologisch oder bauhistorisch erfassten Wandverläufen korrespondieren.

Besonders eindrucksvoll zeigt sich das Potential der Bodenradarprospektion im Innenraum der Kirchenruine (Abb. 4). In den Messbildern sind ab einer Tiefe von etwa 1,50 m unter der heutigen Oberfläche massive Baustrukturen erkennbar, die – übereinstimmend mit den Ergebnissen von Luftbildauswertungen und archäologischen Ausgrabungen – als Fundamente für die Arkadenreihen des gotischen Langhauses gedeutet werden können. Von größerem Interesse für die Baugeschichte sind mehrere schmale, teilweise unterbrochene lineare Anomalien im Zwischenraum der mächtigen Fundamente. Hierbei dürfte es sich um Überreste der 1137 geweihten romanischen Vorgängerkirche handeln. Aber auch in anderen Bereichen des Baukomplexes, zum Beispiel im Lichthof, konnten Baustrukturen ausgemacht werden, die zur Klosteranlage der Gründungszeit gehört haben dürften.

[21] Vgl. Heutger 2007, S. 41.

[22] Von der Osten 2008, S. 249–262.



Abb. 4 Walkenried, ehem. Zisterzienserkloster. Darstellung der Reflexionsmessungen (Bodenradar) im Tiefenbereich von 2,0 m unter der heutigen Geländeoberkante. *(© Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Harald von der Osten)*

Archäologische Ausgrabungen in der Kirchenruine

Die im Rahmen des Projektes durchgeführten Ausgrabungen konzertierten sich vor allem auf den Innenraum der gotischen Klosterruine. Ausschlaggebend dafür waren verschiedene Fragen zur Baugestalt des 1137 geweihten Vorgängerbaus. Der bisherigen Rekonstruktion zufolge handelte es sich bei der ersten Kirche um eine geostete Querhaus-Basilika von gut 50 Länge, mit Apsis, Querhausapsiden und relativ kurzen, rechteckigen Nebenkapellen. In einem späteren Bauzustand wurde der Ostabschluss verändert, und die Kirche erhielt jeweils zwei gleich lange, apsidiale Kapellenräume, die bis auf die Höhe der Hauptapsis reichten (vgl. Abb. 1). Zuverlässig nachgewiesen war diese bauliche Entwicklung bislang jedoch nur für den südlichen Teil der Kirche, während für den Bereich innerhalb der gotischen Kirchenruine kaum aussagekräftige Befunde vorlagen. Das vorrangige Ziel der modernen Nachtuntersuchungen bestand deshalb darin, etwaige erhaltene romanischen Baureste zu dokumentieren. Allerdings wurde schnell deutlich, dass große Teile der zu erwartenden Bausubstanz der Errichtung des jüngeren Sakralbaus zum Opfer gefallen sein müssen, denn in keiner Untersuchungsfläche konnten im Zuge der Ausgrabungen eindeutig als romanisch ansprechbare Baubefunde nachgewiesen werden. Stattdessen kamen großflächige, mit Mörtel und Schutt verfüllte Eintiefungen zum Vorschein, bei denen es sich um Ausbruchs-

gruben älterer Baustrukturen handeln dürfte. Die Fundamente der romanischen Kirche scheinen demzufolge bis auf wenige Reste vollkommen ausgebrochen und entfernt worden zu sein. Gleichwohl ließen sich anhand der Befundkonturen Rückschlüsse auf die ursprünglichen Mauerverläufe ziehen. So konnte in einer Fläche am westlichen Abschluss des gotischen Mittelschiffs die nordwestliche Ecke der romanischen Kirche erfasst werden (Abb. 5a). Demzufolge schloss der romanische Sakralbau ziemlich genau auf Höhe des Durchgangs ab, der heute aus der gotischen Kirche in den Konversentrakt führt. In Verbindung mit einem 2012 dokumentierten Befund lassen sich damit erstmals sowohl die Länge als auch die Breite der romanischen Kirche verlässlich rekonstruieren.

Die Ausgrabungen haben jedoch auch neue Erkenntnisse zur gotischen Bauphase erbracht. Es konnte erstmals nachgewiesen werden, dass die Arkadenpfeiler des gotischen Langhauses auf Streifenfundamenten ruhten. Für deren Errichtung wurde – wenigstens teilweise – auf Baumaterial der romanischen Vorgängeranlage zurückgegriffen, wie im Mauerwerk verbaute romanische Kleinquader und Steine mit anhaftenden Putzresten belegen (Abb. 5b). Den oberen Abschluss der in Zweischalenmauertechnik errichteten mächtigen Fundamente markierte eine Ausgleichsschicht aus Mörtel, in der sich stellenweise Abdrücke von quaderförmigen Steinen abzeichneten. Durch den archäologischen Nachweis der Streifenfundamentierung lassen sich nun auch die Strukturen im Messbild der Bodenradarmessungen besser verstehen und im Hinblick auf die bauliche Entwicklung interpretieren.

Forschungen zur Klosterlandschaft

Ein wichtiges Anliegen der Forschungen im Rahmen des Projektes stellte die Betrachtung des Klosters in seiner Gesamtheit dar. Bis heute finden sich im Umfeld von Walkenried deutliche Spuren der Wirtschaftsaktivitäten des Klosters. Dazu gehören nicht nur zahlreiche wasserbauliche Anlagen wie Teiche und Grabensysteme und diverse montanwirtschaftliche Relikte, sondern auch mehrere Grangien und zwei landesgeschichtlich herausragende Burgen. Doch auch außerhalb der engeren Umgebung des Klosters, am Süd- und am Westharz, sind in zum Teil beachtlichem Umfang Überreste der klösterlichen Eigenwirtschaft erhalten geblieben. Diese Ausgangslage bot gute Voraussetzungen, um verschiedene Aspekte der zisterziensischen Wirtschaft aus archäologischer Perspektive zu betrachten.

Klösterliche Wirtschaftshöfe

Besonderes Augenmerk lag im Rahmen der Forschungen zur Walkenrieder Klosterlandschaft auf den Grangien des Klosters. Als «Rückgrat» der zisterziensischen Eigenwirtschaft waren die verschiedenen um den Harz errichteten Wirtschaftshöfe schon oft Gegenstand historischer Untersuchungen,[23] fanden in der archäologischen Forschung bislang aber kaum Beachtung.[24] Dabei bieten die zentralen Wirtschaftsbetriebe aufgrund der mit ihnen verbundenen Aufgaben[25] ideale Vorrausetzungen, um sowohl Fragen zur lokalen Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte als auch der vieldiskutieren Rolle der Zisterzienser als Kulturlandschaftsgestalter nachzugehen, wie nicht zuletzt das Beispiel der Grangie †Rozedehusen (Landkreis Höxter, Nordrhein-Westfalen) eindrücklich vor Augen führt.[26]

Die Untersuchungen zu den Walkenrieder Grangien konzentrierten sich zunächst auf eine genaue

[23] Rösener 1982, S. 117–148; Rösener 2014, S. 314–334; Wiswe 1953, S. 5–134.

[24] Vgl. Schöneweis 2020, S. 17–64.

[25] Hillen 2017, S. 125–127.

[26] Bergmann 2002, S. 117–119, S. 122 und 124; Bergmann 2007, S. 57–65; Bergmann 2017, S. 169–171; Schöneweis 2020, S. 583–585.



Abb. 5 Walkenried, ehem. Zisterzienserkloster. A: Blick auf die Grabungsfläche 2021. Im Planum zeichnet sich deutlich die L-förmig verlaufende Ausbruchsgrube der romanischen Kirchenecke ab. Unter den Erdsockeln im Hintergrund verbergen sich zwei spätmittelalterliche Bestattungen. B: Blick auf das Streifenfundament der südlichen Arkadenreihe. Die Pfeile markieren wiederverwendete romanische Bauteile. *(© Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Clemens Ludwig)*

Lokalisierung der einzelnen Höfe. Anhand von Luftbildern, LiDAR-Daten und altem Kartenmaterial wurde versucht, alle in den Schriftquellen genannten Grangien ausfindig zu machen und so exakt wie möglich zu verorten. Dabei erwies es sich als ausgesprochen günstig, dass die meisten Grangien des Klosters nach ihrer Aufgabe wüst gefallen sind und somit nicht überbaut wurden. An mehreren Höfen konnten Graben- bzw. wallartige Geländestrukturen festgestellt werden, die auf Einhegungen zur Markierung der Hofgrenzen zurückzuführen sein dürften. In manchen Fällen ließen sich sogar Spuren der ursprünglichen Bebauung, meist in Form von langrechteckigen Bewuchsanomalien oder Geländedepressionen, identifizieren.

Eine besonders aussagekräftige Situation war auf dem Gelände der Grangie Alt-Walkenried, 3 km nordwestlich des Klosterstandorts, festzustellen. Auf dem sanft nach Süden abfallenden Hang am Flussufer der Wieda zeichneten sich im Geländemodell deutliche Spuren von Befestigungselementen in Form von Wällen und Gräben ab. Am westlichen Rand der unbebauten Fläche erhebt sich überdies bis heute ein mächtiger Hügel, der an drei Seiten von einer Grabenstruktur umschlossen wird. Hinweise auf Bebauungsstrukturen bietet ein Luftbild, auf dem am östlichen Rand der Erhebung mehrere auffallend geradlinig verlaufende Bewuchsanomalien zu erkennen sind, die eine längsrechteckige Struktur markierten. Ergänzende Informationen finden sich auf einer Karte des Walkenrieder Stiftsbezirkes von 1578, auf der im Bereich der Wüstung Mauerreste eines großen Steingebäudes dargestellt sind.[27] Um 1900 sollen nach einem Bericht des damaligen Domänenpächters G. Schmid bei großflächigen Erdarbeiten auf dem Wüstungsgelände mehrere als Wirtschaftsgebäude gedeutete Baustrukturen aufgedeckt worden sein, deren Lagebeschreibung gut zur Situation auf der Karte und dem Luftbild passt.[28] Aufgrund dieser günstigen Voraussetzungen bot sich der Platz für weiterführende Untersuchungen im besonderen Maß an (Abb. 6).

Bei den Prospektionen und Ausgrabungen, die in den Jahren 2020–2022 auf dem Wüstungsgelände stattfanden, konnten interessante Erkenntnisse zur baulichen Struktur gewonnen werden. Den wichtigsten Befund der Untersuchungen stellte ein großer Gebäudekomplex auf der östlichen Seite des Hügels dar, der aus zwei aneinander anschließenden Gebäudeteilen bestand. Der größere der beiden Baukörper war 30 m lang und hatte eine Breite von ca. 15 m. Im rechten Winkel dazu lag an der südwestlichen Schmalseite der zweite Gebäudeteil, der mit einer Länge von knapp 25 m und einer Breite von 15 m nur geringfügig kleiner war. Die Bauweise der erhaltenen Fundamente in Zweischalenmauertechnik mit einer Breite von 1,10–1,50 m legen nahe, dass es sich um Massivbauten gehandelt hat. Wie die auf der Karte von 1578 zu erkennenden Mauerreste mit ihren mindestens zwei Fensterreihen zeigen, verfügten die Gebäude offenbar über mehrere Geschosse.

Über die räumliche Struktur des ost-west-ausgerichteten Gebäudeteils geben Befunde im Bereich der südlichen Außenwand Aufschluss (Abb. 7). Unmittelbar angrenzend an das Fundament wurden mehrere Schwellmauern angetroffen, die den Grundriss von zwei Räumen markieren. An der Südwand verfügte das Gebäude zudem über einen leicht trapezförmigen Anbau, der aufgrund der geringeren Dimensionen des Fundaments wohl ursprünglich aus vergänglichem Baumaterial bestanden hat. Anhand des geborgenen Fundmaterials, vor allem Schlacken und Eisennägel sowie die Überreste von zwei Herdstellen bzw. Öfen, zeichnet sich für den erfassten Innenraum und den angrenzenden Anbau eine Nutzung als Wirtschaftsbereich ab, wobei der Schwerpunkt offenbar auf der Metallverarbeitung, insbesondere Eisen und Buntmetall, gelegen hat.

Die Datierung des Gebäudekomplexes kann durch Keramikfunde und ^{14}C-Daten aus Brandschichten in das 13./14. Jahrhundert erfolgen. Dieser chronologische Ansatz passt gut zur Deutung der Baustrukturen als bauliche Hinterlassenschaften der 1205 erstmals schriftlich erwähnten Grangie.

Das Umfeld der Steinbauten lässt sich bislang nur schwer fassen. Zwar sind im Messbild der geo-

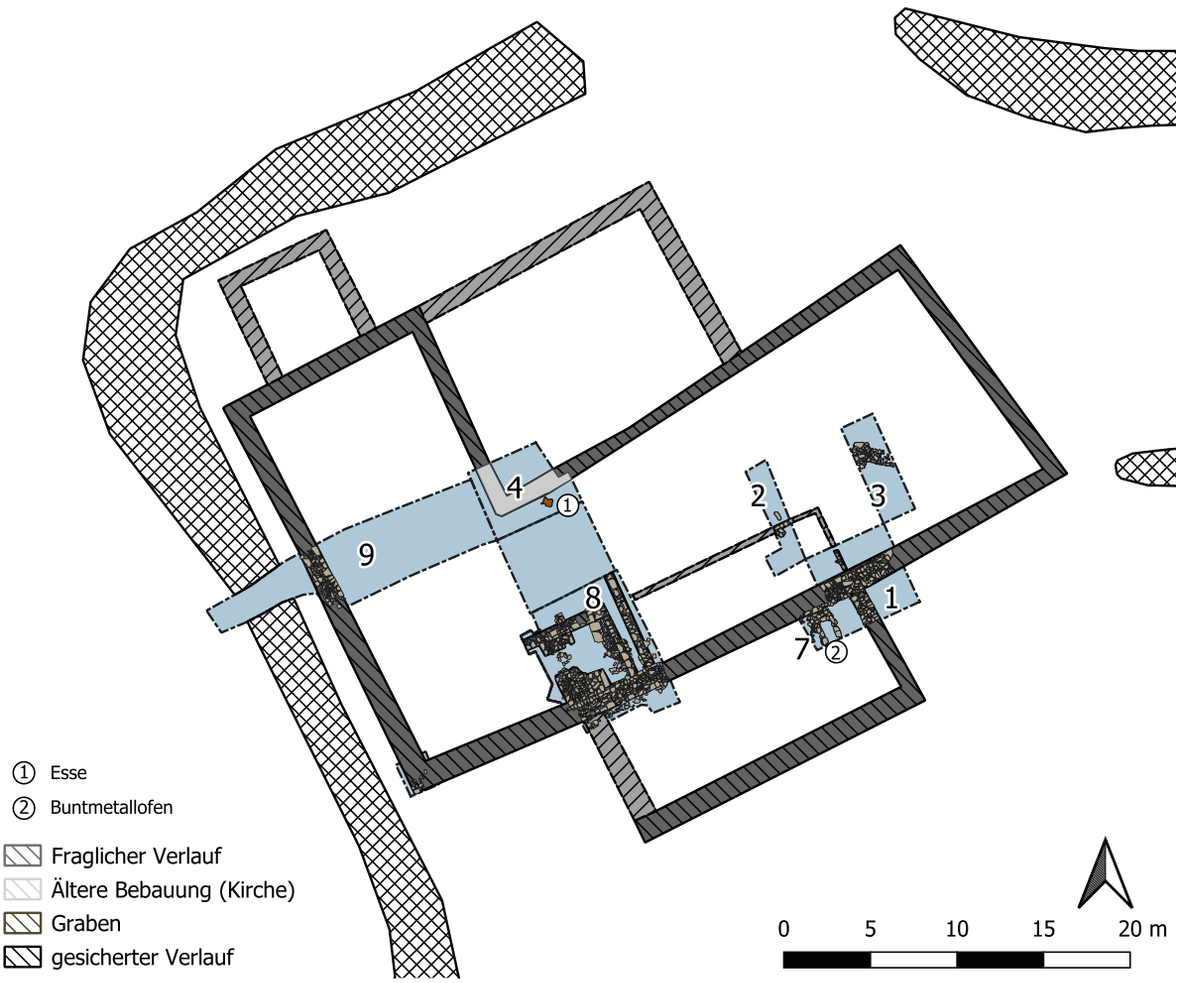
[27] Reinboth 2013, S. 34.

[28] Schmid 1899, S. 45–47; Untermann 2003, S. 286 f.



Abb. 6 Wüstung †Alt-Walkenried, Ldkr. Göttingen. Ergebnisse der Prospektionen im Sommer 2020. *(© Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Clemens Ludwig / Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Georg-August Universität Göttingen, Felix Rösch; Grundlage: Auszug aus den Geobasisdaten des Landesamtes für Geoinformation und Landesvermessung, 2018)*

Abb. 7 (unten) Wüstung †Alt-Walkenried, Ldkr. Göttingen. Plan der wichtigsten Befunde im Bereich des Gebäudekomplexes. *(© Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Lennart Jürges)*



physikalischen Prospektionen zahlreiche Gruben und Gräben erkennbar, die fast ausschließlich innerhalb des Grabens auftreten und daher sehr wahrscheinlich zur Wüstung gehören, doch fehlen zumeist konkrete Anhaltspunkte für deren zeitlichen Einordnung. Es ist daher nicht auszuschließen, dass die Siedlungsstrukturen aus einer älteren Phase des Platzes stammen. Befunde oder Fundmaterial, die auf eine Besiedlung vor der Nutzung als Grangie hinweisen, wurde bei den Ausgrabungen allerdings nur im sehr begrenzten Umfang geborgen. Es handelt sich überwiegend um einzelne Keramikfragmente des 11./12. Jahrhunderts, die sekundär verlagert in den Kulturschichtpaketen des Baukomplexes auftraten. Als einziger eindeutig ansprechbare Befund kann ein Mauerblock im Bereich des Gebäudekomplexes angeführt werden, der aufgrund seiner stratigrafischen Lage zu einem älteren Bauwerk an dieser Stelle gehört haben dürfte.

Burgenlandschaft um Kloster Walkenried

Die siedlungsgenetischen Untersuchungen zum Kloster Walkenried bezogen sich bislang fast ausschließlich auf die Wüstungen und Grangien im näheren Umfeld des Klosters. Dabei blieb völlig unbeachtet, dass sich in der näheren Umgebung auch mehrere für die Reichs- bzw. Landesgeschichte bedeutsame Burgen befinden. Am Beispiel der Staufenburg bei Zorge soll das Themenfeld «Burg und Kloster» näher betrachtet werden.

Bei der Staufenburg handelt es sich um eine Höhenburg von etwa 120 × 150 m Grundfläche.[29] Die zweigliedrige Anlage, deren 25–30 × 50 m große Kernburg auf einer rund 5 m hohen natürlichen Felsklippe lag, war von einer ringförmig umlaufenden Mauer umgeben. Im Innenraum der Anlage sind mindestens zwei Kellerräume und eine Zisterne zu erschließen (Abb. 8).

Der historischen Überlieferung zufolge erbaute Dietrich I., 1209?–1249 Graf von Honstein, die Staufenburg als Gegenburg gegen die mit ihm in Fehde liegenden Grafen von Clettenberg. Die Gründung der Burg war offenbar widerrechtlich auf Kloster Walkenried gehörendem Boden erfolgt, wurde aber 1243 gegen eine Entschädigung nachträglich vom Konvent bestätigt. Als die Grafen von Honstein die Klettenburg in ihren Besitz gebracht hatten, bemühte sich Graf Heinrich von Honstein darum, den Kauf des Staufenbergs rückgängig zu machen, woraufhin der Konvent von Kloster Walkenried 1253 den Staufenberg mitsamt der Burg sowie anderen Besitzungen wieder erwarb und die Anlage schleifen ließ. In jüngeren Walkenrieder Urkunden wird die Staufenburg nicht mehr genannt, so dass davon auszugehen ist, dass die Burg in der Mitte des 13. Jahrhunderts aufgegeben worden war.

Kartiert man die in den letzten 150 Jahren geborgenen Funde auf dem 2021 erstellten Plan der Burganlage, so lassen sich anhand der Fundverteilung neben den zwei oben erwähnten Kellern von den vermuteten drei Hauspodien zumindest zwei verifizieren. Die am Hang verrutschten Dachziegel geben zudem einen Hinweis auf ehemalige, hangaufwärts gelegene Gebäude. Der Fundbestand – etwa 1500 Keramikscherben – ist sehr homogen und in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren (Abb. 9). Archäologischer Befund und historische Überlieferung ergänzen sich in diesem Falle aufs Beste.

[29] Vgl. Blaich/Ludwig 2020. Eine Neubearbeitung der Burganlage sowie der dort geborgenen Funde erfolgte 2022 durch A. Werner und M. C. Blaich: Blaich/Werner ([im Druck]; mit Angabe der älteren Literatur).

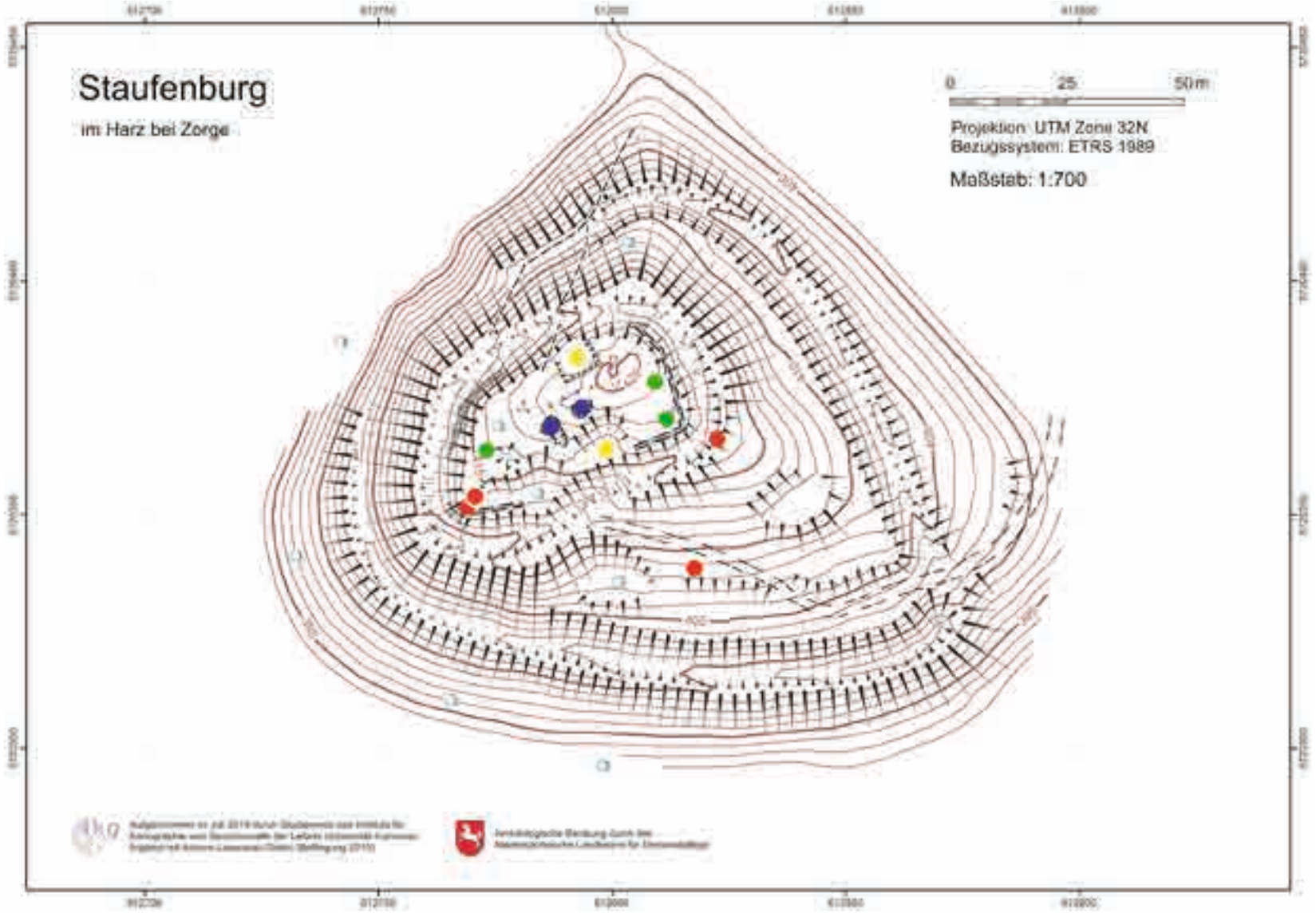


Abb. 8 Burg Staufenburg bei Zorge, Ldkr. Göttingen. Ergebnisse des Geländeaufmaßes von 2019. – Blau: «Erdspalten» (wohl Keller), aus denen die 1896 geborgene Keramik stammen soll. – Gelb: Vermutete Hauspodien. – Grün: In den 1970er-Jahren ergrabene Bereiche mit auffällig hohem Vorkommen von Keramik. – Rot: Funde von Dachziegeln. *(© Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Markus C. Blaich; Grundlage: Institut für Kartographie und Geoinformatik der Leibniz-Universität Hannover, F. Thiemann / M. Schulze, ergänzt um LiDAR-Scan 2018)*

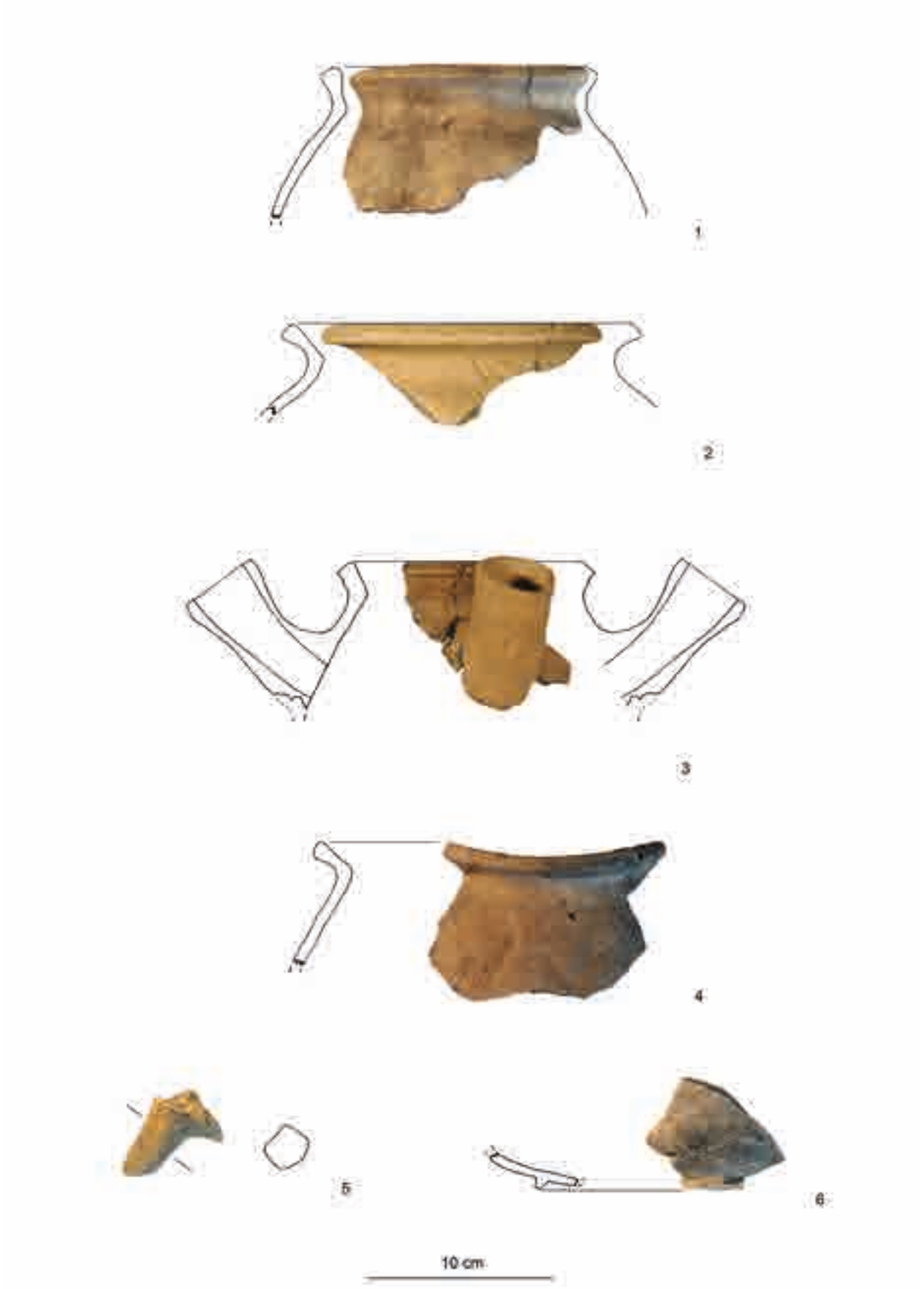


Abb. 9 Burg Staufenburg bei Zorge, Ldkr. Göttingen. Keramik der Gelben Irdenware Warenart 3500 (12./frühes 13. Jahrhundert). *(© Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Annika Werner)*

Zusammenfassung und Ausblick

Das hier vorgestellte Projekt zum ehemaligen Zisterzienserkloster Walkenried untersucht auf zwei Betrachtungsebenen das Themenfeld «Kloster und Klosterlandschaft», wobei hierunter die besondere landschaftsprägende Wirkung zu verstehen ist, die mit der Gründung und Existenz eines Klosters verbunden ist. Ein Beitrag der Mittelalterarchäologie zur Erforschung der «Klosterlandschaft Walkenried» im Sinne einer «klösterlich» geprägten Landschaft kann vor allem die Perspektive einer *long durée* verfolgen, namentlich mit siedlungs- und landschaftsarchäologischen Ansätzen zur Raumwirkung der Niederlassungen und parallel dazu erwartungsgemäß zur Baugeschichte der Anlagen selbst.

Auf der ersten Ebene, einer Mikroebene, werden die verschiedenen Altgrabungen im Klosterbereich zusammengeführt und in einer Gesamtschau ausgewertet. Hauptsächliches Anliegen ist dabei, durch ein interdisziplinäres Zusammenspiel von Kunstgeschichte, Bauforschung und Archäologie den romanischen Baubestand zu erschließen, ihn mit dem noch sichtbaren gotischen Baukomplex zu verbinden und so die vielschichtige Baugeschichte der Gesamtanlage zu erfassen. Zudem gilt es, die bislang kaum berücksichtigte nachreformatorische Nutzung der Anlage näher zu beleuchten (Abb. 10).

Die zweite Ebene, eine Meso-Ebene, beschäftigt sich mit der landschaftsprägenden Wirkung des Klosters. Hier wird das Verhältnis des Klosters zu seinem direkten Umland, aber auch der weiteren Umgebung betrachtet. Unter der «Klosterlandschaft Walkrenried» wird dabei jener Raum verstanden, in dem der Konvent als Grundherr auftrat und in dem verstärkt mit Veränderungen in der Landschaft seitens des Klosters zu rechnen ist, beispielsweise durch die Anlage von Teichen oder Verhüttungsplätzen, vor allem aber durch den Betrieb der großen Wirtschaftshöfe. Im Kern geht es darum, die einzelnen Elemente des klösterlich geprägten Gebiets zu bestimmen, sie zeitlich und strukturell zu erfassen, um darauf aufbauend vergleichende Untersuchungen durchführen zu können. Die Spuren der Grangienwirtschaft werden dabei exemplarisch für †Alt-Walkenried durch gezielte Prospektionsmaßnahmen und minimal-invasive Sondagen



Abb. 10 Walkenried, ehem. Zisterzienserkloster. Ein aus einem Grab des 17./18. Jahrhunderts geborgener Bucheinband. *(Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Akten Walkenried, Christa Fuchs)*

herausgearbeitet. Für alle anderen Grangien beruht die Betrachtung vor allem auf der Analyse moderner LiDAR-Daten und Luftbilder sowie alten Kartenmaterials. Da hochmittelalterliche Siedlungsstellen im weiteren Umland von Walkenried beinahe unbekannt sind, wird die Raumwirkung des Klosters und seine Einbettung in die Siedlungsstruktur der weiteren Umgebung am Beispiel mehrerer Burgen, namentlich der Burg Sachsenstein bei Bad Sachsa und der Staufenburg oberhalb von Zorge, beleuchtet. Ergänzend tritt die Auswertung der historischen Überlieferung zu Walkenried hinzu. Der Ansatz ist dabei, durch eine Gesamtauswertung der Urkunden in zeitlicher Schichtung mögliche Veränderungen im Besitzstand des Klosters nachzuvollziehen und damit die räumliche und rechtliche Wirkmächtigkeit des Konvents zu erfassen.

Verknüpft man die Ergebnisse der oben skizzierten Betrachtungsebenen, so wird die besondere Rolle des bedeutenden Zisterzienserklosters Walkenried fassbar, und zwar sowohl aus den Perspektiven von Archäologie, Bau- und Kunstgeschichte als auch in landesgeschichtlicher Sicht.

Literatur

Alphei 1994: Cord Alphei, Walkenried. In: Bayerische Benediktiner Akademie München (Hrsg.), Die Männer- und Frauenklöster der Zisterzienser in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg, bearbeitet von Ulrich Faust. Germania Benedictina Norddeutschland 12 (St. Ottilien 1994), S. 678–742.

Bartels/Fessner/Klappauf 2007: Christoph Bartels/Michael Fessner/Lothar Klappauf, Kupfer, Blei und Silber aus dem Goslarer Rammelsberg von den Anfängen bis 1620. Die Entwicklung des Hüttenwesens von den frühmittelalterlichen Schmelzplätzen im Wald bis zur Metallerzeugung in großem Maßstab am Beginn des 17. Jahrhunderts nach den archäologischen und schriftlichen Quellen. Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum 151 (Bochum 2007).

Baumann 1977: Walter Baumann, Die wirtschaftliche Entwicklung Walkenrieds im Überblick. In: Nicolaus Heutger, 850 Jahre Kloster Walkenried (Hildesheim 1977), S. 99–135.

Baumann 1980: Walter Baumann, Die Herren von Plesse und das Kloster Walkenried. In: Plesse Archiv 16, 1980, S. 51–63.

Bergmann 2002: Rudolf Bergmann, Die Einflussnahme von Klöstern auf die Kulturlandschaftsentwicklung in Westfalen. In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 20, 2002, S. 117–132.

Bergmann 2007: Rudolf Bergmann, Die zisterziensische Grangienwüstung Rozedehusen in Westfalen. In: Rolf Bärenfänger (Hrsg.), Zisterzienser im Norden. Neue Forschungen zur Klosterarchäologie. Symposium bei der Ostfriesischen Landschaft in Aurich vom 19.-20. Oktober 2006. Internationale Archäologie, Arbeitsgemeinschaft, Symposium, Tagung, Kongress 9 (Rahden/Westf. 2007), S. 57–65.

Bergmann 2017: Rudolf Bergmann, Grangien des Klosters Hardehausen, Rozedehusen, Hodagessen, Kvelinchusen und Bunessen. In: Gabriele Uelsberg et al. (Hrsg.), Die Zisterzienser. Das Europa der Klöster. Darmstadt/Bonn 2017/2018 (Stuttgart 2017), S. 169–171.

Blaich 2020: Markus C. Blaich, Kloster Walkenried. Das älteste Zisterzienserkloster Norddeutschlands und sein Umfeld. In: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 40, 2020, H. 1, S. 25–31.

Blaich/Ludwig 2020: Markus C. Blaich/Clemens Ludwig, Klosterlandschaft Walkenried. Archäologische Forschungen zur zisterziensischen Wirtschaft am Süd-/Westharz. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 48, 2020, S. 169–202.

Blaich/Werner (im Druck): Markus C. Blaich/Annika Werner, Die Staufenburg bei Zorge – Eine Gegenburg der Grafen von Honstein im Umfeld von Kloster Walkenried. Burgen und Schlösser 2025 (im Druck).

Dicks 1913: Mathias Dicks, Die Abtei Camp am Niederrhein. Geschichte des ersten Cistercienserklosters in Deutschland (1123–1802) (Kempen 1913).

Dolle 2012: Josef Dolle, s. v. Walkenried – Zisterzienser, ev. Männerkloster. In: Niedersächsisches Klosterbuch. Verzeichnis der Klöster, Stifte, Kommenden und Beginenhäuser in Niedersachsen und Bremen von den Anfängen bis 1810, bearbeitet von Josef Dolle und Dennis Knochenhauer. Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 56/4 (Bielefeld 2012), S. 1471–1487.

Eckstrom 1617: Heinrich Eckstrom, Chronicon Walkenredense sive catalogus abbatum, qui ab anno Christi 1127 continua serie monasterio Walkenredae hucusque praefuerunt (etc.) (Helmstedt 1617).

Heutger 2007: Nicolaus Heutger, Kloster Walkenried. Geschichte und Gegenwart. Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser 27 (Berlin 2007).

Hillen 2017: Christian Hillen, Ora et labora. Zisterziensische Wirtschaften. In: Gabriele Uelsberg/Lothar Altringer/Georg Mölich/Norbert Nußbaum/Harald Wolter-von dem Knesebeck (Hrsg.), Die Zisterzienser. Das Europa der Klöster. Ausst.-Kat. Darmstadt/Bonn 2017/2018 (Stuttgart 2017), S. 122–133.

Keibel-Maier 1985: Maria Keibel-Maier, Walkenried, ehemaliges Zisterzienserkloster. In: Klemens Wilhelmi (Hrsg.), Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979–1984 (Stuttgart 1985), S. 300–305.

Lekai 1989: Louis J. Lekai, The Cistercians. Ideals and reality (Kent 1989).

Letzner 2002: Johannes Letzner, Die Walkenrieder Chronik. Chronica und historische Beschreibung des löblichen und weltberümbten keyserlichen freien Stiffts und Closters Walckenrieth (1598), bearbeitet von Fritz Reinboth. Harz-Forschungen 16 (Berlin 2002).

Maier 1987/90: Konrad Maier, Das Mönchsrefektorium im Südflügel des ehemaligen Zisterzienserklosters Walkenried. Zur Datierung und Rekonstruktion des gotischen Baubestandes. In: Niedersächsische Denkmalpflege 13 (1987/90), S. 12–30.

Maier/Keibel-Maier 1985: Konrad Maier/Maria Keibel-Maier, Kloster Walkenried. In: Uwe Kampfer (Hrsg.), Kirchen, Klöster, Manufakturen. Historische Kulturgüter im Lande Braunschweig (Braunschweig 1985), S. 83–122.

Moos 2017: Uwe Moos, Bauarchäologische Untersuchungen im Zisterzienserkloster Walkenried (Lkr. Göttingen). Ein Überblick zu ausgewählten Befunden der Ausgrabungen in den Jahren 2012 bis 2015. In: Elisabeth Rüber-Schütte (Hrsg.), Vom Leben in Kloster und Stift – wissenschaftliche Tagung zur Bauforschung im mitteldeutschen Raum vom 7. bis 9. April 2016 im Kloster Hysburg. Arbeitsberichte. Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt 13 (Halle a. d. Saale 2017), S. 363–378.

Nicolai 1990: Bernd Nicolai, «Libido aedificandi». Walkenried und die monumentale Kirchenbaukunst der Zisterzienser um 1200. Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 28 (Braunschweig 1990).

Pfeifer 1914: Hans Pfeifer, Walkenried. Baugeschichtliche Untersuchungen und Studien. In: Zeitschrift für Bauwesen 64, 1914, S. 91–118.

Reinboth/Knolle 2018: Fritz Reinboth/Friedhart Knolle, Zum Bergbau und Hüttenwesen der Klöster Walkenried und Neuwerk. In: Harz-Zeitschrift 70, 2018, S. 35–55.

Reinboth 2013: Fritz Reinboth, Anmerkungen zu den Wüstungen Altwalkenried und Immenrode bei Walkenried. In: Harz-Zeitschrift 65, 2013, S. 32–35.

Reinboth 2018: Fritz Reinboth, Hüttenplätze und Wasseranlagen des Klosters Walkenried in und bei Wieda. In: Unser Harz. Geschichte und Geschichten, Kultur und Natur aus dem gesamten Harz 66/10, 2018, S. 183–186.

Reinhard 2016: Jochen Reinhard, Structure-from-Motion-Photogrammetrie mit Agisoft PhotoScan. Erste Erfahrungen aus der Grabungspraxis. In: Undine Lieberwirth/Irmela Herzog (Hrsg.), 3d-Anwendungen in der Archäologie. Computeranwendungen und quantitative Methoden in der Archäologie. Berlin Studies of the Ancient World 34 (Berlin 2016), S. 17–44.

Rösener 1982: Werner Rösener, Zur Wirtschaftstätigkeit der Zisterzienser im Hochmittelalter. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 30/2, 1982, S. 117–148.

Rösener 2014: Werner Rösener, Grangien und Innovationen des Cistercienserklosters Walkenried im Hochmittelalter. In: Analecta Cisterciensia 64, 2014, S. 314–334.

Schmid 1899: Gustav Schmid, Wo lag das alte Kloster Walkenried? In: Braunschweigisches Magazin 6, 1899, S. 45–47.

Schöneweis 2020: Tobias Schöneweis, Architektur zisterziensischer Wirtschaftsbauten. Vita Regularis: Ordnungen und Deutungen religiösen Lebens im Mittelalter, Abhandlungen 65 (Münster 2020).

Steinacker 1913: Karl Steinacker, Betrachtungen über die angebliche Verlegung Kloster Walkenrieds, sowie über die Entstehung und den Verfall seiner Kirche. In: Zeitschrift für Geschichte der Architektur 6, 1913, S. 25–45.

Steinacker 1922: Karl Steinacker, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Blankenburg. Die Bau- und Kunstdenkmäler 6 (Wolfenbüttel 1922).

Untermann 2003: Matthias Untermann, Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in Klöstern, Grangien und Stadthöfen. Forschungsbericht und kommentierte Bibliographie. Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser 17 (Berlin 2003).

Von der Osten 2008: Harald von der Osten, Horizontale und vertikale Radarmessungen in und an einer Ruine – Kloster Walkenried im Südharz, In: Susanne Arnold/Folke Damminger/Uwe Gross/Claudia Mohn (Hrsg.), Stratigraphie und Gefüge. Beiträge zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit und zur historischen Bauforschung. Festschrift für Hartmut Schäfer zum 65. Geburtstag. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 28 (Stuttgart 2008), S. 249–262.

Wagnitz/Reinboth 2012: Friedrich Wagnitz / Fritz Reinboth, Die Klosterschule von Walkenried 1557–1669. Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte Walkenried, Bad Sachsa und Umgebung e. V. 19 (Walkenried 2012).

Winter 1871: Franz Winter, Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands. Ein Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte des deutschen Mittelalters (Gotha 1871).

Wiswe 1953: Hans Wiswe, Grangien niedersächsischer Zisterzienserklöster. Entstehung und Bewirtschaftung spätmittelalterlich-frühneuzeitlicher landwirtschaftlicher Großbetriebe. In: Braunschweigisches Jahrbuch 34, 1953, S. 5–134.

ELIAS FLATSCHER

«ecclesiam et mansiones sibi expedientes liceat edificare». Eine kurze Baugeschichte des Basler Barfüsserklosters

Das Barfüsserkloster in Basel – Lage und archäologischer Forschungsstand

Vom Basler Barfüsserkloster steht heute nur noch die in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtete ehemalige Klosterkirche, in der seit 1894 das Historische Museum Basel (HMB) untergebracht ist. Südlich nimmt das Basler Stadtcasino mit dem Musiksaal den Platz der ehemaligen Klostergebäude ein. Diese waren im Bereich der ersten Stadterweiterung von Basel ab 1250 direkt hinter der im 19. Jahrhundert abgebrochenen sog. Inneren Stadtmauer (ca. 1225–1240) errichtet worden.

Das Barfüsserkloster ist 1529 im Zuge der Reformation aufgelassen, später als «Almosen» umgenutzt und 1843 zugunsten des seinerseits 1874 abgerissenen Kaufhauses abgebrochen worden. Im ehemaligen Klosterareal gab es bisher drei Grabungskampagnen: 1975–1977 in der Barfüsserkirche,[1] 2020 im Umfeld des Chors[2] und 2016–2017 in der ehemaligen Klausur[3] (Abb. 1). Die für die Baugeschichte der Anlage relevanten Ergebnisse und Erkenntnisse aus diesen Grabungen sollen in der Folge kurz zusammengefasst werden, um in Kombination mit den historischen Quellen die bauliche Genese des Barfüsserklosters bis zur Reformation zu rekonstruieren.



Abb. 1 Gesamtplan der archäologisch erfassten und zu rekonstruierenden Mauerzüge des Basler Barfüsserklosters. *(© Peter von Holzen, ABBS)*

1 Rippmann 1987, insbes. S. 9 f.

2 Savary 2021, S. 52.

3 Vorberichte: Bernasconi/Graber 2018, S. 89-108; Flatscher/Bernasconi 2020, S. 138–175.

Das Barfüsserkloster im 13. Jahrhundert

Die Franziskaner («Barfüsser») kamen zwischen 1231 und 1238 nach Basel und liessen sich zunächst vor dem Spalen-Schwibbogen ausserhalb der Stadt nieder.[4] 1250 wurde dem Konvent ein Grundstück im Bereich der kurz zuvor erfolgten Stadterweiterung zum Bau eines neuen Klosters samt Kirche abgetreten.[5] Die bewusste Platzierung von Bettelordensklöstern in Stadterweiterungen durch die städtische Obrigkeit ist ein im beginnenden Spätmittelalter häufig belegtes Phänomen und sollte vermutlich die Attraktivität dieser Zonen erhöhen; auffällig ist auch die Häufigkeit, mit der diese Klöster direkt an der Stadtmauer platziert wurden.[6]

1256 wurde ein Ablass für den Besuch der Messe in der neuen Kirche ausgestellt, woraus zu schliessen ist, dass damals der Langchor[7] (Abb. 1–2) zumindest als Rudiment benutzbar gewesen sein muss.[8] An den Konventsgebäuden wurde zu jenem Zeitpunkt vermutlich noch gebaut, auch wenn der Umzug der Franziskaner in ihr neues Kloster bereits 1253 erfolgt war.[9]

Die erste Barfüsserkirche war nach Ausweis der 1975–1977 durch Dorothee Rippmann im Inneren der heutigen Kirche durchgeführten Grabung eine dreischiffige Basilika ohne Querhaus mit 40 m langem Schiff und 25 m langem Chor.[10] Die Seitenschiffe waren durch auf acht Stützen auf quadratischen Fundamenten und zwei Wandpfeilern ruhenden Arkaden vom Mittelschiff getrennt, wobei das östlichste Joch auf den fünfjochigen Lettner entfiel. Im Chorhaupt stand der Hochaltar erhöht auf einem Podest. Südlich an den Chor war eine Kapelle angebaut, nördlich vermutlich eine Sakristei.[11] Die Apsis war im Fundament halbrund, im Aufgehenden polygonal (7/12) geschlossen. Aufgrund des Fehlens von Strebepfeilern[12] darf darauf geschlossen werden, dass die Kirche über Flachdecken verfügte. Insgesamt gehört die erste Basler Barfüsserkirche zu den frühesten Beispielen oberrheinischer Bettelordensarchitektur und war als solches vermutlich Vorbild für die wenig jüngere Franziskanerkirche in Rouffach.[13]



Abb. 2 Rekonstruktion der ersten Klosterbauphase um 1275, Blick nach Osten. *(© Marco Bernasconi, ABBS)*

4 Wackernagel 1894, S. 166 f.

5 Rippmann 1987, S. 134.

6 Baeriswyl 2010, S. 33 f., 37–39; Baeriswyl 2011, S. 30–36.

7 Rippmann 1987, S. 25.

8 Rippmann 1987, S. 275; Wackernagel 1894, S. 167.

9 Rippmann 1987, S. 275; Wackernagel 1894, S. 167.

10 Rippmann 1987, S. 25–32.

11 Fehlmann/Hofmeier 2018, S. 8.

12 Rippmann 1987, S. 25.

13 Die Ansiedlung der Franziskaner in Rouffach erfolgte um 1250 (Lorenz 2011, S. 18). Erste Dendroproben aus der Franziskanerkirche sprechen derzeit für ein Baudatum um 1280. Freundlicher Hinweis von Tilmann Marstaller.



Abb. 3 Erdbogenfundamente des Süd- und Ostflügels des ersten Kreuzgangs. Ansicht nach Südost. *(© ABBS)*

Die Reste des zu dieser ersten Klosterkirche gehörenden Klosters konnten 2016–2017 zwischen Kirche und sog. Innerer Stadtmauer archäologisch erfasst und untersucht werden (vgl. Abb. 1 und 2). Als ältestes, vermutlich bereits 1253 fertiggestelltes Bauwerk ist hier ein parallel zur Inneren Stadtmauer – nicht zur Kirche! – fast genau Ost-West-orientiertes Gebäude nachweisbar, das man vermutlich als Brüderhaus ansprechen darf, somit gewissermassen als ‹Allzweckbau›, der alle wichtigen Funktionen eines Bettelordensklosters in sich vereinte und zum Teil auch ohne einen Kreuzgang errichtet wurde.[14] Dieser bereits im Vorfeld aus historischen Abbildungen und Plänen bekannte Bau wird traditionell als Kapitelhaus bzw. «die Konventstube, die auch als Refektorium diente», bezeichnet.[15] Es ist nicht ausgeschlossen, dass das Gebäude eine solche Funktion hatte, denn Konrad Pellikan erwähnt im 16. Jahrhundert die Existenz eines Kapitelhauses. Auch die auf den Merian-Plänen (1615 und 1642)[16] und im von Riggenbach erstellten Abbruchbericht von 1843/44[17] abgebildete Ostfassade mit Spitzbogenfenster und Dachreiter mag auf eine derartige Nutzung verweisen.[18] Von diesem Bau konnten archäologisch neben den Fundamenten ein Kellerraum mit Mörtelboden im Osten und ein Tiefparterre-Raum mit Terrazzo- bzw. Ziegelsplitt-Estrichboden im Westen erfasst werden.[19] Letzterer wurde aufgrund dieses Bodens im Zuge der Grabung als möglicher Wasch- oder Baderaum angesprochen,[20] jedoch lässt der Befund keinen Schluss auf die Raumgrösse zu, sodass auch andere Interpretationen (etwa als Saal) denkbar wären. Auch ist der Bodenbelag weder stratigrafisch noch über Funde eindeutig datierbar. Dieses Gebäude weist

14 Silberer 2015, S. 9.

15 Baer 1941, S. 224.

16 Baer 1941, S. 201 Abb. 107, S. 224.

17 StABS Bau JJ 33.

18 Baer 1941, S. 201 Abb. 107, S. 224.

19 Bernasconi/Graber 2018, S. 97; StABS Bau JJ 33.

20 Araque Gonzalez 2017, S. 91, 93.

zudem im Fundamentbereich an der Ostseite Baufortsätze für die Errichtung des ersten Kreuzgangs auf.[21]

Der anschliessend errichtete, 280 m² grosse trapezförmige Kreuzgang,[22] dessen nördlichen Abschluss die erste Barfüsserkirche bildete, ruhte auf Erdbogenfundamenten (Abb. 3), zwischen denen für eine Geländeaufhöhung von ca. 1.5 m rund 900 m³ Erde aufgeschüttet worden waren. Der Ostflügel war ein langgestrecktes Gebäude, von dem sich nur wenige Reste erhalten haben.[23] Welche Funktion dieser Bau ursprünglich hatte, ist schwer zu eruieren, da die Schriftquellen aus der Frühzeit des Basler Barfüsserklosters lückenhaft und nur partiell ediert sind[24] und die Gebäude mehrheitlich nur anhand von nachreformatorischen Abbildungen und Plänen rekonstruiert werden können. Die Ansprache von Gebäudefunktionen mittelalterlicher Klosterbauten im Allgemeinen[25] und bei Bettelordensklöstern im Besonderen ist häufig umstritten: «Raumbenennungen wurden hier auch von Wissenschaftlern eher intuitiv vergeben.»[26] Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Bettelorden ein weniger klar definiertes Bauprogramm befolgten als beispielsweise die Zisterzienser.[27] Nur wenige Gebäude sind in den Ordensregeln vorgeschrieben, darunter – üblicherweise um den Klausur-Kreuzgang angeordnet – das Refektorium, der Kapitelsaal und in den Obergeschossen die häufig in Leichtbauweise abgetrennten Zellen des Dormitoriums.[28] Ergänzend dazu sind Küche, Wirtschafts- und Arbeitsräume zu erwarten, zudem gegebenenfalls ein Beichtraum, eine Bibliothek, die Sakristei sowie Kapellen.[29] Nicht selten waren zudem ein Back- und Brauhaus sowie ein Guardianhaus vorhanden.[30] Auch Mehrfachfunktionen von Räumen sind nachgewiesen, etwa dort, wo für das seit 1260 vorgeschriebene wöchentliche Kapitel mangels eines Kapitelsaals eine Kapelle genutzt wurde.[31] Erschwerend kommt hinzu, dass viele Klöster sukzessive aus- und umgebaut, wenn nicht gar erneuert wurden und je nach Region zudem häufig unterschiedliche nachreformatorische Umnutzungen erfuhren.[32]

Es erscheint durchaus möglich, Kriterienbündel zur Ansprache von bestimmten Räumen zu erarbeiten: So finden sich Refektorien häufig im kirchenparallelen Kreuzgangflügel, Winter- bzw. Ganzjahresrefektorien waren in der Regel beheizbar,[33] während bei Sommerrefektorien zum Beispiel das Vorhandensein von Möglichkeiten zur Handwaschung ein Indiz sein kann.[34] Zellen im Obergeschoss lassen sich häufig über regelmässig gereihte schmale Fenster rekonstruieren, auch wenn die hölzernen Einbauten vielfach längst entfernt worden sind.[35]

Im Falle des Basler Barfüsserklosters kann vermutet werden, dass sich im Erdgeschoss des Ostflügels ein Saal befand, der als (Sommer-)Refektorium gedient haben könnte. Im darüberliegenden Obergeschoss befanden sich vermutlich die Zellen des Dormitoriums, während zumindest ab dem mittleren 15. Jahrhundert weitere Zellen in den Obergeschossen des Südflügels[36] und des Westflügels anzunehmen sind.

Bei den Grabungen von 2016–2017 konnte an mehreren Stellen im Grabungsareal ein Bauhorizont nachgewiesen werden, der stratigraphisch mit der Errichtung der ersten Barfüsserkirche sowie des Brüderhauses korrespondiert und von den Kreuzgangfundamenten geschnitten wird. Auf diesem fanden sich eine Feuerstelle, Fragmente

21 Flatscher/Bernasconi 2020, S. 143.
22 Bernasconi/Graber 2018, S. 100.
23 Flatscher/Bernasconi 2020, S. 142–143.
24 Siehe Degler-Spengler 1971.
25 Untermann 2015, S. 19–33.
26 Untermann 2015, S. 33–41, insbes. S. 33.
27 Untermann 2015, S. 23.
28 Silberer 2015, S. 7–15.
29 Silberer 2015, S. 7–15.
30 Untermann 2015, S. 39f.
31 Silberer 2015, S. 12.
32 Untermann 2015, S. 19, 34.
33 Silberer 2015, S. 13.
34 Henning 2022, S. 54.
35 Silberer 2015, S. 14f; Henning 2022, S. 24.
36 Baer 1941, S. 224.



Abb. 4 Kalkbrennofen (ca. 1250) geschnitten von der Westmauer des südwestlichen Kellers (ca. 1450). Ansicht nach Osten. *(© ABBS)*

zahlreicher Töpfe und Bügelkannen mit Leistenrändern und Speiseabfälle, die von der Verpflegung der Bauarbeiter zeugen: Fischschuppen und -Knochen sowie Linsen,[37] zudem ein Kalkbrennofen (Abb. 4) und eine Sumpfkalkgrube.

Entlang der Inneren Stadtmauer kam zudem ein unterirdischer Gewölbegang zu Tage,[38] der ursprünglich vermutlich das gesamte Klosterareal in Ost-West-Richtung durchquert hatte. Dieser Gang war wohl zusammen mit dem ersten Kreuzgang errichtet worden und könnte zunächst als Fortsetzung der umlaufenden Mauergasse intendiert gewesen sein, sodass man die innen an die Stadtmauer angebauten Klausurgebäude ungehindert passieren konnte. Spätestens ab der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte er die Verbindung zwischen den zahlreichen Klosterkellern gebildet. Er war vermutlich nach einer historisch überlieferten Überschwemmung der Klosterkeller im Jahr 1519 verfüllt und zugemauert worden. Aus der Verfüllung wurde ein grösserer Komplex an Geschirrkeramik – elsässisches Steinzeug, glasierte Irdenware und eine möglicherweise aus Mittelitalien importierte Majolika-Kanne – sowie Hohlglas aus dem frühen 16. Jahrhundert geborgen.

37 Araque Gonzalez 2017, S. 39–41, 60, 93.

38 Araque Gonzalez 2017, S. 70.



Abb. 5 Rekonstruktion der zweiten Klosterbauphase um 1350, Blick nach Südost. *(© Marco Bernasconi, ABBS)*

Ausbau im 14. Jahrhundert

Die zügig errichteten ersten Bauten genügten dem schnell wachsenden Konvent schon bald nicht mehr. In der Bevölkerung und bei der Oberschicht erfreuten sich die Barfüsser dank der neuen Frömmigkeitswelle grosser Beliebtheit. So erhielten auch die Basler Franziskaner in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zahlreiche Schenkungen, mit denen sie ihr Kloster erweitern konnten.[39] Auch der Andrang der Gläubigen zu den Gottesdiensten der Barfüsser war gross, zudem scheint sich ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine architektonische Konkurrenz zu den Dominikanern («Predigern») ergeben zu haben. Daher wurde nur wenige Jahrzehnte nach dem Bau der ersten Barfüsserkirche ein deutlich grösserer Neubau nördlich versetzt zum ersten geplant und ins Werk gesetzt (Abb. 1 und 5). Durch den leicht versetzten Standort des Neubaus konnte die erste Kirche stehen bleiben, bis der Chor und die schmaleren Lettnerjoche der zweiten Kirche errichtet waren, was garantierte, dass die Mess- und Gebetsdienste keinen baubedingten Unterbruch erfuhren.[40] Der Baubeginn dürfte zwischen ca. 1288 und ca. 1309 anzusetzen sein, ist aber historisch nicht überliefert. Dass 1342 noch am Chor gebaut wurde, zeigt, dass der Bau offenbar nur schleppend vorankam.[41] Die im Vergleich zur ersten Kirche erheblich längere Bauzeit dürfte hier nicht nur mit dem grösseren Umfang des Bauvorhabens zu erklären sein, sondern vermutlich auch mit der Verwicklung der Barfüsser in den sogenannten Quartstreit mit dem weltlichen Klerus der Stadt in den 1320er-Jahren.[42]

Die zweite Barfüsserkirche[43] stellt in vielerlei Hinsicht die überdimensionierte Version der ersten dar.[44] Auch sie hat ein dreischiffiges Langhaus, das mit 52.10 m Länge das alte jedoch deutlich übertrifft. Noch deutlicher werden die Unterschiede am 28.70 m langen und 22 m hohen Chor mit 5/8-Schluss. Dieser ist somit geringfügig länger als der für ein Männerkloster ebenfalls ungewöhnlich gross dimensionierte Chor der etwa zeitgleich – 1308–1350 – errichteten Predigerkirche in Zürich,[45] zudem nach dem Kölner Dom der zweithöchste Kirchenchor am Rhein.[46] In der

39 Wackernagel 1894, S. 168; Baer 1941, S. 208, 221; Rippmann 1987, S. 274, 279 f.

40 Moosbrugger-Leu et al. 1985, S. 50.

41 Flatscher/Bernasconi 2020, S. 141.

42 Rippmann 1987, S. 42; Wackernagel 1907, S. 253 f.

43 Für eine ausführliche Baubeschreibung siehe Baer 1941, S. 224–280.

44 Zeichnerische Rekonstruktion mit Grössenvergleich bei Fehlmann/Hofmeier 2018, S. 8 Abb. 2.

45 Flatscher/Bernasconi 2020, S. 141.

46 Fehlmann/Hofmeier 2018, S. 13.

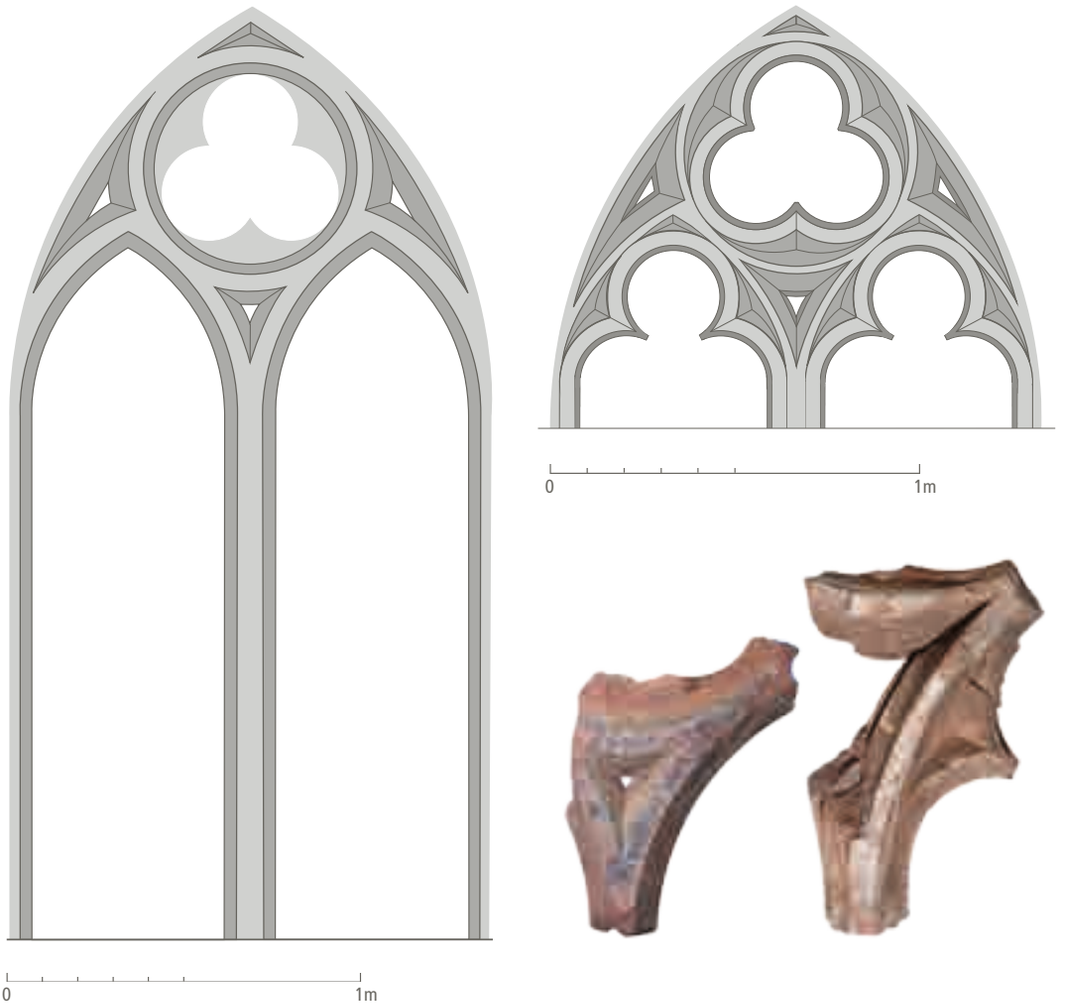


Abb. 6 Die beiden im Kreuzgang nachgewiesenen Masswerkformen. *(© Philippe Saurbeck, ABBS; Rekonstruktionszeichnung: Daniela Hoesli, UZH)*

Länge übertroffen wird der Chor zwar von den Kirchen der Kleinbasler Frauenklöster St. Clara mit 30.5 m[47] und Klingental mit 39.8 m,[48] doch bleiben deren Langhäuser deutlich hinter den Dimensionen der Barfüsserkirche zurück. Das Langhaus der zweiten Barfüsserkirche verfügte über flache Holzdecken, der Chor über eine leicht gewölbte Holztonne; Strebepfeiler und innenliegende Ansätze von Gewölberippen legen zwar nahe, dass hier ursprünglich ein Gewölbe geplant war, ausgeführt wurde dieses aber erst beim Umbau zum Museum 1890–1894.[49] Auffällig sind die zahlreichen Asymmetrien an der zweiten Barfüsserkirche (vgl. Abb. 5); sie zeigen sich besonders an der Westfassade und sollten vielleicht die *humilitas* der Erbauer betonen.[50] Vergleichbare Asymmetrien finden sich auch an der Westfassade der Franziskanerkirche in Rouffach.

In weiterer Folge wurde auch das Kloster ausgebaut, insbesondere der östliche Kreuzgang auf die

47 Baer 1941, S. 309; vgl. Jäggi 2006, S. 122–125.

48 Maurer 1961, S. 35; vgl. Jäggi 2006, S. 49–53.

49 Fehlmann/Hofmeier 2018, S. 14f, 17, Abb. 10.

50 Fehlmann/Hofmeier 2018, S. 12f.

doppelte Fläche – nunmehr 660 m² – (vgl. Abb. 1) vergrössert, wobei der West- sowie der Ostflügel bis zur Kirche im Norden verlängert wurden.[51] Aus den Abbruchschichten von 1843/44 konnten Masswerkfragmente mit zwei verschiedenen Couronnement-Typen von den ursprünglich 80 spitzbogigen Fenstern geborgen werden (Abb. 6).[52] Der Typus mit Kleeblattbogen bzw. Nonnenkopf weist Bohrlöcher einer Verglasung auf. Diese Fragmente könnten von ausgebauten Fenstern der ersten Barfüsserkirche stammen, die nach deren Abbruch zur Vergrösserung des Kreuzgangs verwendet wurden.

Der erweiterte Kreuzgang und die darum angeordneten Klausurgebäude konnten ab Mitte des 14. Jahrhunderts über die innere Klosterpforte an der Südwestecke der Barfüsserkirche betreten werden. Spätestens nach diesem Zeitpunkt dürften auch zusätzliche Klostergebäude weiter westlich entstanden sein (vgl. Abb. 1). Diese waren über die an einer Birsigbrücke gelegene «porta fratrum minorum» zugänglich und um einen westlichen Klosterhof angeordnet, der ebenfalls Kreuzgang-artigen Charakter besessen zu haben scheint.[53] Baer vermutet hier Schule, Schaffnei, Räume für Gäste und Wohnräume der Laienbediensteten.[54] Ein doppelter Kreuzgang angrenzend an die Klosterkirche gilt für die oberdeutsche Franziskaner-Provinz geradezu als typisch.

Vom grossen Erdbeben 1356 scheinen die Basler Barfüsser stark betroffen gewesen zu sein. So wurde nicht nur das benachbarte Spital offenbar massgeblich beschädigt, sondern es sind bis 1357 auch nicht genauer beschriebene Wiederaufbauarbeiten an der Kirche bezeugt – vermutlich war der Dachstuhl der Kirche durch einen erdbebenbedingten Brand zerstört worden.[55] Zudem wurde dem Kloster im März 1358 ein Ablass gewährt, weil das Kloster offenbar so stark beschädigt war, dass statt der vorgesehenen 60 nur 4 Brüder dort wohnen konnten.[56] 1362 ist eine Schenkung der Begine Katharine von Balsthal an das Basler Barfüsserkloster für Wiederherstellungsarbeiten überliefert, und 1385 sprach der Rat dem Kloster Geld für Bauarbeiten zu.[57]

Rückgang, Ausbau, Ende – 1400–1529

Dass 1408 nur 13 Brüder im Basler Barfüsserkloster lebten,[58] könnte einerseits auf immer noch nicht behobene Erdbebenschäden am Kloster zurückzuführen sein, dürfte aber auch mit der rückläufigen Beliebtheit der Franziskaner im 14. und frühen 15. Jahrhundert im Zusammenhang stehen, die sich in Basel besonders augenfällig im Basler Beginenstreit (1400–1410) manifestierte.[59]

Die Einführung der Observanz im Zuge des Basler Konzils 1431–1449 dürfte so auch einen bewussten Versuch dargestellt haben, das Vertrauen in die Barfüsser wiederherzustellen. Die Fremdverwaltung durch das «Spital an den Schwellen», welche dem Kloster vom Konzil 1440 bzw. 1447 – gegen nicht geringen Widerstand seitens Angehöriger des Konvents[60] – auferlegt worden war[61] –, kann als demonstrative Rückkehr zum ursprünglichen Armutsgebot mit reiner Nutzniessung von Baustrukturen gesehen werden. Unter Verwaltung des Rates bzw. des Spitals wurde in der Folge intensiv in die Instandhaltung des Klosters investiert. 1443–1452 sind verschiedene Investitionen wie neue Dächer und Glasfenster verzeichnet, 1455/56 bekam das Dormitorium ein neues Dach.[62] Bei diesem dürfte es sich um das Pfettendach mit abgestrebtem Stuhl gehandelt

51 Flatscher/Bernasconi 2020, S. 145; Bernasconi/Graber 2020, S. 99.

52 Fehlmann/Hofmeier 2018, S. 11; Baer 1941, S. 224.

53 Bernasconi/Graber 2018, S. 100.

54 Baer 1941, S. 221–224.

55 Roth 2020, S. 95 und S. 209; Fehlmann/Hofmeier 2018, S. 13.

56 Baer 1941, S. 209.

57 Baer 1941, S. 222.

58 Flatscher/Bernasconi 2020, S. 147.

59 Heusinger 2000, S. 40–89; Baer 1941, S. 210.

60 Degler-Spengler 1971, S. 103.

61 Baer 1941, S. 209.

62 Baer 1941, S. 210, 222.



Abb. 7 Westwand des südwestlichen Kellers (M. 15. Jh.) mit Konsolsteinen. Ansicht nach Nordwest. *(© ABBS)*



Abb. 8 Brunnenschacht, um 1500 (?) im Nordflügel des ersten Kreuzgangs (1250–1275) angelegt. Ansicht nach Nordwest. *(© ABBS)*

haben, der im Kreuzgang-Ostflügel vor dem Abbruch 1843/44 vom Architekten Riggenbach gezeichnet wurde.[63]

Weitere Ausbauten sind archäologisch fassbar. An der Südwest-Ecke des östlichen Kreuzgangs wurde um die Mitte des 15. Jahrhunderts oder kurz danach ein neues Wirtschaftsgebäude mit Zugang vom kleinen westlichen Hof aus errichtet, das über einen Keller mit Mörtelgussboden und eine von Konsolsteinen getragene Decke verfügte (Abb. 7).[64] Dieser Keller war über eine Treppe vom Kreuzgang, eine sekundär ausgebrochene Verbindungstür vom nördlich gelegenen Keller des Brüderhauses und den erwähnten Gewölbegang von Westen und Osten her zugänglich und stellte so eine Verbindung zwischen den Klostergebäuden im Westen und der Klausur im Osten her. Der südliche Kreuzgangflügel und das Gebäude im Osten des Kreuzgangs erhielten ebenfalls um die Mitte des 15. Jahrhunderts je einen Keller, hier allerdings mit gepflasterten Böden. Für diese Kellereinbauten können diverse Unterfangungen, Zusetzungen und Strafungen des älteren Mauerwerks nachgewiesen werden.[65]

Spätestens 1472 wurde eine «domus infirmorum» über dem Birsig errichtet (siehe Abb. 1). Bei einem Neubau in den Jahren 1520/21 nach einem verheerenden Birsighochwasser von 1519 sind für diesen «Krankenflügel» vier Stuben, vier Kammern, eine Küche und eine Kapelle verzeichnet.[66] Diese Investitionen gingen mit einem erneuten Wachstum des Konvents einher: Für 1482 sind nicht weniger als 80 Brüder erwähnt.[67]

Um 1500 wurde die Mauer des Laienfriedhofs erneuert und 1501/02 ein Brunnen im Kloster gebaut.[68] Dieser könnte mit einem 2016–2017 freigelegten Brunnenschacht im ehemaligen Nordflügel des ersten Kreuzgangs zu identifizieren sein (Abb. 8). Reste eines Brunnenhauses wurden nicht erfasst, jedoch sind solche in Bettelordensklöstern auch eher unüblich.[69]

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war die Zahl der Brüder wieder deutlich rückläufig,[70] und für 1522/23 sind erste Klosteraustritte im Kontext der sich anbahnenden Reformation dokumentiert.[71]

Fazit und Ausblick

Von der ersten Bauphase des Basler Barfüsserklosters (1250–ca. 1270) sind neben einem Bauhorizont die Fundamente der ersten Barfüsserkirche, eines Brüderhauses und des ersten Kreuzgangs mit einem Gebäudetrakt im Ostflügel archäologisch nachgewiesen. Vermutlich ist zudem ein Gewölbegang an der Innenseite der Inneren Stadtmauer in diese Phase zu datieren. In der zweiten Bauphase (ca. 1300–1350) wurde nördlich versetzt zur ersten Klosterkirche eine neue Kirche errichtet und der Kreuzgang vergrössert. Historisch fassbar sind auch ein Ausbau des Klosters nach Westen sowie Wiederherstellungsarbeiten nach dem Erdbeben von 1356. Umfangreiche Ausbauten sind für die Mitte des 15. Jahrhunderts belegt, wobei Investitionen wie neue Dächer nur historisch überliefert sind, während die Anlage neuer Kellerräume unter dem Ost- und Südflügel des Kreuzgangs sowie die Errichtung eines unterkellerten Wirtschaftsgebäudes im Südwesteck des Kreuzgangs nur archäologisch nachgewiesen werden können.

Die Reformation bedeutete 1529 das Ende des Barfüsserkonvents in Basel. Die Klostergebäude blieben jedoch in unterschiedlichen Zweitverwendungen – mit kleineren Ausbauten – bis zum Abbruch 1843 weitgehend erhalten.[72]

Die Ansprache der Nutzung einzelner Gebäudetrakte um den Kreuzgang muss aufgrund der bescheidenen Reste und lückenhaften bauzeitlichen

63 StABS Bau JJ 33.

64 Bernasconi/Graber 2018, S. 100.

65 Bernasconi/Graber 2018, S. 97.

66 Nach Baer 1941, S. 221 f., 224.

67 Flatscher/Bernasconi 2020, S. 147.

68 Baer 1941, S. 210, S. 221 f., 224.

69 Silberer 2015, S. 16.

70 Flatscher/Bernasconi 2020, S. 147.

71 Baer 1941, S. 210.

72 Siehe Roth 2020, S. 94–111.

Quellen leider häufig vage bleiben; die jüngeren Schrift- und Bildquellen liefern hier nur eingeschränkt belastbare Hinweise.

Die Publikation zur Grabung im Basler Barfüsserkloster (2016–2017) befindet sich derzeit in der Redaktionsphase und soll 2026 im Druck erscheinen.

Ungedruckte Quellen

Araque Gonzalez 2017: Ralph Araque Gonzalez, Grabungsbericht Stadtcasino, Steinenberg 14 (2016/10), Basel 2017 (Archiv ABBS).

StABS Bau-Akten JJ 33, 1841–1843 (Staatsarchiv Basel-Stadt).

Literatur

Baer 1941: Casimir Baer, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Band III: Die Kirchen, Klöster und Kapellen. Erster Teil: St. Alban bis Kartause. Kunstdenkmäler der Schweiz 12 (Basel 1941).

Baeriswyl 2010: Armand Baeriswyl, Klöster am Stadtrand? Einige Überlegungen zur Lage von Bettelordensklöstern in der mittelalterlichen Stadt. In: Anne-Marie Hecker/Susanne Röhl (Hrsg.), Monastisches Leben im urbanen Kontext. MittelalterStudien 24 (München 2010), S. 25–40.

Baeriswyl 2011: Armand Baeriswyl, Die Mendikanten am Stadtrand? In: Kloster und Stadt am südlichen Oberrhein im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit. Das Markgräflerland 2/2011 (Schopfheim 2011), S. 25–38.

Bernasconi/Graber 2018: Marco Bernasconi/Simon Graber, Kloster – Kaufhaus – Musiksaal: Die Baubefunde. In: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 75, 2018), S. 89–108.

Degler-Spengler 1971: Brigitte Degler-Spengler, Die Urkunden des Basler Barfüßerklosters. In: Archivalische Zeitschrift 67/1, 1971, S. 102–132.

Fehlmann/Hofmeier 2018: Marc Fehlmann/Thomas Hofmeier, Die Barfüsserkirche. Basler Kostbarkeiten 39 (Basel 2018).

Flatscher/Bernasconi 2020: Elias Flatscher/Marco Bernasconi, Das Barfüsserkloster und die Barfüsserkirche. In: Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt (Hrsg.), 1000 Jahre Basler Geschichte. Archäologie unter dem Musiksaal des Stadtcasino Basel (Basel 2020), S. 138–175.

Henning 2022: Dirk Henning, Das Saalfelder Franziskanerkloster: Eine kurze Bau- und Nutzungsgeschichte. Saalfelder Museumsreihe, Sonderband 14 (Saalfeld 2022).

Heusinger 2000: Sabine von Heusinger, Johannes Mulberg OP († 1414). Ein Leben im Spannungsfeld von Dominikanerobservanz und Beginenstreit. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens, NF 9 (Berlin 2000).

Jäggi 2006: Carola Jäggi, Frauenklöster im Spätmittelalter. Die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen im 13. und 14. Jahrhundert (Petersberg 2006).

Lorenz 2011: Sönke Lorenz, Kloster und Stadt am südlichen Oberrhein. In: Kloster und Stadt am südlichen Oberrhein im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit. Das Markgräflerland Band 2/2011 (Schopfheim 2011), S. 11–24.

Maurer 1961: François Maurer, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Band IV: Die Kirchen, Klöster und Kapellen. Zweiter Teil: St. Katharina bis St. Nikolaus. Kunstdenkmäler der Schweiz 46 (Basel 1961).

Moosbrugger-Leu et al. 1985: Rudolf Moosbrugger-Leu/Peter Eggenberger/Werner Stöckli (Hrsg.), Die Predigerkirche in Basel, Materialhefte zur Archäologie in Basel 2 (Basel 1985).

Rippmann 1987: Dorothee Rippmann, Einleitung, Teil I-IV. In: Dorothee Rippmann/Bruno Kaufmann/Jörg Schibler/Barbara Stopp (Hrsg.), Basel Barfüsserkirche, Grabungen 1975–1977: Ein Beitrag zur Archäologie und Geschichte der mittelalterlichen Stadt. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 13 (Zürich 1987), S. 9–284.

Roth 2020: Peter Roth, Das Almosen im Klosterkreuzgang. In: Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt (Hrsg.), 1000 Jahre Basler Geschichte. Archäologie unter dem Musiksaal des Stadtcasino Basel (Basel 2020), S. 94–111.

Savary 2021: Johann Savary, 2020/12, Barfüsserplatz 7. In: JbAB 2020 (Basel 2021), S. 52–53.

Silberer 2015: Leonie Silberer, Architektur der Franziskanerklöster: Annäherungen, Forschungsfragen und Baubefunde. In: Gert Melville/Leonie Silberer/Bert Schmies (Hrsg.), Die Klöster der Franziskaner im Mittelalter. Räume, Nutzungen, Symbolik. Vita regularis. Ordnungen und Deutungen religiösen Lebens im Mittelalter, Abhandlungen 63 (Berlin 2015), S. 3–18.

Silberer 2016: Leonie Silberer, Klosterbaukunst der Konventualen Franziskaner vom 13. Jahrhundert bis zur Reformation. Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 141 (Petersberg 2016).

Untermann 2015: Matthias Untermann, Fehlbenennungen von Klosterräumen und ihr Effekt auf die Forschung. In: Gert Melville/Leonie Silberer/Bert Schmies (Hrsg.), Die Klöster der Franziskaner im Mittelalter. Räume, Nutzungen, Symbolik. Vita regularis. Ordnungen und Deutungen religiösen Lebens im Mittelalter, Abhandlungen 63 (Berlin 2015), S. 19–42.

Wackernagel 1894: Rudolf Wackernagel, Geschichte des Barfüsserklosters zu Basel. In: R. Reich (Hrsg.), Festbuch zur Eröffnung des Historischen Museums Basel (Basel 1894), S. 159–257.

Wackernagel 1907: Rudolf Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel, Bd. 1 (Basel 1907).

Wackernagel/Thommen 1896: Rudolf Wackernagel/Rudolf Thommen, Urkundenbuch der Stadt Basel, Bd. 3 (Basel 1896).

JUSTYNA KAMIŃSKA

Notes on the Architecture of the Medieval Dominican Friary in Sandomierz

The Dominican friary complex of St. James in Sandomierz is a monument of medieval brick architecture of exceptional artistic value, whose original structure and high-quality ceramic decoration have been preserved in relatively good condition to this day. (Fig. 1) It is also one of the earliest preserved examples of Dominican architecture in Europe.[1] Since the 19th century, various research issues related to it have been discussed, such as the chronology of the construction of the church and the friary wings, the scope and significance of the restoration carried out at the beginning of the 20th century, the provenance of the builders' workshops, and the origins of the architectural forms and decorative motifs.[2]

The Dominican friary in Sandomierz was founded in 1226[3] and shortly after that date, as established by current research, the construction of the eastern wing of the friary and the church began. They were erected in separate construction phases by workshops of different provenance and with varying levels of skill. Recent research suggests that the basilican nave was built first – it has been established that the southern wall of the chancel was (at least in its upper part) added to the east wall of the nave.[4] Later, a bell tower was built[5], as well as the southern wing (no longer extant) and the western wing (largely demolished). The church and friary underwent numerous remodelings during the modern period, and at the



Fig. 1 Sandomierz, church of St. James, northern façade, orthogonal projection generated from a geodesically positioned point cloud. *(Gołembnik 2019, S. 11, Abb. 6)*

1 Grzybkowski 1998, p. 618.

2 See Kamińska 2020, pp. 175–207 for state of research and further literature.

3 Długosz 1864, pp. 454–455.

4 The research was conducted by an interdisciplinary team consisting of: Justyna Kamińska, Małgorzata Doroz-Turek, Andrzej Gołembnik and Kamil Rabiega – see ead. 2024.

5 Doroz-Turek 2018.



Fig. 2 Sandomierz, church of St. James, northern façade, main portal. *(© Photo: Wojciech Sowała, 2021)*

beginning of the 20th century, major restoration works were undertaken.[6]

The presbytery was laid out on a rectangular plan with dimensions of 8.5 x 21 m, built entirely of brick and originally covered with a timber ceiling.[7] Its architectural form, as well as the elements used for decoration (including three types of ceramic friezes) find their parallels in the brick churches of Lesser Poland and Silesia built around the mid-13th century.[8] Numerous cracks in the walls indicate structural problems, possibly resulting from the loess subsoil, the presence of the foundations of an earlier church and the excessive weight of the (secondary) vaults.[9] Medieval polychromy has been preserved in the window embrasures and on the gable vault of the passage between the presbytery and the sacristy.

The nave of the Dominican church in Sandomierz, built with a basilican layout, is 23.4 m long and 18.5 m wide, with the central nave having a span of 8 m and the aisles of approximately 4.2 m. It was constructed in several phases, probably interrupted by two Tatar invasions (1241 and 1259/1260).[10] The main portal in the middle of the northern elevation of the church and the rich collection of ceramic elements creating friezes and bands above the window archivolts of the aisles and the central nave can be dated to the late 1240s and early 1250s.[11] (Fig. 2) The interior of the basilica was to be divided by two rows of identical pointed-arch arcades supported by a total of eight pillars with sandstone bases and imposts. Ultimately, the row of southern arcades was raised, thus creating an asymmetrical structure.[12] (Fig. 3)

6 Kamińska 2019.

7 Kamińska/Doroz-Turek/Gołembnik 2023, p. 107.

8 Kamińska 2020, pp. 180–183.

9 Kamińska/Doroz-Turek/Gołembnik 2023, p. 107.

10 Kamińska 2020, pp. 192–194.

11 Kamińska 2020, p. 196.

12 Kamińska/Doroz-Turek/Gołembnik 2023, pp. 101–104.



Fig. 3 Sandomierz, church of St. James, interior of the nave. *(© Photo: Justyna Kamińska, 2019)*

During archaeological excavations conducted at the eastern end of the central nave, a brick foundation, possibly related to the 13th-century rood screen, was identified.[13] (Fig. 4)

In the literature on the subject since the 19th century, the prevailing view was that the architectural forms and ceramic decorations of the basilica had a Northern Italian origin.[14] This thesis reflected the view popular among art historians since the 19th century that the emergence of brick construction skills north of the Alps in the second half of the 12th century had been the result of its direct transfer from northern Italy, especially from historical Lombardy.[15] Zofia Gołubiew, the author of a monograph on the church of St. James in Sandomierz, argued that the sources of the form of the timber-roofed basilica should be sought in the Dominican and Franciscan churches of central-southern Germany (Dominican churches in Constance, Koblenz and Eisenach), Austria (Franciscan churches in Stein, Dominicans in Krems and Friesach) and, above all, present-day Switzerland (Dominican churches in Zurich and Basel, the unpreserved Barfüsserkirche in Zurich)[16].

The architecture of the basilica of St. James shows close affinities to the village churches of Altmark (today the Jerichower Land district in Saxony-Anhalt), for which the source of architectural forms was the Premonstratensian church in Jerichow, built from the mid-12th century[17] or from around 1178[18], being a non-vaulted basilica with a transept and a prominent westwork. It is one of the few European brick churches built in this period for which workshop connections (at least in

13 Kamińska et al. 2024.

14 See e.g.: Łuszczkiewicz 1881, p. 46; Świechowski 1964, pp. 39–40; Schehnkluhn 2000, p. 141; Kadłuczka/Stala 2019, pp. 167–168; Świechowski 2024, pp. 438–439.

15 See e.g.: Holst 2005, pp. 12–13; Biermann/Herrmann 2014, pp. 51–61.

16 Gołubiew 1975, pp. 77–78.

17 Schmitt 2001, p. 171; Schmitt 2024, p. 226.

18 Ramm 2001, pp. 58–62; Perlich 2007, p. 215.



Fig. 4 Sandomierz, church of St. James, archaeological excavation in the nave in spatial context, view generated from a geodesically positioned point cloud. *(© Andrzej Gołembnik, 2023)*

the first phase of construction) with the architecture of the Lombardy region have been proven.[19] Subsequent churches in the area were built by local workshops, which derived their practices from those active at the Jerichow monastic complex.[20] The workshops operated in Altmark for several generations, until around the middle of the 13th century, when a stylistic change and a transition towards Gothic forms can be observed.[21]

The most notable shared features of the churches in Altmark and in Sandomierz include the non-vaulted basilican layout with small clerestory windows illuminating the central nave, the application of arcaded and lozenge-shaped ceramic friezes, the use of lesenes to emphasize the wall edges, the form of the plinth, the placement of the main portal, and the presence of bricks covered with glaze and hatching. Also striking is the similarity of the forms and proportions of the portal in Sandomierz to those preserved in the Jerichow area. The portal is placed in a small risalit in the middle of the northern aisle, and in its four-stepped jambs one can find characteristic pairs of twin columns, a motif of spiral columns, continued in the archivolt zone, cushion capitals which also function as column bases, and an impost cornice separating the jambs from the archivolts, consisting of a roll moulding and a fascia placed on it. A precedent for the form of a double portal can be found in the monastery in Jerichow (portal leading to the chapter house, dated around 1200).[22] Furthermore, the closest analogies for the aforementioned painted decorations in Sandomierz can be found in the area of the former Altmark region, e.g. in the parish church in Sandau.[23]

The eastern wing of the Sandomierz friary was built on a rectangular plan, with its shorter side adjacent to the sacristy and protruding approximately one meter to the east. (Fig. 5) Unfortu-

19 Perlich 2007, p. 220.

20 Perlich 2005, p. 92.

21 Kaufmann 2010, p. 19.

22 Schumann 2012, p. 110, Abb. 3.

23 Naumann 1993, p. 57.



Fig. 5 Sandomierz, Dominican friary, eastern elevation of the eastern wing. *(© Photo: Justyna Kamińska, 2023)*

nately, its state of preservation makes it difficult to conduct a full analysis. Recent archaeological excavations have shown that the oldest element of the entire complex is most likely the so-called single-pier cellar, located at the southern end of the building.[24] Its forms differ slightly from those used in the rest of the wing. The shape and decoration of the portals preserved on the ground floor of the wing show similarities to local examples, such as the Franciscan friary in Zawichost, the Dominican friary in Kraków, or the Cistercian abbey in Mogiła. The window decorations on the upper floor of the friary building are identical to those in the nave, which makes it possible to suggest a contemporaneous construction timeline and to assume that the same workshop was involved in the work.

In conclusion, it can be hypothesized that the builders involved in the construction of the nave of the church of St. James and the eastern wing of the friary came from the Jerichow region in former Altmark and brought their formal vocabulary from that region.[25] In an attempt to substantiate this hypothesis, one can draw attention to the weakening role of Bologna as a leading center after the first few years of the Dominican Order's existence and the increasingly strong links between Polish (and therefore Sandomierz) friars and the German environment, for example through participation in chapters, through dependence on two generals of the order of German descent – Jordan of Saxony (1222–1237) and John of Wildeshausen (1241–1252) or the role of Polish provincials of German origin, such as Henry of Saxony and Gerard of Cologne.[26] Perhaps the master builder responsible for the design of the basilica and the members of the construction workshop were selected thanks to close contacts between German and Polish Dominicans, possibly with the support of a founder (the author supposes it

[24] Gołembnik 2019, p. 15.

[25] Kamińska 2021, p. 41; Kamińska 2024, pp. 5–30.

[26] Gołubiew 1975, p. 57.

could have been the Piast princess Adelaide).[27] The fact that in the medieval mendicant architecture the vast majority of work was performed by secular workshops commissioned by the provincial chapter[28] explains the above-mentioned dependence between the architecture of the Sandomierz monument and the parish churches and churches of other orders (Premonstratensians) in Altmark, with a simultaneous lack of similarity to the Dominican churches of that region.

The features that distinguish the Sandomierz basilica and the eastern wing of the friary from the architecture of Jerichower Land are, apart from the friary's portals, the pointed-arch arcades between the aisles and central nave of the church, ceramic decorations and the exceptionally abundant use of glaze, which originally covered almost all the elements of the main portal of the church, window surrounds, floor tiles and even some bricks in the elevations. The exceptionally rich architectural decoration at Sandomierz has no analogy not only in the Jerichow area, but also in the broader German-speaking areas, in Lesser Poland, in Silesia, or in Northern Italy. According to the author, the above-mentioned decorative elements should be interpreted independently of the architectural forms and construction solutions used in Sandomierz – as an additional layer superimposed on them, the production of which could have been the responsibility of a separate team of sculptors, wood carvers (preparing the forms for pressing into moulds) and ceramic modellers.[29] The origins of the ceramic decorations of the nave of the Sandomierz church should be sought not in Northern Italy, where shapes covered with relief and impressed in moulds appeared relatively late and differed both in terms of the repertoire of patterns and production technology,[30] but in the 12th- and 13th-century tradition of producing ceramic floor tiles, popular in Poland and Central Europe, as well as in France, Flanders and the Netherlands.[31]

Bibliography

Biermann/Herrmann 2014: Felix Biermann/Christofer Herrmann, The origin and rise of brick technology and use in Medieval Pomerania, Pomerelia and Lower Silesia. In: Tanja Ratilainen/Rivo Bernotas/Christofer Herrmann (eds.), Fresh approaches to brick production and use in the Middle Ages: proceedings of the session ‹Utilization of brick in the Medieval period – production, construction, destruction›, held at the European Association of Archaeologists (EAA) Meeting, 29 August to 1 September 2012 in Helsinki, Finland (Oxford 2014), pp. 51–61.

Długosz 1864: Jan Długosz, Liber beneficiorum dioecesis Cracoviensis, vol. 3, [ed.] Aleksander Przezdziecki (Cracoviae 1864).

Doroz-Turek 2018: Małgorzata Doroz-Turek, Badania architektoniczne dzwonnicy kościoła pw. św. Jakuba Apostoła w Sandomierzu. In: Architectus 4 (56), 2018, pp. 13–30.

Fleková 2014: Klára Fleková, Zum Stand der Kenntnisse mittelalterlicher keramischer Fliesen in den böhmischen Ländern. In: Praehistorica 31 (2), 2014, pp. 729–742.

Gołembnik 2019: Andrzej Gołembnik, Badania archeologiczne przy południowo-wschodnim narożniku klasztoru dominikanów na Wzgórzu Świętojakubskim w Sandomierzu w sezonach 2016–2018 – aspekt metodyczny i wstępne wyniki dotyczące faz najstarszych. In: Ewa Łużyniecka (ed.), Dziedzictwo architektoniczne. Badania oraz adaptacje budowli sakralnych i obronnych (Wrocław 2019), pp. 5–19.

Gołubiew 1975: Zofia Gołubiew, Kościół dominikański p.w. św. Jakuba w Sandomierzu w XIII stuleciu i jego dekoracja architektoniczna. In: Jerzy Kłoczowski (eds.), Studia nad historią dominikanów w Polsce 1222–1972, vol. 2 (Warszawa 1975), pp. 9–196.

Grzybkowski 1998: Andrzej Grzybkowski, Piccola Polonia. In: Enciclopedia dell'arte medievale, vol. 9 (Roma 1998), pp. 616–619.

27 A recent publication proposes a different reading of the date of the princess's death recorded in the inscription on her tombstone (1240 instead of 1211) – see: Kamińska 2020, p. 186.

28 Szyma 2004, p. 125.

29 Kamińska 2024, pp. 22–25.

30 Cf. Parenti 1997, p. 688.

31 Niemiec 2016; Kamińska 2022; Landgraf 1993 vol. 1–2; Fleková 2014; Norton 1992.

Holst 2005: Jens Christian Holst, Stein oder nicht Stein. Backstein und Naturstein im südlichen Ostseeraum während des Mittelalters. In: Johannes Cramer/Dorothée Sack (eds.), Technik des Backsteinbaus im Europa des Mittelalters (Petersberg 2005), pp. 9–22.

Kadłuczka/Stala 2019: Andrzej Kadłuczka/Klaudia Stala, Kościół św. Jakuba i najstarsze założenie klasztorne – synteza przekształceń zespołu. In: Andrzej Gołembnik/Marcin Lisak (eds.), Dominikański klasztor św. Jakuba w Sandomierzu. Archeologia i architektura, historia i współczesność (Kraków-Warszawa 2019), pp. 131–172.

Kamińska 2019: Justyna Kamińska, W stronę nowoczesnej praktyki konserwatorskiej u progu odzyskania niepodległości – renowacja kościoła św. Jakuba w Sandomierzu w latach 1907–1909. In: Lech Karwowski/Dariusz Kacprzak/Szymon Piotr Kubiak (eds.), Niepodległość i nowoczesność. Studia z historii sztuki (Szczecin-Warszawa 2019), pp. 73–88.

Kamińska 2020: Justyna Kamińska, Kto fundował XIII-wieczny zespół klasztorny dominikanów w Sandomierzu? In: Biuletyn Historii Sztuki 82 (2), 2020, pp. 175–207.

Kamińska 2021: Justyna Kamińska, Extra et infra muros – formy i funkcjonowanie dwóch konwentów dominikańskich w średniowiecznym Sandomierzu. In: Zeszyty Sandomierskie 27 (50), 2021, pp. 40–47.

Kamińska 2022: Justyna Kamińska, Zespół średniowiecznych płytek posadzkowych z kościoła i klasztoru dominikanów w Krakowie. Próba charakterystyki. In: Rocznik Krakowski 78, 2022, pp. 229–252.

Kamińska 2024: Justyna Kamińska, Środkowoeuropejskie źródła architektury i dekoracji kościoła oraz klasztoru Dominikanów w Sandomierzu – nowe hipotezy badawcze. In: Biuletyn Historii Sztuki 86 (2), 2024, pp. 5–30.

Kamińska/Doroz-Turek/Gołembnik 2023: Justyna Kamińska/Małgorzata Doroz-Turek/Andrzej Gołembnik, Uwagi na temat faz budowy dominikańskiego kościoła św. Jakuba w Sandomierzu – wyniki badań interdyscyplinarnych / Notes on the Phases of Construction of the Dominican Church of St. James in Sandomierz: Results of Interdisciplinary Research. In: Wiadomości Konserwatorskie / Journal of Heritage Conservation 76, 2023, pp. 98–114.

Kamińska et al. 2024: Justyna Kamińska/Małgorzata Doroz-Turek/Andrzej Gołembnik/Kamil Rabiega, Results of the latest interdisciplinary research conducted in the church of St. James in Sandomierz. In: Architectus 3 (79), 2024, pp. 3–12.

Kaufmann 2010: Damian Kaufmann, Die romanischen Backsteindorfkirchen in der Altmark und im Jerichower Land. Studien zur Kleinkirchenarchitektur an der Mittelelbe und im südlichen Ostseeraum (Kiel 2010).

Landgraf 1993: Eleonore Landgraf, Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland 1150–1550, vol. 1, Textband, vol. 2. Musterkatalog (Stuttgart 1993).

Łuszczkiewicz 1881: Władysław Łuszczkiewicz, Kościół św. Jakuba w Sandomierzu – zabytek budownictwa ceglanego XIII wieku. In: Sprawozdania Komisyi do badania Historyi Sztuki w Polsce, vol. 2 (2), 1881, pp. 27–52.

Naumann 1993: Rolf Naumann, Romanische Backsteinkirchen im Jerichower Land (Perleberg 1993).

Niemiec 2016: Dariusz Niemiec, Ornamentowane posadzki w kościołach romańskich na ziemiach polskich. In: Tomasz Janiak/Dariusz Stryniak (ed.), Architektura sakralna w początkach państwa polskiego (X–XIII w.) (Gniezno 2016), pp. 191–254.

Norton 1992: Christopher Norton, Carreaux de Pavement du Moyen Age et de la Renaissance (Paris 1992).

Parenti 1997: Roberto Parenti, Cambiamenti tecnologici nei laterizi decorati delle architetture medievali italiane. In: Gabrielle Démians D'Archimbaud (ed.) Mutations et transferts. Ceramiques architecturales sur la longue dureé, VI Congres International sur la Ceramique Médievale en Mediterranée [Aix-en-Provence, 13–18 novembre 1995] (Aix-en-Provence 1997), pp. 685–696.

Perlich 2005: Barbara Perlich, Backstein in Nordostdeutschland. Verbreitung und Technik. In: Johannes Cramer/Dorothée Sack (eds.), Technik des Backsteinbaus im Europa des Mittelalters (Petersberg 2005), pp. 89–98.

Perlich 2007: Barbara Perlich, Mittelalterlicher Backsteinbau in Europa. Zur Frage nach der Herkunft der Backsteintechnik (Petersberg 2007).

Ramm 2001: Peter Ramm, Kloster Jerichow (Halle 2001).

Schenkluhn 2000: Wolfgang Schenkluhn, Architektur der Bettelorden. Die Baukunst der Dominikaner und Franziskaner in Europa (Darmstadt 2000).

Schmitt 2001: Reinhard Schmitt, Jerichow und Havelberg in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. In: Ernst Badstübner/Uwe Albrecht (eds.), Backsteinarchitektur in Mitteleuropa (Berlin 2001), pp. 142–197.

Schmitt 2024: Reinhard Schmitt, Das Prämonstratenserstift Jerichow. In: Ernst Badstübner/Dirk Schumann/Tilo Schöfbeck (eds.), Der frühe Backsteinbau zwischen Ostsee und Alpen (Berlin 2024), pp. 226–253.

Schumann 2012: Dirk Schumann, Zur Havelberger Bauskulptur und den Bautätigkeiten des späten 12. bis frühen 14. Jahrhunderts. In: Leonhard Helten (ed.), Der Havelberger Dombau und seine Ausstrahlung (Berlin 2012), pp. 108–127.

Szyma 2004: Marcin Szyma, Kościół i klasztor dominikanów w Krakowie. Architektura zespołu klasztornego do lat dwudziestych XIV wieku (Kraków 2004).

Świechowski 1964: Zygmunt Świechowski, Die Bedeutung Italiens für die romanische Architektur und Bauplastik in Polen. In: Acta Historiae Artium 10, 1964, pp. 1–56.

Świechowski 2024: Zygmunt Świechowski, Der frühe Backsteinbau zwischen Oder und Weichsel. In: Ernst Badstübner/Dirk Schumann/Tilo Schöfbeck (eds.), Der frühe Backsteinbau zwischen Ostsee und Alpen (Berlin 2024), pp. 432–446.

– IV –

Monastische Raumdispositionen

VIKTORIA IMHOF

Doppelklöster in der architekturhistorischen Forschung: Assoziationen, Befunde, Deutungen

Die Kritik an symbiotisch lebenden Kloster- bzw. Stiftsgemeinschaften ist so alt wie die Gemeinschaften selbst. Einer der bekanntesten Kritiker des 12. Jahrhunderts war Bernhard von Clairvaux (1090–1153). Er bewertete die *cohabitatio virorum et feminarum* als Gefahr für das monastische Leben.[1] Auch Petrus Venerabilis (1092–1156) problematisierte explizit die mangelnde Distanz der Wohnstätten weiblicher Religiosen von jenen der Mönche, er sah darin eine akute Gefahr und forderte daher, die Gebäude der frommen Frauen mindestens zwei Meilen (über 3,2 km) vom Männerkonvent entfernt zu errichten.[2] Aus jenen Beanstandungen kann geschlussfolgert werden, dass weibliche und männliche Religiose im 12. Jahrhundert oft ein örtlich und räumlich eng miteinander verknüpftes Leben praktizierten. Diese Annahme wird verstärkt, wenn die einstmaligen Bauten augustinischer und prämonstratensischer Gemeinschaften in die Betrachtung mit einbezogen werden. Dies soll im Folgenden anhand von drei Fallbeispielen demonstriert werden, wobei dabei auch die Überlegung eine Rolle spielen soll, inwieweit der Begriff «Doppelkloster» für die architekturhistorische Forschung nutzbringend ist bzw. inwiefern er mit einer – nicht zuletzt durch die zeitgenössische Kritik geprägten – missverständlichen Vorstellung der Stiftsdisposition einhergeht.[3]

Werden die überwiegend von Theolog*innen und Historiker*innen formulierten Definitionen des Phänomens Doppelkloster unter dem Aspekt der Disposition der Anlagen betrachtet, ergibt sich ein uneindeutiges Bild. Stephan Hilpisch, ein im frühen 20. Jahrhundert tätiger Benediktinermönch und Kirchenhistoriker, führte als ein Charakteristikum der Institution Doppelkloster an, dass die Personengruppen so nah zusammenwohnen müssten, dass «von einem einzigen Gesamtkloster» gesprochen werden könne.[4] Die ebenfalls im frühen 20. Jahrhundert forschende Kirchenhistorikerin Irma Bühler schrieb in Bezug auf benediktinische Doppelkonvente: «Die räumlichen Verhältnisse von Mönchs- und Nonnenkloster sind oft nicht zu ermitteln. Im Allgemeinen scheint es sich wirklich um unmittelbares Zusammenwohnen innerhalb einer Klostermauer gehandelt zu haben, wenn auch wohl strenge Klausurbestimmungen beide Konvente trennten.»[5] Ähnlich positionierte sich auch Michel Parisse in seiner bis heute vielzitierten Definition im Lexikon des Mittelalters aus dem Jahr 1986. Darin schreibt er, «[…] die Gemeinschaften lebten jeweils klar voneinander getrennt, doch in räuml. Nähe.»[6] Stephanie Haarländer hingegen formulierte 2002 eine deutlichere architektonische Nähe zwischen den Konventen, indem sie schreibt: «Von einem Doppelkloster […] sprechen wir aber nur dann, wenn beide Teile des Konvents in unmittelbarer Nachbarschaft, besser noch: an demselben Ort, möglichst in einer architektonisch zusammenhängenden Anlage wohnen […]».[7]

Trotz der vielzähligen Definitionen bleibt die architektonische Disposition von Doppelklöstern darin unspezifisch. Wie die räumliche Nähe bzw. eine zusammenhängende Architektur der Anlagen verstanden werden muss, bleibt fraglich. Eine konsistente architektonische Baustruktur geht daraus also nicht hervor.[8]

Dennoch prägen die obenstehenden Definitionen den Blick auf die Architektur von Doppelgemeinschaften bis dato. Vielerorts werden getrennt voneinander stehende Gebäude bzw. Stiftsanlagen für den weiblichen und männlichen Konvent vermutet. Die nachfolgende vergleichende Analyse von Stiftsbauten der Augustinerchorherren und -frauen sowie der Prämonstratenser zeigt jedoch ein etwas differenzierteres Bild.

1 «…periculum, quod maxime ex virorum et feminarum cohabitatione non immerito timetur ab his, qui in schola Dei diu iam contra diaboli tentamtenta luctati, propria experimentia edocti decere pussunt cum Apolstolo…»; hier zitiert nach Kurz 2015, S. 21 Anm. 23.

2 «Statutum est, ne sanctimonialibus aut conversis mulieribus iuxta domos monachorum infra duas leugas ad minus habitatio concedatur. Causa instituti huius fuit, ne in quibus maxime cavendum est, contra apostolicum praeceptum locus diabolo daretur, sed ut cum fomite iniquitatis omnis eius etiam suspicio tolleretur. Impulit magis ad hoc instituendum quorumdam temeritas, qui mulieribus sanctimoniam vel conversionem professis terrarum pecuniae gratia habitacula iuxta domos monachorum parare iam coeperant.» Hier zitiert nach De Kegel 2000a, S. 351 Anm. 15.

3 Zur Verwendung des Begriffs Doppelkloster für Gemeinschaften aus Klarissen und Franziskanern sowie die Nutzung der Kirchen in Königsfelden und S. Chiara in Neapel durch zwei Konvente siehe Jäggi 2002.

4 Als weitere Charakteristika eines Doppelklosters nennt er die Zusammensetzung des Konvents aus Frauen und Männern sowie die rechtliche Einheit zwischen den Konventen; Hilpisch 1928, S. 1 f.

5 Bühler 1928, S. 202.

6 Parisse 1986, Sp. 1258.

7 Haarländer 2002, S. 56. Siehe zur Forschungsgeschichte von Doppelklöstern ausführlich Haarländer 2006, passim.

8 Einen architektonischen Vergleich der Doppelklöster Engelberg, Interlaken und Königsfelden legte Sabine Sommerer schlaglichtartig dar; Sommerer 2017.

Schiffenberg

Die Erforschung des augustinischen Stifts auf dem Schiffenberg bei Gießen (Hessen/Deutschland) steht symptomatisch für die Forschungsproblematik zu Doppelklöstern. In seinem Artikel *Cella prope Schiffinburch. Die Geschichte des Augustiner-Chorfrauenstifts «Cella» unter Schiffenberg*[9] dekonstruiert Antonio Sasso die Geschichte des augustinischen Chorfrauenstifts Cella und verdeutlicht damit die historische Konstruktion von Doppelgemeinschaften. Seine zentralen Ergebnisse werden hier kurz dargelegt, da sie wichtige Rückschlüsse auf die Disposition bzw. die Nutzung der Stiftsanlage zulassen.

Gräfin Clementia von Gleiberg stiftete zwischen 1103 und 1105 das Gebiet Schiffenberg an das Erzbistum Trier, um dort ein Augustinerchorherrenstift anzusiedeln. 1129 wurde die Stiftung urkundlich bestätigt.[10] Dass Chorfrauen seit der Gründung des Stifts auf dem Schiffenberg anzunehmen sind, zeigte Sasso auf.[11] Bereits seit dem 18. Jahrhundert beschäftigten sich die Forscher mit der Frage nach der Wohnstätte der seit 1239 urkundlich fassbaren Frauen. Dabei ging Johann Baptist Rady 1887 davon aus, dass der Frauenkonvent seit der Gründung des Chorherrenkonvents in dem am Fuß des Schiffenbergs liegenden Stift Cella lebte (Abb. 1). Dagegen meinte Hermann Kalbfuß Anfang des 20. Jahrhunderts, Radys These sei nicht haltbar, da das Kloster Cella in frühen Besitzbestätigungsurkunden nicht erwähnt werde.[12] Sasso kritisierte: «Kalbfuß war es auch, der Anfang des 20. Jahrhunderts die bis heute unangefochtene These aufstellte, dass die Gründung des Chorfrauenstifts irgendwann zwischen den Jahren 1215 und 1239 stattfand.»[13] Obwohl einzelne Wissenschaftler davon ausgingen, dass der Frauenkonvent bereits mit dem Männerkonvent um 1129 eingerichtet worden sei, postulierte Karl Friedrich Euler noch in den 1970er- und 1980er-Jahren die Konstituierung der Frauengemeinschaft erst im 13. Jahrhundert.[14] Sasso hingegen konnte anhand von Formulierungen in den Urkunden nachvollziehbar darlegen, dass der Männer- und der Frauenkonvent während der ersten circa 150 Jahre gemeinsam auf dem Plateau des Schiffenbergs gelebt hatten. Er datierte den Umzug der Frauen in das Stift Cella auf die Jahre 1274 bis 1285.[15] Die Separierung der Konvente sei in eine Zeit der wirtschaftlichen Stagnation der Gemeinschaft gefallen, was anhand einer Beschwerde von Fürsprechern des Damenstifts aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts deutlich wird. Darin wird den Chorherren das Versäumnis ihrer Versorgungspflichten gegenüber dem Frauenkonvent vorgeworfen, woraufhin entschieden wurde, den gesamten Stiftsbesitz paritätisch unter den Konventen aufzuteilen.[16] Der Umzug der Frauen in die nur wenige Kilometer unterhalb des Schiffenbergs errichtete Stiftsanlage müsse demnach im Zusammenhang mit wirtschaftlichen Problemen der Gemeinschaft gesehen werden. Überlieferungen aus dem Ende des 13. Jahrhunderts belegen den wirtschaftlichen Aufstieg der Frauengemeinschaft, während sich die ökonomische Lage des Männerkonvents gleichzeitig verschlechtert zu haben scheint. In den 1280er-Jahren wurde der Frauenkonvent sogar dazu gedrängt, Güter zu verkaufen, um den Chorherren aus wirtschaftlichen Nöten zu helfen.[17]

Welche Rückschlüsse lassen sich aus dieser Neubewertung der Genese der religiösen Doppelgemeinschaft auf dem Schiffenberg in Hinblick auf die Gebäudestruktur und Nutzung der Stiftsanlage ziehen? Wird der Annahme gefolgt, dass der Schiffenberg als Doppelstift gegründet worden war und die Chorfrauen erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in die Gebäude des Stifts Cella umzogen, müssen die weiblichen und männlichen Religiosen zuvor die einstmalige Stiftsanlage auf dem Schiffenberg gemeinsam bewohnt und genutzt haben.

9 Sasso 2016.

10 Stuchtey 2020, S. 1.

11 Sasso 2016, S. 7 f.

12 Sasso 2016, S. 8.

13 Sasso 2016, S. 8.

14 Sasso 2016, S. 8 f.

15 Antonio Sasso zeigt auf, dass in zwei Verkaufsurkunden aus den Jahren 1252 und 1257 deutlich von «zwei Konventen einer einzigen Kirche» gesprochen wird. Noch 1264 werden nur eine Kirche, aber zwei Konvente erwähnt; auch 1273 wird in einer Urkunde des Vogts, Landgraf Heinrich zu Hessen, nur von einem Kloster gesprochen. 10 Jahre später, 1285, berichten Urkunden dann von zwei Kirchen auf dem Schiffenberg. Das Frauenstift Cella ist erst 1317 das erste Mal urkundlich fassbar; Sasso 2016, S. 11–13.

16 Sasso 2016, S. 14.

17 Sasso 2016, S. 15. Die letzten Besitzstreitigkeiten zwischen den Konventen sind aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts überliefert, also fast 100 Jahre nach der begonnenen Güterteilung; Sasso 2016, S. 20.

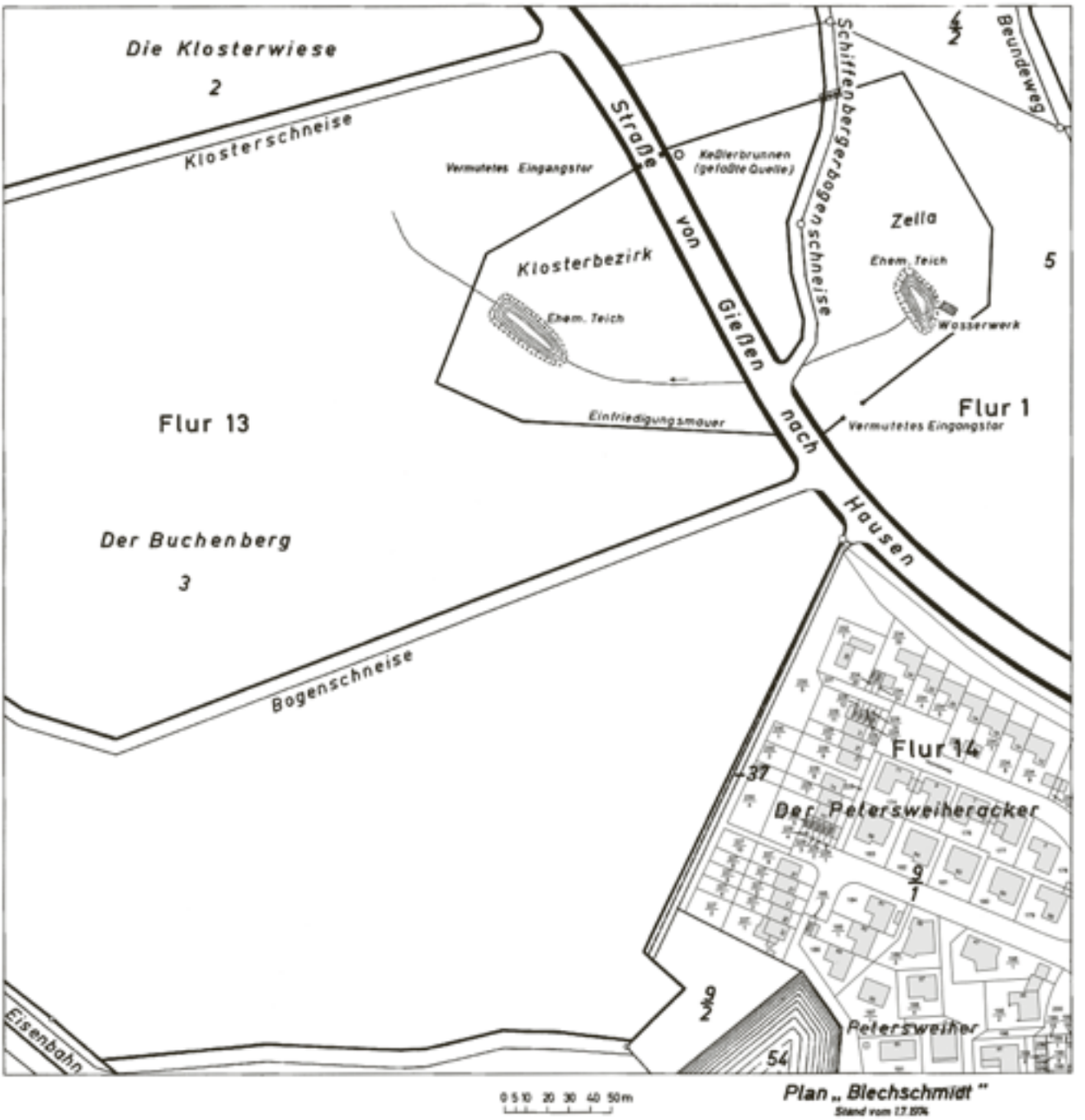


Abb. 1 Vermutetes Areal des einstmaligen Stifts «Cella». *(Vervielfältigt mit der Genehmigung der Stadt Gießen Vermessungsamt / E-2024-163)*



Abb. 2 Gießen/Schiffenberg, ehemalige Stiftskirche von Südwesten mit abgetragenem Südseitenschiff, um 1910? *(© Bildarchiv Foto Marburg)*

Von der Anlage des 12. Jahrhunderts ist einzig die Kirche noch in Teilen erhalten (Abb. 2).[18] In den Jahren zwischen 2000 und 2015 fanden jedoch mehrere bodendenkmalpflegerische und bauhistorische Untersuchungen mit dem Fokus auf der Erfassung stiftszeitlicher Strukturen rund um die Kirche statt.[19] Dabei konnten auf der Nordseite der Kirche keine Anschlüsse von Stiftsbauten gefasst werden. Der Negativbefund beruht hier nicht auf späteren Störungen, sondern verdeutlicht, dass sich die Gebäude des 12. Jahrhunderts auf den Bereich südlich der Kirche beschränkten (Abb. 3).[20] Vermutlich schloss hier ein Kreuzgang mit rundum angeordneten Konventsgebäuden an.[21] Im 12. Jahrhundert bestand das Stift demnach aus einer nördlich des Bergsporns errichteten dreischiffigen, flachgedeckten Basilika mit Ost- und Westchor und einem südseitig an diese Kirche angegliederten Konventsbereich. Bereits 1150 sind Kapitelsaal, Dormitorium und Refektorium überliefert.[22] Weitere (Wirtschafts-)Gebäude sind auf dem circa 9.000 Quadratmeter großen Areal innerhalb der Stiftsmauer zu vermuten.[23] Die Chorherren und -frauen lebten demnach in enger örtlicher und möglicherweise auch räumlicher Nähe. Denn es ist anzunehmen, dass sowohl der weibliche als auch der männliche Konvent zentrale Funktionsräume wie Refektorium, Dormitorium oder Kapitelsaal und insbesondere die Kirche für die Strukturierung ihres stiftischen Alltags benötigten und nutzten.

Diese Beobachtungen, die anhand historischer,

18 Die übrigen heute noch auf dem Schiffenberg bestehenden Gebäude wurden überwiegend in der Zeit des Deutschen Ordens ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet; Stuchtey 2020, S. 5.

19 Mohnike 2015, S. 32.

20 Mohnike 2015, S. 44f.

21 Manfred Blechschmied meint, Teile des einstmaligen Kreuzgangs bei Grabungen in den 1970er-Jahren aufgedeckt zu haben; Blechschmiedt 2004, S. 62. Die 2000 und 2006 durchgeführten geophysikalischen Prospektionen wurden bisher nicht mit den Ausgrabungen aus den 1970er-Jahren abgeglichen; sie scheinen aufgrund des basaltischen Untergrunds sowie des neuzeitlichen Bodenbelags nur schwer interpretierbar zu sein; Mohnike 2015, S. 36f. Stuchtey meint hingegen, dass der Kreuzgang archäologisch noch nicht gefasst werden konnte und nur anhand der Schriftquellen aus

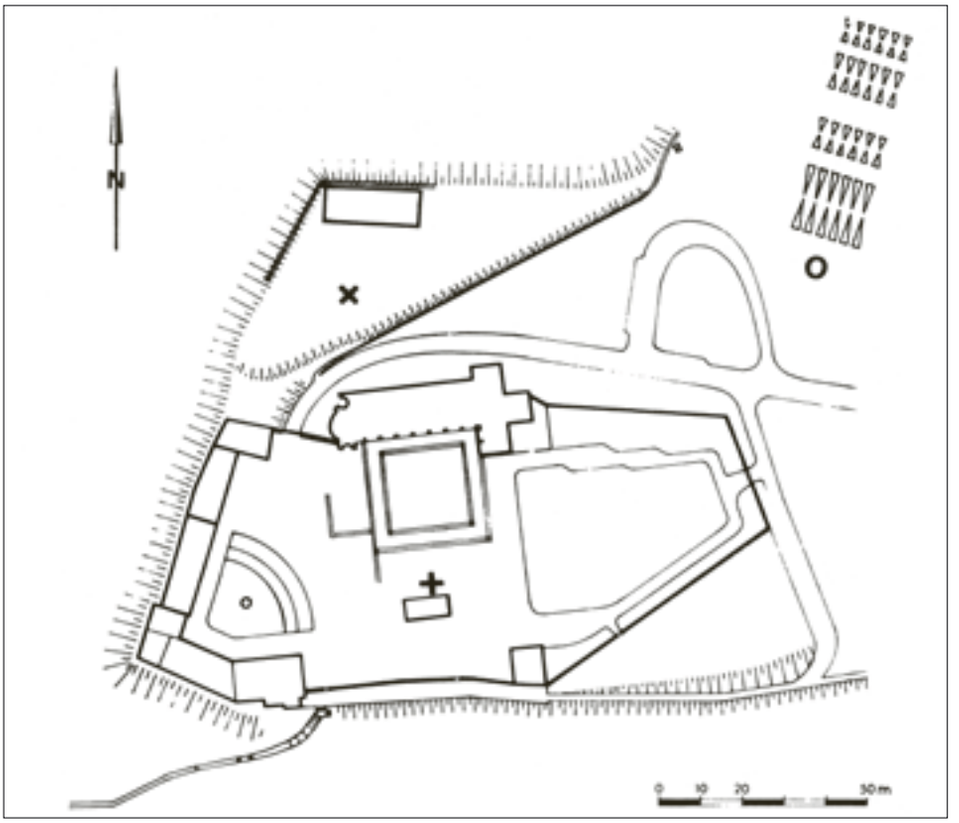


Abb. 3 Gießen/Schiffenberg, Plan der Klosteranlage mit archäologisch aufgedeckten Befunden.
(Aus: Blechschmidt/Hermann 1975, S. 81 Abb. 3)

archäologischer und bauhistorischer Quellen für den Schiffenberg festgehalten werden können, sind kein Einzelfall und lassen sich ebenso an prämonstratensischen Doppelkonventen nachvollziehen. Dies zeigt das nachfolgende Beispiel des Stifts Barthe in Ostfriesland.

Barthe

Das in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gegründete prämonstratensische Stift Barthe (Ostfriesland/Deutschland) ist heute vollkommen abgegangen. In den 1980er-Jahren wurde das einstmalige Stiftsareal jedoch intensiv archäologisch untersucht. Die 1997 von Rolf Bärenfänger ausführlich publizierten Ergebnisse lassen eine gute Rekonstruktion der Stiftsbauten des 12. und 13. Jahrhunderts zu.[24] Über die Doppelgemeinschaft selbst haben sich keine Schriftquellen erhalten. Jedoch ergaben anthropologische Untersuchungen von Skelettfunden in Teilen des Friedhofs, dass das Geschlechterverhältnis zwischen weiblichen und männlichen Stiftsangehörigen nahezu paritätisch war.[25] Für die Frühphase des Stifts konnten die Untersuchungen ein

dem 15. Jahrhundert bekannt ist; Stuchtey 2020, S. 45. Der Kreuzgang wurde wohl mit dem südlichen Seitenschiff vor der Mitte des 18. Jahrhunderts abgebrochen; Mohnike 2015, S. 36. Stuchtey vermutet hingegen, dass die einstmaligen Stiftsgebäude und der Kreuzgang bereits um 1450 abgetragen worden waren, als neue Gebäude des Deutschen Ordens errichtet wurden; Stuchtey 2020, S. 5.

22 Stuchtey 2020, S. 3.

23 Die beiden heute noch bestehenden teils veränderten Tore, das romanische Pförtgen im Süden der Anlage und das Eselstor westlich der Kirche, scheinen auf ursprünglichen Zugängen zu beruhen; Stuchtey 2020, S. 37 sowie S. 41 f.

24 Bärenfänger 1997.

25 Burkhardt 2001, S. 379. Aufgrund der Geschlechter- und Altersstruktur geht Angelika Burkhardt bei den Bestattungen allein von der Klosterfamilia aus; Burkhardt 2001, S. 325 und S. 334.

Bestattungsverhältnis von 46 % Frauen und 54 % Männern zeigen. Die Zusammensetzung der Stiftsgemeinschaft änderte sich offenbar im Verlauf des 14. bis 16. Jahrhunderts nur geringfügig. Für diese Zeitspanne konnten 40 % weibliche und 60 % männliche Bestattungen festgestellt werden.

Über reale Mitgliederzahlen können nur Schätzungen vorgenommen werden. Bei den Ausgrabungen wurde ein Drittel des Friedhofs erfasst. Der Frühphase, d. h. dem Zeitraum von Ende des 12. bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts, konnte Angelika Burkhardt 57 Körperbestattungen zuordnen.[26] Davon waren 16 Skelette eindeutig als weibliche und 19 Skelette zweifelsfrei als männliche Individuen bestimmbar. Für das späte 13. und 14. Jahrhundert konnten 83 Frauen und 123 Männer eindeutig ihrem biologischen Geschlecht zugeordnet werden.[27] Das Leben im Stift Barthe war demnach lange durch eine Gemeinschaft aus Frauen und Männern geprägt.[28]

Die Gebäudestrukturen, die für das 12. und 13. Jahrhundert archäologisch gefasst werden konnten, lassen auf eine im Süden des Areals liegende Holzkirche schließen (Abb. 4). Nördlich davon hatten im 12. Jahrhundert wohl dreiseitig um einen ca. 20 × 20 m großen Kreuzhof angeordnete Gebäude – auch sie aus Holz – angeschlossen.[29] Diese waren offensichtlich noch nicht miteinander verbunden.[30] Im Süden und Osten grenzte der Friedhof an die Kirche.[31] Die Ökonomiegebäude vermutet Bärenfänger nordöstlich der Konventsbauten.[32] Auch nach einer Umbauphase in der Mitte des 13. Jahrhunderts, in der die Holzgebäude sukzessive durch Backsteinbauten ersetzt wurden, wurden die Stiftsgebäude nicht merklich erweitert.[33] Die Stiftsanlage in Barthe war somit

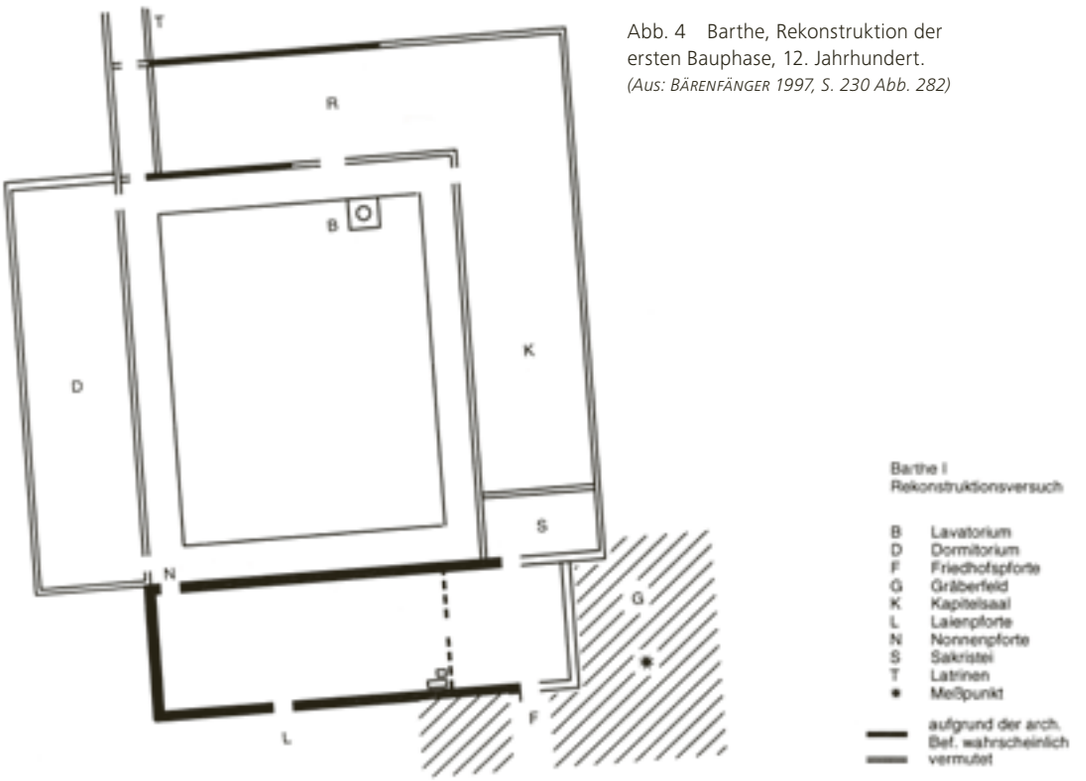


Abb. 4 Barthe, Rekonstruktion der ersten Bauphase, 12. Jahrhundert. *(Aus: Bärenfänger 1997, S. 230 Abb. 282)*

26 Burkhardt 2001, S. 327.

27 Burkhardt 2001, S. 329.

28 Bereits Norbert Backmund hat Barthe 1952 als Doppelstiftsgründung in seinem Katalog der prämonstratensischen Stifte aufgeführt; Backmund 1952, S. 182. Paul Weßel und Rolf Bärenfänger interpretieren Barthe hingegen als reines Frauenstift; Wessel 1997, S. 30 f. Bärenfänger macht das unter anderem an der Disposition der Kirche sowie eines dortigen Emporeneinbaus im 13. Jahrhundert fest. Diese These ist anhand von jüngsten Vergleichen jedoch abzulehnen; Bärenfänger 1997, S. 74 und S. 204. Angelika Burkhardt schließt sich Bärenfängers Deutung an; Burkhardt 2001, S. 379. Dementgegen interpretiere ich Barthe aufgrund des eindeutigen und ausgewogenen Geschlechterverhältnisses der Bestattungen sowie des gemeinsam für Frauen und Männer verwendeten Friedhofs als Doppelstift.

sowohl in der Frühphase als auch nach der Mitte des 13. Jahrhunderts allein durch eine Kirche, an die sich nördlich zunächst einzelne Gebäude, später dann eine dreiflügelige Anlage um einen Kreuzhof gruppierten, strukturiert. Folglich muss wie für den Schiffenberg ein räumlich eng gestaltetes Leben der weiblichen und männlichen Konventualen angenommen werden. Ein Indiz für dieses an der *vita apostolica* orientierten Lebens der Doppelgemeinschaft zeigt sich an der gemeinsamen Bestattungspraxis: Die Verstorbenen wurden auf dem Friedhof geschlechtergemischt bestattet, d. h. es gibt keine nachweisbaren Bereiche, in denen bei den Grabungen der 1980er-Jahre nur weibliche oder allein männliche Skelette festgestellt wurden.[34]

Anhand des dritten Beispiels, dem einstmaligen augustinischen Doppelstift Interlaken (Bern/Schweiz), wird die Frage aufgeworfen, ob vergleichbar der vorangestellten Beispiele ebenso hier in der Frühphase der Gemeinschaft ein Zusammenleben weiblicher und männlicher Religiosen in ein und derselben Stiftsanlage denkbar wäre.

Interlaken

Die Stiftung der nach der Augustinusregel lebenden Gemeinschaft in Interlaken durch den Freiherrn Seliger von Oberhofen wurde 1133 durch Kaiser Lothar III. bestätigt.[35] Aus der Zeit der Gründungsphase haben sich keine Mitgliederzahlen überliefert, jedoch scheint besonders der Frauenkonvent im 13. Jahrhundert einen großen Zuspruch erfahren zu haben. Bis 1273 vergrößerte sich die Gemeinschaft auf 300 Schwestern und 60 Chorherren.[36] In einer Schenkungsurkunde Papst Clemens V. aus dem Jahr 1310 werden 350 Chorfrauen, 30 Priester sowie 20 Laienbrüder erwähnt.[37] Das komplette Stiftsareal ist heute überbaut. Archäologische Untersuchungen in den Jahren zwischen 2010 und 2012 deckten jedoch zahlreiche Hinweise auf die Bebauungsstruktur des 12. und 13. Jahrhunderts auf.[38]

Den archäologischen Befunden zufolge hatte die Stiftsanlage im 12. Jahrhundert aus einer circa 9 m breiten Saalkirche mit südseitigem Annex und daran anschließenden Konventsgebäuden bestanden (Abb. 5).[39] Der Westflügel war über 20 m lang und gut 4 m breit; anhand der Mauerstärke sowie den steinernen Treppeneinbauten ist die einstmalige Mehrgeschossigkeit dieses Traktes ersichtlich. Der Südflügel schloss orthogonal an den Westflügel an und war in zwei größere und einen schmaleren, möglicherweise als Korridor genutzten Raum untergliedert.[40] Hinweise am aufgehenden Mauerwerk des heutigen Ostflügels deuten auf die Existenz eines romanischen Osttrakts hin. Wegen Zerstörungen durch spätere Eingriffe haben sich keine eindeutigen Belege für einen Kreuzgang erhalten, doch vermutet Arm-and Baeriswyl aufgrund der regelmäßigen Anordnung der Gebäude einen hölzernen Kreuzgang.[41]

Für die vorliegenden Überlegungen ist nun interessant, dass hier – in Interlaken – als «klassische

29 Der Kreuzhof des 13. Jahrhunderts wird von Bärenfänger mit den oben genannten Maßen angegeben; Bärenfänger, 1997, S. 136. Da beim Umbau der Gebäude im 13. Jahrhundert die Ausdehnung der Anlage wohl weitestgehend erhalten blieb, können die Maße des späteren Kreuzhofs wohl ebenso für das 12. Jahrhundert angenommen werden.

30 Die Gebäude im Westen und Osten konnten erst für das 13. Jahrhundert gefasst werden, Bärenfänger geht jedoch von Vorgängerbauten aus; Bärenfänger 1997, S. 61 und S. 216.

31 Bärenfänger 1997, S. 49.

32 Bärenfänger 1997, S. 37 sowie S. 112.

33 Bärenfänger 1997, S. 63.

34 Burkhardt 1998, S. 94.

35 Studer 2004, S. 203; ein ausführlicher Forschungsüberblick findet sich bei Würsten 2014, S. 21–25. Die hier in gekürzter Form wiedergegebenen Überlegungen zur Nutzung der Stiftsgebäude in Interlaken wurden im Rahmen meiner 2015 in Heidelberg eingereichten Masterarbeit erstmals formuliert.

36 Siegwart 1962, S. 302 Anm. 3.

37 Es bleibt fraglich, ob die Zahlen als reale Angaben gewertet werden können. Dennoch verdeutlichen sie eine anzunehmende Größe der Gemeinschaft zu Beginn des 14. Jahrhunderts; Studer 2003, S. 56.

38 Die Ergebnisse sind ausführlich 2014 publiziert worden; Würsten 2014.

39 Die Längsausdehnung der Kirche konnte nicht genau ermittelt werden, ebenso bleibt die Gestaltung des Ostabschlusses unbekannt; Baeriswyl 2014, S. 92.

40 Baeriswyl 2014, S. 94.

41 Baeriswyl 2014, S. 95.

Anordnung» eines Doppelklosters zwei sich um einen Kreuzhof anordnende Dreiflügelanlagen gespiegelt an einer Kirche angenommen werden,[42] entsprechend der Disposition des im 14. Jahrhundert erbauten Doppelklosters der Franziskaner und Klarissen in Königsfelden.[43] Die Annahme der zweiten, hier im Norden der ehemaligen Klosterkirche liegende Konventsanlage basiert auf bei den Grabungen von 2010–2012 erfassten «einzelnen Mauerzügen» sowie auf «Mauerfunden», die bereits beim Neubau des dortigen Gemeindesaals im Jahr 1956 beobachtet werden konnten. Die bei den genannten Untersuchungen nachgewiesenen Mauern fanden sich allesamt unmittelbar nördlich der Kirche und gehörten ursprünglich wohl zu einem Baukomplex von circa 30 × 30 m Grundfläche. Baeriswyl meint, der Komplex sei für Wirtschaftsbauten zu groß gewesen, und folgert daraus, dass er als Konventsanlage für die weiblichen Religiosen gedient habe, während die südlich der Kirche gelegenen Trakte dem Männerkonvent als Heimstatt gedient hätten.[44]

Vertiefende Studien, die ich im Rahmen meiner Dissertation durchgeführt habe, haben ergeben, dass in den deutschsprachigen Gebieten nirgends sonst zwei um einen Kreuzgang gruppierte Konventsbereiche für augustinische oder prämonstratensische Doppelgemeinschaften im 12. Jahrhundert nachgewiesen werden können. Vielmehr legt die von mir zusammengestellte Vergleichsbasis die Vermutung nahe, dass die Konvente im 12. Jahrhundert im Sinne der *vita apostolica* gemeinsam in einer Stiftsanlage gelebt haben. Daher wäre trotz des archäologischen Befunds für Interlaken zu fragen, ob die Bauten südlich der Kirche im 12. Jahrhundert durch den Doppelkonvent gemeinschaftlich genutzt wurden. Denn dass für die Konvente in Interlaken eine Zusammengehörigkeit von Bedeutung war, zeigt der Ausbau der Stiftsanlage im 14. Jahrhundert, der durch den zahlenmäßigen Anstieg der weiblichen Religiosen im Verlauf des 13. Jahrhunderts vonnöten wurde. So wurden Anfang des 14. Jahrhunderts nördlich der erweiterten Stiftskirche größere Konventsgebäude mutmaßlich für die Stiftsfrauen errichtet.[45] Die neue Anlage scheint damit als Erweiterung des Stiftsareals verstanden werden zu können. Denn auch nach dem Umzug des Frauenkonvents in die neuen Gebäude ist die gemeinsame Nutzung der Kirche zusammen mit dem Männerkonvent überliefert.[46] So wird in einem Visitationsbericht aus dem 15. Jahrhundert die Beilegung eines Streits über wirtschaftliche Unstimmigkeiten zwischen den beiden Konventen wie folgt beschrieben: «Um diese Zwietracht auszugleichen und mit Hilfe des allmächtigen Gottes und des Heiligen Geistes auszureuten, haben wir mit Glockengeläute in gewohnter Weise beide Convente des Klosters in den Chor der Kirche des äußeren Conventes rufen und versammeln lassen.»[47]

Der Begriff Doppelkloster in der architekturhistorischen Forschung

Der Forschungsbegriff «Doppelkloster» für symbiotisch lebende Kloster- und Stiftgemeinschaften etablierte sich Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts im wissenschaftlichen Diskurs.[48] Obwohl der Begriff bereits im 6. Jahrhundert im *Corpus juris civilis* vorkommt, wo von der Gründung von *monasteria duplica* durch Basilius berichtet wird, in denen die Nonnen und Mönche nur durch eine Mauer getrennt lebten,[49] scheint der Begriff in mittelalterlichen Quellen nicht über-

42 Baeriswyl 2014, S. 98.

43 Neben Königsfelden weist das tschechische Franziskaner- und Klarissenkloster Český Krumlov einen entsprechenden Grundriss auf; Jäggi 2002; Jäggi 2006, S. 119–123 und S. 146–151; zuletzt Sommerer 2017, S. 29 f. Dennoch erscheint die Rückprojektion der im 14. Jahrhundert erbauten Anlage auf Stiftsbauten des 12. Jahrhunderts aufgrund der diversen Observanz sowie der veränderten kulturhistorischen Umstände fraglich.

44 Baeriswyl 2014, S. 98 f.

45 Baeriswyl 2014, S. 100–102.

46 Die gemeinsame Kirchennutzung von Frauen und Männern gilt als Charakteristikum der Doppelorden. Bei den angelsächsischen Gilbertinern waren die Kirchen jedoch architektonisch untergliedert und die Geschlechter dadurch separiert; Gilchrist 1994, S. 104.

47 Zitiert nach Rennefahrt 1947, S. 65 f.

48 Die britische Historikerin Mary Bateson, die Benediktinermönche und Kirchenhistoriker Ursmer Berlière und Stephanus Hilpisch sowie die Kirchenhistorikerin Irma Bühler verwendeten den Begriff «double monasteries», «monastères doubles» oder «Doppelklöster» in ihren Studien; Bateson 1899; Berlière 1923; Hilpisch 1928; Bühler 1928; Bühler 1929; Bühler 1930. Bereits 1741 meinte L.A. Muratori, dass es kaum Hinweise auf «Monasteria duplicia» in Italien gebe; vgl. Jenal 1992, S. 25.

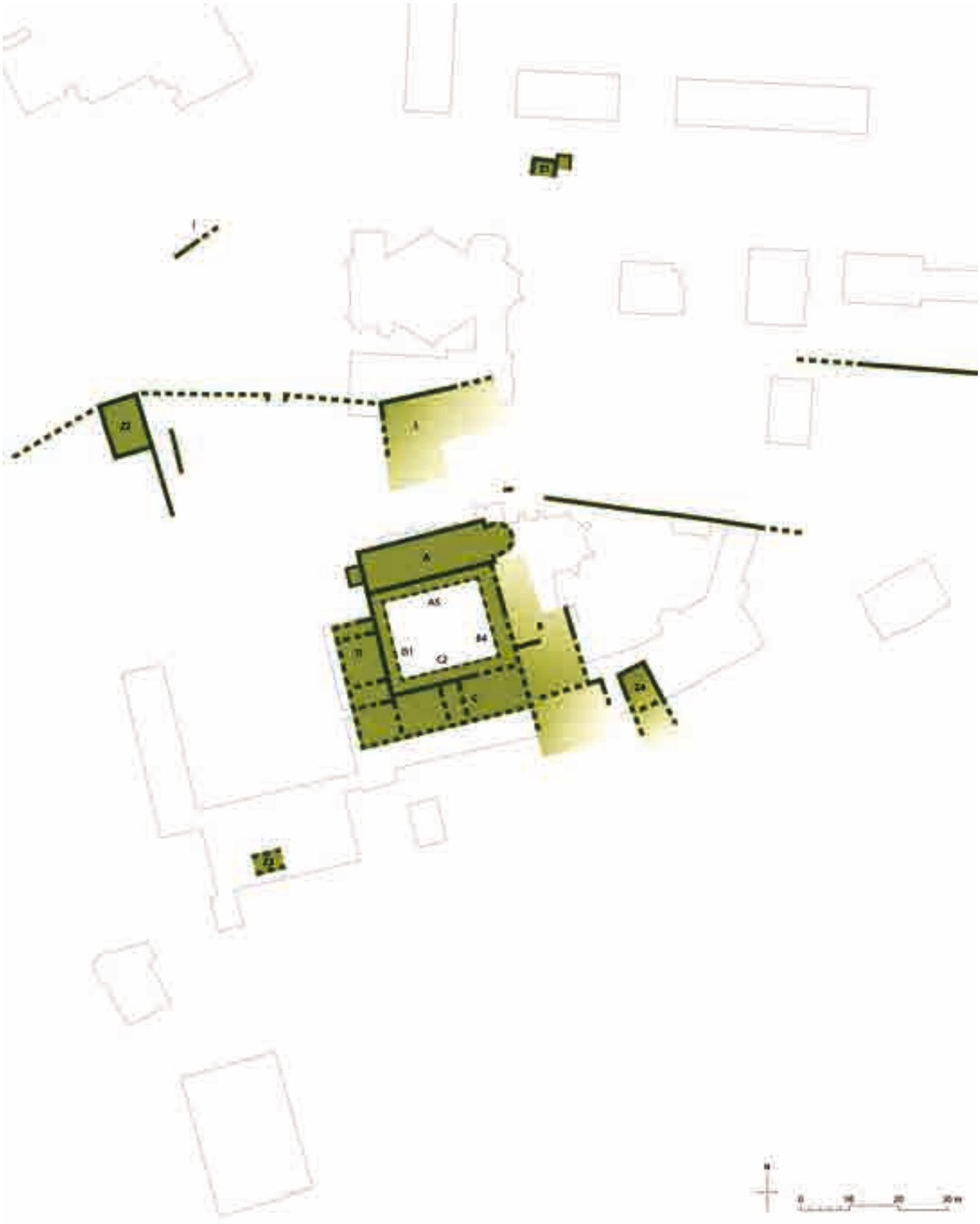


Abb. 5 Interlaken, ehemalige Stiftsanlage, Bauperiode I, 12. Jahrhundert. *(Aus: Würsten 2014, S. 61)*

nommen worden zu sein.[50] Die Historikerin Sandra Groß hat anhand von prämonstratensischen Doppelstiften gezeigt, dass in zeitgenössischen Quellen die Institution aus religiösen Frauen und Männern oftmals nur als *ecclesia* oder *coenobium* und die Konvente geschlechtsneutral als *conventus* angesprochen werden.[51] In Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts wird in Bezug auf die Gründung und Besitzverteilung der symbiotischen Gemeinschaft der Prämonstratenser in Geras/Pernegg im heutigen Österreich von Schwestern und Brüdern sowie von *monasteria duo* gesprochen.[52] Für das benediktinische Doppelkloster Engelberg ist aus dem Jahr 1422 eine Urkunde überliefert, in der es als «monasterium, quod […] duplicem conventum habet», beschrieben wird.[53] Der Begriff *monasterium duplex*, wie ihn Norbert Backmund in seiner auf Latein abgefassten dreibändigen Zusammenstellung aller prämonstratensischen Klöster bzw. Stifte verwendet, beruht nicht auf mittelalterlichen Quellen.[54] Gleichwohl wird der Begriff – wie erwähnt – spätestens ab dem 20. Jahrhundert besonders in den historischen Disziplinen hauptsächlich für Kloster- und Stiftsgemeinschaften bestehend aus Frauen und Männern verwendet. Allerding hat sich in der architekturhistorischen Forschung das Phänomen Doppelkloster bis heute noch nicht zu einer gleichrangigen Untersuchungskategorie zu Frauen- und Männerklöstern entwickelt.[55] Zu oft wird der Blick allein auf eine Gemeinschaft gelenkt bzw. werden normative Schriftquellen dem architektonischen Befund übergeordnet, wodurch trennende Aspekte und nicht die gemeinschaftliche religiöse Lebenspraxis betont werden. Doch gerade für die Architekturanalyse ist es ein Mehrwert, Doppelklöster losgelöst von strengen Normtexten zu betrachten, um den Blick von einem binär geprägten monastischen Leben im Mittelalter hin zu religiöser Vielfältigkeit zu lenken, entsprechend der historischen Bewertung von Alison Beach und Andra Juganaru, die jüngst formulierten: «What is clear is that the medieval monastic tradition has always included ascetic men and women who attempted to live a life that was, in some sense, shared, in an astonishing variety of configurations, and which Church authorities struggled both to justify and to eliminate.»[56] Im Rahmen von Architekturanalysen kann die Kategorie Doppelkloster neue Impulse geben, die die bisher allzu bipolar gedachten Kategorien ‹weiblich› vs. ‹männlich› erweitern und gezielt ein religiöses und soziokulturelles Phänomen des 12. Jahrhunderts herausarbeiten.

Die strikte Trennung der Konvente, von der – ausgehend von mittelalterlichen Kritiken und der eingangs dargelegten Definitionen – bis heute unhinterfragt ausgegangen wird, wenn von Doppelklöstern die Rede ist, sollte dem Begriff Doppelkloster nicht zwingend eingeschrieben sein. Das Präfix ‹Doppel-› sollte allein im Sinne von zweigeschlechtlich auf die Kloster- bzw. Stiftsgemeinschaft bezogen werden und nicht mit generellen Implikationen für die Architektur der betreffenden Anlagen verbunden werden. Die hier diskutierten Beispiele mögen verdeutlichen, dass zumindest in der Frühphase der augustinischen und prämonstratensischen Doppelkonvente von jeweils *einem* Konventsbereich ausgegangen werden darf. Die räumliche Nähe, die bereits zeitgenössische Kritiker beanstandeten, muss in den meisten Doppelklöstern/-stiften als tatsächliches und räumlich direktes Zusammenleben der weiblichen und männlichen Konversen verstanden werden. Dass Funktionsräume des täglichen stiftischen Lebens dabei auch gemeinschaftlich genutzt wurden, ist bisher nur hypothetisch anzunehmen. Dennoch deuten weitere Vergleiche, unter anderem die gemeinsame Schriftproduktion durch weibliche und männliche Religiosen, auf eine enge Kooperation im Alltag hin.[57]

49 Bateson 1899, S. 138.

50 Kurz 2015, S. 24.

51 Gross 2025, S. 103f.

52 Die Urkunden datieren in die Jahre 1188 und 1240; Ferderbar 2012, S. 135.

53 De Kegel 2000b, S. 16.

54 Backmund 1949; Backmund 1952; Backmund 1956.

55 Zur Kritik der fehlenden Untersuchungskategorie von Doppelklöstern siehe Gilomen-Schenkel 1992, S. 123. Das Phänomen Doppelkloster wird sowohl in der historischen wie kunsthistorischen/ architekturhistorischen Forschung zumeist unter Frauenklöstern oder als Männerkloster thematisiert; siehe dazu Jäggi 2002; Jäggi 2006, bes. S. 220f.; Haarländer 2006, S. 27–34. Zur Positionierung des Begriffs Doppelkloster im Kontext der Forschungen zu Männer- und Frauenklöstern jüngst auch Gross 2025, S. 35–38.

56 Beach/Juganaru 2020, S. 577.

57 Diesen Überlegungen gehe ich unter anderen in meiner Dissertation nach. Zu Text- und Bildproduktion in Doppelklöstern siehe Beach 2000; Beach 2004; Marti 2008.

Literatur

Backmund 1949: Norbert Backmund, Monasticon Praemonstratense, Bd. 1 (Straubing 1949).

Backmund 1952: Norbert Backmund, Monasticon Praemonstratense, Bd. 2 (Straubing 1952).

Backmund 1956: Norbert Backmund, Monasticon Praemonstratense, Bd. 3 (Straubing 1956).

Baeriswyl 2014: Armand Baeriswyl, Die Kirchen und Konventanlagen bis Mitte des 14. Jahrhunderts. In: Würsten 2014, S. 92–102.

Bärenfänger 1997: Rolf Bärenfänger, Aus der Geschichte der Wüstung «Kloster Barthe», Landkreis Leer, Ostfriesland. Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen in den Jahren 1988 bis 1992. In: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 24, 1997, S. 9–252.

Bateson 1899: Mary Bateson, Origin and Early History of Double Monasteries. In: Transactions of the Royal Historical Society 13, 1899, S. 137–198.

Beach 2000: Alison I. Beach, Claustration and Collaboration between the Sexes in the Twelfth-Century Scriptorium. In: Sharon Farmer/Barbara H. Rosenwein (Hrsg.), Monks & Nuns, Saints & Outcasts religion in medieval society (Ithaca/London 2000), S. 57–75.

Beach 2004: Alison I. Beach, Women as Scribes: Book Production and Monastic Reform in Twelfth-century Bavaria (Cambridge 2004).

Beach/Juganaru 2020: Alison I. Beach/Andra Juganaru, The Double Monastery as a Historiographical Problem (Fourth to Twelfth Century). In: Alison Beach/Isabelle Cochelin (Hrsg.), The Cambridge History of Medieval Monasticism in the Latin West. Origins to the Eleventh Century, Bd. 2 (Cambridge 2020), S. 561–578.

Berlière 1923: Dom Ursmer Berlière , Les monastères doubles aux XII^{e} et XIII^{e} siècles. Academie royale de Belgique. Classe des Lettres et des Sciences morales et politiques, Mémoires 18,3 (Brüssel 1923).

Blechschmidt 2004: Manfred Blechschmidt, Die Ausgrabungen auf dem Schiffenberg. In: Heimatverein Schiffenberg e.V. (Hrsg.), Festschrift aus Anlass des 75-jährigen Jubiläums der Heimatvereinigung Schiffenberg Gießen e.V. (Gießen 2004), S. 61–67.

Blechschmidt/Hermann 1975: Manfred Blechschmidt /Fritz-Rudolf Hermann, Vorbericht über die Ausgrabungen auf dem Schiffenberg bei Gießen 1973 bis 1976. In: Fundberichte aus Hessen 15, 1975 (1977), S. 145–156.

Bühler 1928: Irma Bühler, Forschungen über Benediktiner-Doppelklöster im heutigen Bayern. In: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 3, 1928, S. 197–207.

Bühler 1929: Irma Bühler, Forschungen über Benediktiner-Doppelklöster im heutigen Bayern. In: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 4, 1929, S. 1–3 und 199–229.

Bühler 1930: Irma Bühler, Forschungen über Benediktiner-Doppelklöster im heutigen Bayern. In: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 5, 1930, S. 17–35 und 229–251.

Burkhardt 1998: Angelika Burkhardt, Wer lebte und starb im ostfriesischen Kloster Barthe? In: Archäologie in Niedersachsen 1, 1998, S. 94–96.

Burkhardt 2001: Angelika Burkhardt, Der Friedhof von Kloster Barthe, Landkreis Leer, Ostfriesland, Anthropologische Untersuchungen der Skelettfunde. In: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 27, 2001, S. 325–393.

De Kegel 2000a: Rolf De Kegel, Das Doppelkloster Engelberg. Eine vergessene Form monastischen Zusammenlebens. In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 111, 2000, S. 347–380.

De Kegel 2000b: Rolf De Kegel, Am Anfang war das Doppelkloster. Der Frauenkonvent St. Andreas in Engelberg 1120(?) bis 1615. In: Rolf De Kegel (Hrsg.), Bewegung und Beständigkeit. Zu Geschichte und Wirken der Benediktinerinnen von St. Andreas, Sarnen Obwalden (Alpnach 2000), S. 9–29.

Ferderbar 2012: Elke Ferderbar, Die Geschichte der Doppelklöster, des Prämonstratenserordens und der Stiftung Geras-Pernegg, Diplomarbeit Universität Wien (Wien 2012). Online: https://utheses.univie.ac.at/detail/17848#.

Gilchrist 1994: Roberta Gilchrist, Gender and Material Culture. The Archaeology of Religious Women (London 1994).

Gilomen-Schenkel 1992: Elsanne Gilomen-Schenkel, Engelberg, Interlaken und andere autonome Doppelklöster im Südwesten des Reiches (11.–13. Jh.). Zur Quellenproblematik und zur historiographischen Tradition. In: Kaspar Elm/Michel Parisse (Hrsg.), Doppelklöster und andere Formen der Symbiose männlicher und weiblicher Religiosen im Mittelalter. Berliner Historische Studien, Bd. 18 (Berlin 1992), S. 115–133.

Gross 2025: Sandra Gross, Wie Feuer und Stroh? Symbiotische Konvente im Prämonstratenserorden in den Zirkarien Ilfeld und Böhmen-Mähren im 12.–14. Jahrhundert. Quellen und Forschungen zur sächsischen und mitteldeutschen Geschichte, Bd. 54 (Stuttgart 2025).

Haarländer 2002: Stephanie Haarländer, «Schlangen unter den Fischen». Männliche und weibliche Religiosen in Doppelklöstern des hohen Mittelalters. In: Sigrid Schmitt (Hrsg.), Frauen und Kirche (Stuttgart 2002), S. 55–69.

Haarländer 2006: Stephanie Haarländer, Doppelklöster und ihre Forschungsgeschichte. In: Edeltraud Klueting (Hrsg.), Fromme Frauen – unbequeme Frauen? Weibliches Religiosentum im Mittelalter. Hildesheimer Forschungen, Bd. 3 (Hildesheim/Zürich/New York 2006), S. 27–44.

Hilpisch 1928: Stephan Hilpisch, Die Doppelklöster: Entstehung und Organisation. Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinertums, Bd. 15 (Münster 1928).

Jäggi 2002: Carola Jäggi, Liturgie und Raum in franziskanischen Doppelklöstern: Königsfelden und S. Chiara/ Neapel im Vergleich, in: Art, Cérémonial et Liturgie au Moyen Âge. Actes du Colloque de 3e Cycle Romand de Lettres, Lausanne-Fribourg 2000 (Rom 2002), S. 223–246.

Jäggi 2006: Carola Jäggi, Frauenklöster im Spätmittelalter: Die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen im 13. und 14. Jahrhundert (Petersberg 2006).

Jenal 1992: Georg Jenal, Doppelklöster und monastische Gesetzgebung im Italien des frühen und hohen Mittelalters. In: Kaspar Elm/Michel Parisse (Hrsg.), Doppelklöster und andere Formen der Symbiose männlicher und weiblicher Religiosen im Mittelalter. Berliner Historische Studien, Bd. 18 (Berlin 1992), S. 25–55.

Kurz 2015: Christiane Ulrike Kurz, «Ubi et est habitatio sororum et mansio fratrum» – Doppelklöster und ähnliche Klostergemeinschaften im mittelalterlichen Österreich [Diözese Passau in den Ausdehnungen des 13. Jahrhunderts] (Kiel 2015).

Marti 2008: Susan Marti, Doppelklöster im Bild? Streiflichter auf den Buchschmuck südwestdeutscher Reformkonvente. In: Eva Schlotheuber/Helmut Flachendecker/ Ingrid Gardill (Hrsg.), Nonnen, Kanonissen und Mystikerinnen. Religiöse Frauengemeinschaften in Süddeutschland. Beiträge zur interdisziplinären Tagung vom 21. bis 23. September 2005 in Frauenchiemsee. Studien zur Germania Sacra, Bd. 31 (Göttingen 2008), S. 203–219.

Mohnike 2015: Katharina Mohnike, Zu den archäologischen Untersuchungen auf dem Schiffenberg bei Gießen zwischen 1973 und 2015. Moderne Bodendenkmalpflege im Umfeld eines Kulturdenkmals nationaler Bedeutung. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 100, 2015, S. 31–49.

Parisse: Michel Parisse, Art. Doppelkloster. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 3 (1986), Sp. 1257–1259.

Rennefahrt 1947: Hermann Rennefahrt, Ein Streit zwischen dem Männer- und dem Frauenkonvent des Klosters Interlaken wird entschieden. In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 9, 1947, S. 65–79.

Sasso 2016: Antonio Sasso, Cella prope Schiffinburch. Die Geschichte des Augustiner-Chorfrauenstifts «Cella» unter Schiffenberg. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 101, 2016, S. 3–63.

Siegwart 1962: Josef Siegwart, Die Chorherren- und Chorfrauengemeinschaften in der deutschsprachigen Schweiz vom 6. Jahrhundert bis 1160 – mit einem Überblick über die deutsche Kanonikerreform des 10. und 11. Jahrhunderts. Studia Friburgensia, N.F. Bd. 30 (Fribourg 1962).

Sommerer 2017: Sabine Sommerer, Sub uno tecto? Überlegungen zu den Doppelklosteranlagen von Engelberg, Interlaken und Königsfelden. In: Daniela Rywiková/ Roman Lavička (Hrsg.), Ordo et Paupertas. Českokrumlovský klášter minoritů a klarisek ve středověku v kontextu řádové zbožnosti, kultury a umění (Ostrava 2017), S. 27–42.

Stuchtey 2020: Henriette Stuchtey, Der Schiffenberg bei Gießen (Regensburg 2020).

Studer 2003: Barbara Studer, Die Augustinerinnen von Interlaken. Ein vergessenes Frauenkloster im Berner Oberland. In: Christian Hesse (Hrsg.), Personen der Geschichte Geschichte der Personen. Studien zur Kreuzzugs-, Sozial- und Bildungsgeschichte (Basel 2003), S. 53–68.

Studer 2004: Barbara Studer, Interlaken, Doppelkloster. In: Elsanne Gilomen-Schenkel/Ursula Begrich (Hrsg.), Die Augustiner-Chorherren und die Chorfrauen-Gemeinschaften in der Schweiz. Helvetia Sacra Abt. 4: Die Orden mit Augustinerregel, Bd. 2 (Basel 2004), S. 187–228.

Wessel 1997: Paul Wessel, Barthe – Zur Geschichte eines Klosters und der nachfolgenden Domäne auf der Grundlage von Schriftquellen (Norden 1997).

Würsten 2014: Hans Peter Würsten, Kloster und Schloss Interlaken. Neun Jahrhunderte bauen, nutzen und pflegen (Bern 2014).

GABY LINDENMANN-MERZ

Kranksein – ein Privileg? Anmerkungen zu baulichen Dispositionen von Infirmariegebäuden in Zisterzienserklöstern

In den klösterlichen Infirmarien des Hochmittelalters lebten kranke und altersschwache Mönche in einem von der Gemeinschaft abgesonderten Areal, in dem sich die im Alltag wesentlichen Funktionsräume wiederfanden.[1] Die Krankenquartiere waren auf die Bedürfnisse solcher Brüder ausgerichtet, die den strengen Regeln des klösterlichen Lebens aufgrund akuter gesundheitlicher Probleme vorübergehend nicht gewachsen waren.[2] Die Zubilligung des «Krankenstandes» (*infirmus*) konnte sich aber auch auf Mitglieder der Gemeinschaft beziehen, die wegen chronischer Leiden sowie ihres Alters den Anforderungen des *opus Dei* nicht (mehr) entsprechen konnten.[3] Zahlreiche Regelerleichterungen, wie die Erlaubnis, Fleisch zu essen, längere Schlafenszeiten, kürzere Offizien, bequemere Bettstätten und die Lockerung des Schweigegebots machten die Infirmarien zu bevorzugten Orten in den Klosteranlagen. Anschaulich wird dies, wenn man die polemischen Vorwürfe Bernhards von Clairvaux heranzieht, mit denen er den Cluniazensern ein ausgeprägtes Simulantentum vorwirft. In seiner um 1124/25 verfassten, an Wilhelm von Saint Thierry gerichteten Apologie spottet Bernhard über die angeblich laxen Gepflogenheiten in cluniazensischen Infirmarien. Mit rhetorischer Raffinesse wirft er den Cluniazensern vor, dass in ihren Klöstern junge und gesunde Brüder unberechtigterweise die Annehmlichkeiten für sich in Anspruch nähmen, die eine Einquartierung in der Infirmarie üblicherweise (auch in Zisterzienserklöstern) mit sich brachte. In diesem Zusammenhang verurteilt er den missbräuchlichen Einsatz des Stockes, den die Cluniazienser als äußeres Kennzeichen ihres Krankenstandes in Gemeinschaftsräumen mit sich führten.[4] «Lächerlich aber ist […], dass junge Mönche, obwohl sie frisch und gesund sind, den Konvent verlassen und sich ins Krankenhaus [*domus infirmorum*] legen, auch wenn ihnen gar nichts fehlt. Durch den Genuss von Fleisch, das nach der Anordnung der Regel höchstens den Kranken und ganz Schwachen zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit erlaubt wird,[5] stärken sie nach einer Erkrankung nicht etwa die geschwächten Kräfte des Körpers, sondern befriedigen ihre körperlichen Gelüste. Ich frage euch: Was soll diese Sorglosigkeit, […] sich ausgedehnten Gelagen hinzugeben oder sich nackt im weichen Bett zu wälzen […]? Was ist das für eine Feigheit, dass ihr ausgesuchte Speisen genießt oder bis tief in den Morgen schlaft? […Ihr] vergeudet die langen Nächte mit Schlafen und verbringt die Tage untätig mit törichtem Geschwätz? […] Wahrlich, eine gar zu zarte Medizin ist es, einen Verband anzulegen, ehe man eine Wunde empfangen hat, über ein Glied zu jammern, das gar nicht getroffen wurde, die Hand daraufzulegen, wo man noch keinen Schlag empfangen hat, und eine Salbe aufzulegen, wo es gar nicht schmerzt, oder ein Pflaster dort anzukleben, wo gar kein Schnitt ist! Um ferner zwischen Gesunden und Leidenden unterscheiden zu können, wird den Kranken vorgeschrieben, einen Stock (und der ist gewiss notwendig) in der Hand zu tragen, damit der Stab, auf den man sich stützt, eine Schwäche vortäuscht, die durch keine Blässe im Gesicht oder durch Abmagerung offenbar wird. Soll man über derartige Albernheiten lachen oder weinen? Ich vermag es nicht zu sagen.»[6]

1 Näheres vgl. Lindenmann-Merz 2009; zuletzt zusammenfassend auch Lindenmann-Merz (im Druck, a). – Zur Auffassung der monastischen Infirmarie in einer Klosteranlage als «Mikrokosmos» siehe Cochelin (im Druck).

2 Entsprechend ist auch der in der Überschrift gewählte Begriff «Privileg» nicht im Sinne der sonst üblichen Definition in der Mediävistik zu verstehen, wonach Privilegien Vorrechte sind, die als herrschaftliche Machtinstrumente in Erscheinung treten. Die im Titel aufgeworfene Frage nach einem Privileg für kranke Brüder ist heuristisch aufzufassen und bezieht sich schlicht auf zu erwartende Vorteile, die sich im klösterlichen Alltag aus der Zubilligung des Krankstands ergeben haben und mit der Befreiung von Pflichten, im Sinne eines Dispenses, einhergingen. – Mein herzlicher Dank gilt Jürgen Krüger (Karlsruhe), Clemens Kosch (Mainz) und Jens Rüffer (Berlin/Halle) für zahlreiche wertvolle Hinweise und ihre konstruktive Diskussionsbereitschaft.

3 Vgl. hierzu die graduelle Unterscheidung zwischen leicht und schwer erkrankten Brüdern, die sich aus den Kapiteln 91 und 92 der *Ecclesiastica Officia* ergibt: «De infirmis extra chorum» und «De infirmis qui sunt in infirmitorio», ed. Herzog/Müller 2003, S. 354–359. Näheres Lindenmann-Merz 2009, S. 48–56. – Wenn im Folgenden von *infirmi* als «kranken Brüdern» die Rede ist, bezieht sich diese generische Ansprache ausdrücklich auch auf altersschwache und anderweitig (körperlich und kognitiv) beeinträchtigte Konventsmitglieder. Vgl. hierzu die Forschungen im Bereich der «Dis/ability History», im Überblick zuletzt: Nolte 2024. – Zu den gesondert zu betrachtenden Leprosorien, die in Folge des III. Laterankonzils ab 1179 auch im Umfeld der Zisterzienserklöster außerhalb der eingefriedeten Klosterareale zu erwarten sind, vgl. bspw. Uhrmacher 2011, S. 27f.; Brenner/Touati 2021.

4 Zum Umgang mit kranken Brüdern bei den Cluniazensern vgl. Cristiani 2005 sowie Baud et al. (im Druck). Ordensvergleichend: Sonntag 2008, S. 443–468.

5 Vgl. Kapitel 36 und 39 des Regelwerks des heiligen Benedikt, bspw. die Edition der Salzburger Äbtekonferenz (Beuron 1992).

6 Die hier gekürzt und zum Teil frei wiedergegebene Übersetzung der Auszüge aus der *Apologia ad Guillelum Abbatem* orientiert sich an Winkler 1992, S. 183–185. – Weiterführend zu Annehmlichkeiten, die in den Infirmarien zu erwarten

Darüber hinaus ist hervorzuheben, dass Infirmarien auch als «Sterbehäusern» eine besondere Bedeutung zukam. In der wichtigsten Stunde des irdischen Daseins, die über das Seelenheil oder -unheil entscheiden konnte, sollte der im Sterben liegende Bruder in der Infirmarie angemessen begleitet werden. Detaillierte Angaben zu dem an die benediktinischen Traditionen angelehnten Sterberitual bei den Zisterziensern sind in den *Ecclesiastica Officia* überliefert.[7] Lag ein Mönch im Sterben, wurden die Brüder eilig durch das kräftige Schlagen der Tabula im Kreuzgang und das Läuten der Glocken in die Infirmarie gerufen. Nur unter zwei Umständen durfte sich ein Mönch im Kloster «im Laufschritt fortbewegen», nämlich wenn ein Feuer ausbrach und wenn einer der Brüder im Sterben lag. Die aus dem Leben scheidenden Brüder wurden in ihrer letzten Stunde auf ein auf dem Boden ausgebreitetes grobes Leinentuch gelegt, unter das zuvor Asche in Form eines Kreuzes gestreut worden war.[8] Dem Sterbenden wurden sodann die letzte Ölung und die Eucharistie mit Zuspruch der Absolution gereicht. Nach dem Tod wurde der Leichnam gewaschen, in den Mönchschor der Kirche gebracht, dort über Nacht aufgebahrt und am Folgetag auf dem Friedhof beigesetzt.[9]

Zum Forschungstand

Viel zu lange wurden Infirmarien nicht als integraler Bestandteil der Mönchsklausuren angesehen, obwohl sie – nicht erst in Zisterzienserklöstern – regelhaft in den «stillen Bezirken»[10], das heißt mehrheitlich zur Ostseite der sich sukzessive entwickelnden Kreuzganggevierte (und damit in Nachbarschaft zu den Friedhofsarealen), errichtet wurden.[11] Über die üblicherweise in den Klausurostflügeln vorgesehenen Durchgangsräume (und weitere Korridore) waren sie unmittelbar an die Gemeinschaftsräume der Konvente angeschlossen.[12]

Zur Vernachlässigung seitens der Forschung hatte sicherlich beigetragen, dass die Infirmarien als Funktionsräume auf dem idealisierten Klosterschema, das sich ausgehend von dem «Plan type des bâtiments réguliers d'une abbeye cistercienne» des französischen Kunsthistorikers Marcel Aubert seit den 1940er-Jahren großer Beliebtheit erfreute, keine Berücksichtigung gefunden hatten.[13] Die

waren, Lindenmann-Merz 2009, S. 41 f. – Hingewiesen sei auch auf eine Überlieferung in der Chronik des Klosters Petershausen, wonach ein verheerendes Großfeuer (1159) ausgerechnet in der Infirmarie in Folge eines geschwätzigen Trinkgelages ausgebrochen sei. Angeblich hatten sich dort unerlaubt Novizen aufgehalten, an Weinvorräten bedient und durch umfallende Kerzen das wärmeisolierend auf dem Boden verteilte Stroh in Brand gesetzt; Feger 1956, S. 235.

7 Vgl. die Kapitel 93–98 in den *Ecclesiastica Officia*; Herzog/Müller 2003, S. 365–395.

8 Die Matte, auf der Bernhard von Clairvaux angeblich aus dem irdischen Leben schied, wird in der Kathedrale Châlons-sur-Chamapagne verwahrt; Waddell 1990, S. 141 f.

9 Weiterführend vgl. u. a. Dabrowska 2000, Kratzke 2005, Sonntag 2008, S. 473–507, Lindenmann-Merz 2009, S. 82–86, jüngst auch Loer 2025; ausführlich zu den cluniazensischen Bräuchen Paxton 2005; Paxton/Cochelin 2013.

10 Zettler behandelt unter der Überschrift «Der ‹stille Bezirk› östlich des Klaustrums» den Infirmarie- und Friedhofsbereich am Beispiel der Klosteranlage Reichenau-Mittelzell; Zettler 1988, S. 46.

11 Zu der tradierten Lage der Infirmarien jenseits der Klausuren (zur Ostseite) vgl. insbesondere Bell 1998 und Hall 2004; zuletzt Lindenmann-Merz (im Druck, b). Zur Lage in der Nachbarschaft zu den Friedhöfen Lindenmann-Merz 2009, S. 336 f. – Deutlich wird die Lage auch in der Beschreibung der Situation in Clairvaux (frühes 13. Jh.); *Descriptio positionis seu situationis Monasterii Clarae-Vallensis*, PL 185/1, Sp. 589B-570A. Hierzu in Übersetzung bspw. Goll 1994, S. 128; Rüffer 1999, S. 136–137. – Abweichende Anordnungen zur Süd- bzw. Nordseite der Kreuzganggevierte in Zisterzienserklöstern sind bei genauer Betrachtung topografischen Gegebenheiten geschuldet und bei kritischer Prüfung möglicherweise auch mit Neubaukampagnen in Verbindung zu bringen. Zu überlegen ist dies für die Infirmariebauten in dieser Lage in Furness/GB (Inglis 2021, S. 205), in Fossanova/I (De Rossi 2002, De Rossi 2013) und in Aduard/NL (Loer 2025).

12 Insofern sind Infirmarien als Erweiterung des alltagsbezogenen Lebensraums der Brüder zu verstehen und von den anderen peripheren Bauten im weiteren Klosterhofareal, den Hospital- oder Ökonomiegebäuden, zu unterscheiden. Vgl. hierzu Lindenmann-Merz (im Druck, b) und unten Anm. 51; weiterführend zu den Wirtschaftsbauten in Zisterzienserklöstern: Schöneweis 2021. – Weiteres zu den Durchgangsräumen und Korridoren vgl. unten Anm. 58.

13 Vgl. Aubert 1943 und ausgehend hiervon bspw. Braunfels 1969, S. 124, oder Schneider et al. 1974, S. 64 f. Für einen Überblick vgl. Rüffer 2018 sowie zu den im späten 19. Jh. in England aufkommenden Klausurschemata auch Lindenmann-Merz 2009, S. 289, Anm. 4. – Zur fortwährenden Popularität des Plans vgl. bspw. die Abbildung auf der Vorsatz-Doppelseite des Begleitkatalogs zu der Ausstellung des LVR am Landesmuseum Bonn: Uelsberg et al. 2017.

vielfach rezipierte Skizze stellt lediglich die Kirche und die unmittelbar an den zentralen Kreuzgang angrenzenden Räumlichkeiten als idealtypisches Klausurschema dar.[14]

Als nachteilig ist ferner herauszustellen, dass die Infirmarien als randständige Bauten mit den sich ändernden Lebensumständen (schon in mittelalterlicher Zeit) anfällig gegenüber Überformung und Nutzungswandel waren. Dies hatte zur Folge, dass die Areale jenseits der Kreuzganggevierte bei monographischen Aufarbeitungen der Klausurgebäude nicht erkannt und/oder ausgeklammert wurden.[15]

Im Unterschied hierzu bezog man die Infirmarien insbesondere auf den Britischen Inseln schon früh und weitgehend bruchlos in die bauarchäologischen Untersuchungen der Klausurareale als regelhaft zu erwartende Funktionsbauten ein.[16] In Folge der Aufhebung der Klöster durch Heinrich VIII. in den 1530er-Jahren und deren «Verkauf auf Abbruch» haben in Großbritannien zwar keine Infirmarien als erlebbare Räume überdauert, doch wurden die mittelalterlichen Grundrissdispositionen der peripheren Infirmariekomplexe auch weniger häufig nachklösterlich überbaut. Auch wenn ausgehend von Fundamenten nicht zwingend auf Gebäudestrukturen im Aufriss geschlossen werden kann, so zeigen doch viele der seit dem späten 19. Jahrhundert entstandenen Bauphasenpläne jenseits der Klausurostflügel Baustrukturen, die interessante Rückschlüsse auf die Baukomplexe der Mönchsinfirmarien zulassen (Abb. 2). In einigen der Zisterzienserklöster konnten darüber hinaus auch Gebäude identifiziert werden, die mit Anbindung an den Klausurwestflügel als Konverseninfirmaren in Frage kommen.[17] Vor dem Hintergrund zahlreicher, auch jüngerer archäologischer und bauhistorischer Forschungen kann man im Ergebnis festhalten, dass sich insbesondere britische Zisterzienserklöster als Ausgangspunkt für Fragen nach den in den Infirmariebereichen zu erwartenden Funktionsbauten eignen (Abb. 9).[18]

Im Lichte der jüngeren Forschungsbemühungen zeigt sich inzwischen aber auch im deutschsprachigen Raum eine veränderte Wahrnehmung. Zahlreiche monographische Studien berücksichtigen oder widmen sich den Infirmarien.[19] Einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu Infirmarien, ausgeweitet auf europaweite ordensübergreifende Studien, werden die Tagungsbände der internationalen Konferenzen in Cluny 2022 und Vercelli 2024 geben.[20]

14 Zur kritischen Auseinandersetzung mit dem normierten Grundrissplan und vermeintlichen «Bauvorschriften» der Zisterzienser vgl. bspw. Untermann 2001, S. 28–40; Lindenmann-Merz 2009, S. 17, 289; Coomans 2012, S. 152 f.; Untermann 2017; auch Carrero Santamaría 2022, S. 447 f.

15 Man beschränkte sich auf die Erforschung der unmittelbar um den Kreuzgang herum angelegten Räume. Näheres vgl. Lindenmann-Merz 2009, S. 18–23. – Als wegbereitende deutschsprachige Forschungen können aber u. a. Zettler 1988, S. 46–63 (Reichenau-Mittelzell), Reinboth 1995 (Nord- und Mitteldeutschland), Diruf 1997 (Maulbronn), Hoegger 1998 (Wettingen) und die Dissertation Seiler 2001 angesehen werden. – Richtungsweisend waren auch die Forschungen ausgehend von dem belgischen Kloster Villers-en-Barbant: Coomans 2000; vgl. ergänzend: Coomans 2008.

16 Hervorzuheben sind die Untersuchungen insbesondere der Bauforscher William Henry St. John Hope (1854–1919), Harold Brakspear (1870–1934) und Charles Peers (1868–1952). Die etwa zeitgleich angestellten Überlegungen zu Infirmariegebäuden von Adolf Mettler (1865–1938) für südwestdeutsche Klöster wurden wenig rezipiert; vgl. Mettler 1936, S. 98–100. – Zu den unterschiedlichen Forschungstraditionen siehe den Überblick in Lindenmann-Merz 2009, S. 24–26.

17 Bspw. in Fontains, Jervaulx, Roche oder Waverley. Vgl. hierzu die Übersicht bei Inglis 2021, S. 292. Die Baulichkeiten der Konverseninfirmarien sind unzureichend erforscht. In den Schriftquellen finden sich zahlreiche Hinweise auf die Existenz separater Infirmarien für Konversen (vgl. dazu unten, Anm. 47), allerdings sind eindeutig zuweisbare bauliche Reste aufgrund der rückläufigen Bedeutung der Laienbrüder als Institution schon im 13. Jh. rar. Vergleichsweise aussagekräftig sind die Befunde in dem belgischen Kloster Villers-en-Brabant: Coomans 2000, S. 426–428.

18 Lindenmann-Merz 2009. Die nachfolgend in dem Beitrag benannten Beispiele stützen sich vornehmlich auf die Auseinandersetzung mit (nord-)englischen und (südwest-)deutschen Zisterzienserklöstern der Autorin. – Für die englische Forschung seien insbesondere die Aufsätze von Bell 1998 und Hall 2004 sowie die vorbildliche Erforschung des Infirmariareals in Rievaulx durch Fergusson/Harrsion 1999 herausgestellt. Für jüngere Studien siehe auch Inglis 2021 sowie am Beispiel Buildwas Robinson 2024. Ergänzend sei zumindest auch hingewiesen auf die Bearbeitung des Themas aus spanischer Perspektive: Abella Villar 2015.

19 Vgl. exemplarisch für Schulpforta Bettauer/Wittwar 2010 sowie Wittwar 2017; für Walkenried und Buch Kling 2013, Koch/Schmidt 2013; für Chorin Wagner 2013; für Dobrilugk Schumann 2016; für Wörschweiler Burkhardt/Kühn/Feldhaus 2019; für Eberbach, Tennenbach und Maulbronn vgl. die unten angeführte Literatur der Autorin.

20 Vgl. Baud et al. (im Druck) und Borgna et al. (im Druck).

Zur baugeschichtlichen Entwicklung von Infirmarien

Die Einrichtung von Infirmarien ergibt sich bereits aus der Regel des Heiligen Benedikt. Ausgehend von den Zugeständnissen an die geschwächten Brüder in Kapitel 36 («De infirmis fratribus») lassen sich indirekt auch bauliche Vorkehrungen zu ihrem Wohle ableiten. Ausdrücklich soll den Kranken ein eigener Raum (oder Bereich), bezeichnet als *cella super se deputata*, zugestanden werden. Ferner werden zu ihrem Wohle auch Bademöglichkeiten und andeutungsweise eine Fleischküche gefordert.[21]

Des Weiteren stützt auch der bekannte Klosterplan von Sankt Gallen (um 830) die Annahme, dass Infimariegebäude als Baukomplexe bereits in frühmittelalterlichen Klosteranlagen Berücksichtigung fanden. Die Schemazeichnung zeigt die Funktionseinheiten der kranken Brüder spiegelbildlich zum Quartier der Novizen, mit denen sie sich eine eigene *ecclesia* teilen. Unterschiedlich genutzte Schlaf- und Aufenthaltsräume sind um einen kleinen quadratischen Kreuzgang angeordnet. Darüber hinaus lassen sich ein separates Gebäude mit Küche und Bad für die Kranken, ein Aderlasshaus sowie ein Ärztehaus mit angrenzendem Heilkräutergarten identifizieren.[22] Der nur wenig später, um 845 zu datierende sogenannte Hildemar-Kommentar zur Benediktsregel erwähnt ebenfalls eigene Baulichkeiten für die Kranken. Zur Sprache kommen, abgesehen von einem Infirmariegebäude (*domus infirmum*) auch mehrere Funktionsräume für die unterschiedlichen Bedürfnisse (*necessariae sunt diversae mansiones pro diversis et variis infirmitatibus*) sowie eine Kapelle für die Kranken (*oratorium*).[23]

Aufschlussreich ist es ferner, die bauliche Entwicklung des Infirmariebereichs in dem einflussreichen burgundischen Reformkloster Cluny genauer zu betrachten. Angelehnt an die Beschreibungen des bis um 1050 entstandenen *Liber tramits* ist zunächst von einem in Einzelräume unterteilten Infirmariegebäude auszugehen, das – wenn man die Rekonstruktionen Kenneth John Conant zugrunde legt – im späten 11. Jahrhundert durch einen Kreuzgang erweitert wurde.[24] Der um 1700 entstandene anonyme Plan der Klosteranlage und jüngere Grabungen in dem Areal sprechen für den Neubau einer großen dreischiffigen Infirmariehalle um die Mitte des 12. Jahrhunderts unter Abt Petrus Venerabils.[25] Die damals in Schräglage errichtete «Grande Salle de l'Infirmerie» darf jedenfalls als früher Vertreter des Bautyps einer mehrschiffigen Halle im Infirmariebereich gelten.

Als eine aussagekräftige Quelle zur Disposition von Infirmariegebäuden kann schließlich auch der um 1160 entstandene sogenannte Rohrnetzplan des Benediktinerklosters Christ Church in Canterbury herangezogen werden. Das in dem Eadwine Psalter überlieferte Dokument enthält viele bemerkenswerte graphische Details sowie erläuternde Beschriftungen, beispielswiese ist zur Nordostseite des Kreuzganggevierts ein Infirmariegebäude (*domus infirmorum*)[26] mit einem Kapellenanbau (*capella infirmorum*) zu identifizieren. Wie die jüngeren Bauuntersuchungen zeigen, wurde der kleine Sakralbau damals an ein bereits existierendes Infirmariegebäude angeschlossen. Teile des Ensembles sind auch eine kleine Küche und ein eigener Latrinenbau.[27]

Zur baulichen Disposition der Kernbauten in den Infirmariebereichen

Auf Grundlage des bereits Dargelegten ist festzuhalten, dass Infirmarien als übliche bauliche Vorkehrung in einem funktionierenden Klosterorganismus anzunehmen sind.[28] Dass sie mit den erforderlichen Funktionsräumen – wie dem Krankensaal mit Oratorium sowie Latrinen- und Küchenbauten – bereits in den frühen Planungs- und Ausbaustadien der Klosteranlagen Berücksichtigung fanden, kann ausgehend von zahlreichen archäologischen Beobachtungen, nachgewiesen werden.[29] So belegen etwa die geophysikalischen Prospektionen, die über die letzten zehn Jahren

21 Vgl. hierzu bspw. Seiler 2001, S. 30–36 und S. 82–84; Lindenmann-Merz 2009, S. 40–43.

22 Zu dem Infirmariebereich auf dem Sankt Galler Plan vgl. insbesondere Zettler 1988; Zettler 2014 sowie zuletzt Zettler (im Druck).

23 Vgl. Kapitel 36, online abrufbar: www.hildemar.org, letzter Zugriff: 28.08.2024. – Näheres vgl. die Beiträge von Isabelle Cochelin, Eleonora Destefanis und Alfons Zettler in Baud et al. (im Druck).

24 Vgl. Conant 1968, Abb. 5. – Zu «vierflügeligen Klaustren» im Infirmariebereich vgl. Zettler 1988, S. 52–60.

25 Im Überblick zu den Infirmariegebäuden in Cluny vgl. Baud 2022 sowie die Artikel von Isabelle Cochelin, Anne Baud and Anne Flammin in Baud et al. (im Druck).

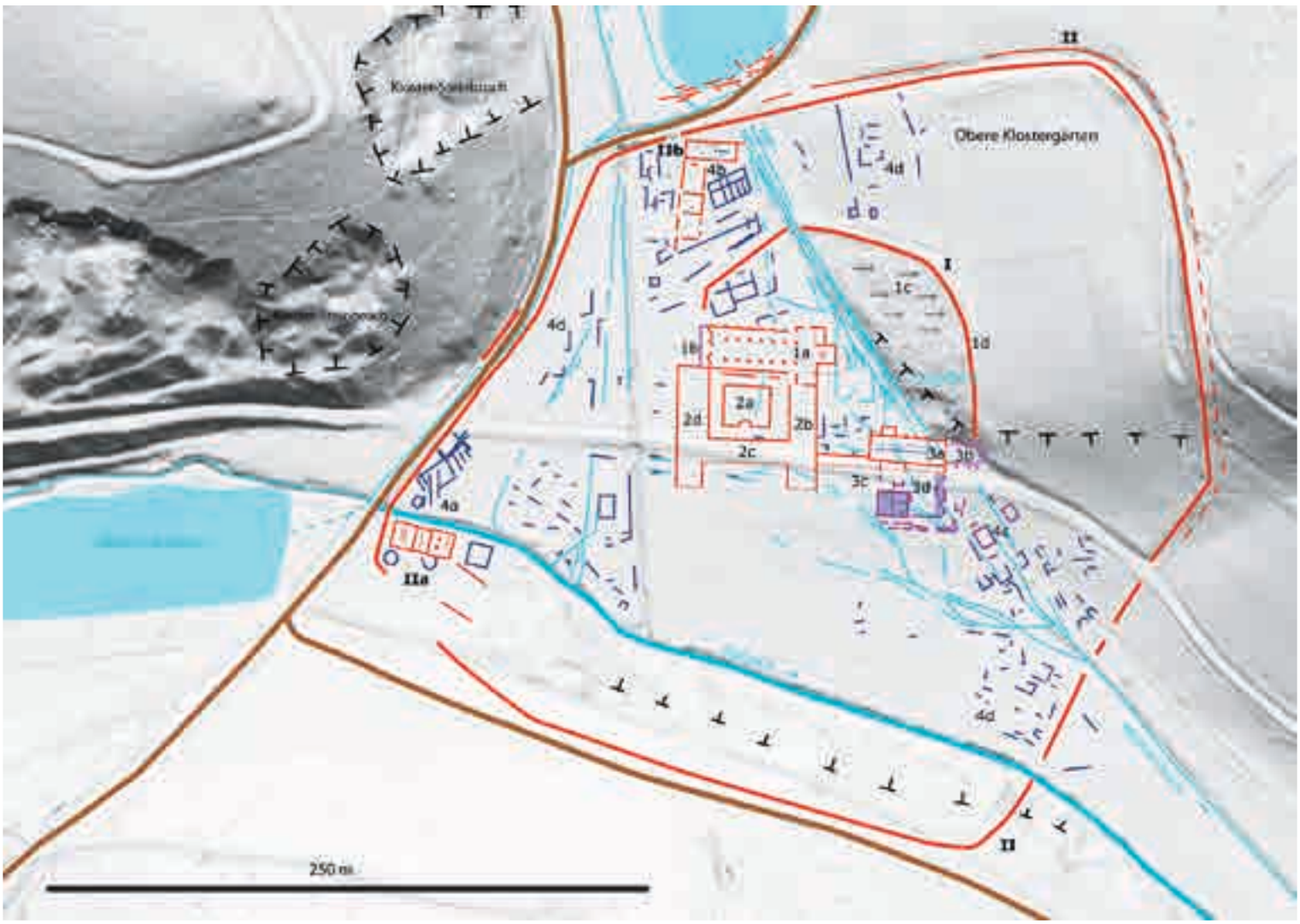


Abb. 1 Kloster Tennenbach bei Emmendingen. Umzeichnung der vorbarocken Baubefunde auf der Grundlage geophysikalischer Messungen (3a Infirmariehalle, 3b Infirmariekapelle, 3c Verbindungsgang zwischen Kreuzganggeviert und Infirmarie, 3d Abts-/Gästeresidenz mit Küche?). *(Aus: Jenisch/Lindenmann-Merz 2023)*

26 Infirmarie*gebäude* treten in den hochmittelalterlichen Schriftquellen überwiegend als *domus infirmorum* in Erscheinung, die Institutionen eher als *infirmitorium* und auch *infirmaria*. Vgl. den Artikel von Isabelle Cochelin in Baud et al. (im Druck).

27 Zu dem Plan, verwahrt in der Bibliothek des Trinity College, Cambridge (MS R.17.1, ff. 284v-285r, https://mss-cat.trin.cam.ac.uk/Manuscript/R.17.1/UV#?c=0&m=0&s=0&cv=569&r=0&xywh=1363%2C3199%2C571%2C308, letzter Zugriff 3.12.2024). Vgl. Grewe 1991b; Fergusson 2011, S. 109–123; Fergusson 2015.

28 Zusammenfassend hierzu vgl. Lindenmann-Merz 2009, S. 314–317.

29 Dass Infirmarien in der vielzitierten Auflistung der *Capitula* (VIIII *De construendis abbatiis*) VIIII/4: […] *nec prius nisi extructis his officinis: oratorio, refectorio, dormitorio, cella hospitum, et portarii, quatinus ibi statim et Deo servire et regulariter vivere possint*; Brem/Altermatt 1998, S. 46–49) als Funktionsräume, die *vor* der Ansiedlung der Konvente zu errichten seien, nicht erwähnt werden, darf nicht erstaunen. Auch das Vorhandensein eines Kapitelsaals wird nicht zur Bedingung gemacht. Näheres zu den ungewöhnlichen Arrangements und multifunktional genutzten Bauten der ersten Jahre nach Gründung der Klöster vgl. Untermann 2001, S. 171–189; Lindenmann-Merz 2009, S. 99, 302 f. und S. 314–317; zuletzt auch ausgehend von Maulbronn Untermann 2024, S. 33 f. – Eher als Sonderfall zu diskutieren ist, dass möglicherweise erste Oratorien der Gründungsklöster in Infirmariekapellen aufgegangen sind, wie dies bspw. für Himmerod und Eberbach in Rede steht. Vgl. Pauly 2007, S. 374; relativierend Bauer 2010, S. 631 f. und zu Eberbach Lindenmann-Merz 2016, S. 8 mit Anm. 58. Für die weiteren Beispiele Saint-Sulpice-en-Bugey und Poblet vgl. Untermann 2001, S. 180 f.

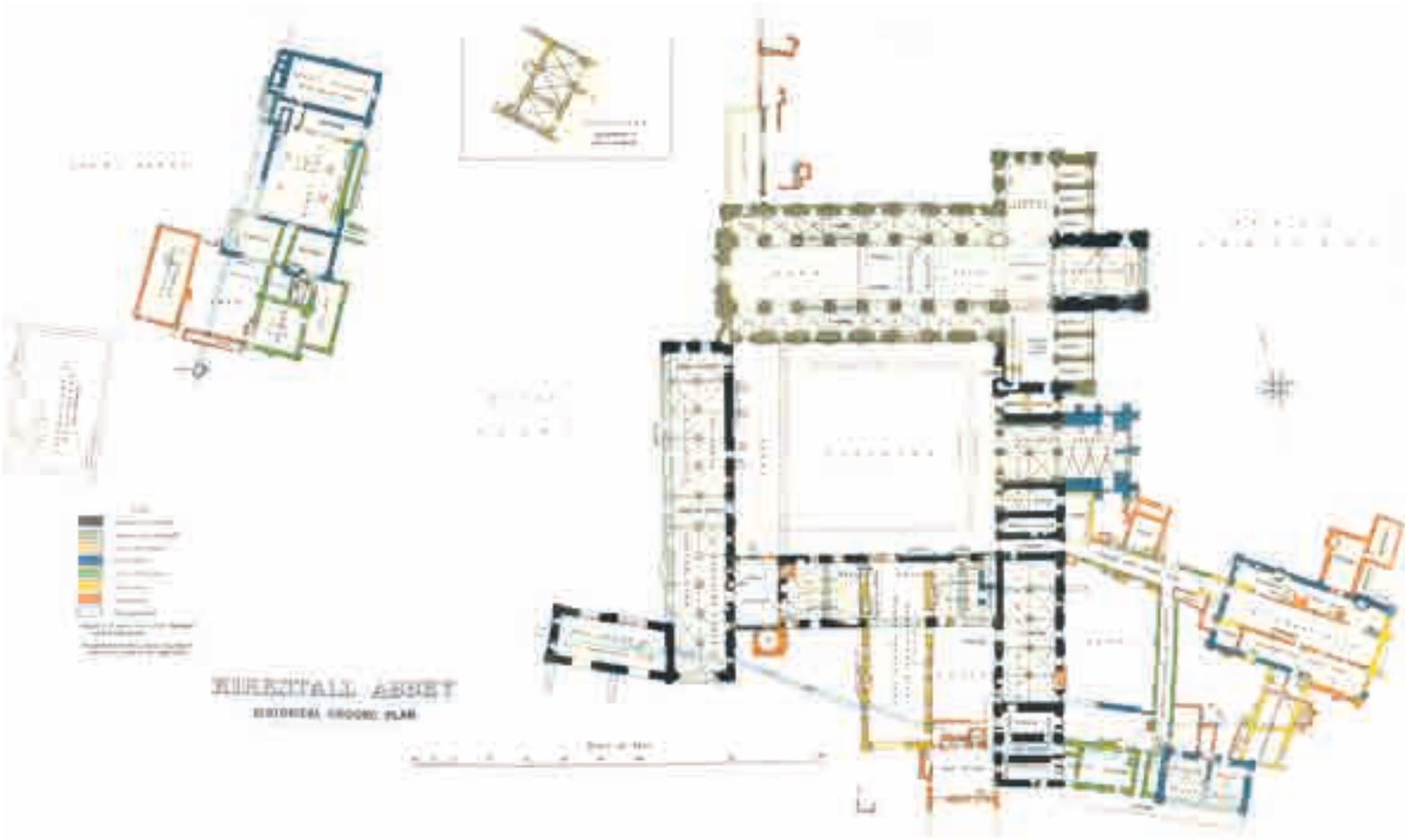


Abb. 2 Kloster Kirkstall (North Yorkshire, GB). Grundriss der Klosteranlage mit Differenzierung der Bauphasen. *(Aus: Hope/Bilson 1907, Planbeilage)*

in Tennenbach im Breisgau vorgenommen wurden, dass die Infirmarie in die planvolle Anlage der Kanal- und Leitungssysteme des Klostergeländes einbezogen war (Abb. 1/Nr. 3a–b).[30]

Ungeachtet dessen ist davon auszugehen, dass Infirmariegebäude vielerorts zunächst in bescheidenen Dimensionen und unter Verwendung günstiger Materialien errichtet wurden, wie dies auch für andere Klausurräume in den ersten Jahrzehnten nach Gründung der Klöster üblich war.[31] Dass in den 1960er-Jahren in dem nordenglischen Kloster Kirkstall in Yorkshire Belege für ein aus Holz errichtetes Infirmariegebäude gefunden wurden, darf als Besonderheit erachtet werden, da sich grundsätzlich Hinweise auf solch frühe, zum Teil provisorische Bauten nur selten erhalten haben.[32] Der im späten 12. Jahrhundert errichtete Holzbau war parallel zum Klausurostflügel gelagert und wurde im 13. Jahrhundert in Folge des Neubaus einer weiter nach Osten abgerückten, schräg zur Klausur angeordneten dreischiffigen Infirmariehalle aufgegeben (Abb. 2–4).[33]

In diesem Zusammenhang ist herauszustellen, dass die Ausrichtung der Kernbauten der Infirma-

30 Zu dem Thema Wasser in hochmittelalterlichen Klosterlagen vgl. u. a. Kosch 1991 und 1996; Rüffer 2017; Knapp 2020. – Vielerorts sind in den östlichen Arealen sich verzweigende Leitungen bekannt. Exemplarisch vgl. für St. Urban bereits Goll 1994, S. 121 und S. 130; für Maulbronn Knapp 2020 und zuletzt Damminger 2025; für Tennenbach Jenisch/Lindenmann-Merz 2023.

31 Näheres zu provisorischen Gründungsbauten vgl. Untermann 2001, S. 179–189; zu provisorischen Infirmariegebäuden Lindenmann-Merz 2009, S. 313–314.

32 Vgl. als weiteres rares Beispiel die Infirmariegrabungen der 1980er-Jahren in Reichenau-Mittelzell, die eine ganze Reihe von Bauperioden (einsetzend mit einem Holzbau bereits im 8. Jh.) belegen; Zettler 1988, S. 52 f.

33 Näheres hierzu vgl. Moorhouse/Wrathmell 1987; Lindenmann-Merz 2009, S. 242–249.

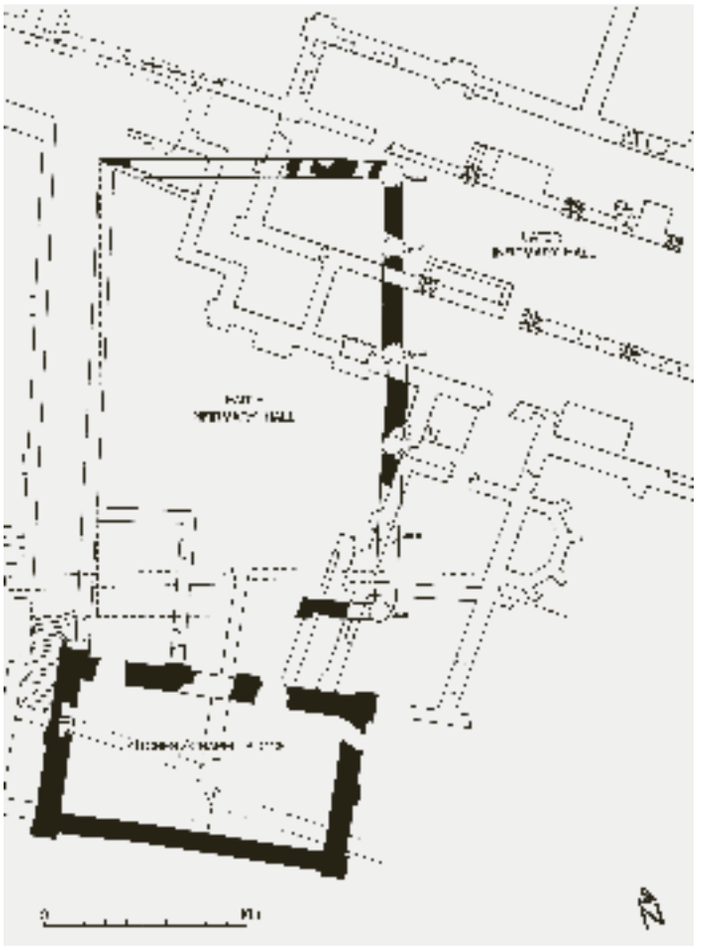


Abb. 3 Kloster Kirkstall (North Yorkshire, GB). Umzeichnung der Grabungsergebnisse: «First-phase plan of the Infirmary». *(Aus: Moorhouse/Wrathmell 1987, Fig. 36)*

rien offenkundig variabel war und mit topographischen Gegebenheiten zu erklären ist. Zu beobachten ist allerdings, dass die Schlafsäle in den frühen Ausbaustadien an die Fluchten der Kirche und des Klausurquadrums angepasst waren. Dabei konnten sie entweder Nord-Süd gelagert sein, wie das hölzerne Infirmariegebeäude in Kirkstall oder wie etwa der Infirmariesaal in Schulpforta an der Saale. Im Unterschied dazu lassen sich aber auch Ost-West ausgerichtete Infirmariegebäude aufzeigen, wie beispielsweise in Maulbronn oder Tennenbach. Interessant ist es, dass es bei großzügigen Infirmarieneubauten im 13. Jahrhundert, wie etwa in Kirkstall oder auch im benachbarten Mutterkloster Fountains, zu einer bemerkenswerten «schrägen» Ausrichtung der mehrschiffigen Hallen kam (vgl. Abb. 2).[34] Dies kann zwar mit pragmatischen Gründen (Kanalführungen und Bestandbauten) erklärt werden, doch drängt sich die Frage auf, ob die auffällige «Schieflage» solcher Infirmariegebäude nicht auch im übertragenen Sinne verstanden werden darf.[35]

Bei differenzierter Betrachtung zeigt sich ferner, dass nur in manchen Fällen Infirmariegebäude im

[34] Zu den Neubauten der Infirmariehallen in Kirkstall und Fountains vgl. Lindenmann-Merz 2009, S. 193–199 und S. 249–251. – Als frühester Vertreter einer mehrschiffigen schräg gelagerten Infirmariehalle vgl. Cluny um die Mitte des 12. Jh. Vgl. dazu oben Anm. 25.

[35] Vgl. dazu Lindenmann-Merz 2025, S. 304.



Abb. 4 Kloster Kirkstall (North Yorkshire, GB). Blick von Nordwesten auf die Grundmauern der dreischiffigen Infirmariehalle des 13. Jahrhunderts. *(© Foto: Gaby Lindenmann-Merz)*

Zuge von Neubaukampagnen im 13. Jahrhundert räumlich tatsächlich verlegt wurden. In vielen Klöstern bezog sich die Erneuerung älterer Baustrukturen auf die Überformung von bestehenden Bauten an Ort und Stelle,[36] wofür sowohl die Infirmariehalle in Eberbach im Rheingau (Abb. 5–6) als auch das um 1300 aufgestockte Infirmariegebäude in Maulbronn als Beispiele dienen können (Abb. 12).[37] Darüber hinaus konnte eine «Aufwertung» offenkundig alternativ auch durch den Anbau aufwändiger Kapellenanbauten erfolgen.[38] Als Beispiele seien hier der Kapellenanbau in Schulpforta aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts[39] und die um 1260 entstandene Infirmariekapelle in Tennenbach angeführt (Abb. 1, 7 und 8).[40] In Bezug auf den Anbau von Oratorien ist weiter zu beobachten, dass diese üblicherweise nach Osten ausgerichtet waren und entsprechend entweder im rechten Winkel (Schulpforta) oder in axialer Verlängerung (Tennenbach, Abb. 1) an die Bauten angefügt wurden.[41]

Im Ergebnis lässt sich für die Kernbauten in den Infirmariebereichen der Zisterzienserklöster jedenfalls festhalten, dass sie – wie andere Funktionsbauten – vornehmlich im 13. Jahrhundert je nach Geländeverfügbarkeit und finanziellen Möglichkeiten durch Neubaumaßnahmen aufgewertet wurden. In größeren Klöstern entstanden

36 Als gut erforschtes Beispiel sei hier erneut auf Reichenau-Mittelzell verwiesen; Zettler 1988, S. 52 f.

37 Vgl. zu Eberbach Tilgner 2011, S. 533 f. und Lindenmann-Merz 2016; zu Maulbronn Lindenmann-Merz 2025.

38 Die als Kapellenannexe in Frage kommenden Anbauten sind gen Osten gerichtet anzunehmen, unabhängig davon, ob das Hauptgebäude Nord-Süd oder Ost-West gelagert war. Der nach Süden gerichtete Anbau einer Kapelle in der Mittelachse der dreischiffigen Halle in Eberbach ist erst der Umnutzungsphase durch eine Bruderschaft (ab Mitte des 14. Jh.) zuzuweisen; vgl. Meyer zu Ermgassen 2015; Lindenmann-Merz 2016.

39 Zu der sog. Abtskapelle vgl. Kling 2011; Kling 2013 sowie Bettauer/Wittwar 2010; Wittwar 2017.

40 Zu der Infirmariekapelle in Tennenbach vgl. Kalbaum 2014; Brehm/Koch 2023; Lindenmann-Merz 2023 mit weiteren Beispielen für Infirmariekapellen des 13. Jh.

41 Die an der Südseite der Infirmariehalle in Eberbach angefügte Kapellennische ist anders zu bewerten. Sie stammt erst aus der Mitte des 14. Jh. und ist vermutlich mit der Umnutzung des Gebäudes durch eine Hospitalbruderschaft in Zusammenhang zu bringen. Sie ermöglichte offenbar den Kranken von ihren Betten aus Sichtkontakt zu einem dort zelebrierenden Priester. Anzunehmen ist, dass die im rechten Winkel nach Osten vortretende wohl ältere Infirmariekapelle weiter in Benutzung blieb. Die Thomas-Kapelle ist urkundlich und in Bilddokumenten überliefert, allerdings wirft sie weiterhin viele Fragen auf. Vgl. dazu Meyer zu Ermgassen 2015 und Lindenmann-Merz 2016.



Abb. 5 Kloster Eberbach im Rheingau. Infirmariehalle, Blick nach Süden. Idealisierte Innenansicht. Lithographie, um 1850. *(Aus: Rossel 1857, Taf. VII, Das Refectorium)*



Abb. 6 Kloster Eberbach im Rheingau. Infirmariehalle, Blick nach Norden, 2016. *(© Christine Krienke, Landesamt für Denkmalpflege Hessen)*



Abb. 7 Kloster Tennenbach bei Emmendingen. Infirmariekapelle, Blick von Südwesten. *(© Bertram Jenisch, Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg)*

mehrschiffige ebenerdige Hallen, in denen die Bettstätten an die Außenwände gerückt waren und durch offene Einbauten abgeschrankt werden konnten.[42] Hinsichtlich des verschiedentlich attestierten «Sakralcharakters» der Gebäude sind als deren Vorbilder die bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts errichtete Infirmariehalle in Cluny[43] und die insoweit belegbaren Infirmarien in der burgundischen Mutterabtei in Cîteaux und der Primärabtei in Clairvaux heranzuziehen.[44] Als Raum erlebbar geblieben sind nur wenige Beispiele. Herausragende Vertreter sind die im frühen 13. Jahrhundert entstandenen dreischiffigen Hallenbauten in Eberbach (Abb. 5 und 6) und Ourscamp.[45]

Hinweise auf aufwändige und aufwertende (Neu-)Baumaßnahmen in den Infirmariearealen lassen sich auch in den Schriftquellen finden, beispielsweise in dem Wunderbericht des Herbert von Clairvaux, Erzbischof von Torres auf Sardinien.[46] Um Standesunterschiede zwischen Konversen und Mönchen herauszustellen, beruft sich Herbert in einer Vision darauf, dass in Clairvaux sowohl im Infirmariebereich der Mönche (*in in-*

42 Vermutlich waren die Bettstätten zunächst durch Vorhänge, dann durch hölzerne (halbhohe) Trennwände zwischen den einzelnen an den Außenwänden aufgereihten Betten abgetrennt, wie allgemein in Dormitorien. Ferner waren den Betten üblicherweise verschließbare Fensteröffnungen (mit Nischen) zugeordnet. Große Fenster in den oberen Wandpartien dienten der Belichtung. Vgl. Lindenmann-Merz 2009, S. 198 und S. 307; Lindenmann-Merz 2025, S. 311–313. Siehe in Analogie auch die Hospitalsäle, dazu Anm. 50. – Während in Dormitorien Zelleneinbauten bis ins 14. Jh. noch misstrauisch reglementiert wurden, scheinen sie in den Räumen der Infirmarie offenbar schon früh(er) gestattet gewesen zu sein; vgl. bspw. die Bulle *Fulgens sicut stella* (1335), ed. Brem/Altermatt 2003, S. 246 f. – Zur Diskussion um den Einbau von Zellen in Dormitorien und Infirmarien siehe bspw. Bauer 1987; Jansen 1998; Coomans 2007; Lindenmann-Merz 2009, S. 320–323; Signori 2012; auch Lindenmann-Merz 2025, S. 303.

43 Dazu oben, Anm. 25.

44 Zur Diskussion des Sakralcharakters der Hallen vgl. Lindenmann-Merz 2009, S. 319 f. und zu Cîteaux und Clairvaux, S. 299–305.

45 Zu Ourscamp und Eberbach vgl. Lindenmann-Merz 2009, S. 306–311; ferner Lindenmann-Merz 2016 Victoir 2015.

46 Der Quellentext stammt aus den 1180er-Jahren und bezieht sich auf eine Vision, die den Tod eines Mönchs und eines Laienbruders in Clairvaux am gleichen Tag zum Gegenstand hat. Näheres vgl. Mula 2010; Lindenmann-Merz (im Druck, a).



Abb. 8 Kloster Tennenbach bei Emmendingen. Infirmariekapelle, Blick nach Osten. *(© Bertram Jenisch, Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg)*

firmitorio monachorum) als auch in dem der Konversen (*in infirmitorio conversorum*) die Errichtung sehr schöner Tempel (*duo pulcherrima templa*) vorgesehen sei. Er stellt die Schönheit beider Bauten heraus, nimmt jedoch zugleich eine Abstufung vor und macht deutlich, dass der prächtigere von beiden den Mönchen zukam.[47] In ähnlicher Weise suggeriert auch eine weitere aus dem frühen 13. Jahrhundert stammende Quelle die Besonderheit der Infirmarien. Der Regelkommentar aus der nordburgundischen Primärabtei Pontigny legt nahe, dass Infirmarien mit Blick auf die würdige Verwahrung von Sakramenten und auf die dort exerzierten Sterberituale als nicht «nur» *cella*, sondern *ecclesia* anzusehen seien.[48]

Insofern sind insbesondere die mehrschiffigen Hallenbauten in den Infirmariebereichen bautypologisch nicht nur mit den zahlreichen erneuerten

47 […] *Et, dum ista fierent, viro cuidam spirituali demonstratum est in visione quod duo pulcherrima templa fabricarentur in Claravalle; unum in infirmitorio monachorum, alterum in infirmitorio conversorum. Sed primum illud hoc altero longe nobilius erat atque venustius. Constat igitur quia in gemina constructione templorum, et in gemino ictu tabulæ mortuorum, designata sit evidenter pretiosa in conspectu Domini mors amborum. Templorum autem differentia meritorum distantiam indicat, quia, quamvisutrumque sanctum, tamen alterum altero sanctiorem existere credimus apud Deum* […]. Zitiert nach: Herberti Turrium Sardinae Archchiepiscopi. De miraculis, in: PL 185 (1869), Lib. 3/1, Cap. 1, S. 1276, Sp. 166 f. Vgl. auch die Neuedition von Zichi/Fois/Mula 2017, Abschn. <1> 7.

48 *Caput XXXVI, De infirmis fratribus […] QUIBUS INFIRMIS SIT CELLA SUPER SE DEPUTATA. Si hanc infirmorum cellam presentem vultis dicere ecclesiam et si qua ipsa in se habet cellaria, ubi reponuntur, que sunt infirmis necessaria, dico autem ipsius sacramenta? Nec desunt alimenta, puta frumentum, vinum et oleum, denique omnia huiusmodi, ut dicat, que eis alitur et sanatur, quia nichil desit ei. Ergo presens, si vos probatis, ecclesia infirmorum cella, nam sanorum cella celum, dico autem sanctorum angelorum beatorumque, qui illuc iam introducti sunt spirituum. Sicut illis, ita et his sua deputata hec super se cella, quod est dicere seorsum et per se.* […] Aus *Sermones in Regulam s. Benedicti,* zitiert nach Sonntag 2016, S. 432. – Näheres hierzu bei Lindenmann-Merz (im Druck, a). Ergänzend sei angemerkt, dass der Autor in seiner spirituellen Argumentation möglicherweise auch das therapeutische Baden zu rechtfertigen sucht und mit der Propagierung des Begriffs *ecclesia* eine Erinnerung an die Taufe verknüpft. Diesen freundlichen Hinweis verdanke ich Jens Rüffer. Vgl. auch Anm. 56.

49 Zu der bautypologischen Nähe zu bspw. Refektorien vgl. Rüffer 2008a, S. 127–129; Rüffer 2008b; Rüffer 2016; ausgehend von den Räumen des Ostflügels des «Collège des Bernardins» in Paris auch Kinder 2023, S. 203–208.

50 Für einen Überblick zu Hospitalbauten vgl. weiterhin Leistikow 1967; auch Pieper 2015. Zur Diskussion des Bautyps «Hallenkirchen» siehe Bürger 2018 und Schurr 2018.

Funktionsräumen in der Klausur in Relation zu setzen, beispielsweise den Refektorien,[49] sondern auch mit den etwa zeitgleich im urbanen Kontext aufkommenden Hospital(kirchen)bauten.[50]

Allerdings dürfen die städtischen Spitäler – wie auch die monastischen Hospitäler (abgeleitet von lat. *hospes* für Gast, Fremder) – als «Institutionen» nicht mit den hier vorgestellten Infirmarien der Konvente gleichgesetzt werden. Betont sei deshalb nochmals, dass sich die seit dem Spätmittelalter abzeichnende weitgehend synonyme Verwendung der Begriffe «Hospital» und «Infirmarie» in vielen europäischen Sprachen für Kranken- und Herbergseinrichtungen gerade mit Blick auf die Identifikation klösterlicher Raumprogramme des hohen Mittelalters als irreführend erweist.[51]

Weitere Funktionsbauten in den Infirmariearealen

Abschließend sei zumindest noch kurz auf einzelne in den Infirmariearealen zu erwartende Funktionsbauten eingegangen (Abb. 9). Wie weiter oben angedeutet, zeigt sich, dass Infirmarien im Zuge der Vorbereitungen des Baulandes planerisch bedacht wurden. Zu berücksichtigen war die Erfordernis von eigenen **Küchenbauten** (zur Zubereitung von Fleischgerichten)[52] und **Latrinen** (Abb. 10) mit Anbindung an die Schlafsäle der kranken Brüder, wie sich dies anschaulich an dem Beispiel des großzügigen und gut erforschten Infirmariareals des Klosters Rievaulx in Yorkshire für das ausgehende 12. Jahrhundert nachvollziehen lässt (vgl. Abb. 9).[53] Im Unterschied hierzu bereitet der Nachweis von **Badestuben**, für die ebenfalls Frisch- und Abwasserleitungen erforderlich waren, Schwierigkeiten. Zum einen taten sich die Zisterzienser offenbar selbst mit therapeutischen Bädern schwer, auch wenn sie basierend von der Benediktsregel eigentlich erlaubt waren.[54] Zum anderen sind im monastischen Kontext in hochmittelalterlicher Zeit Wannenbäder (*tinae*) anzunehmen, die nur bedingt bauliche Spezifitäten hinterlassen.[55] Immerhin scheint ein in Kirkstall erhaltener Raum im Klausurostflügel eigens dafür in Betracht zu kommen (Abb. 11).[56] Zu Sprache kam ebenfalls schon, dass bei der Konzeption der Klausurostflügel **Durchgangsräume** vorgesehen wurden, häufig tonnengewölbt, wie ein solcher beispielsweise in Eberbach erhalten ist.[57] In östlicher Verlängerung schlossen sich Korridore oder Galerien als **Verbindungsgänge** an. Solche sind beispielsweise in den Grundmaurern in Kirkstall (vgl. Abb. 2) und Fountains (hier in eindrücklicher Länge von circa 70 m) erhalten.[58] In einigen Fällen, wie beispielsweise in Rievaulx, wurden eigene Kreuzganggevierte ausgebildet (vgl. Abb. 9).[59]

51 Vgl. hierzu bereits Lindenmann-Merz 2009, S. 22 und S. 33–36; Lindenmann-Merz 2023, S. 91–94 sowie Lindenmann-Merz (im Druck, b). Anschaulich ist die Beschriftung auf dem Canterbury-Plan, die zwischen *domus infirmorum* und im westlichen Zugangsbereich *domus hospitum* unterscheidet. Wie oben Anm. 27.

52 Vgl. die Regel des Hl. Benedikt, Kap. 36,9 und 39,11, wonach Kranken der Fleischgenuss (auch vierbeiniger Tiere) gestattet war. – Zum Fleischgenuss und zu Küchen vgl. u. a. Knapp 2007; Fritsch 2008, S. 58–67; Rüffer 2008a, S. 138 f., Lindenmann-Merz 2009, S. 333 f.; ausgehend von Buildwas zuletzt auch Robinson 2024, S. 63 f.

53 Die Infirmariesäle verfügten über Latrinenannexe, die nicht selten eine bauliche Einheit mit den großen Mönchslatrinen darstellten. Zu Latrinenbauten in Klosteranlagen vgl. u. a. Rüffer 2008a, S. 155–157; Knapp 2014; Liebert 2015, S. 102–108; Knapp 2020, passim. – Zu dem stattlichen Latrinenbau in Rievaulx, an dessen Ostseite sich die Infirmarielatrinen anschlossen, vgl. Fergusson/Harrison 1999, S. 108–111; Lindenmann-Merz 2009, S. 125–130 und S. 340.

54 In Bezug auf das Baden konnte das Stigma der Anrüchigkeit offenbar nicht abgelegt werden. Vgl. die in den Generalkapitelstatuten überlieferte Kritik, bspw. Canivez 1934, Bd. 2: 1225:22.

55 Vgl. hierzu Sennhauser 1996b, S. 192; Näheres zu Vollbädern auch bei Zimmermann 1973, S. 124–126; Lindenmann-Merz 2009, S. 71–75.

56 Im Übrigen kann auch die These vertreten werden, dass bei den Zisterziensern die Kalefaktorien (oder unmittelbar angrenzende Räume) als Baderäume genutzt wurden. Freundlicher Hinweis von Jens Rüffer, vgl. auch Anm. 48. Näheres zu Kirkstall siehe Lindenmann-Merz 2009, S. 278–280, S. 340–344. Darüber vgl. auch vereinzelt bspw. Reinboth 1995, S. 21; Bettauer/Wittwar 2010, S. 25; Knapp 2020, insbes. S. 86 und S. 157–160 und für spätmittelalterliche Entwicklungen auch Knapp 2023. Zuletzt zu Maulbronn vgl. Damminger 2025, S. 105.

57 Zu der Raumabfolge der Ostflügel und der Anlage von «Ostpassagen» vgl. bereits Mettler 1909, S. 12, 53 f. (passim); zusammenfassend Lindenmann-Merz 2009, S. 337. Auch in anderen Gemeinschaften finden sich solche Durchgangsräume nach Osten. Siehe ausgehend von dem Prämonstratenserstift Jerichow: Untermann 2023a, S. 139.

58 Zu den Verbindungsgängen in Kirkstall und Fountains vgl. Lindenmann-Merz 2009, S. 217–220, 266–269; weiterführend auch: Bully 2014.

59 Zu der Ausbildung von eigenen Infirmariekreuzgängen vgl. oben Anm. 24 sowie Lindenmann-Merz 2009, S. 334–336.

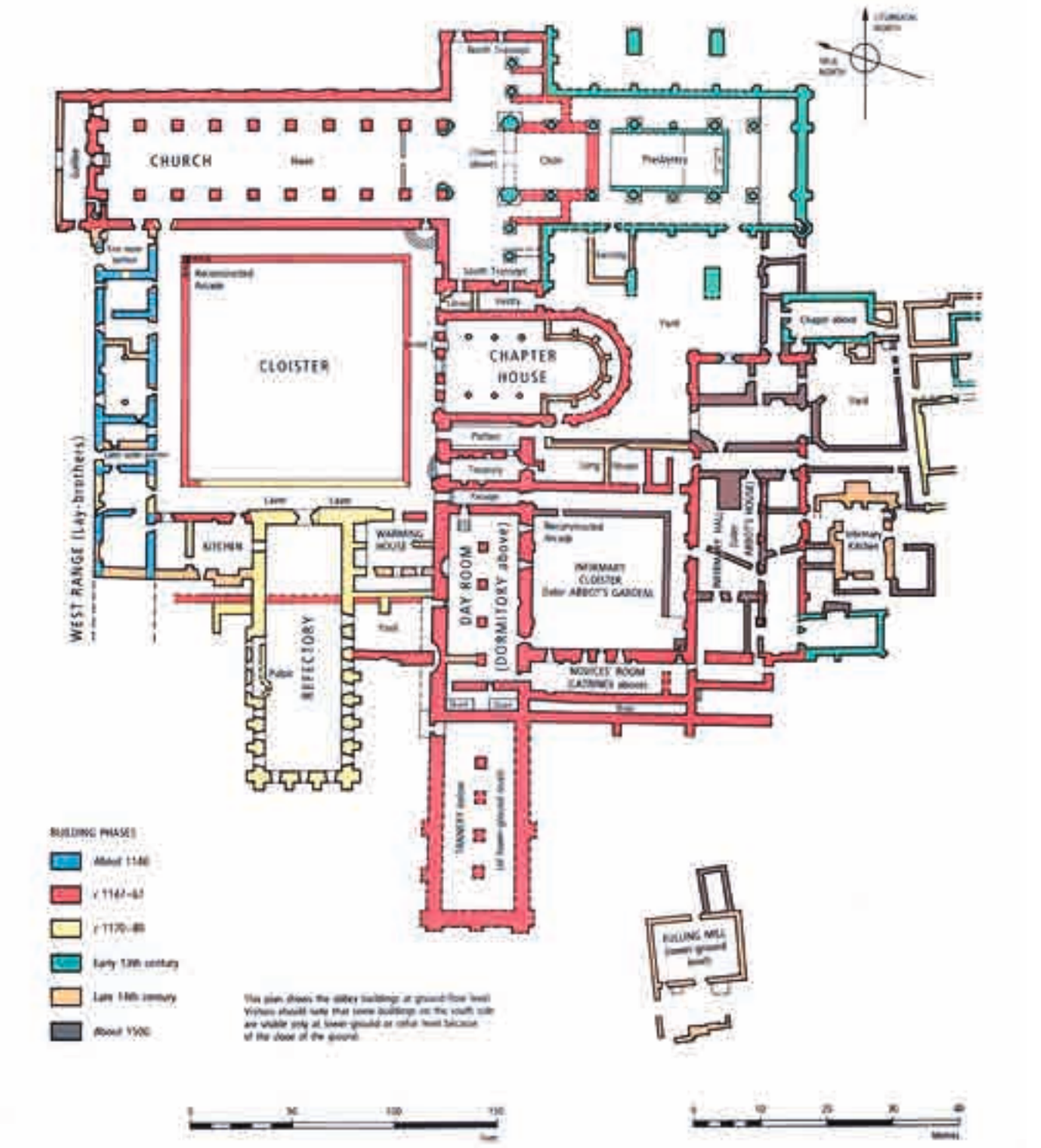


Abb. 9 Kloster Rievaulx (North Yorkhire, GB). Bauphasenplan der Kirche und Klausurgebäude. Jenseits des Klausurostflügels sind zahlreiche der im Infirmariebereich zu erwartenden Funktionseinheiten zu identifizieren, u. a. die Infirmariehalle mit Latrinen- und Kapellenanbau, ein eigener Kreuzgang (zur Westseite) und ein Küchenbau (zur Ostseite). *(Aus: Coppack/Fergusson 2000, English Heritage)*



Abb. 10 Kloster Rievaulx (North Yorkshire, GB). Ruinen des stattlichen Latrinenbaus, der im rechten Winkel an den Klausurostflügel anschließt. Den östlichen Gebäudetrakt bildeten die von der Infirmariehalle aus zugänglichen Latrinen. *(© Foto: Gaby Lindenmann-Merz)*

Als weitere Baueinheiten ist schließlich noch auf **Abtshäuser** einzugehen, die sich in den Infirmariearealen der Zisterzienserklöster offenbar schon um 1200 als eigenständige Wohngebäude etablierten.[60] Exemplarisch sei auf die baulichen Befunde in Rievaulx oder Kirkstall verwiesen.[61] Auch in den Schriftquellen finden sich Hinweise darauf, dass die Äbte – offenbar mit Anbindung an die Fleischküche – im Infirmariebereich mit höhergestellten Besuchern speisten. Solche Gäste des Abtes wurden offenbar dort auch einquartiert.[62]

Für die Zeit des Spätmittelalters lassen sich viele Beispiele finden, in denen die Infirmarien selbst zu Wohnquartieren für (alternde) Äbte oder Funktionsträger der Gemeinschaft umgenutzt wurden, wie etwa in Rievaulx oder der Schweizer Zisterze Kappel.[63] Ferner etablierten sich in den ehemaligen Infirmariearealen vielerorts – durch

60 Im Überblick vgl. Untermann 2001, S. 69–71; ausgehend von der englischen Forschung insbesondere Hall 2004 sowie zuletzt Robinson 2024, S. 25–65. – Zur Maßgabe der *Ecclesiastica Officia,* dass der Abt zwar mit den Gästen speisen dürfe, aber mit den Brüdern gemeinsam im Dormitorium schlafen solle (*EO* 110:11, nach Herzog/Müller 2003, S. 428f.) und die Kritik an eigenen Räumen des Abtes in den Generalkapitelstatuten (bspw. Canivez 1933, Bd. 1, 1206:72). Siehe hierzu zuletzt: Lindenmann-Merz 2025, S. 305 und S. 314.

61 Als frühes Beispiel vgl. die «Abtszelle» für Aelred von Rievaulx: Fergusson 1998; Lindenmann-Merz 2009, S. 111–113, ferner den «chamber-block» in Kirkstall als Abtshaus des 13. Jh., S. 253–266, und zusammenfassend S. 327–333.

62 Grundlegend zu den unterschiedlichen Gästekategorien siehe Berger 1999. Weiterführend zur Unterbringung von außenstehenden Personen und der Disposition der Gästequartiere in Zisterzienserklöstern; zuletzt Lindenmann-Merz (im Druck, b).

63 Zum spätmittelalterlichen Umbau des Infirmariegebäudes in Rievaulx mit Einrichtung einer zweigeschossigen Abtsresidenz Fergusson/Harrison 1999, S. 132–135; Carter 2018; für Kappel vgl. den Umbau des sog. Priorats (später Amtshaus) Kaspar 1983, Sennhauser 1990, S. 109–115; Böhmer 2002. – Weiterführend Heale 2019; Dewez 2022; Carrero Santamaria 2022, S. 447f.; Carrero Santamaria 2023. Ergänzend siehe auch die an das Ende des Beitrags gestellten Beispiele. – Dass mit Rückgang der Konversenzahlen u.a. auch Klausurwestflügel zu Abtsresidenzen umgebaut wur-

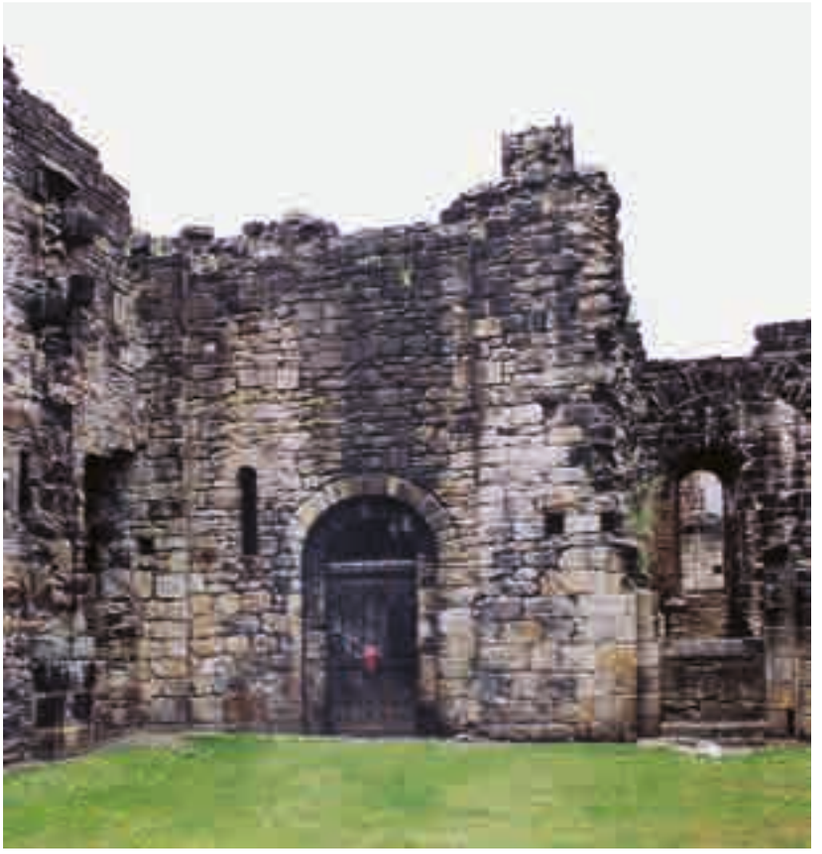


Abb. 11 Kloster Kirkstall (North Yorkshire, GB). Vermutliches Badehaus im südlichen Abschnitt des Klausurostflügels, Blick von Osten. *(© Foto: Gaby Lindenmann-Merz)*

Umbau- sowie Neubaumaßnahmen – auch Unterkünfte für treue (wohlhabende) Laien, die als Pfründner im Alter eine Anbindung an die klösterliche Gemeinschaft suchten.[64] Dies lässt sich am Beispiel Maulbronn mit der Errichtung des «nuw siech huß» als *Valetudinarium*, *vel Nosodocheum* in den 1430er-Jahren anschaulich vor Augen führen (vgl. Abb. 12). Bei dem neuen Krankenhausbau handelt es sich ausdrücklich nicht um einen Infirmarieneubau für die Mönchsgemeinschaft, sondern um eine Einrichtung für wohlhabende Laien (*praebendarii*), die sich durch das Einbringen eines erbrechtlichen Vermächtnisses Unterkunft und Pflege im Alter sowie Begräbnis und Memoria zu sichern suchten.[65] Damit zeichnen sich die ehemaligen Infirmariebereiche auch noch im späten Mittelalter trotz der nachhaltigen strukturellen Veränderungen als «privilegierte» Areale ab.

den, ist ein eigenes Thema. Vgl. exemplarisch die Einrichtung einer Bibliothek und Abtswohnung im Klausurwestflügel und dem Konversenbau in Eberbach; Tilgner 1998; Tilgner 2011, S. 517–531; ausgehend von englischen Beispielen siehe auch Robinson 2024, S. 29–31. – In Benediktinerklöstern sind «westlich» gelegene Abtshäuser auch schon in hochmittelalterlicher Zeit zu erwarten. Vgl. am Beispiel Corvey (Abt Wibald von Stablo), Claussen 1996; Gai et al. 2012, S. 644–646. Für Umnutzungen in spätmittelalterliche Zeit sei auf den Umbau des Hospitalgebäudes in dem Benediktinerkloster Posa zu einer Abtswohnung hingewiesen; Schmitt 2010.

64 Zum spätmittelalterlichen Pfründnerwesen siehe bspw. Hermann 2018.

65 Näheres vgl. Lindenmann-Merz 2025, S. 318–321. – Am Beispiel Eberbach ist zu zeigen, dass wohl ab Mitte des 14. Jh. eine Hospital-Bruderschaft in der Infirmarie untergebracht wurde. Vgl. hierzu Meyer zu Ermgassen 2015 und Lindenmann-Merz 2016.



Abb. 12 Kloster Maulbronn, Luftbild. Blick von Nordosten auf das ehemalige Infirmariareal. Zu erkennen sind im Vordergrund die Grundmauern des im späten 19. Jahrhundert abgebrannten Pfründerhauses und das zum sogenannten Herrenhaus (heute: Ephorat) umgebaute Infirmariegebäude (links) sowie das herzogliche Jagdschloss, das im Kern das Abtsgebäude aufnimmt (rechts). *(© Günther Bayerl, Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg)*

Ausblick

In der Gesamtschau lässt sich somit eine Kontinuität in der Nutzung der vermeintlich «stillen Bezirke» durch «privilegierte» Personengruppen nachvollziehen. Ausgehend von der Sonderstellung der *infirmi* im klösterlichen Alltag und der Etablierung von Abts- und (höhergestellter) Gästeresidenzen in den Arealen lassen sich dort sodann spätmittelalterlich Quartiere für begüterte Laien nachweisen. In dieser Tradition steht schließlich auch die nachreformatorisch oder in Folge der «dissolution» zu beobachtende auffällig häufige Adaption der Baulichkeiten der ehemaligen Infirmarien durch die neuen weltlichen Eigentümer der Klosteranlagen und ihr Umbau zu repräsentativen und komfortablen Wohnzwecken. Dies konnte in den letzten Jahren im Rahmen zahlreicher monographischer Studien gezeigt werden. Wie insgesamt in diesem Beitrag, seien auch hierfür wieder einige ausgewählte Beispiele benannt. So wurde das ehemalige Infirmariegebäude in Schulpforta zu einem sogenannten Fürstenhaus umgebaut[66] und in dem Kloster Dobrilugk in der Mark Lausitz ging die Infirmarie in einer vierflügeligen Schlossanlage auf.[67] In Maulbronn baute man das Infirmariegebäude zu einem sogenannten Herrenhaus um und über den Kellerfundamenten des benachbarten Abtshauses errichtete der württembergische Herzog im späten 16. Jahrhundert ein Jagdschloss (vgl. Abb. 12).[68] Um mit einem englischen Beispiel zu enden, sei auf die jüngsten Forschungen zu dem englischen Kloster Buildwas in Shropshire (nahe der walisischen Grenze) verwiesen, wo sich im ehemaligen Infirmariebereich eine Adelsresidenz entwickelte.[69] Letztlich ist festzuhalten, dass auch diese Entwicklung nicht auf Zisterzienserklöster beschränkt blieb.[70]

Literatur

Abella Villar 2015: Pablo Abella Villar, Las Enfermerías Monásticas. Espacios Comunitarios de Curación en la Plena Edad Media. Monastic Infirmaries. Healing Spaces for Monk Communities in the High Middle Ages. In: Edad Media. Revista de Historia 16, 2015, S. 127–147.

Aubert 1943: Marcel Aubert, L'architecture cistercienne en France, 2 Bde. (Paris 1943).

Baud 2022: Anne Baud, Archaeology and the Abbey of Cluny. In: Scott G. Bruce/Steven Vanderputten (Hrsg.), A Companion to the Abbey of Cluny in the Middle Ages. Brill's Companions to European History 27 (Leiden/Boston 2022), S. 146–172.

Baud et al. (im Druck): Anne Baud/Susan Boynton/Isabelle Cochelin/Anne Flammin (Hrsg.), Infirmeries monastiques et hospices. Lieux de soin du Moyen Âge à l'époque moderne. Disciplina Monastica 14 (Turnhout [im Druck]).

Bauer 1987: Nancy Bauer, Monasticism after Dark. From Dormitory to Cell. In: American Benedictine Review 38, 1987, S. 95–114.

Bauer 2010: Sibylle Bauer, Kloster Himmerod und seine Baukultur. Zum Potential erlebbarer Geschichte. In: Bruno Fromme, *Hic vere claustrum est beatae Mariae virginis.* 875 Jahre Findung des Klosterortes Himmerod. Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte 127 (Mainz 2010), S. 601–638.

Bell 1998: David N. Bell, The Siting and Size of Cistercian Infirmaries in England and Wales. In: Parsons Lillich 1998, S. 211–237.

Bettauer/Wittwar 2010: Walter Bettauer/Klaus-Peter Wittwar, Das Fürstenhaus in Schulpforte. Bauforschung und Umbau zum Internatsgebäude. In: Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt 2, 2010, S. 20–37.

Berger 1999: Jutta Maria Berger, Die Geschichte der Gastfreundschaft im hochmittelalterlichen Mönchtum. Die Cistercienser (Berlin 1999).

Böhmer 2002: Roland Böhmer, Das ehemalige Zisterzienserkloster Kappel am Albis. Haus der Stille und Besinnung. Schweizerische Kunstführer GSK 728 (Bern 2002).

66 Bettauer/Wittwar 2010; Wittwar 2017.

67 Schumann 2016.

68 Vgl. Diruf 1997, S. 411–417; Lindenmann-Merz 2025, S. 317–321.

69 Vgl. Robinson 2024 mit zahlreichen weiterführenden Beispielen.

70 Exemplarisch kann hier das englische Cluniazenerpriorat Wenlock, ebenfalls in Shropshire gelegen, benannt werden, in dem das ehemalige Infirmariegebäude und das benachbarte Haus des Priors zu einem herrschaftlichen Wohngebäude umgebaut wurden, das als «one of the finest houses made out of monastic buildings in England» angesehen werden darf. Graham 1965, S. 20. Zu Wenlock im Überblick vgl. McNeill 2020.

Borgna et al. (im Druck): Alice Borgna/Isabelle Cochelin/Eleonora Destefanis (Hrsg.), Assistenza, ospitalità e ospedali presso monasteri e canoniche regolari del medioevo europeo. L'ospedale di Sant'Andrea di Vercelli in contest – Care, Hospitality and Hospitals in Monasteries and Houses of Regular Canons in Medieval Europe. The Hospital of Sant'Andrea in Vercelli in Context. Disciplina Monastica 15 (Turnhout [im Druck]).

Boynton/Cochelin 2005: Susan Boynton/Isabelle Cochelin (Hrsg.), From Dead of Night to End of Day. The Medieval Customs of Cluny. Du cœur de la nuit à la fin du jour. Les coutumes clunisiennes au Moyen Âge. Disciplina Monastica 3 (Turnhout 2005).

Braunfels 1969: Wolfgang Braunfels, Abendländische Klosterbaukunst (Köln 1969).

Brehm/Koch 2023: Anne-Christine Brehm/Nikolaus Koch, Die Tennenbacher Kapelle. Untersuchung zur Bau- und Renovierungsgeschichte. In: Regnath 2023, S. 43–86.

Brem/Altermatt 1998: Hildegard Brem/Alberich Martin Altermatt (Hrsg./Übers.), Einmütig in der Liebe. Die frühesten Quellentexte von Cîteaux. Antiquissimi Textus Cistercienses, lateinisch–deutsch. Quellen und Studien zur Zisterzienserliteratur 1 (Grevenbroich u. a. 1998).

Brem/Altermatt 2003: Hildegard Brem/Alberich Martin Altermatt (Hrsg./Übers.), Neuerung und Erneuerung. Wichtige Quellentexte aus der Geschichte des Zisterzienserordens vom 12. bis 17. Jahrhundert, lateinisch–deutsch. Quellen und Studien zur Zisterzienserliteratur 6 (Langwaden 2003).

Brenner/Touati 2021: Elma Brenner/François-Olivier Touati (Hrsg.), Leprosy and Identity in the Middle Ages. From England to the Mediterranean. Social Histories of Medicine Series 35 (Manchester 2021).

Bürger 2018: Stefan Bürger, Problem Typus Hallenkirche. In: Stiegemann 2018, S. 312–325.

Bully 2014: Sébastian Bully, Circulation et hiérarchie au sein des établissements monastiques médiévaux. À propos de la grande galerie de l'abbaye de Saint-Claude (Jura). In: Michel Lauwers (Hrsg.), Monastères et espace social. Genèse et transformation d'un système de lieux dans l'Occident médiéval. Collection d'études médiévales de Nice 15 (Turnhout 2014), S. 353–375.

Burkhardt/Kühn/Feldhaus 2019: Ulrich Burkhardt/Hans-Joachim Kühn/Heribert Feldhaus, Wörschweiler, St. Maria. In: Jürgen Keddigkeit et al. (Hrsg.), Pfälzisches Klosterlexikon. Handbuch der pfälzischen Klöster, Stifte und Kommenden, Bd. 5 (T–Z). Beiträge zur pfälzischen Geschichte 26 (Kaiserlautern 2019), S. 342–405.

Canivez 1933–35: Josephus Maria Canivez (Hrsg.), *Statuta Capitulorum Generalium Ordinis Cisterciensis ab anno 1116 ad annum 1786*. Bibliotheca Cisterciensis, 3 Bände (Löwen 1933–35).

Carrero Santamaría 2022: Eduaro Carrero Santamaría, De los *Ecclesiastica Officia* a los Usos Particulares. La documentación litúrgica de los monasterios de Císter. In: Catarina Fernandes Barreira (Hrsg.), Manuscritos de Alcobaça. Cultura identidade e diversidade na unanimidade cisterciense (Lissabon 2022).

Carrero Santamaría 2023: Eduardo Carrero Santamaría, Los reyes de Aragón y sus abades cistercienses. Capellanes regios y aposentadores palatinos en los monasterios de Santes Creus, Poblet y Veruela (The kings of Aragon and their Cistercian abbots. Royal chaplains and palatine lodgers in the monasteries of Santes Creus, Poblet and Veruela). In: Eduardo Carrero Santamaría (Hrsg.), En torno al monasterio cirterciense de Veruela. Historia, arquitectura, epigrafía, música y liturgia. Revista de historia Jerónimo Zurita 101, 2023, S. 75–107.

Carter 2018: Michael Carter, Art, architecture, piety and patronage at Rievaulx Abbey, c. 1300–1539. In: Julie Kerr/Emilia Jamroziak/Karen Stöber (Hrsg.), Monastic Life in the Medieval British Isles. Essays in Honour of Janet Burton (Cardiff 2018), S. 89–104.

Cochelin (im Druck): Isabelle Cochelin, Infirmerie et infirmier à Cluny au prisme des coutumiers. In: Baud et al. (im Druck).

Claussen 1996: Hilde Claussen, Zum Abtshaus des Wibald von Stablo im Kloster Corvey. In: Sennhauser 1996a, S. 27–31.

Conant 1968: Kenneth John Conant, Cluny. Les églises et la maison du chef d'ordre. The Mediaeval Academy of America 77 (Mâcon 1968).

Coomans 2000: Thomas Coomans, L'abbaye de Villers-en-Brabant. Construction, configuration et signification d'une abbaye cistercienne gothique. Cîteaux, Commentarii Cistercienses. Studia et Documenta 11 (Brüssel 2000).

Coomans 2007: Thomas Coomans, De la salle commune à la chambre individuelle. L'évolution des infirmeries monastiques (XIIe–XVe siècles). In: Ann Degraeve, Stéphane Demeter, Johnny De Meulemeester (Hrsg.), Les hôpitaux du moyen âge et des temps modernes/Hospitalen van de Middeleeuwen en de moderne tijden. Archaeologia mediaevalis 25 (Brüssel 2007), S. 29–51.

Coomans 2008: Thomas Coomans, Les trois infirmeries médiévales de l'abbaye de Villers-en-Brabant. In: Michel Dubuisson (Hrsg.), Infirmeries monastiques. Les soins de santé dans les abbayes de wallonnes, du Moyen Âge aux Temps modernes (Namur 2008), S. 63–76.

Coomans 2012: Thomas Coomans, Cistercian Architecture or Architecture of the Cistercians? In: Mette Birkedal Bruun (Hrsg.), The Cambridge Companion to the Cistercian Order. Cambridge Companions to Religion 48, Cambridge 2012, S. 151–170.

Coppack/Fergusson 2000: Glyn Coppack/Peter Fergusson, Rievaulx Abbey. English Heritage (London 2000).

Cristiani 2005: Riccardo Cristiani, Integration and Marginalization. Dealing With the Sick in Eleventh-Century Cluny. In: Boynton/Cochelin 2005, S. 287–295.

Damminger 2025: Spuren der Wassernutzung. Grabungsbefunde der-Jahre 2008 bis 2021. In: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg 2025, S. 95–107.

Damminger/Keller 2025: Folke Damminger/Daniel Keller, Das historische Wassersystem. In: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg 2025, S. 83–93.

Dabrowska 2000: Elzbieta Dabrowska, La rite funéraire propre à l'ordre de Cîteaux. Son développement, sa réception, ses filiations. In: Unanimité et diversité cisterciennes. Filiations, réseaux, relectures du XIIe au XVIIe siècle. Actes du 4e colloque international du CERCOR, Dijon, 1998 (Saint-Etienne 2000), S. 223–231.

De Rossi 2002: Giovanni Maria De Rossi, La riscoperta di Fossanova (Priverno 2002).

De Rossi 2013: Giovanni Maria De Rossi, Fossanova et San Tommaso. Sulle orme di San Tommaso d'Aquino a Fossanova. Un percorso tra agiografia e topografia. Collana di Studi Archaeologici 1 (Rom 2013).

Dewez 2022: Harmony Dewez, La résignation des abbés et prieurs. Vieillesse, infirmité et indiscipline chez les chanoines réguliers et les bénédictins anglais (XII^{e}–XIV^{e}siècle). In: Revue Mabillon 32, 2022, S. 49–76.

Diruf 1997: Hermann Diruf, Zwischen Infirmerie und Schloß. Baugeschichtliche Beobachtungen im östlichen Bereich der Klosteranlage. In: Dieter Planck (Hrsg.), Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 7 (Stuttgart 1997), S. 395–423.

Feger 1956: Otto Feger (Hrsg./Übers.), Die Chronik des Klosters Petershausen. Schwäbische Chroniken der Stauferzeit 3 (Lindau/Konstanz 1956).

Fergusson 1998: Peter Fergusson, Aelred's Abbatial Residence at Rievaulx. In: Parsons Lillich 1998, S. 41–56.

Fergusson 2011: Peter Fergusson, Canterbury Cathedral Priory in the Age of Becket (New Haven/CT 2011).

Fergusson 2015: Peter Fergusson, Canterbury Cathedral Priory's Bath House and Fishpond. In: Anglo-Norman Studies 37, 2015, S. 115–129.

Fergusson/Harrison 1999: Peter Fergusson/Stuart Harrison, Rievaulx Abbey. Community, Architecture, Memory, with contributions from Glyn Coppack (New Haven/London 1999).

Fritsch 2008: Susanne Fritsch, Das Refektorium im Jahreskreis. Norm und Praxis des Essens in Klöstern des 14. Jahrhunderts (Wien/München 2008).

Gai et al. 2012: Sveva Gai/Karl Heinrich Krüger/Bernd Thier, Die Klosterkirche Corvey. Geschichte und Archäologie. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Band 43,1.1 (Heidelberg 2012).

Goll 1994: Jürg Goll, St. Urban. Baugeschichte und Baugestalt des mittelalterlichen Klosters (Luzern 1994).

Graham 1965: Rose Graham, The History of the Alien Priory of Wenlock (London 1965).

Grewe 1991a: Klaus Grewe (Hrsg.), Die Wasserversorgung im Mittelalter. Geschichte der Wasserversorgung 4 (Mainz 1991).

Grewe 1991b: Klaus Grewe, Der Wasserversorgungsplan des Klosters Christchurch in Canterbury (12. Jahrhundert). In: Grewe 1991a, S. 229–236.

Hall 2004: Jackie Hall, East of the Cloister. Infirmaries, Abbot's Lodgings, and other Chambers. In: Terryl Kinder (Hrsg.), Perspectives for an Architecture of Solitude. Essays on Cistercians, Art and Architecture in Honour of Peter Fergusson. Medieval Church Studies 11; Cîteaux, Commentarii Cistercienses. Studia et Documenta 13 (Turnhout 2004), S. 199–211.

Heale 2019: Martin Heale, For the Solace of their Advanced Years. The Retirement of Monastic Superiors in Late Medieval England. In: The Journal of Medieval Monastic Studies 8, 2019, S. 143–167.

Hermann 2018: Hans-Georg Hermann, Die Spitalpfründe – Geistliche Wurzeln und bürgerliche Ausprägung. In: Artur Dirmeier (Hrsg.), Leben im Spital. Pfründner und ihr Alltag 1500–1800. Studien zur Geschichte des Spital-, Wohlfahrts- und Gesundheitswesens 12 (Regensburg 2018), S. 11–35.

Herzog/Müller 2003: Hermann M. Herzog/Johannes Müller (Hrsg./Übers.), *Ecclesiastica officia*. Gebräuchebuch der Zisterzienser aus dem 12. Jahrhundert. Quellen und Studien zur Zisterzienserliteratur 7 (Langwaden 2003).

Hoegger 1998: Peter Hoegger, Das ehemalige Zisterzienserkloster Marisstella in Wettingen. Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, Bd. 8: Der Bezirk Baden, Bd. 3 (Basel 1998).

Hope/Bilson 1907: William Henry St. John Hope/John Bilson, Architectural Description of Kirkstall Abbey. Thoresby Society Publications 16 (Leeds 1907).

Inglis 2021: Tamsin Heather Victoria Inglis, The Cistercian Infirmary in England, Wales, and Scotland in the Twelfth and Thirteenth Centuries. Lived Experience, Function, and Form. Master's Thesis (University of Exeter 2021, http://hdl.handle.net/10871/125192).

Jansen 1998: Virginia Jansen, The Architecture and Community of Medieval Monastic Dormitories. In: Studies in Cistercian Art and Architecture 5. Cistercian Studies Series 167 (Kalamzoo/Mich. 1998), S. 54–94.

Jenisch/Lindenmann-Merz 2023: Bertram Jenisch/Gaby Lindenmann-Merz, Das ehemalige Zisterzienserkloster Tennenbach bei Emmendingen. Zwischenstand zur Auswertung der archäologisch-geophysikalischen Prospektionen. In: Regnath 2023, S. 15–42.

Kalbaum 2014: Ulrike Kalbaum, Kirche und Baudenkmäler in Tennenbach. In: Werner Rösener/Heinz Krieg/Hans-Jürgen Günther (Hrsg.), 850 Jahre Zisterzienserkloster Tennenbach. Aspekte seiner Geschichte von der Gründung (1161) bis zur Säkularisation (1806). Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 59 (Freiburg/München 2014), S. 147–171.

Kaspar 1983: Norbert Kaspar, Kappel am Albis. Klosterbau aus einem Profanbau? In: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins 56/5, 1983, S. 34–39.

Kinder 2023: Terryl N. Kinder, Not So Vast a Solitude. Cistercians in Medieval Paris. In: John McNeill (Hrsg.), Paris. The powers that shaped the medieval city. The British Archaeological Association conference transactions 44 (London/New York 2023), S. 189–226.

Kling 2011: Angelika Kling, Die Abtskapelle im ehemaligen Kloster Pforta (Weimar 2011).

Kling 2013: Angelika Kling, Zu den Infirmerien der Zisterzienserklöster Walkenried, Pforta und Buch. In: architectura 43, 2013, S. 19–36.

Knapp 2007: Ulrich Knapp, Küchen im Kloster. Orte der Speisenzubereitung in Klöstern unter besonderer Berücksichtigung südwestdeutscher Beispiele. In: Ulrich Klein/Michael Jansen/Matthias Untermann (Hrsg.), Küche – Kochen – Ernährung. Archäologie, Bauforschung, Naturwissenschaften. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 19 (Paderborn/Heidelberg 2007), S. 95–106.

Knapp 2014: Ulrich Knapp, Latrinenanlagen in Klöstern. In: Olaf Wagener (Hrsg.), Aborte im Mittelalter und der Frühen Neuzeit. Bauforschung, Archäologie, Kulturgeschichte. Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 117 (Petersberg 2014), S. 247–256.

Knapp 2020: Ulrich Knapp, Die Zisterzienser und das Wasser. Unter besonderer Berücksichtigung der Abteien Bebenhausen, Maulbronn und Salem (Petersberg 2020).

Knapp 2023: Ulrich Knapp, Aspekte der Wasserwirtschaft bei den Zisterziensern. In: Regnath 2023, S. 103–132.

Koch/Schmidt 2013: Franziska Koch/Thomas Schmidt, Ergebnisse der Bauforschung und der restauratorischen Bestandsuntersuchung. In: Das Zisterzienserkloster Buch. Arbeitsbericht zur Bauforschung. Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen 9 (Markkleeberg 2013), S. 40–101.

Kosch 1991: Clemens Kosch, Wasserbaueinrichtungen in hochmittelalterlichen Konventsanlagen Mitteleuropas. In: Grewe 1991a, S. 87–146.

Kosch 1996: Clemens Kosch, Wasserbaueinrichtungen in hochmittelalterlichen Konventsanlagen. Eine Nachlese. In: Sennhauser 1996a, S. 69–84.

Kratzke 2005: Christine Kratzke, Bestatten – Gedenken – Repräsentieren. Mittelalterliche Sepulkraldenkmäler in Zisterzen. In: Jackie Hall/Christine Kratzke (Hrsg.), *Sepulturae cistercienses*. Sépulture, mémoire et patronage dans les monastères cisterciens au Moyen Âge (Burial, memorial and patronage in medieval cistercian monasteries; Grablegen, Memoria und Patronatswesen in mittelalterlichen Zisterzienserklöstern). Cîteaux, Commentarii Cistercienses. Studia et Documenta 14 (Brecht 2005), S. 9–25.

Leistikow 1967: Dankwart Leistikow, Hospitalbauten in Europa aus zehn Jahrhunderten. Ein Beitrag zur Geschichte des Krankenhauses (Ingelheim am Rhein 1967).

Liebert 2015: Thomas Liebert, Die historische Wasserführung der Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau. Bodenfunde, Baubestand und Schriftquellen als Spiegel der Wasserbaukunst des Ordens. Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 26 (Darmstadt 2015).

Lindenmann-Merz 2009: Gaby Lindenmann-Merz, Infirmarien – Kranken- und Sterbehäuser der Mönche. Eine architekturhistorische Betrachtung der Infirmariekomplexe nordenglischer Zisterzienserklöster. MittelalterStudien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens 19 (München 2009).

Lindenmann-Merz 2016: Gaby Lindenmann-Merz, Zur Deutung des sogenannten Eberbacher Hospitals als Infirmarie des Klosters. In: Denkmalpflege & Kulturgeschichte 4, 2016, S. 2–12.

Lindenmann-Merz 2023: Gaby Lindenmann-Merz, Zur Bedeutung von Infirmarien in hochmittelalterlichen Klosteranlagen. In: Regnath 2023, S. 91–94.

Lindenmann-Merz 2025: Gaby Lindenmann-Merz, Infirmarie – Herrenhaus – Ephorat. Struktur- und Funktionswandel im Nordosten der Klosteranlage. In: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg 2025, S. 302–333.

Lindenmann-Merz (im Druck, a): Gaby Lindenmann-Merz, *Cella – domus – ecclesia.* Remarks on the Architectural Evolution of Cistercian Infirmaries. In: Baud et al. (im Druck).

Lindenmann-Merz (im Druck, b): Gaby Lindenmann-Merz, Architecture of care and hospitality. Remarks on building structures of Cistercian infirmaries and guest lodgings based on examples from Germany and England. In: Borgna et al. (im Druck).

Loer 2025: Jakob Loer, Ein Mönch stirbt niemals allein. Zisterzienser-Krankenstationen und das Sterberitual. In: Cistercienser Chronik 2, 2025, S. 312–337.

McNeill 2020: John McNeill, Wenlock Priory. Red Guidebook, English Heritage (London 2020).

Mettler 1909: Adolf Mettler, Zur Klosteranlage der Zisterzienser und zur Baugeschichte Maulbronns. In: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. 18, 1909, S. 1–159.

Mettler 1936: Adolf Mettler, Neue Beiträge zur mittelalterlichen Baugeschichte des Klosters Maulbronn. In: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1934/35 (1936), S. 84–110.

Meyer zu Ermgassen 2015: Heinrich Meyer zu Ermgassen, Hospital und Bruderschaft. Gästewesen und Armenfürsorge des Zisterzienserklosters Eberbach in Mittelalter und Neuzeit. Mit Edition des Eberbacher Bruderschaftsbuchs von 1403. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 86 (Wiesbaden 2015).

Moorhouse/Wrathmell 1987: Stuart Moorhouse/Stuart Wrathmell (Hrsg.), Kirkstall Abbey, vol. 1: The 1950–64 Excavations: A Reassessment. West Yorkshire Archaeological Service, Wakefield (Leeds 1987).

Mula 2010: Stefano Mula, Herbert de Torrès et l'autoreprésentation de l'ordre cistercien dans les recueils d'*exempla*. In: Marie-Anne Polo De Beaulieu/Jacques Berlioz/Pascal Collomb (Hrsg.), Le Tonnerre des exemples. *Exempla* et médiation culturelle dans l'Occident médiéval (Rennes 2010), S. 187–199.

Nolte 2024: Cordula Nolte, Dis/ability History. Eine neue Perspektive auf die mittelalterliche Gesellschaft. In: Monika Fenn/Peter Riedel (Hrsg.), Perspektiven auf das Mittelalter (Frankfurt/M. 2024), S. 127–151.

Parsons Lillich 1998: Meredith Parsons Lillich (Hrsg.), Studies in Cistercian Art and Architecture 5. Cistercian Studies Series 167 (Kalamazoo/Mich. 1998).

Paxton 2005: Frederick S. Paxton, Death by Customaries at Eleventh-Century Cluny. In: Boynton/Cochelin 2005, S. 297–318.

Paxton/Cochelin 2013: Frederick S. Paxton/Isabelle Cochelin, The Death Ritual at Cluny in the Central Middle Ages. Le rituel de la mort à Cluny au Moyen Âge central. Disciplina Monastica 9 (Turnhout 2013).

Pauly 2007: Michel Pauly, *Peregrinorum, pauperum ac aliorum transeuntium receptaculum*. Hospitäler zwischen Maas und Rhein im Mittelalter. Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 190 (Stuttgart 2007).

Pieper 2015: Roland Pieper, Bauten für Kranke. Hospitäler und Leprosorien mittelalterlicher Städte im Mittelalter. In: Christoph Stiegemann (Hrsg.), *CARITAS*. Nächstenliebe von den frühen Christen bis zur Gegenwart. Katalog zu der Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn (Petersberg 2015), S. 216–233.

Regnath 2023: Johanna Regnath (Hrsg.), Die Zisterzienser und ihre Bauten. Neuere Forschungen zu Tennenbach und dem deutschen Südwesten. In: Alemannisches Jahrbuch 69/70, 2021/2022, S. 15–160.

Reinboth 1995: Fritz Reinboth, Infirmerien nord- und mitteldeutscher Zisterzienser-Klöster. In: Cistercienser Chronik 102, 1995, S. 19–25.

Robinson 2024: David M. Robinson, Buildwas Abbey. An Historiography and Analysis of the Buildings East of the Cloister, with Early Descriptions, Plans and Views (London 2024).

Rossel 1857: Karl Rossel (Hrsg.), Die Abtei Eberbach im Rheingau, 1. Lieferung: Das Refectorium (bisher sogenannte alte Kirche). Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung (Wiesbaden 1857).

Rüffer 1999: Jens Rüffer, *Orbis Cisterciensis*. Zur Geschichte der monastischen ästhetischen Kultur im 12. Jahrhundert. Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser 6 (Berlin 1999).

Rüffer 2008a: Jens Rüffer, Die Zisterzienser und ihre Klöster. Leben und Bauen für Gott (Darmstadt 2008).

Rüffer 2008b: Jens Rüffer, Refektorien – Zisterzienser und benediktinische Tradition. Anmerkungen zur Liturgie- und Funktionsgeschichte eines Raumes. In: Renate Oldermann/Ernst Badstübner (Hrsg.), Gebaute Klausur. Kennzeichen und stilistische Merkmale der mittelalterlichen Backsteinarchitektur im Norden Mitteleuropas. Funktion und Architektur mittelalterlicher Klosterräume. Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 52 (Bielefeld 2008), S. 43–62.

Rüffer 2016: Jens Rüffer, Kapitelsaal und Refektorium. Anmerkungen zu zwei Klausurbauten der Zisterzienser im europäischen Kontext. In: In situ. Zeitschrift für Architekturgeschichte 8, 2016, S. 153–162.

Rüffer 2017: Jens Rüffer, Funktionalität und Spiritualität. Die Wasserversorgung bei den Zisterziensern. In: Gerlinde Huber-Rebenich/Christian Rohr/Michael Stolz (Hrsg.), Wasser in der mittelalterlichen Kultur, Water in Medieval Culture. Gebrauch – Wahrnehmung – Symbolik, Uses, Perceptions and Symbolism (Berlin 2017), S. 242–254.

Rüffer 2018: Jens Rüffer, Zisterzienser, Zisterzienserinnen, B. Architektur, RDK Labor, 2018 (https://rdklabor.de/w/?oldid=107079, letzter Zugriff 10.12.2024).

Schmitt 2010: Reinhard Schmitt, Das sogenannte Abtshaus des Klosters Posa bei Zeitz. In: Peter Sachenbacher/Hans-Jürgen Beier (Hrsg.), Gera und das nördliche Vogtland im hohen Mittelalter. Beiträge zur Frühgeschichte und zum Mittelalter Ostthüringens (Langenweissbach 2010), S. 121–142.

Schneider et al. 1974: Ambroisus Schneider/Adam Wienand/Wolfgang Bickel/Ernst Coester, Ernst (Hrsg.), Die Cistercienser. Geschichte, Geist, Kunst (Köln 1974).

Schöneweiss 2021: Tobias Schöneweiss, Die Architektur zisterziensischer Wirtschaftsbauten. Vita regularis. Ordnungen und Deutungen religiösen Lebens im Mittelalter. Abhandlungen 65 (Berlin 2021).

Schumann 2016: Dirk Schumann, Vom klösterlichen Infirmarium und Abtshaus zur sächsischen Nebenresidenz. Bauarchaologische Ergebnisse am Schloss Doberlug. In: Thomas Drachenberg (Hrsg.), Zisterzienserkloster und Schlossanlage Dobrilugk/Doberlug. Geschichte – Forschung – Denkmalpflege, Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseum 35 (Berlin 2016), S. 140–169.

Schurr 2018: Marc Carel Schurr, Die französische Gotik und die deutschen Hallenkirchen des 13. und 14. Jahrhunderts. In: Stiegemann 2018, S. 274–289.

Seiler 2001: Roger Seiler, «Für die kranken Brüder werde ein eigener Raum bestimmt ...» Klosterinfirmarien des hohen Mittelalters. Züricher medizingeschichtliche Abhandlungen 291 (Dietikon 2001).

Sennhauser 1990: Hans Rudolf Sennhauser, Das Kloster Kappel im Mittelalter. Bemerkungen zur Klosterkirche und zur Klosteranlage. In: Peter Eggenberger/Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Zisterzienserbauten in der Schweiz. Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 2: Männerklöster (Zürich 1990), S. 85–126.

Sennhauser 1996a: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster. Internationales Symposium 26.9.–1.10.1995 in Zurzach und Müstair, im Zusammenhang mit den Untersuchungen im Kloster St. Johann zu Müstair. Acta 1 (Zürich 1996).

Sennhauser 1996b: Hans Rudolf Sennhauser, Klosterbäder. In: Sennhauser 1996a, S. 189–194.

Signori 2012: Gabriela Signori, Zelle oder Dormitorium? Klösterliche Raumvisionen im Widerstreit der Ideale. In: In situ. Zeitschrift für Architekturgeschichte 4, 2012, S. 55–68.

Sonntag 2008: Jörg Sonntag, Klosterleben im Spiegel des Zeichenhaften. Symbolisches Denken und Handeln hochmittelalterlicher Mönche zwischen Dauer und Wandel, Regel und Gewohnheit. Vita regularis, Abhandlungen 35 (Münster 2008).

Sonntag 2016: Jörg Sonntag (Hrsg.), *Sermones in Regulam s. Benedicti*. Ein zisterziensischer Regelkommentar aus Pontigny. Vita Regularis, Editionen 6 (Münster 2016).

Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg 2025: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hrsg.), UNESCO-Welterbe Kloster Maulbronn: Neue Forschungen und Perspektiven (Ubstadt-Weiher 2025).

Stiegemann 2018: Christoph Stiegemann (Hrsg.), Gotik. Der Paderborner Dom und die Baukultur des 13. Jahrhunderts in Europa. Katalog zur Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn (Petersberg 2018).

Tilgner 1998: Hilmar Tilgner, Armarium und Bibliotheksbau. Die Bibliotheksräume im Zisterzienserkloster Eberbach vom 12. Jahrhundert bis 1810. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 23, 1998, Heft 2, S. 175–202.

Tilgner 2011: Hilmar Tilgner, Eberbach. Bau- und Kunstgeschichte. In: Friedhelm Jürgensmeier/Regina E. Schwerdtfeger (Hrsg.), Die Mönchs- und Nonnenklöster der Zisterzienser in Hessen und Thüringen. Germania Benedictina 4 (München 2011), Bd. 1, S. 497–538.

Uelsberg et al. 2017: Gabriele Uelsberg at al. (Hrsg.), Die Zisterzienser. Das Europa der Klöster. Begleitbuch zur Ausstellung am LVR-Landesmuseum Bonn (Darmstadt 2017).

Untermann 2001: Matthias Untermann, Forma Ordinis. Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser. Kunstwissenschaftliche Studien 89 (München/Berlin 2001).

Untermann 2017: Matthias Untermann, Forma Ordinis sichtbar gemacht. Mittelalterliche Formdebatten in der Zisterzienserarchitektur. In: Georg Mölich/Norbert Nussbaum/Harald Wolter-von dem Knesebeck (Hrsg.), Die Zisterzienser im Mittelalter. Neue Perspektiven auf Formierung, Ausbreitung und Manifestationen eines Ordens (Köln 2017), S. 65–84.

Untermann 2023a: Matthias Untermann, Beobachtungen zur Einordnung der Architektur und Bauskulptur. In: Elisabeth Rüber-Schütte (Hrsg.), Das Prämonstratenserstift Jerichow. Neue Forschungen zu Geschichte, Archäologie, Bau- und Kunstgeschichte. Kleine Hefte zur Denkmalpflege 20 (Halle 2023), S. 113–220.

Untermann 2023b: Matthias Untermann, Das Langhaus von St. Godehard. Eine funktionslose Säulenbasilika mit Pfeilern. In: Gerhard Lutz/Angela Weyer (Hrsg.), 850 Jahre St. Godehard in Hildesheim. Kirche, Kloster, Ausstattung. Schriften des Hornemann Instituts 23 (Petersberg 2023), S. 138–151.

Untermann 2024: Matthias Untermann (Hrsg.), Die Kirche des Zisterzienserklosters Maulbronn. Die Ostteile. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 20, 3 Bde. (Ostfildern 2024).

Uhrmacher 2011: Martin Uhrmacher, Lepra und Leprosorien im rheinischen Raum vom12. bis zum 18. Jahrhundert. Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte 8, Publications du CLUDEM 36 (Trier 2011).

Victoir 2015 : Géraldine Victoir, La polychromie de l'ancienne infirmerie d'Ourscamp (Oise). In: André Bergmans/Irene Hans-Collas (Hrsg.), Muurschilderkunst, Wandmalerei, Peinture Murale, en l'honneur de Walter Schudel. Gentse Bijdragen tot de Interieurgeschiedenis, Interior History, 38 (Leuven 2015), S. 29–49.

Waddell 1990: Chrysogonus Waddell, Le culte et les reliques de Saint Bernard de Clairvaux. In: Léon Pressouyre/Terryl N. Kinder (Hrsg.), Saint Bernard et le monde Cistercien. Ausst.-Kat. CNMHS (Paris 1990), S. 140–148.

Wagner 2013: Stefanie Wagner, Von der Infirmerie zum Amtshaus. Zur Bau- und Nutzungsgeschichte des Amtshauses im Zusammenhang mit dem südlichen Ostflügel der Klausur im Kloster Chorin. In: Marcus Cante (Hrsg.), Zisterzienserkloster Chorin. Geschichte, Forschung, Denkmalpflege, Forschungen und Berichte zur Denkmalpflege im Land Brandenburg 15, (Worms 2013), S. 83–101.

Winkler 1992: Gerhard B. Winkler, Bernhard von Clairvaux. Sämtliche Werke, Bd. 2: Traktate und Briefe 1–180 (Innsbruck 1992).

Wittwar 2017: Klaus-Peter Wittwar, Das ehemalige Zisterzienserkloster Pforte. Neueste Befunde zur Funktionsweise der Klausurgebäude und der Infirmarie. In: Elisabeth Rüber-Schütte (Hrsg.), Vom Leben in Kloster und Stift. Wissenschaftliche Tagung zur Bauforschung im mitteldeutschen Raum vom 7. bis 9. April 2016 im Kloster Huysburg, Reinhard Schmitt gewidmet. Arbeitsberichte des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt 13 (Halle 2017), S. 380–394.

Zettler 1988: Alfons Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen – Schriftquellen – St. Galler Klosterplan. Archäologie und Geschichte, Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 3 (Sigmaringen 1988).

Zettler 2014: Alfons Zettler, Infirmerie und Noviziat. Anmerkungen zu den Ergebnissen einer geophysikalischen Prospektion (2004) im Areal des ehemaligen Klosters Reichenau. In: Hans-Jürgen Beier (Hrsg.), Altes und Neues – vom Museum in den Landtag. Festschrift für Volker Schimpff zum sechzigsten Geburtstag. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 76 (Langenweißbach 2014), S. 243–252.

Zettler (im Druck): Alfons Zettler, The medical facilities and the *domus infirmorum* on the plan of Saint Gall. In: Baud et al. (im Druck).

Zichi/Fois/Mula 2017: Giancarlo Zichi/Graziano Fois/Stefano Mula (Hrsg.), Herberti Turritani. Liber visionum et miraculorum Clarevallensium. Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis 277 (Turnhout 2017).

Zimmermann 1973: Gerd Zimmermann, Ordensleben und Lebensstandard. Die Cura Corporis in den Ordensvorschriften des abendländischen Hochmittelalters. Beiträge zur Geschichte des Alten Mönchtums und des Benediktinerordens 32, 2 Teile (Münster 1973).

Zu den Autorinnen und Autoren

Christoph Baur ist Archäologe mit Schwerpunkt auf Archäologie der Bronze- und Eisenzeit sowie des Frühmittelalters im südmitteleuropäischen Raum. Er studierte Ur- und Frühgeschichte/Mittelalter- und Neuzeitarchäologie sowie Provinzialrömische Archäologie in Innsbruck und Graz, danach war er neben einer Assistenz als freischaffender Ausgrabungsleiter in Österreich, Italien und Nordafrika tätig, u. a. leitend als Grabungstechniker bei den Ausgrabungen des DAI in Karthago. Seit 2024 ist er Leiter des Fachbereichs Bau-/Bodenforschung beim Archäologischen Dienst Graubünden.

Markus C. Blaich studierte in Mainz, Freiburg und Marburg, 2002 wurde er promoviert. Seit 2015 ist er Referent für Archäologie des Mittelalters und Bauforschung am Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege und stellvertretender Leiter der Abteilung Archäologie. Daneben lehrt er seit 2015 an der Universität Heidelberg, 2022 erfolgte ebendort die Habilitation.

Lars Blöck hat in Freiburg i. Br. und Rom Archäologie studiert. Seit 2015 arbeitet er bei der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz als Archäologe und Landesnumismatiker in Trier. Forschungsschwerpunkte sind neben numismatischen Themen die Siedlungsarchäologie von der späten Eisenzeit bis ins Mittelalter in Südwestdeutschland und den Nachbarregionen.

Patrick Cassitti ist Archäologe mit Schwerpunkt auf Mittelalter- und Neuzeitarchäologie. Seit 2025 ist er Leiter des Bereichs Wissenschaft und Vermitteln des Archäologischen Dienstes Graubünden. 2015–2024 war er wissenschaftlicher Leiter der Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair und als Akademischer Rat an der Universität Bamberg tätig. Dort habilitierte er sich 2018, nachdem er 2011 an der Universität Innsbruck promoviert worden war. Cassitti lehrt als Privatdozent für Mittelalter- und Neuzeitarchäologie an der Universität Bamberg.

Georges Descœudres ist emeritierter Ordinarius für Kunstgeschichte des Mittelalters und Archäologie der Spät- und Nachantike an der Universität Zürich. Er hat an diversen Ausgrabungen in der Schweiz und in Ägypten teilgenommen, darunter in der ägyptischen Mönchsiedlung Kellia. Die monastische Architektur und Spiritualität sind bis heute ein Schwerpunkt seiner Forschungen.

Guido Faccani studierte Kunst- und Kirchengeschichte sowie Numismatik an der Universität Zürich, wo er auch promoviert wurde. Seit 1997 ist er als selbständiger Archäologe mit Projekten in der Schweiz, Liechtenstein, Italien, Österreich und Deutschland tätig; die thematischen Schwerpunkte bilden dabei die Kirchenarchäologie und die Bauplastik, jeweils mit Fokus auf dem ersten Jahrtausend.

Elias Flatscher studierte Mittelalterarchäologie in Innsbruck und Bamberg, wo er 2017 promoviert wurde. Seit 2018 ist er Post-Doc-Assistent für Mittelalterarchäologie an der Universität Zürich, parallel von 2019 bis 2026 mit der Auswertung der Grabung Basel Stadtcasino für die archäologische Bodenforschung Basel-Stadt betraut. Seine Forschungsschwerpunkte sind Burgen, Stadtarchäologie, Spitäler in der Frühen Neuzeit sowie Bettelordensklöster.

Moritz Foth studierte Ur- und Frühgeschichte, Archäologie des Mittelalters und Naturwissenschaftliche Archäologie an der Universität Tübingen. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Stipendiat der Wüstenrot Stiftung und promoviert über die Altgrabungen in Unterregenbach. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Kirchen-, Siedlungs- und Landschaftsarchäologie des Frühmittelalters.

Sauro Gelichi war zunächst als «Ispettore archeologo medievista» in der Soprintenza Archeologica dell'Emilia Romagna tätig und später als Professor für Mittelalterarchäologie an den Universitäten Pisa, Venedig (Ca' Foscari) und Padua. Er ist und war an mehreren Grabungsprojekten in Italien und im Nahen Osten beteiligt. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Siedlungsgeschichte (städtisch und ländlich) sowie die materielle Kultur des Mittelalters. Er ist Mitglied der Accademia dei Lincei und verantwortlicher Herausgeber der Zeitschrift «Archeologia Medievale».

Olaf Goldstein studierte Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters an den Universitäten Münster und Tübingen. Er ist Fachreferent für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit am Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Sakralarchäologie des Frühmittelalters und der Stadtentwicklung im Hochmittelalter.

Jürg Goll ist Kunsthistoriker und Mittelalterarchäologe, Dr. phil. und Honorarprofessor an der Donau-Universität Krems. Bis 2014 leitete er die archäologischen Forschungen im Kloster St. Johann in Müstair und richtete 2004 dort eine Bauhütte als Koordinationsstelle zwischen allen an der Restaurierung der Müstairer Klosteranlage beteiligten Stellen ein.

Vera Henkelmann ist Kunsthistorikerin und Associate Fellow am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt und an der Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte (FOVOG) der TU Dresden sowie Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Staatlichen Museen Berlin. Ihr besonderes Interesse gilt dem Licht, Lichtgebrauch und Lichtgerät des Mittelalters im Kontext von Sakralraum und Ausstattung, Liturgie und Frömmigkeitspraxis.

Sophie Hüglin ist Mittelalter- und Neuzeitarchäologin und war 2002–2014 für die Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt tätig. Sie hat mit Stipendien in Newcastle upon Tyne und Müstair europaweit zum Thema mechanische Mörtelproduktion im Mittelalter geforscht. Derzeit ist sie Lehrbeauftragte an der Universität Heidelberg.

Viktoria Imhof studierte Europäische Kunstgeschichte sowie Christentum und Kultur an der Universität Heidelberg. Im Anschluss daran absolvierte sie ein Volontariat an den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim. Seit 2018 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kunstgeschichtlichen Institut in Marburg und promoviert zu mittelalterlichen Doppelklöstern im deutschsprachigen Raum.

Carola Jäggi ist Kunsthistorikerin und Archäologin mit Schwerpunkt im frühen Christentum und Mittelalter. 2002–2013 war sie Inhaberin des Lehrstuhls für Christliche Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Erlangen, seit 2013 ist sie als Nachfolgerin von Georges Descœudres Ordinaria für Kunstgeschichte des Mittelalters sowie Archäologie der Spät- und Nachantike an der Universität Zürich.

Justyna Kamińska hat Kunstgeschichte, Italienische Philologie sowie Kunst und Kulturerbe studiert. Seit 2020 ist sie als wissenschaftliche und technische Referentin an der Jagiellonen-Universität Krakau tätig und wurde dort 2024 mit ihrer Dissertation zum Thema «Die Architektur der Dominikanerkirche und des Dominikanerklosters in Sandomierz» promoviert.

Marlene Kleiner studierte Kunstgeschichte und Interdisziplinäre Mittelalterstudien an der Universität Heidelberg und promovierte an der Universität zu Köln über den Steinbaubetrieb zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Aktuell ist sie im Rahmen eines Kooperationsprojekts mit dem Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg als Projektleiterin für die Inventarisation der Kleindenkmale im Rhein-Neckar-Kreis zuständig.

Sandra Kriszt ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Europäische Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg (Projekt «Magdeburg – Dom und Domplatz»). Sie wurde 2019 mit einer Arbeit zur Baugeschichte von St. Peter in Reichenau-Niederzell promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind früh- und hochmittelalterliche Klosterstrukturen sowie sakrale und profane Residenzarchitektur.

Kristina Krüger ist Kunsthistorikerin und Bauarchäologin mit Arbeits- und Forschungsschwerpunkt in der früh- und hochmittelalterlichen Architektur. Sie war unter anderem bei der LWL-Archäologie für Westfalen in Münster an Projekten zur Baugeschichte des Westbaus der Corveyer Klosterkirche sowie an der Universität Heidelberg im Rahmen des SFB «Materiale Textkulturen» angestellt; derzeit arbeitet sie beim Archäologischen Dienst Graubünden am SNF-Projekt «Müstair – die Klosteranlage des 11. Jahrhunderts».

Gaby Lindenmann-Merz studierte Europäische Kunstgeschichte und Anglistik an der Universität Heidelberg und der University of Stirling/Schottland; sie war Stipendiatin des Graduiertenkollegs am Institut zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens an der Universität Paderborn und wurde 2007 in Heidelberg mit einer Arbeit zu nordenglischen Infirmariegebäuden der Zisterzienser promoviert. Es folgten Stationen an verschiedenen Denkmalämtern sowie freiberufliche Tätigkeiten im Bereich der Bau- und Ordensgeschichte in Zusammenarbeit mit öffentlichen, staatlichen und universitären Einrichtungen.

Clemens Ludwig studierte 2012–2019 Ur- und Frühgeschichte, Christliche Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Göttingen. Seit 2022 ist er Fachbetreuer für Informationssysteme im Bereich Archäologie am Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Klosterarchäologie sowie im GIS-/Geodatenmanagement.

Hans Neukom studierte Elektrotechnik an der ETH Zürich mit Diplom-Abschluss 1968. Er war beruflich in der Informatik in Beratungsunternehmen und Banken tätig. Nach seiner Pensionierung studierte er Kunstgeschichte und Mittelalterarchäologie an der Universität Zürich, wo er 2015 mit der Auswertung der Grabungen von 1976 bis 1997 im Westhof des Klosters St. Johann in Müstair promoviert wurde.

Bernd Nicolai ist Kunst- und Architekturhistoriker; nach Tätigkeiten in Berlin, Edinburgh und Istanbul war er 1999–2005 Professor für Kunstgeschichte des Mittelalters in Trier und danach bis zu seiner Emeritierung 2023 Ordinarius für Architekturgeschichte und Denkmalpflege an der Universität Bern. 2022–2024 war er Leiter des Kompetenzzentrums SAVAIR in Müstair. Seine Schwerpunkte liegen unter anderem in der mittelalterlichen Architektur- und Ordensgeschichte.

Martin Peter Schindler studierte Ur- und Frühgeschichte, Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Zürich, wo er auch promoviert wurde. Er war Mitglied des Istituto Svizzero di Roma und ist seit 1999 Kantonsarchäologe des Kantons St. Gallen mit breitem Fokus auf der Archäologie des Kantons durch alle Zeiten.

Matthias Untermann studierte Kunstgeschichte, Mittelalterliche Geschichte und Klassische Archäologie in Köln und Zürich. Nach seiner Promotion 1984 wurde er Mitarbeiter am Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Referat Archäologie des Mittelalters, in Stuttgart und Freiburg. 1998 erfolgte die Habilitation in Freiburg, 2000–2025 war er Professor für Europäische Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. Er forscht insbesondere zur mittelalterlichen Urbanistik, zu Bauten der geistlichen Gemeinschaften des Mittelalters sowie zu den UNESCO-Welterbestätten Reichenau, Lorsch, SchUM und Maulbronn.